

N12<517738964 021



ubTÜBINGEN









# Ordens- Korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

*J.R.*

- |                         |  |
|-------------------------|--|
| Papst Johannes Paul II. | Zeugnis für das kommende Reich                                 |
| K. Hemmerle             | Werde auf der Stelle heilig                                    |
| L. Bertsch              | Wie begegnen wir der missionarischen Situation in Deutschland? |
| H. Schneider            | Franziskanischer Lebensstil: Alternativ und solidarisch?       |
| P. Joeriben             | Die Zisterzienser – Eine Ausstellung in Aachen                 |
| H. Grenz                | Zur Krankenversicherung von Ordensmitgliedern                  |
| G. Oppinger             | Die Rentenversicherung der Ordensmitglieder                    |

*058  
H43*

Organ der deutschen Ordensobern-Vereinigungen

22. Jahrgang 1981 · Heft 1

Ausgabeort Köln

*2*

*2A 5168*

05. MARZ 1981

# ORDENSKORRESPONDENZ

## Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Begründet von Dr. Josef Flesch CSSR

Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO), der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -kongregationen Deutschlands (VOB) und der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) von Dr. Karl Siepen CSSR.

### INHALT

Papst Johannes Paul II.	Zeugnis für das kommende Reich Predigt zum Thema Orden am 18. 11. 1980 in Altötting	1
Klaus Hemmerle	Werde auf der Stelle heilig	8
Theodor Schnitzler	Vom Apostelstift der deutschen Brüderorden	11
Ludwig Bertsch	Wie begegnen wir der missionarischen Situation in Deutschland?	13
Herbert Schneider	Franziskanischer Lebensstil: Alternativ und solidarisch?	25
Peter Joerißen	Die Zisterzienser – Eine Ausstellung in Aachen	28
Zu Fragen der Kranken- und Rentenversicherung		34
Horst Grenz	Zur Krankenversicherung von Ordensmitgliedern in gesetzlichen Krankenkassen	35
Gottfried Oppinger	Die Rentenversicherung der Ordensmitglieder	46
Josef Pfab	Mitteilungen der OK	53
Neue Bücher	Bericht	82
	Besprechungen	86
	Hinweise	104
	Eingesandte Bücher	117

# Ordenskorrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ZWEIUNDZWANZIGSTER JAHRGANG 1981

BEGRÜNDET VON P. DR. JOSEF FLESCH CSSR

HERAUSGEGEBEN  
IM AUFTRAG DER DEUTSCHEN ORDENSOBERN-VEREINIGUNGEN  
VON DR. KARL SIEPEN CSSR

Als Manuskript gedruckt



### ORDENSKORRESPONDENZ

Organ der deutschen Ordensoberrn-Vereinigungen

Schriftleiter: Dr. Karl Siepen CSSR, Generalsekretär der VDO

Die ORDENSKORRESPONDENZ erscheint viermal im Jahr.

Bestellungen nur durch die Schriftleitung, Kieler Straße 35, 5000 Köln 80.

Druck und Auslieferung: Wienand Verlag, Köln

2

Z A 5168

## INHALT DES 22. JAHRGANGES

### ABHANDLUNGEN UND REFERATE

<i>Adams, Ursula</i> : Gäste an Klosterpforten	161
<i>Bertsch, Ludwig</i> : Wie begegnen wir der missionarischen Situation in Deutschland?	13
<i>Faller, Ansgar</i> : Satzungsreform in den Ordensgemeinschaften	175
<i>Festing, Heinrich</i> : Der geistige Stand der Jugend in Deutschland	377
<i>Frielingsdorf, Karl</i> : Religiöse Persönlichkeitsbildung im Noviziat	304
<i>Grenz, Horst</i> : Zur Krankenversicherung von Ordensmitgliedern in gesetzlichen Krankenkassen	35
<i>Hemmerle, Bischof Klaus</i> : Werde auf der Stelle heilig	8
<i>Joerßen, Peter</i> : Die Zisterzienser – Eine Ausstellung in Aachen	28
<i>Oppinger, Gottfried</i> : Die Rentenversicherung der Ordensmitglieder	46
<i>Oppinger, Gottfried</i> : Die Rechtsstellung der Ordensmitglieder	181
<i>Polag, Athanasius</i> : Der Auftrag der geistlichen Führung	420
<i>Scherer, Josef</i> : Zusammenarbeit zwischen Ordensmännern und Ordensfrauen	166
<i>Scheuermann, Audomar</i> : Wesentliche Komponenten des Ordenslebens	293
<i>Schneider, Herbert</i> : Franziskanischer Lebensstil: Alternativ und solidarisch?	25
<i>Schneider, Herbert</i> : Zur Motivation und Wertorientierung des jungen Ordenschristen	301
<i>Schnelle, Otto</i> : Die Spiritualität des heiligen Vinzenz von Paul	143
<i>Schnitzler, Theodor</i> : Vom Apostelstift der deutschen Brüderorden	11
<i>Schulz, Anselm</i> : Auftrag und Verantwortung des Obern für das geistliche Leben in Gemeinschaft	121
<i>Schulz, Anselm</i> : Unter der Führung des Evangeliums	402
<i>Waldenfels, Hans</i> : Die Gotteserfahrung im Horizont heutiger Welterfahrung	430
<i>Warning, Hildemar</i> : Missionarisches Pfingsttreffen in Mainz vom 2. bis 6. Juni 1981	314
<i>Weist, M. Edeltrud</i> : Gegenseitige Hilfe von Ordensmännern und Ordensfrauen in der Mission	169

### DOKUMENTATION

<i>Papst Johannes Paul II.</i> : Zeugnis für das kommende Reich	1
<i>Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute</i> : Zwei Dokumente zum Ordensleben vom 12. August 1980:	249
Das Ordensleben und die Förderung des Menschen	251
Die kontemplative Dimension des Ordenslebens	276

## MITTEILUNGEN DER ORDENSKORRESPONDENZ

(zusammengestellt und bearbeitet von Josef Pfab)

Verlautbarungen des Hl. Vaters	53, 189, 318, 446
Attentat auf den Papst	320
Aus dem Bereich der Behörden des Apostolischen Stuhles	67, 193, 320, 447
Aus dem Bereich der Ordensobernvereinigungen	70, 196, 325, 453
Nachrichten aus den Ordensverbänden	70, 198, 326
Kontaktgespräch zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der VDO	205
Deutsche Bischofskonferenz	72, 328
Verlautbarungen der deutschen Bischöfe	72, 209, 330, 454
Bischofssynode 1980	61
Eucharistischer Weltkongreß	447
Aus dem Bereich der deutschen Diözesen	77, 210, 456
Kirchliche Berufe	77, 211, 338
Mission	78, 211, 339, 457
Ökumenismus	211, 457
Nachrichten aus dem Ausland	340, 457
Staat und Kirche	78, 211, 340, 460
Personalnachrichten	80, 213, 344, 465
Statistik	466

## NEUE BÜCHER

### a) Berichte

<i>Giesen, Heinz</i> : Hinführungen und Hilfen für den Umgang mit der Heiligen Schrift	216
<i>Jockwig, Klemens</i> : Predigt und Lebensvollzug	82
<i>Lippert, Peter</i> : Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft	468
<i>Müller, Heinz Joachim</i> : „Frei in Christus“	346

### b) Besprechungen

<i>Bamberg, Corona</i> : Unter Führung des Evangeliums (P. Lippert)	87
<i>Barth, Hans-Martin</i> : Wie ein Segel sich entfalten (K. Jockwig)	349
<i>Boekolt, Peter</i> : Das Geheimnis der Eucharistie in der kirchlichen Rechtsordnung (R. Henseler)	486
<i>Böckmann, Aquinata</i> : Prüfstein der Armut (P. Lippert)	471
<i>Boff, Leonardo</i> : Die Neuentdeckung der Kirche (P. Lippert)	94
<i>Bohren, Rudolf</i> : Geist und Gericht (K. Jockwig)	354
<i>Bommer, Josef</i> : Versöhnung als Befreiung (J. Schmitz)	482
<i>Bouman, Gijs</i> : Paulus und die anderen (H. Giesen)	231
<i>Brauer, Arik</i> : Die Pessach-Haggadah (J. Schmitz)	360
<i>Brico, Rex</i> : Taizé (P. Lippert)	87
<i>Brinkmann, Josef</i> : Toleranz in der Kirche (J. Römelt)	95
<i>Büchler, Bernward</i> : Die Armut der Armen (P. Lippert)	471
<i>Bungert, Alfons</i> : 50mal angesprochen (K. Jockwig)	485

<i>Busch, Christiane</i> : Gemeinde gemeinsam entdecken (F. K. Heinemann)	480
<i>Crenshaw, James L.</i> : Gerhard v. Rad (F. K. Heinemann)	97
<i>Deuser, Hermann</i> : Dialektische Theologie (S. Hammer)	481
<i>Dietch, Wolfgang</i> : Provokation der Person (S. Hammer)	353
<i>Dizionario degli Institute de Perfezione, Band 5:</i> Monachesimo urbano – Pinzoni (P. Lippert)	349
<i>Dobraczynski, Jan</i> : . . . nimm das Kind und seine Mutter (M. Hugoth)	222
<i>Donner, Herbert</i> : Pilgerfahrt ins Heilige Land (F. K. Heinemann)	96
<i>Edelmann, Walter</i> : Entwicklungspsychologie (S. Hammer)	103
<i>Eigenmann, Urs – Leimgruber, Stefan</i> : Firmung – eine Brücke ins Leben (J. Schmitz)	233
<i>Elliot, Lawrence</i> : Johannes XXIII. (M. Hugoth)	350
<i>Engelke, Ernst</i> : Sterbenskranke und die Kirche (M. Hugoth)	357
<i>Erfahrungen mit dem Bußsakrament</i> . Hg. K. Baumgartner (H. J. Müller)	103
<i>Erfahrungsbezogene Ethik</i> . Festschrift für Johannes Messner zum 90. Geburtstag. Hrsg. v. Valentin Zsifkovits und Rudolf Weiler (J. Endres)	488
<i>Fenneberg, Rupert und Wolfgang</i> : Das Leben Jesu im Evangelium (H. Giesen)	231
<i>Frey, Christopher</i> : Arbeitsbuch Anthropologie (K. Jockwig)	354
<i>Friemel, Franz Georg</i> : Fürbitten (J. Schmitz)	484
<i>Fries, Heinrich</i> : Glaube und Kirche im ausgehenden 20. Jahrhundert (P. Lippert)	227
<i>Geist und Geistesgaben</i> . Hg. Anton Rotzetter (P. Lippert)	348
<i>Glöckner, Richard</i> : Biblischer Glaube ohne Wunder? (H. Giesen)	100
<i>Göllner, Reinhard – Görtz, Heinz-Jürgen – Kienzler, Klaus</i> : Einladung zum Glauben (V. Hahn)	90
<i>Gründel, Johannes</i> : Normen im Wandel (P. Lippert)	482
<i>Graef, Hilda</i> : Edith Stein (M. Hugoth)	220
<i>Greshake, Gisbert – Lohfink, Gerhard</i> : Naherwartung – Auferstehung – Unsterblichkeit (V. Hahn)	226
<i>Gruss, Heribert</i> : Transzendenzerkenntnis im phänomenologischen Ansatz (S. Hammer)	93
<i>Gurardini, Romano</i> : Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns (S. Hammer)	359
<i>Günther, Hans Werner</i> : Der Nah- und Enderwartungshorizont der Apokalypse des heiligen Johannes (H. Giesen)	352
<i>Haag, Herbert</i> : Das Buch des Bundes (F. K. Heinemann)	475
<i>Haag, Herbert</i> : Du hast mich verzaubert (G. Gnandt)	232
<i>Häring, Hermann</i> : Was bedeutet Himmel? (P. Hahn)	480
<i>Hasenhüttl, Gotthold</i> : Kritische Dogmatik (V. Hahn)	92
<i>Hemmerle, Klaus</i> : Christus nachgehen (P. Lippert)	89
<i>Holzherr, Georg</i> : Die Benediktusregel (P. Lippert)	219
<i>Hünermann, Peter</i> : Wort in Worten (K. Jockwig)	484
<i>Jeremias, Joachim</i> : Die Sprache des Lukasevangeliums (H. Giesen)	98
<i>Jerusalem, du schöne</i> . . . Hg. Schlomo S. Gafni – v. d. Heyden, A. (F. K. Heinemann)	474
<i>Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert</i> Hg. Heinrich von Fries und Georg Schwaiger (V. Hahn)	225
<i>Kenyon, Kathleen M.</i> : Die Bibel im Licht der Archäologie (F. K. Heinemann)	229
<i>Kirschschläger, Walter</i> : Schriftverständnis leicht gemacht (F. K. Heinemann)	97
<i>Klassiker der Meditation</i> , Bruder Klaus von Flüe, übersetzt und kommentiert von Anselm Keel (K. H. Ossenbühl)	473

<i>Klausnitzer, Wolfgang</i> : Päpstliche Unfehlbarkeit bei Newman und Döllinger (V. Hahn)	93
<i>Klein, Adolf</i> : Der Dom zu Köln (F. K. Heinemann)	236
<i>Klessmann, Michael</i> : Identität und Glaube (P. Lippert)	228
<i>Klueting, Harm</i> : Die Säkularisation im Herzogtum Westfalen 1802–1834 (P. Revermann)	58
<i>Korsch, Dieter</i> : Der Grund der Freiheit (S. Hammer)	353
<i>Krämer, Heinz Michael</i> : Eine Sprache des Leidens (M. Hugoth)	362
<i>Krämer, Peter – Mohr, Johannes</i> : Charismatische Erneuerung der Kirche (P. Lippert)	221
<i>Krīnėtzki, Gūnter</i> : Jakob und wir (F. K. Heinemann)	476
<i>Kuschel, Karl-Josef</i> : Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (M. Hugoth)	361
<i>Kussāther, Helmut</i> : Was ist gut und böse (S. Hammer)	102
<i>Larsen, Egon</i> : Amnesty International (K. H. Ossenbühl)	487
<i>Lauterbacher, Franz</i> : Neues Andachtsbuch (J. Schmitz)	235
<i>Leges Ecclesiae post Codicem juris editae</i> . Hg. X. Ochoa (R. Henseler)	485
<i>Ein Leib und ein Geist werden in Christus</i> . Schreiben über die Eucharistie Papst Johannes Pauls II. (J. Römelt)	233
<i>Lexikon christlicher Kunst</i> , erarb. von Jutta Seibert (J. Schmitz)	360
<i>Lichtenberger, Hermann</i> : Studien zum Menschenbild in Texten der Qumrangemeinde (H. Giesen)	232
<i>Lips von, Hermann</i> : Glaube – Gemeinde – Amt (H. Giesen)	98
<i>Lüdemann, Gerd</i> : Paulus, der Heidenapostel (H. Giesen)	351
<i>Maas Dr., C.</i> : Affektivität und Zölibat (H. J. Müller)	96
<i>Maas, Wilhelm</i> : Gott und die Hölle (H. Giesen)	100
<i>Maier, Hans</i> : Kirche, Wirklichkeit und Kunst (M. Hugoth)	359
<i>Maximilian Kolbe</i> : Essay von Nigg, Walter (M. Hugoth)	221
<i>Menke, Karl-Heinz</i> : Vernunft und Offenbarung nach Antonio Rosmini (S. Hammer)	224
<i>Merton, Thomas</i> : Keiner ist eine Insel (M. Hugoth)	90
<i>Meiz, Johann-Baptist</i> : Jenseits bürgerlicher Religion (P. Lippert)	227
<i>Motyka, Gustl</i> : Kloster Speinshard (P. Lippert)	87
<i>Müller, Heinz Joachim</i> : Mut zur Familie (P. Lippert)	
<i>Multhaupt, Hermann</i> : Glaubensspuren (M. Hugoth)	222
<i>Nikodim, Metropolit von Leningrad und Nowgorod</i> : Johannes XXIII. – ein unbequemer Optimist (M. Hugoth)	350
<i>Nützel, Johannes M.</i> : Jesus als Offenbarer Gottes (P. Giesen)	477
<i>Petuchowski, Jakob J.</i> : Die Stimme vom Sinai (F. K. Heinemann)	477
<i>Pieper, Josef</i> : Über das Ende der Zeit (S. Hammer)	228
<i>Priester für heute</i> . Hg. Georg Denzler (P. Lippert)	95
<i>Rahner, Karl</i> : In Sorge um die Kirche (P. Lippert)	94
<i>Reckinger, François</i> : Kinder taufen – mit Bedacht (J. Schmitz)	355
<i>Ridez, Louis</i> : Die Bergpredigt (F. K. Heinemann)	479
<i>Kleines Rituale für besondere pastorale Situationen</i> . Hg. von den liturgischen Instituten Salzburg – Trier – Zürich (J. Schmitz)	357
<i>Rotzetter, Anton</i> : Geist wird Leib (P. Lippert)	88
<i>Russ, Rainer</i> : Gott bei den Tänzern und Narren (M. Hugoth)	223
<i>Sartory, Thomas und Gertrude</i> : Wenn Himmel und Erde sich begegnen (K. Jockwig)	483
<i>Schaeffler, Richard</i> : Glaubensreflexion und Wissenschaftslehre (S. Hammer)	223

<i>Schellenberger, Bernardin</i> : Ein anderes Leben (M. Hugoth)	219
<i>Schillebeeckx, Edward</i> : Menschliche Erfahrung und Glaube an Jesus Christus (V. Hahn)	88
<i>Schilling, Alfred</i> : Die Sonn- und Festtagsgebete der heiligen Messe (J. Schmitz)	235
<i>Schlemmer, Karl</i> : Gottesdienst und Frömmigkeit in der Reichsstadt Nürnberg am Vorabend der Reformation (J. Schmitz)	105
<i>Schlier, Heinrich</i> : Der Geist und die Kirche (H. Giesen)	230
<i>Schmelzer, Günter</i> : Religiöse Gruppen und sozialwissenschaftliche Typologie (P. Lippert)	86
<i>Schnitzler, Theodor</i> : Was das Stundengebet bedeutet (J. Schmitz)	358
<i>Schobel, Paul</i> : Dem Fließband ausgeliefert (K. H. Ossenbühl)	483
<i>Scholl, Norbert</i> : Kleine Psychoanalyse christlicher Glaubenspraxis (P. Lippert)	102
<i>Seipolt, Adalbert</i> : Brief an den heiligen Benedikt (M. Hugoth)	363
<i>Seipolt, Adalbert</i> : Die römische Himmelfahrt (M. Hugoth)	363
<i>Strecker, Georg</i> : Eschaton und Historie (H. Giesen)	101
<i>Senge, Stephan Reimund</i> : Vorhut des Preises (M. Hugoth)	487
<i>Sudbrack, Josef</i> : Komm in den Garten meiner Seele (G. Gnandt)	89
<i>Theologische Berichte</i> 8. Hg. im Auftrag der Theologischen Hochschule Chur von J. Pfammatter und der theologischen Fakultät Luzern von F. Furger (V. Hahn)	91
<i>Tigges, Klaus – Werner, Ernst</i> : Die Firmung in der Gemeinde (J. Schmitz)	105
<i>Untergassmair, Franz Georg</i> : Kreuzweg und Kreuzigung Jesu (H. Giesen)	478
<i>Vischer, Georg Mattheus</i> : Topographia Austriae Superioris Modernae 1674 (F. K. Heinemann)	236
<i>Walter, Peter</i> : Die Frage der Glaubensbegründung aus innerer Erfahrung auf dem I. Vatikanum (P. Revermann)	481
<i>Weidinger, Gertrud und Norbert</i> : Gesten, Zeichen und Symbole im Gottesdienst (J. Schmitz)	484
<i>Weisheipl, James A.</i> : Thomas von Aquin (S. Hammer)	472
<i>Werden und Wirken im Alten Testament</i> . Festschrift für Claus Westermann (F. K. Heinemann)	475
<i>Wittemann, Peter – Weidinger, Norbert</i> : Ministrantenarbeit (J. Schmitz)	104
<i>Wörterbuch zur biblischen Botschaft</i> . Hg. X. Léon Dufour (P. Lippert)	473
<i>Der Wortgottesdienst bei besonderen Anlässen</i> . Hg. O. Koch – Gerd J. Naurer – H. Reifenberg (J. Schmitz)	229
<i>Zeugen christlicher Gotteserfahrung</i> . Hg. J. Sudbrack (P. Lippert)	472
<i>Zwiefelhofer, Hans</i> : Neue Wirtschaftsordnung und katholische Soziallehre (K. H. Ossenbühl)	106
c) Hinweise	107, 237, 363, 489
d) Eingesandte Bücher	117, 247, 372, 502

Anschriften der Mitarbeiter des 22. Jahrgangs

**siehe gedruckte Ausgabe**

# Zeugnis für das kommende Reich

Predigt von Papst Johannes Paul II.

zum Thema Orden, Säkularinstitute, Geistliche Gemeinschaften  
in Altötting am 18. November 1980

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

1. Auf der Pilgerfahrt durch Euer Land kommen wir beim Hause des Herrn, bei diesem Heiligtum zusammen, um uns in besonderer Weise mit Maria, Unserer Lieben Frau, zu treffen. An dieser Begegnung nehmt vor allem Ihr teil, ehrwürdige Brüder und Schwestern, die Ihr als Mitglieder der Orden, der Säkularinstitute und anderer geistlicher Gemeinschaften unter einer besonderen Berufung steht. Ihr könnt also von Euch sagen, daß durch Eure geweihte Ganzhingabe „euer Leben mit Christus in Gott verborgen ist“ (Kol 3, 3).

Mit Euch komme ich als Pilger zur Gnadenkapelle von Altötting. Und mit mir kommen Pilger aus ganz Deutschland, aus Österreich und anderen Ländern. Ich begrüße sie alle von ganzem Herzen. Mit Euch freue ich mich über die Gegenwart des Herrn Kardinals Joseph Ratzinger, Erzbischof von München und Freising, des Oberhirten der Diözese Passau, Bischof Antonius Hofmann, vieler Kardinäle, Bischöfe und Weihbischöfe sowie zahlreicher Pilger – Priester und Laien – aus Bayern und aus den benachbarten Ländern, die sich zu dieser abendlichen Eucharistiefeyer hier versammelt haben. Ein herzliches „Vergelt's Gott“ für Euer Kommen und ein bayerisches und österreichisches „Grüß Gott“ zum Beginn! Seid bedankt für das Gebet und die meist verborgenen stillen Opfer, mit denen Ihr seit Wochen diese Begegnung geistlich vorbereitet habt! Seid bedankt für die in Eurem Grußwort dem Nachfolger Petri bekundete mittragende Treue. Solch liebende Verbundenheit läßt mich heute, am Kirchweihfest von St. Peter und St. Paul in Rom, bei Euch wie zu Hause sein.

Erlaubt mir, unseren gemeinsamen Besuch in Altötting mit dem Besuch Mariens bei Zacharias und Elisabeth zu vergleichen. Ich vertraue darauf, daß dieser unser Besuch reiche Frucht bringen wird, wenn wir ihn demjenigen Mariens ähnlich zu machen suchen. Dabei wollen wir uns möglichst vom Licht des in dieser Liturgie gehörten Wortes Gottes leiten lassen.

2. Maria betritt das Haus ihrer Verwandten, begrüßt Elisabeth und hört von ihr Worte des Grußes. Diese Worte sind uns innig vertraut. Wir sprechen sie unzählige Male, vor allem wenn wir die Geheimnisse des Rosenkranzes betrachten: „Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes“ (Lk 1, 42). So begrüßt die Frau des Zacharias Maria. Sie spricht damit eine erste Seligpreisung aus, deren Echo in der Geschichte der Kirche und der Menschheit, in der Geschichte der menschlichen Herzen und Gedanken widerhallt. Konnte der Mensch je Höheres erreichen? Konnte er jemals Tieferes von sich erfahren? Konnte der Mensch durch irgendwelche Errungenschaft seines Menschseins, durch Verstand, Geistesgröße oder heroische Leistungen höher erhoben werden, als ihm zuteil wurde in dieser „Frucht des Leibes“ Mariens, in der das Ewige Wort, der wesensgleiche Sohn des Vaters, Fleisch geworden ist! Kann die Weite des menschlichen Herzens eine größere Fülle an Wahrheit und Liebe aufnehmen als jene, daß Gott selber sich anschickt, dem Menschen seinen einzigen Sohn zu schenken? Der Sohn Gottes wird Mensch, empfangen durch den Heiligen Geist! Ja wirklich, du bist mehr gesegnet als alle anderen Frauen, Maria!

Elisabeth fügt ihrer ersten Seligpreisung eine zweite hinzu: „Selig ist die, die geglaubt hat, daß sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ.“ (Lk 1, 45) Elisabeth rühmt und preist den Glauben Mariens.

Sie hat sich damit zutiefst in die einzigartige Größe jenes Augenblicks eingefühlt, in dem die Jungfrau aus Nazareth die Worte der Verkündigung gehört hatte. Denn diese Botschaft hatte alle Maße menschlichen Begreifens gesprengt, trotz der hohen Tradition des Alten Bundes. Und seht, Maria hat diese Worte nicht nur gehört, sie nicht nur aufgenommen, sie hat ihnen die voll entsprechende Antwort gegeben: „Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1, 38). Eine solche Antwort erforderte von Maria einen bedingungslosen Glauben, einen Glauben nach dem Vorbild Abrahams und Moses, ja einen noch größeren. Eben diesen Glauben Mariens preist Elisabeth.

3. Meine lieben Brüder und Schwestern! Im Hinblick auf das Geheimnis der persönlichen Berufung eines jeden von Euch können wir gewissermaßen – freilich unter Wahrung der Proportionen – wiederholen: „Selig, weil du geglaubt hast.“ Der Glaube Mariens ist auch in Euch aufgeleuchtet, als Ihr Euer „Fiat“, Euer Ja zum Ruf in die besondere Nachfolge Christi gesprochen habt. Nur im Glauben konntet Ihr – wie einst die Jünger am See Genesareth – die er-

sten Schritte der vom Herrn Berufenen tun: im Glauben habt Ihr das Wort des Rufenden in Euch gehört; im Glauben habt Ihr Euren bisherigen Lebensraum mit all seinen Möglichkeiten verlassen; im Glauben die Nachfolge des Herrn angetreten, von nun an bereit, nur mehr aus der totalen Bindung an ihn den Sinn und die Fruchtbarkeit Eures Lebens zu erwarten.

Im Glauben an die Treue des Rufenden und die Kraft seines Geistes habt Ihr Euch in den Gelübden der Armut, der gottgeweihten Jungfräulichkeit und des Gehorsams Gott zur Verfügung gestellt; und das nicht als „Verpflichtung auf Widerruf“, nicht als „Kloster auf Zeit“, nicht als Mitarbeit in einer Gruppe, die sich für eine Aufgabe zusammenfindet und beliebig wieder auseinandergeht. Nein, Ihr habt im Glauben ein Ja für ganz und für immer gesprochen, das in Eurer Lebensform, bis hin zum Ordenskleid, seinen Ausdruck findet. In unserer Zeit der Bindungsangst, wo viele in ein „Leben auf Probe“ ausweichen möchten, kommt es Euch zu, Zeugnis dafür zu geben, daß eine endgültige Bindung, eine das ganze Leben tragende Entscheidung auf Gott hin gewagt werden kann; mehr noch: daß sie Euch frei und froh macht, wenn sie Tag für Tag erneuert wird.

Euer Ja, vor Jahren oder Jahrzehnten gegeben, muß dem Herrn immer neu bekräftigt werden. Dazu braucht es das tägliche Hineinhorchen in das Geheimnis des je größeren Gottes, das tägliche Eingehen auf seine gekreuzigte – und kreuzigende – Liebe. Nur er kann das Geschenk der Berufung in Euch lebendig erhalten. Nur er kann durch seinen Geist die immer wieder erfahrene Schwäche überwinden.

Auch das Ja Mariens, in einmaliger Entscheidung gesprochen, mußte von ihr immer neu eingelöst werden, bis zu ihrem Aushalten unter dem Kreuz, wo sie ihren Sohn hingab und uns zur Mutter wurde. Er, der Marias Ja zur Mitwirkung an der Erlösung in Anspruch genommen hat, will auch das Euere in Anspruch nehmen. Ihr habt es gesprochen! Sprecht es täglich neu! Dann gilt auch für Euch: „Selig, weil du geglaubt hast!“

4. Der Glaube läßt den Stand der Ordensleute zu einem besonderen Zeugnis des kommenden Gottesreiches werden. Christus spricht von diesem Reich im Zusammenhang mit dem Geheimnis der Auferstehung des Fleisches: „Bei der Auferstehung werden sie nicht mehr heiraten“ (Mt 22, 30). In den Gottesdienst, den wir heute bei Unserer Lieben Frau in Altötting feiern, ist dieses Geheimnis im Brief des heiligen Paulus an die Korinther ausgesprochen: „Wenn sich aber“, so schreibt er, „dieses Vergängliche mit dem Unvergängli-

chen bekleidet und dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit, dann erfüllt sich das Wort der Schrift: Verschlungen ist der Tod vom Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? Der Stachel des Todes aber ist die Sünde, die Kraft der Sünde ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg geschenkt hat durch Jesus Christus, unseren Herrn“ (1 Kor 15, 54–57).

Diese eindrucksvollen Worte des Völkerapostels wurden heute zu Ehren Marias verlesen. Sie ist nämlich durch ihre Aufnahme in den Himmel zur vollen Teilhabe an der Auferstehung Christi gelangt.

Dieselben Worte richtet der Apostel jedoch auch an Euch, liebe Brüder und Schwestern; denn Ihr habt im großen Ja Eures Lebens die gottgeweihte Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ (Mt 19, 12) erwählt. Dadurch seid Ihr ein sichtbares Zeichen des kommenden Gottesreiches!

Das Herz eines jeden von euch, die Ihr auf irdische Vater- und Mutterschaft verzichtet habt, möge immer wieder erfüllt werden vom unschätzbaren Reichtum geistlicher Vater- und Mutterschaft, derer so viele Eurer Mitmenschen ganz dringend bedürfen! Ihr liebt nicht weniger; Ihr liebt mehr! Daß Ihr in einer ganz tiefen Weise zu sorgen, zu helfen, zu heilen, zu bilden, zu führen und zu trösten versteht, das bezeugen nicht zuletzt die vielen, oft ergreifenden Briefe, in denen der Papst angefleht wird, es doch nicht zuzulassen, daß Schwestern, Patres oder Brüder von einem Kindergarten, einer Schule, von einem Altenheim oder Krankenhaus, von einer Sozialstation oder Pfarrei abgezogen werden.

Warum wird Euer Dienst so geschätzt? Nicht nur wegen Eurer fachlichen Tüchtigkeit; nicht nur weil Ihr dank Eurer Lebenswahl mehr Zeit schenken könnt; sondern in erster Linie deshalb, weil die Menschen spüren, daß durch Euch ein Anderer wirkt. Denn in dem Maß, in dem Ihr Eure volle Hingabe an den Herrn lebt, teilt Ihr etwas von ihm mit; und nach ihm verlangt letztlich das menschliche Herz.

Ihn liebt Ihr in allen, die Eurer vielfältigen Sorge, Eurem fürbittenden Gebet, Eurem verborgenen Opfer anvertraut sind. Ihm dient Ihr „in den Kranken und Alten, den Behinderten und Benachteiligten, deren sich sonst niemand annimmt . . . , in den Kindern, den Jugendlichen, in Schule, Katechese und Seelsorge. Ihm dient Ihr in den einfachsten Diensten, wie auch in der Erfüllung von Aufgaben, die manchmal hohe Bildung erfordern“ (vgl. Ansprache vom 5. Juni 1979 in Tschenstochau). Seinetwillen verlassen viele aus Euren Gemeinschaften ihre Heimat, um in nimmermüdem Einsatz in den jungen Kir-

chen dem Reich Gottes zu dienen. – Ihn sucht und findet Ihr überall, wie die Braut des Hohen Liedes: „... ich habe den gefunden, den meine Seele liebt“ (Hld 3, 4). Diese Lebenserfüllung – daß Ihr in allem ihn und in ihm alles findet – ist zugleich die beste Ermutigung für junge Christen, sich in der Kirche auf den Ruf Jesu einzulassen – auch auf den Ruf in den Stand der Räte. In Euch kann ihnen aufleuchten, daß, wer sich hingibt, den Sinn seines Lebens gefunden hat (vgl. Mk 8, 35).

5. Maria, zu der wir heute nach Altötting gepilgert sind, trägt die Züge jener Frau an sich, die uns die Geheime Offenbarung beschreibt: „Eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt“ (Offb 12, 1). Diese Frau, die am Ende der Schöpfungs- und Heilsgeschichte steht, entspricht offenbar der, von welcher es auf den ersten Seiten der Bibel heißt, sie werde „der Schlange den Kopf zertreten“.

Zwischen diesem verheißenden Anfang und dem apokalyptischen Ende hat eben Maria einen Sohn ans Licht gebracht, „der alle Völker weiden wird mit eisernem Stab“ (Offb 12, 5).

Ihre Ferse ist es, die von jener ersten „Schlange“ verfolgt wird. Sie ist es, mit der der apokalyptische Drache kämpft, denn als Mutter der Erlösten ist sie Bild der Kirche, die wir ebenso Mutter nennen (vgl. LG 68).

Liebe Brüder und Schwestern! An diesem geistigen Kampf teilzunehmen, seid Ihr in besonderer Weise gerufen! Ihr seid gerufen in diese dauernde Auseinandersetzung, die unsere Mutter Kirche durchsteht und die in ihr das Bild der Frau, der Mutter des Messias, formt. Ihr, die Ihr in der Anbetung des heiligen Gottes die Mitte Eures Berufes findet, seid auch der Anfechtung des Bösen besonders ausgesetzt – wie es in der Versuchung des Herrn beispielhaft sichtbar wird. Der Kampf tobt zwischen dem Wort Gottes und der Parole des Bösen. Zwischen „Laß diese Steine zu Brot werden!“ und „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ (Mt 4, 3f) Gott will, daß wir die Erde uns untertan machen (vgl. Gen 1, 28), indem wir sie – und uns selbst – vollenden. Die Versuchung des Bösen will, daß wir sie und uns entstellen; daß uns die Arbeit verklavt und die Freizeit verwöhnt; daß wir für unser Äußeres endlose Opfer bringen und innen verkümmern, das Heim ausschmücken und heimatlos sind, aufs Haben schauen und das Sein vergessen; daß der Besitz unser „Gott“ wird (vgl. Phil 3, 19). – Durch den inneren Kampf um den Geist der Armut und durch die zeichenhafte Sichtbarkeit dieser Armut helft Ihr, liebe Schwestern und Brü-

der, allen Gliedern der Kirche, und der Menschheit, diese Welt sorgsam zu verwalten, die Dinge so zu besitzen, daß sie nicht uns besitzen; den Lebensunterhalt nicht zum Lebensinhalt zu machen.

„Stürz dich hinab“, so heißt die zweite Versuchung Jesu (vgl. Mt 4, 6). Stürze dich ins Abenteuer, wage den Sprung ins Reich der Träume, so lockt es heute; berausche dich am Füllhorn des Lebens – im Rausch der Geschwindigkeit, im Rausch der Sinnlichkeit, im Rausch der Wahnbilder und im Rausch der Gewalttat. Gott hat uns ein Herz zum Erleben gegeben und vieles, was uns erfüllen kann – vor allem das Du. Aber ohne ihn ist alles zu wenig. Entweder wir suchen in ihm unser Glück oder wir verfehlen es – gejagt von der Jagd nach dem Glück, von Enttäuschung zu Enttäuschung, bis hin zu Überdruß und Ekel. – Durch Euren Verzicht auf das ehelich erfüllende Du und durch die besondere Pflege der liebenden Offenheit für Gott, liebe Brüder und Schwestern, helft Ihr allen in der Kirche: sich hinzugeben, ohne sich zu verlieren; aufeinander zuzugehen, um miteinander in Gott hineinzuwachsen; des Vergehenden, wie die Liturgie betet, sich so zu erfreuen, daß man zugleich schon dem Ewigen verbunden ist (17. Sonntag im Jahreskreis).

Noch herrlicher und gefährlicher als die Welt und das Du, als Besitz und Glück, ist das Ich und sein Anspruch auf Verwirklichung. Gott will den Menschen „nach seinem Bild und Gleichnis“ (vgl. Gen 1, 26f); Luzifer will ihn als Gegengott – der die Anbetung verweigert (vgl. Jer 2, 20) und als Preis dafür dem Götzen verfällt: „Er zeigte ihm alle Reiche der Welt . . . : Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest.“ (Mt 4, 8f) Alles schöpferische Gestalten und jede Selbstverwirklichung – in der Politik, in der Wirtschaft, im Geistesleben und auch in der Kirche – hat die Gefahr der Eitelkeit, des Stolzes, ja der Rücksichtslosigkeit. – Liebe Ordensleute, durch Euren treuen Kampf um den Geist des Gehorsams und durch dessen sichtbares Zeichen, den Gehorsam gegenüber dem Oberen, helft Ihr allen Gläubigen, und der Kirche selbst – ich möchte sagen: auch dem Papst –, die Versuchung der Macht zu erkennen und zu bestehen; helft Ihr, die Freiheit zu vollenden in der Hingabe.

Gerade heute, vielleicht mehr denn je, braucht das Reich Gottes, das „Gewalt leidet“ (vgl. Mt 11, 12), neue „Kämpfer“, den Versuchungen und Anforderungen unserer Zeit entsprechend. Es will sie finden in Euren Klöstern und Gemeinschaften, vom gemeinsamen Leben geformt und getragen. Seid überzeugt, daß solche großherzige Männer und Frauen neue Generationen nach

sich ziehen werden, die Christus nachfolgen und „das Angesicht der Erde erneuern“ (Ps 103 [104], 20) – auch heute und morgen!

6. In diesen Tagen meiner Pilgerschaft bei Euch gedenkt die Kirche dreier Heiliger Eurer Heimat. Ihnen möchte ich zum Abschluß Euren Weg und Dienst in der Kirche anempfehlen. Der heilige Albert helfe Euch, auch in den Zeichen der Zeit den Anruf Gottes zu hören und im Geist Eurer Gründer zu beantworten. Die heilige Gertrud erwirke Euch den Eifer und die Frucht der Gottbegegnung in Betrachtung und Liturgie. Die heilige Elisabeth vermittele Euch das feine Gespür und die unbegrenzte Offenheit in der Zuwendung zu allen, die Euch brauchen.

Albert, Gertrud, Elisabeth – zu ihnen gesellt sich hier in Altötting der demütig-frohe Pförtner des Sankt-Anna-Klosters, der heilige Bruder Konrad. Wir sehen ihn in seiner Zelle knien – vor dem Fensterchen, das man ihm eigens durch die Mauer gebrochen hatte, damit er immer zum Altar der Kirche schauen konnte. Durchbrechen auch wir mitten im Alltag die Mauer des Sichtbaren, um immer und überall den Herrn im Auge zu behalten!

Zusammen mit Maria wollen wir nun unseren Besuch bei dem ihr so lieben Heiligtum fortsetzen. Treten wir vereint mit ihr ein und laßt uns wiederholen:

„Meine Seele preist die Größe des Herrn,  
und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter.  
Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut.  
Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter.  
Denn der Mächtige hat Großes an mir getan,  
und sein Name ist heilig.  
Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht  
über alle, die ihn fürchten.“ (Lk 1, 46–50)

Wahrhaftig, meine lieben Brüder und Schwestern! Der Allmächtige hat „Großes“ an jedem von Euch getan! Großes an jedem von Euch, Großes an jedem von uns, alle hier anwesenden Pilger, Großes! Hört nicht auf, ihn zu preisen! Hört nicht auf, ihm zu danken! Hört nicht auf, Eure Hingabe, Eure Berufung jeden Tag von neuem zu leben unter dem Schutz der Unbefleckten Jungfrau, Unserer Lieben Frau von Altötting!

Meine lieben Brüder und Schwestern und all Ihr Pilger von heute:  
So wird das Reich Gottes in Euch leben!  
So wird das Reich Gottes zu uns kommen. Amen.

## Werde auf der Stelle heilig!

Predigt von Klaus Hemmerle, Aachen

Wenn ich gefragt würde, was das Wichtigste wäre, was ich als Bischof für mein Bistum tun könnte, dann würde ich sagen, das Wichtigste wäre, daß ich persönlich auf der Stelle heilig würde. Und wenn mich irgend jemand fragen würde von den Oberen des Ordens, was das Wichtigste für seinen Orden wäre, was er tun könnte, ich würde dieselbe Antwort ihm geben: Werde auf der Stelle heilig.

Ich weiß, daß diese Antwort sehr altmodisch klingt und daß es erhebliche Vorbehalte gegen sie gibt. Einmal, ist es wirklich wahr, daß ein Bischof oder ein Oberer zunächst einmal nach persönlicher Heiligkeit zu streben hat? Ist seine Aufgabe nicht eine andere? Ist das nicht eine viel zu enge, eine viel zu individualistische Sicht? Nun, wenn ich mich nur um meine Heiligkeit kümmere, wenn ich also diese Heiligkeit nur als einen zu kultivierenden Eigenbau betreibe, wenn es mir nur um mich ginge, wenn ich nur schauen würde, wie ich Vollkommenheitsgrade erreichte, die meine Person angehen, und die anderen und das andere wäre mir egal, dann würde ich nicht heilig. Denn ich werde es ja bloß, wenn ich den Willen Gottes tue. Wenn ich aber den Willen Gottes tue, dann bin ich ganz und gar da für alle, dann kann es mir nicht egal sein, was meine Aufgabe für die anderen ist. Doch ich schaue nicht zuerst auf den Effekt, ich schaue nicht zuerst auf das und jenes, sondern alles das, was ich in aller Nüchternheit schauen und tun und anstellen und veranlassen und anzetteln muß, das nehme ich hinein in jenes innerste Fragen: Was ist jetzt, in diesem Augenblick, Gottes Wille für mich? Und wenn ich das tue, dann ist alles andere mit drinnen: dann kümmere ich mich um die anderen; dann frage ich nach ihrem Recht; dann frage ich, wie es weitergehen muß; dann frage ich, ob ich mutig genug bin, alle unbequemen Entscheidungen zu treffen; geduldig, alles auszuhalten, was geht; entschlossen, alles zu ändern, was zu ändern ist; treu, alles durchzutragen, was durchzutragen ist. Ich tue dies alles, aber ich vertraue dabei nicht auf mich, sondern ich lebe wirklich mit ihm. Und ich meine, die einzige Bedingung, um wirklich so frei zu sein, daß ich nicht durch Ängste, Berechnungen und äußere Erwartungen gesteuert bin, ist der leidenschaftliche Entschluß, die leidenschaftliche Entschiedenheit: Nur eines ist notwendig, jetzt in diesem Augenblick, ganze Heiligung.

Aber da ist ein zweites mögliches Mißverständnis in meiner Aussage: Eben diese Rede von „heilig“, die ja doch so etwas wie einen Geschmack hat von ethischer Perfektion, und wir wissen, wie wenig Heiligkeit und ethische Per-

---

Diese Predigt zu den Lesungen 1 Kön 21, 17–19 und Mt 5, 43–48 hielt Bischof Dr. Klaus Hemmerle, Aachen, im Schlußgottesdienst der Jahresversammlung 1980 der deutschen Äbte und Provinziale in Würzburg

fektion dasselbe sind. Nein, sicher, nur Einer ist heilig, nur der ist heilig, der uns heiligt und der sich für uns geheiligt hat, indem er sich ganz und gar dem Willen des Vaters auslieferte und in dieser Auslieferung an den Willen des Vaters uns selber hineinnahm in diesen Liebeswillen des Vaters, an ihm teilhaben läßt und so heiligt durch seinen Geist. Auch unsere Heiligkeit ist nicht irgendeine Aktion, ist nicht irgendeine Perfektion, sondern ist dieses Leben aus dem, der allein heiligt, aber Leben aus ihm, Augenblick für Augenblick.

Es kommt also doch an auf diese Heiligkeit. Und diese Heiligkeit, wie ich sie eben leise anzudeuten probiert habe, sie steckt doch auch hinter diesem Wort des Evangeliums, das uns heute trifft: „Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Oder wie es jetzt ebenfalls legitim übersetzt ist in der Einheitsübersetzung: „denn Euer Vater ist vollkommen“.

Nochmals eine Gegenfrage. Wenn Heiligkeit als Vollkommenheit verstanden wird, ist dann nicht eben doch dieser Leistungsdruck da, andauernd etwas tun und veranstalten und machen zu müssen? Ist Vollkommenheit nicht ein Wort, das gerade Menschen heute beeindruckt? Nur noch Vollkommenes darf gemacht werden, nur noch Vollkommenes darf geboten werden. Und dieser Perfektionsdruck, dieser absolute Leistungsdruck, das ist ja gerade das, was die Menschen auch entfremdet vom Christentum. Andauernd müssen wir Letztleistungen und Höchstleistungen erbringen, alles muß klappen und funktionieren, und nun auch noch dieser ethische Leistungsdruck, daß wir vollkommen sein müssen, daß wir uns keine Fehler erlauben dürfen, daß wir die Perfektion erreichen müssen, daß wir uns nicht gehen und fallen lassen dürfen, daß wir uns anstrengen müssen, daß es auf jeden Augenblick ankommt, daß wir andauernd nicht aus dieser Schraube des „Du sollst, Du mußt“ und „Das ist Dein Ziel“, aus diesem „weiter“ und „vorwärts“ herauskommen.

Nun, hören wir in das Evangelium von heute. Da ist ein alternatives Angebot von Vollkommenheit drinnen. Da ist, aufs erste, einmal ein Strich gemacht durch alle bloße Vollkommenheit von unten, die in der Verfeinerung und Perfektion unserer eigenen Fähigkeiten erreicht wird, sondern es wird gesagt, wir sollen es machen wie der Vater, der ganz einfach da ist wie die Sonne, wie der Regen, der über allen die Sonne aufgehen läßt, der über alle regnen läßt. Er ist und ist für alle da, er ist und ist reine Mitteilung. Weil er das Licht ist, weil er die Sonne ist, weil er die Liebe ist, kann er nichts anderes als strahlen, schenken, sich mitteilen, sich geben, lieben. Liebe sein, Licht sein, ganz einfach sein. Vollkommenheit nicht von unten, Vollkommenheit nicht des Leistungsdrucks, sondern Vollkommenheit, die gerade darin vollkommen ist, daß sie sich läßt, sich gibt, das ist Heiligkeit von oben. Heiligkeit, die daraus wächst, daß wir jeden Augenblick und jede Faser unseres Herzens aus der einzigen Quelle leben, aus der wir überhaupt leben oder aber nicht leben. Ich bin von Dir oder ich bin nicht. Du bist in mir oder ich bin nicht. Du bist Liebe, die mich liebt, oder ich bin nicht. Daraus leben wir doch. Wenn wir glauben, wenn es wahr ist, wenn wir es manchmal zitternd und zögernd ertasten, daß dies die

Mitte ist. Ja, wir können nicht Dualisten sein, die ein bißchen aus Gott leben und im übrigen aus sich selber und ihrem eigenen Dunkel. Dieser Dualismus ist unerträglich. Zu gleicher Zeit von uns aus leben, planen, alles machen, und dann noch ein bißchen Gnade haben, die uns hilft, und ein bißchen aus dem Glauben leben, nein, das macht uns fertig, das ist Leistungsdruck. Nicht dies. Daß Gott einfach Gott ist, und wir uns bis in diesen Augenblick hinein in allem, was wir sind, nur ihm und seiner Liebe und seinem Ja überlassen dürfen. Ein reines Ja leben in diesem Augenblick. Ein reines Dasein leben jetzt und hier. Jetzt sein wie die Sonne, die strahlt. Jetzt diesen Nächsten lieben. Jetzt auf dieses Kreuz zugehen. Jetzt mich nicht zurückziehen vor dieser Ratlosigkeit. Jetzt diesen neuen Schritt tun. Jetzt sein. Und nicht von unten her in diesem immer wieder, immer neu, immer jetzt, sondern in dieser Freigabe je in den Augenblick Gottes, im Glauben an die Liebe Liebe werden, Liebe sein.

Das ist göttlich einfach. Und wenn es uns schwerfällt, dann nur deswegen, weil wir nicht ganz damit ernst machen, weil wir doch immer wieder uns zurückziehen in dieses Zögern, ja so ganz dürfen wir uns doch nicht verlassen, schließlich müssen wir die kleinen Rücksicherungen bauen. Alle meine Fehler sind Ängste, Ängste, mich freizugeben an die einzige Quelle, aus der ich leben kann, aus ihm.

Sicher, das ist ein Weg. Ich muß jetzt heilig sein oder ich bin es nie. Ich muß jetzt vollkommen sein oder ich bin es nie. Ich darf, wie die kleine heilige Theresia sagte, die Arbeit für meine Heiligung nicht auf morgen verschoben, dann wird sie unerträglich, dann fängt sie nicht nur nicht an, sondern sie wird unerträglich. Sie wird wie der schwierige Brief, den ich jetzt nicht schreiben will und je morgen schreibe und der mir jeden Tag verdirbt. Nur wenn ich jetzt lebe, lebe ich ganz. Aber trotzdem, wengleich die Heiligung in diesem Augenblick, die Vollkommenheit Gottes in diesem Augenblick das Entscheidende ist, wird im Leben aus dieser Quelle Stück um Stück ein Weg, mein Leben. Ich werde auf der einen Seite unendlich ungeduldig mit mir – ungeduldig, weil ich jeden Augenblick hineinschnelle und hineinspringe in dieses Leben aus Gott –, und ich werde zugleich unendlich geduldig mit mir; denn daß ich wieder versagt habe, wird nicht zum ethischen Problem, das ich langsam aufarbeite und das mich so lange ärgert, daß ich mich immer wieder daran reibe und immer nurin den Rückspiegel schaue, wie weit ich mir nachgekommen bin oder nicht, sondern ich bin in dieser Freiheit, die Quelle springt aus sich selber, ich springe in den nächsten Augenblick dieser Quelle wieder hinein und werde aus ihr neu über mich hinausgehen.

Es wird ein Weg in großer Geduld sein, er wird viele Strecken haben und unterschiedliche Wegwendungen, und es wird trotzdem in alledem ein ganz einfaches Dasein werden. Von jetzt an und jeden Augenblick neu. Und doch nur ein einziges Mal, nämlich immer in diesem Jetzt.

Versuchen wir einmal, die eine Christin anzuschauen, die uns das bis zum äußersten zeigt. Schauen wir am Ende dieser Tage auf Maria. Sie ist die gratia

plena, d. h. jene, die ganz einfach in Gottes Gnade ist. Sie macht keine großen Aktionen, sondern sie ist gelebtes Wort, reines Ja, reiner Wiederhall, reines Echo. Sie strahlt. Aber ihr Weg ist der Weg durchs Dunkel, ist der Weg bis unters Kreuz, ist der Weg in einer unabsehbar neuen Wendung. Beides ist dasselbe. Das Kreuz, der Weg, der unabsehbar ist, der nie fertig ist – und das Vollkommen – Vollendet – Ganz-Sein. Das ist ein und dasselbe in Maria und auch in uns. Keine Angst vor dem Weg, sondern jetzt leben, jetzt aus ihm, jetzt von oben, jetzt aus der Quelle. Jetzt ist er das Licht. Wir leben jetzt, denn er lebt, und er will, daß wir leben, und er lebt in uns. Amen.

## Vom Apostelstift der deutschen Brüderorden

Von Theodor Schnitzler, Köln

Das Apostelstift hat sein 20. Jahr längst begonnen. Die Umsiedlung aus dem Pfarrhaus der Apostelnbasilika in ein bisheriges Altenstift der Olper Franziskanerinnen, geschehen 1977, ist dem Apostelstift bestens bekommen. Das mag wohl am „Raumklima“ liegen – unmittelbar neben dem Garten des Priesterseminars und des Erzbischöflichen Hauses! Bemerkenswert ist auch die Hausgemeinschaft mit der Erzbischöflichen Liturgieschule. Dadurch wird es möglich, daß die Scholaren des Apostelstiftes am Diplomkursus der Liturgieschule teilnehmen und das erzbischöfliche Diplom der Liturgieschule – zusätzlich zur Missio Canonica des Erzbischofs – erwerben können. So ist denn das Studienangebot, das alle theologischen Fächer umfaßt, noch weiter geworden. Besonders glücklich ist die Tatsache, daß nun ein sehr guter Fachmann für AT und NT, Msgr. Kochem, das bisher etwas weniger zum Zuge kommende Schriftstudium vorzüglich ins Licht stellt. In der Fundamentaltheologie hat eben Dr. Anno Quadt seine Vorlesungen bekommen. Das Schulpraktikum in der katholischen Hauptschule Griechenmarkt und in der katholischen Grundstraße Friesenstraße bewährt sich weiterhin. – Die Pflege des Gottesdienstes, Eucharistiefeier und immer gesungenes Stundengebet bleiben Mittelpunkt der Hausgemeinschaft. – Für den Tisch sorgen vorzüglich die Franziskanerinnen des Karl-Joseph-Hauses, in deren Kantine für das Generalvikariat die „Fleischtopfe Ägyptens“ abgeholt werden.

Die Hausleitung liegt in den Händen des mächtigsten Mannes der Brüderorden, des Br. Fulgentius Lehmann von den Aachener Franziskanerbrüdern, der seit Jahren als erfolgreicher Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der

Brüderorden fungiert. Studienleiter ist der Schreiber dieser Zeilen. Beauftragter des Erzbischofs für Apostelstift und Liturgieschule ist Bischofsvikar Weihbischof Dr. Joseph Plöger. Einige Dozenten sind schon seit dem ersten Anfang hier tätig.

Die wichtigste Neuerung im Leben des Apostelstiftes ist die Öffnung für die Teilnahme von Ordensfrauen. Sie wohnen im Karl-Joseph-Haus. Derzeit sind vier Schwestern hier. Die überaus starke Inanspruchnahme der Münchener Einrichtung der Schwesternorden wird dadurch entlastet. Zudem liegt im Apostelstift der Hauptakzent auf dem theologischen Studium.

Immer noch umfaßt das Studium zwei Semester (8. September bis 29. Juni), zehn Monate, mit den üblichen Semesterferien. Die Kosten sind für die im Hause Wohnenden beziffert mit DM 650,- im Monat für Studiengelder und Pension. In der Heiligen Woche bleibt man zur Feier des Kreuzes und der Auferstehung zusammen.

Das Apostelstift bietet einen – wie man sagt – harten Job. Aber er ist überstrahlt von der Freude, die Studium, Gottesdienst und Gemeinschaft bieten. – Manche Orden machen von der Möglichkeit Gebrauch, die Zeit im Apostelstift als zweites Noviziatsjahr anzurechnen.

Schon seit längerem besteht die Möglichkeit, in den zwei Semestern des Studiums im Apostelstift die Ausbildung für die Diakonenweihe zu beginnen. Öfter wurde dies realisiert. Immerhin sind in zwanzig Jahren rund zehn hl. Weihen aus dem Apostelstift gewachsen, ohne daß die Zugehörigkeit zur Brüdergemeinschaft darunter „gelitten“ hätte.

Am Stichtag 8. September 1981 beginnt wieder ein neuer Kursus, der bis zum Hochfest der Apostel 1982 dauert. Unsere herzliche Einladung ergeht an die Brüderorden und zugleich an die Schwesterngemeinschaften, bald die Anmeldung zu tätigen. Wir geben unser Bestes! Mögen die Orden ihre Besten schicken!

Anschrift: Apostelstift, Päpstliches Institut der deutschen Brüderorden, Victoriastraße 17, D-5000 Köln 1, Tel. 13 19 15 oder 13 35 24

# Wie begegnen wir der missionarischen Situation in Deutschland?

Von Ludwig Bertsch SJ, Frankfurt/St. Georgen

*Zur Vorbereitung des „Missionarischen Pfingsttreffens“, das vom 2. bis 6. Juni 1981 in Mainz stattfindet, hatte der Deutsche Katholische Missionsrat den Pastoraltheologen Professor Dr. Ludwig Bertsch SJ gebeten, auf der Mitgliederversammlung am 19. Juni 1980 in Würzburg eine Antwort auf die Frage zu geben: „Wie begegnen wir der missionarischen Situation in Deutschland?“ Diese Antwort hat der Referent in den folgenden vier Schritten zu geben versucht.*

1. Was verstehen wir unter missionarischer Situation?
2. Wie begegnen wir de facto heute in der Bundesrepublik solcher Situation?
3. Wie sollten wir solcher Situation begegnen in unserem Glaubensverständnis?
4. Wie sollten wir solcher Situation begegnen in unserer Glaubenspraxis?

## I. Was verstehen wir unter missionarischer Situation?

### 1.1. Missionarisch – ein christliches Existential

Mission und missionarisch ist nicht eine Dimension, die zum Christentum hinzugefügt wird, man könnte sie vielmehr ein christliches Existential nennen. Der Christ ist ein Erlöser, ein Geretteter, nicht nur um seines eigenen Heiles willen; Taufe und Firmung können für ihn nur dann zum Heil werden, wenn er bereit ist, auch für andere Weg zu diesem Heil zu sein.

Kirche, als Volk Gottes, das sich auf dem Weg durch die Wüste befindet, ist als neues Israel Heilszeichen für Viele, ist Kirche für die Andern. Gerade so ist sie eine Keimzelle der Hoffnung für das ganze Menschengeschlecht (vgl. LG 9).

Im Letzten offenbart sich hier das tiefste Wesen Jesu selbst. Er ist der Gesandte des Vaters (missus). Wer an Jesus glaubt, glaubt nicht an ihn, sondern an den, der ihn gesandt hat, und wer ihn sieht, sieht den, der ihn gesandt hat. Der Vater, der ihn gesandt hat, hat ihm aufgetragen, was er sagen und reden soll. Und dieser Auftrag ist ewiges Leben (vgl. Joh. 12,44–50).

Katholische Gemeinde, die sich als die Gemeinde Jesu Christi begreift, ist entweder missionarische Gemeinde, oder sie ist keine christliche Gemeinde. Entscheidendes in ihrem Leben wäre gestrichen, wenn dieser Aspekt ausfiel.

### 1.2. Unsere Situation als missionarische Situation in spezifischem Sinn

Das Spezifische missionarischer Situation wird wesentlich bestimmt vom historischen und gesellschaftlichen Kontext, in dem sich Mission vollzieht. Chri-

stentum muß auf die jeweils neue, veränderte Situation eingehen, um sie auf Christus hin zu verändern. Es kann nicht starr bleiben. Von hierher begründet sich letztlich die Notwendigkeit der Inkulturation.

Zum ersten Mal finden wir diese Wirklichkeit im 15. Kapitel der Apostelgeschichte beschrieben. Jüdisch geprägtes Christentum begegnet Christen aus dem hellenistischen Kulturkreis. Es beginnt ein fundamentaler Prozeß der Neuwendung, der sowohl Judenchristen, wie Heidenchristen in Frage stellt. Die einen wissen nicht, wie bei Aufgabe ihrer Form des Christentums Christentum überhaupt weitergegeben werden soll. Die Anderen können die jüdische Form für sich nicht übernehmen. Die Amtsträger (vor allem Petrus, aber auch Jakobus) stehen in der Mitte. Sie ahnen die Richtung, ohne sie klar bestimmen zu können. Scheinbar einigt man sich in einem Kompromiß. Doch gerade darin wird erfahrbar, daß nicht die Menschen, sondern durch sie und über sie hinaus der Geist die Kirche sicher in die Zukunft führt. Kirche Jesu Christi bleibt nicht jüdische Sekte, sondern wird Weltkirche. Ähnliches hat sich an Scheidepunkten der Weltgeschichte immer wiederholt.

Dabei wird deutlich, daß der Einfluß der Gesellschaft und Geschichte nicht etwas mehr oder weniger Zufälliges ist, sondern im Sinne des Wahlspruches von Kardinal Faulhaber zu interpretieren ist: „Vox temporis, vox Dei“. Damit ist nicht die Stimme der Tagesparolen gemeint, sondern die Anrufe, die sich in einer bestimmten Zeitsituation an das Christentum stellen, sind im Letzten Anrufe Gottes. Dies alles macht deutlich, daß die jeweils der Kirche vorgegebene Zeitsituation als eine theologisch relevante Größe betrachtet werden muß.

### 1.3. Unsere Situation im Vergleich

Das Spezifikum unserer Situation soll hier nicht in einer religionssoziologischen Analyse dargelegt werden, sondern in einem Vergleich. Das Stichwort Frankreich – Missionsland wurde schon früh von einem weitsichtigen Mann – Ivo Zeiger – aufgegriffen. Er hatte beim 72. Deutschen Katholikentag in Mainz ein viel beachtetes Referat zur Missionssituation von damals gehalten: „Fassen Sie nun alle diese Gründe zusammen, und ich könnte noch viele andere aufzählen, dann ist es nicht zu viel gesagt, wenn ich von einer Missionskirche Deutschlands spreche. Ich weiß sehr wohl und mit tiefem Troste weiß ich und betone es immer wieder: unser katholisches Volk ist noch gut. Der Hundertsatz derer, die die Sakramente empfangen, ist erfreulich, viel höher als in manchen sogenannten katholischen Ländern. Der Hundertsatz derer, die regelmäßig den Sonntagsgottesdienst besuchen, ist noch erfreulicher; unser Volk hat sich wacker in den Sturmjahren gehalten, es offenbart einen so unerschöpflichen Fundus an Opferkraft, daß alle objektiven Betrachter darüber staunen. Noch ist es so. Gott sei Dank dafür! Aber darauf dürfen wir nicht ausruhen. Das ist ein Grundkapital, das uns die Zukunftsarbeit ermöglicht und verheißungsvoll macht. Aber deswegen bleibt doch bestehen, daß Deutschland als rufendes Missionsland vor uns liegt.“

Ich bin wegen dieser harten Worte angegriffen worden. Man hat mir vorgeworfen, ich beleidige damit die katholische Kirche in meinem Vaterland! Man hat auch gesagt, meine Darlegung über die neue Diaspora zerstöre das Interesse an den Außenmissionen. Das ist nicht meine Absicht...

Ja, Deutschland ist ein Missionsland geworden. Denn auch unsere noch scheinbar geborgenen Katholiken sind ungeborgen, sie sind in die Gefährdung geworfen, sind erst wieder zu erwerben, wenn wir sie wirklich unser Eigen nennen wollen. Und gerade wenn sie fest stehen, tritt an sie die Missionsaufgabe heran: daß sie in der Zerstreung nun auch wirklich sich als Samenkörner Christi fühlen, als Sauerteig unserer Erde wirken. Missionsituation fordert Missionsmethoden“ (Ivo Zeiger, in: Der Christ in der Not der Zeit, 72. Deutscher Katholikentag Mainz 1948, 35–36).

Nach dreißig Jahren erfahren wir die Bestätigung der damaligen Prognose. Heute wissen wir unausweichlich: Die Situation in unserem Land ist Missions-situation, das heißt, wir leben in einer Gesellschaft, in der das Christentum und Kirche nicht mehr selbstverständlich zu den das Leben des einzelnen und der Gesellschaft bestimmenden Kräften gehören. Christliche Plausibilitäten werden von Anfang an in Frage gestellt und das in den verschiedensten Bereichen. Jedes Glied der christlichen Gemeinde ist von dieser Situation betroffen, lebt in ihr: Vom Kindergarten bis zum Senioren-Kreis und Altenheim. Pluralismus der Weltanschauungen ist unmittelbare Erfahrung eines jeden einzelnen, in welcher gesellschaftlichen Stellung er sich auch befindet. Der führende Chemiker unserer großen Werke arbeitet zusammen mit einem in seinem Fach ebenso kompetenten Kollegen aus Indien, der von seiner hinduistischen Weltanschauung her versucht, einen Sinn in sein Leben zu bringen. Gleiches gilt für den Arbeiter bei der Müllabfuhr, dessen Arbeitskollege von seiner Weltanschauung des Islams her versucht, mit seinem Leben fertig zu werden.

Missionssituation wird auch deutlich durch den Wandel im Phänomen des Fernstehenden. Früher, in christentümlicher Gesellschaft, wurde die Position des Fernstehenden durch dessen Nähe bzw. Ferne von den allgemein anerkannten, gemeindlich-kirchlichen, gesellschaftlichen Strukturen her bestimmt. Wer am kirchlichen Leben nicht teilnahm, fiel aus dem Kommunikationszusammenhang der Gesellschaft heraus, war ein „Randchrist“, gehörte zu den „Osterlämmern“, besuchte die „Langschläfermesse“.

Heute können wir fragen: *Wer* steht fern? Wer als katholischer (und evangelischer) Christ überzeugt seinen Alltag lebt, seine Lebensform, seinen Lebensstil, seine Wertvorstellungen, die er auch in seiner Familie weiterzugeben bemüht ist, und sich vom Evangelium und von der Tradition der Kirche her bestimmen läßt, lebt fern von dem, was der Gesellschaft üblich ist, was als Lebensstil praktiziert wird und was als heutige Lebensform in Freizeitgestaltung, Ehe und Familienleben gilt. Wenn der größere Teil in der Gesellschaft uns fern steht, müssen wir dann nicht sagen, daß wir am Rand der Gesellschaft stehen? Genau dies aber ist die Situation im „Missionsland“.

## II. Wie begegnen wir de facto heute in der Bundesrepublik solcher Situation?

Drei Reaktionen sollen herausgestellt werden, ohne damit den Anspruch zu erheben, alles erschöpfend dargestellt zu haben:

### 2.1. Die Situation der Ablehnung, des Nicht-wahrhaben-Wollens

Ähnlich, wie es wohl Ivo Zeiger seinerzeit ergangen sein muß, den man auf den erfreulichen Prozentsatz derer hinwies, die noch praktizieren, geht es auch heute: Man verweist auf das, was da ist, was aufgrund unserer Tradition noch immer wirksam ist, sowie auf positive neuere Entwicklungen. Man stellt den anderen als Schwarzseher und Pessimisten hin.

### 2.2. Die Situation wird als Bedrohung und Infragestellung des christlichen Selbstbewußtseins gesehen.

Das Ergebnis ist Resignation. Kirche im Abendland ist sterbende Kirche, so wie seinerzeit in Nordafrika oder in Kleinasien. Die Stimmung in der Gemeinde ist resignativ, es geht nichts mehr von ihr aus.

### 2.3. Flucht in falsche Alternativen

Die eine Alternative: Wir müssen uns gesundschumpfen, die „kleine Herde“ ist die Gemeinde der Zukunft, es geht um Restauration um jeden Preis. Das Konzil und erst recht die Synode haben unseren Schwung gelähmt. – Richtig hierbei ist, daß das Konzil und mit ihm die Synode zu einem wesentlichen Prozeß in der Kirche beigetragen haben: dem Prozeß der Unterscheidung der Geister. Ein Beispiel: Bei der Einführung des neuen Meßbuches sagte Kardinal Volk in seiner Predigt vor Priestern: „Eines kann ich Ihnen versichern, bei der neuen Liturgie, bei der Eucharistiefeier, wie sie jetzt ist, wird es keinen Unbeteiligten mehr geben.“ Wenn aber Menschen von ihrer Glaubenssituation her sich nicht mehr beteiligen können, die sich früher in allgemeinen religiösen Empfindungen während des Gottesdienstes zurecht fanden, so bringt dies Unterscheidung. Dies scheint mir eine Hilfe für unsere „Missionssituation“. Doch Restauration, Rückzug in die „kleine Herde“, Gesundschumpfen als Parole, sind Zeichen mangelnden Vertrauens, eine falsche Alternative.

Die andere Alternative: offene Gemeinde ohne Schwelle, Anpassung um jeden Preis. Hier gilt, was schon rein soziologisch feststeht, daß jede Gruppe, die keine Schwelle mehr hat, sich auflösen muß. Einschlägige Erfahrungen liegen hier vor.

## 2.4. Wie begegnen wir solcher Situation?

Indem Sie selber Ihr Thema formuliert haben „Wie begegnen wir der missionarischen Situation?“, ist eine wichtige Aussage gemacht, die beim Pfingsttreffen im kommenden Jahr noch mehr herausgestellt werden muß. Pluralistische Situation ist eine Feststellung. Missionsituation ist eine Herausforderung und Aufgabe. Missionsituation in unserer Kirche ist nie Verhängnis oder Schicksal, sondern sie ist Gabe und Aufgabe. Die Arbeit, in der Sie stehen, ist gerade ein Ansatzpunkt dafür, wie überhaupt in unseren Gemeinden der Blick für das, was kommen muß in unserer Kirche, geweckt werden kann. Von hier aus muß die Frage gestellt werden, wie dieser Situation im Glaubensverständnis – die theologische Fragestellung – und in unserer Glaubenspraxis – die praktische Fragestellung – begegnet werden muß.

### III. Wie sollten wir solcher Situation begegnen in unserem Glaubensverständnis?

#### 3.1. Neue Akzente im Kirchenverständnis

Es ist nicht meine Aufgabe, hier alle Akzente des Kirchenverständnisses des Zweiten Vatikanischen Konzils darzulegen. Auf einen Punkt soll aber besonders hingewiesen werden: Die Kirchentheologie des Zweiten Vaticanums ist geprägt vom Gedanken der „re-praesentatio“, der Darstellung im sichtbaren und wirksamen Zeichen. Hier gedenke ich in großer Dankbarkeit meines Mitbruders, Lehrers und Freundes Otto Semmelroth, der uns bereits als Studenten am Ende der vierziger Jahre theologisches Verständnis und mit ihm Liebe zur Kirche als „Ursakrament“ nahebrachte. Damit wollte er sagen – und ist auch heute gesagt: In dieser Welt gibt es unwiderruflich jenes sichtbare Zeichen, in dem die Rettung, Befreiung, Erlösung des Menschen durch Christus nicht nur dargestellt wird, sondern das zugleich diese Rettung vom Vater im heilmächtigen Zeichen seiner Kirche – die Gesamtkirche dargestellt und wirksam in der Ortskirche (Bistumskirche) – bewirkt. Jede Gemeinde, in der im Auftrag des Bischofs Eucharistie gefeiert wird, macht die Kirche in ihrem Raum präsent. Diese Schau macht sich Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Redemptor hominis“ zu eigen: „Die Kirche ist in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (Red. hom. 7; vgl. auch LG 1). Die größte Not unserer Menschheit, die wir gegenwärtig erleben, ist die Zerrissenheit, die die gegenwärtige Gesellschaft in den Untergang zu reißen droht, und dabei die Machtlosigkeit, ihr wirksam zu wehren. Hier soll die Kirche Zeichen der Einheit untereinander sein, Keimzelle der Hoffnung und der Einheit für das ganze Menschengeschlecht (vgl. LG 9). Damit ist der Akzent von einem mehr statischen Kirchenbild, wie es z. B. Robert Bellarmin geprägt hat, indem die Kirche in gewissem Sinn analog zu irdischen Reichen gesehen wird, sich ausdehnt bis an die Grenzen der Erde, auf ein mehr dynami-

sches oder besser „sakramentales“ Kirchenbild gelegt. Diese andere Sicht erscheint mir providentiell. Das Missionsverständnis, das sich aus dem früheren Kirchenbild ergab, ist zu Ende. Was die „flächenmäßige“ Ausdehnung der Kirche angeht, so sind wir bis an die Grenzen der Erde gelangt. Die wenigen weißen Flecke auf unserem Globus, an denen christliche Botschaft noch nicht angelangt ist, sind leicht einzuholen. Zugleich stellen wir fest, daß damit das Evangelium noch längst nicht bis an die Grenzen der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft gekommen ist. Obwohl es überall präsent ist, ist es damit nicht überall schon wirksam. Denken wir nur an ein riesiges Imperium, wie China, das zwar von Kirche weiß, in dem aber eine neue Gesellschaft herangereift ist, die ständig wächst, in der das Evangelium noch lange nicht „bis an die Grenzen der Erde gelangt ist“. Für einen Europäer ist es eine tiefgreifende Erfahrung, zu spüren – wie ich beispielsweise in Indien erfuhr – wie eine Kultur, die weitaus älter ist als die unsere, überhaupt nicht nach Christentum verlangt, eben aus der Überzeugung heraus, daß die eigene Kultur die richtige ist. Gilt ähnliches nicht von unserer Gesellschaft? Haben wir hier in Deutschland oder – um mit Exeler zu sprechen – in der nordatlantischen Gesellschaft nicht seit zweihundert Jahren das Phänomen eines humanistischen Atheismus oder atheistischen Humanismus, der mittlerweile zu einer Kultur breiter Bevölkerungsschichten geworden ist? Die verschiedensten Bereiche menschlichen Lebens haben sich aus dem gesellschaftlich-kirchlichen Kontext „emanzipiert“. Um einige Beispiele zu nennen: Musik hat sich aus dem Zusammenhang kirchlich-gottesdienstlichen Geschehens herausgelöst. Man komponierte bewußt für „säkularisierte Räume, Konzertsäle“. Heute geschieht solches nicht mehr aus einer Gegeneinstellung gegen Kirche und Gottesdienst, sondern nicht-gottesdienstliche Musik ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Ähnliches ließe sich für die anderen Bereiche der Kunst, der Wissenschaft, des gesellschaftlichen Lebens aufzeigen. Auch bei uns versuchen viele Menschen mit dieser nicht ganz leicht zu definierenden Weltanschauung (zeigt sie darin bei allen großen und unbestrittenen Unterschieden nicht gewisse Ähnlichkeiten zur hinduistischen) die Krisensituationen ihres Lebens zu bestehen.

Es gibt Kultur- und Lebenserfahrung, auf die Kirche Rücksicht nehmen müßte, will sie in dieser Gesellschaft Christentum beheimaten (Inkulturation). Wie dies im Alltag aussieht, erlebte ich vor einigen Jahren, als ich in der ersten Klasse einer Grundschule unterrichtete. 60 der 80 Kinder wußten zu Beginn der Religionsstunde nicht, ob sie katholisch oder evangelisch waren. Die evangelische Kollegin machte den guten Vorschlag, ich solle das Kreuzzeichen machen, und wer es spontan mitmache bei den Kindern, sollten wir auf Verdacht als katholisch annehmen. Wir haben uns noch mehrere Wochen gegenseitig Kinder zugeschickt. Wir mußten beide erfahren, daß die Kinder nichts vom christlichen Glauben wußten. Von Jesus Christus hatten sie nie gehört. Die Kirche hatten sie nie besucht. Ein christliches Zeichen, wie das Kreuz kannten sie nicht. Christliche Gebete, wie das Vater unser, das Kreuzzeichen, und bei uns Katholiken das Ave Maria waren ihnen vollständig fremd. Dieses Beispiel verdeutlicht, daß in breiten Bevölkerungsschichten eine achristliche (nicht ge-

genchristliche) Gesellschaft existiert. Obwohl solche Familien unter uns wohnen oder besser gesagt, wir unter ihnen, ist bei der Privatisierung des religiösen Lebens keine Kommunikation auf dieser Ebene gegeben. Hier tun sich neue Räume auf, an deren Grenzen die Botschaft Christi noch lange nicht gedrungen ist. Kirche muß sich als Zeichen der Rettung verstehen, das auf andere einwirkt, indem es sichtbar und lebendig ist. Wie aber kann Kirche solchem Anspruch genügen?

### 3.2. Voraussetzung dafür: neues Weltverständnis – neues Missionsverständnis

Das vorher Gesagte macht deutlich, daß veränderte Situation von Kirche und Gesellschaft und deren theologische Deutung, also der Weg von einem mehr institutionalistischen Kirchenbild zu einem mehr sakramentalen Kirchenbild, neue Perspektiven eröffnet. Das neue Kirchenverständnis impliziert ein neues Verständnis und Verhältnis zur Welt. Thomas Kramm hat in seinen Arbeiten gerade auf diesen Punkt immer wieder hingewiesen: „Von dieser geschichtlich-eschatologischen Perspektive aus ist Welt kein Zustand, sondern ein Geschehen, das sich dem Glauben dadurch enthüllt, daß Gott als der eschatologisch Handelnde erfahren wird. Wäre das Neue reines Werk des Menschen, der vom Vorhandenen ausgehend Möglichkeiten zur Entfaltung bringt, die bereits im Wirklichen enthalten sind, dann bliebe die Welt letztlich doch die sich ewig gleiche“ (Thomas Kramm, *Theologische Erwägungen zu Welt und Geschichte im Vorfeld einer Theologie der Mission*, in: *Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft* 64, Münster 1980, 8).

Dieses eschatologische Handeln Gottes, der unsere Zukunft, die uns nicht verfügbar ist, macht, sehen wir oft nicht. „Die Eröffnung neuer Möglichkeiten durch das schöpferische Wirken Gottes – schöpferisch also im strengen Sinne des Wortes als *creatio ex nihilo*, die nicht gebunden ist an einen von der bereits vorhandenen Wirklichkeit vorgegebenen Raum des Möglichen – eröffnet der Welt erst eigentlich Zukunft. Gottes Wort schafft Zukunft, was für das Verständnis von Welt bedeutet, daß sie als Welt im Werden verstanden werden muß. Die Zukunft der Welt ist eschatologisches Geschehen, das mehr ist als die bloße Explikation der der Welt schon immer gegebenen Möglichkeiten“ (Thomas Kramm, ebd.).

### 3.3. Rückbesinnung auf Christus als entscheidenden Grund, Weg und Ziel der Kirche

Es ist ein positives Zeichen, daß in unserer theologischen Diskussion, die derzeit die Öffentlichkeit bewegt – ob auf glückliche oder unglückliche Weise, sei hier dahingestellt –, wir nicht über alle möglichen Themen christlichen Glaubens diskutieren, sondern über das Thema aller Themen, über die Frage, an der alles hängt: Jesus Christus. „Die Kirche bleibt umfassen vom Geheimnis der Erlösung, das Grundprinzip ihres Lebens und ihrer Sendung ist. . .

Er, der Sohn Gottes, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt. Mit Menschenhänden hat er gearbeitet, mit menschlichem Geist gedacht, mit einem menschlichen Willen hat er gehandelt, mit einem menschlichen Herzen geliebt. Geboren aus Maria, der Jungfrau, ist er in Wahrheit einer aus uns geworden, in allem uns gleich außer der Sünde. Er, der Erlöser der Menschen!“ (Red. hom. 7–8; vgl. GS 22).

Diese Wirklichkeit festzustellen, bedeutet noch nicht, daß die Gesellschaft, in der wir leben, in dem Sinne darauf wartet, daß wir mit dieser Botschaft offene Türen einrennen, daß wir überall Bereitschaft zur Annahme finden. Nach unserer Erfahrung ist das Gegenteil der Fall. Wir erfahren nicht nur Ablehnung, sondern vielmehr Unverständnis, Gleichgültigkeit, jenes Lachen, das bereits Paulus auf dem Areopag von Athen zum Schweigen brachte: „Darüber wollen wir dich ein andermal hören“ (vgl. Apg 17,32). Auch Johannes Paul II. stellt dies klar heraus: „Und wenn ein solcher Auftrag heute größeren Widerständen als in jeder anderen Zeit zu begegnen scheint, so zeigt dies nur, daß der Auftrag in unserer Epoche noch dringlicher ist und – trotz der Widerstände – mehr erwartet wird als je zuvor. Hier berühren wir indirekt jenes Geheimnis der göttlichen Heilsordnung, das die Erlösung und die Gnade mit dem Kreuz verbunden hat“ (Red. hom. 11).

Dies beleuchtet unsere Situation nochmals als Missionssituation. In der Missionsgeschichte der christlichen Kirchen wüßte ich kaum eine Situation, in der die christliche Botschaft einfach erwartet wurde und mit offenen Armen und Herzen angenommen wurde. Es galt immer der Grundsatz: „Sanguis martyrum semen christianorum“ – Das Blut der Zeugen ist der Same für neue Christen. Die Erfahrung des Kreuzes gehört in missionarische Situation. Hat nicht gerade von hier manches Leid in der Kirche, manches Kreuz derer, die versuchen, in dieser Kirche und Gesellschaft Zeugen für Jesus und seine Erlösung zu sein, seinen eigentlichen Sinn und seine wahre Bedeutung?

### 3.4. Kirche ernst nehmen als Gegenwart des ganzen Christus

Wenn wir hier von Kirche in diesem Sinn sprechen, verstehen wir sie nur als ganze, als Haupt und Leib. Sie kann als Sakrament, als Zeichen des Heiles, nur sichtbar werden, wenn sie in ihrem Haupt und ihren Bildern sichtbar ist. In christentümlicher Gesellschaft mag eine repräsentative Vergegenwärtigung der Kirche durch die Träger des Amtes – das Haupt – in irgendeiner Form noch hinreichend gewesen sein. In unserer Situation, der pluralistischen Gesellschaft, in missionarischer Situation, kann der fortlebende Christus nur sichtbar erfahren werden in Haupt und Gliedern. Ohne lebendige Vergegenwärtigung des Leibes geht es nicht.

Bei verschiedenen Gesprächen in Kinshasa/Zaire wurde mir deutlich, wie dort angesichts des Priestermangels eine andere Frage gestellt wird als in der vergleichbaren Situation bei uns. Dort wird die vorgegebene Situation als provi-

dentieller Anlaß gesehen, ein Grundanliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils im Leben der Kirche zu verwirklichen: Sendung und Bedeutung des Laien aufgrund von Taufe und Firmung in der Kirche. Aus solchen theologischen Überlegungen und deren praktischen Folgerungen kann man neue Akzente für die Stellung und Spiritualität des Priesters in der Gemeinde gewinnen.

#### IV. Wie begegnen wir solcher Situation in unserer Glaubenspraxis?

##### 4.1. Wir müssen die gegebene Situation als Anruf und Herausforderung von Gott her annehmen

Es ist entscheidend, wie wir die vorgegebene Situation sehen und beurteilen: als Schicksal, das über uns verfügt ist, als notwendiges Übel, das wir ertragen müssen, oder als von Gott uns aufgegebenen Situation. Ergeht es uns nicht oft wie den Jüngern nach der wunderbaren Speisung (vgl. Mk 6,45–52). Sie hatten alles auf Jesus gesetzt. Er hatte sich als der große Heilsbringer erwiesen. Mehr als Mose, der in der Wüste das Manna gab, hat er in der Wüste die Tausenden gesättigt. Alles steht auf Aufbruch in die so lange erwartete Zukunft des Messias. In dieser Situation schickt Jesus die Menschen weg, die ihn zum König machen wollen, er drängt seine Jünger ins Boot und veranlaßt sie abzufahren. Wenn es heißt, daß sie Gegenwind haben, daß sie sich abmühen, ohne voranzukommen, so ist dies nicht eine meteorologische Zustandsbeschreibung. Hier wird die Situation der Jünger, die Situation der Gemeinde geschildert. Gegenwind – es geht alles so ganz anders, als sie es sich gedacht und vorgestellt haben. Sie kommen nicht weiter. Ist dies nicht eine Erfahrung der Kirche unseres Landes? Als nach dem Zusammenbruch der Wiederaufbau begann, als unsere Kirche reicher wurde, äußerlich und innerlich aufbauen konnte, als wir große Katholikentage feiern konnten, als es so aussah, der Durchbruch in Politik und gesellschaftlicher Öffentlichkeit für unsere christlichen Kirchen sei gelungen, da wollten wir nicht wahrhaben, daß Missionssituation in Deutschland ist. Nun empfinden wir Gegenwind. Von überall her bläst uns der Wind ins Gesicht. Es sieht so aus, als kämen wir nirgends weiter, obwohl wir rudern.

Als Jesus dann über das Wasser zu den Jüngern kommt, schreien sie auf, weil sie meinen, es sei ein Gespenst. So fremd ist er ihrem Herzen und ihrem Kopf geworden, daß sie ihn für ein Gespenst halten. Er selbst muß sie durch seinen Zuruf in die eigentliche Wirklichkeit zurückrufen. Sehen wir nicht Manches als gespenstig an, obwohl gerade Jesus es ist, der so über das Wasser zu uns kommt? Und nur, indem Petrus das scheinbar sichere Boot verläßt und sich auf das Wasser begibt, kann er erfahren, daß der Herr da ist und ihn hält.

Der entscheidende Punkt, an dem wir stehen, ist: die vorgegebene Situation nicht als Verhängnis, sondern als von Gott gegebene Voraussetzung für Besinnung und Umkehr anzunehmen. Das ist die Chance missionarischer Situation. In christentümlicher Gesellschaft, in der die Kirchen in allen Bereichen be-

stimmend oder mitbestimmend ist, hat sie eine große Versuchung: Sie sieht ihre Zukunftspläne zu schnell als Gottes Pläne. Sie macht sich Gott zu Händen. Er aber läßt sich nicht von unseren Händen festhalten und in das Maß unserer Hände einpassen. In missionarischer Situation begegnet er uns als der Unfaßbare, oft Unbegreifliche. Nicht auf unseren Einfluß hin, nicht auf unsere Macht hin, auch nicht auf unser Geld hin, gehen wir an die missionarische Aufgabe, sondern „auf sein Wort hin“. Indem Gott für uns durch die neue Situation so wieder unfaßbar geworden ist, können wir – so paradox das klingen mag – erst eigentlich wieder den Halt in ihm finden (vgl. Hans Urs von Balthasar, *Sich halten an den Unfaßbaren*; in: *Geist und Leben* 52 (1979) 246–258).

#### 4.2. Sind wir bereit uns dem Prozeß der Inkulturation bei uns zu stellen?

Während der Reise von zehn Regenten deutschsprachiger Priesterseminare nach Indien haben wir mit Kollegen eine leidenschaftliche Diskussion geführt. Ich denke besonders an einen Abend mit Professoren der päpstlichen Hochschule in Poona. Einer, ein Religionsgeschichtler und Systematiker meinte: Der Mensch sieht nur mit zwei Augen perspektivisch. Ähnlich ist es mit der Sicht von Sinn, Welt und Zukunft des Christen. Das eine Auge, das uns gegeben ist, ist die christliche Offenbarung. Das andere Auge ist für uns unsere hinduistische Tradition. Mit dieser Tradition habe ich echte Gotteserfahrung gemacht, die mir so im Christentum nicht möglich ist. Indem ich nun mit diesen beiden Augen sehe, kann ich das Ganze erst erkennen. Christus wurde zunächst mit jüdisch-hellenistischem Auge gesehen. Wer meint, dies sei die einzige Möglichkeit, ihn zu erkennen, muß sich täuschen. Ist es nicht der Anspruch westlicher Theologie, daß sie den einzigen richtigen Blick hat? Dazu kommt, daß das „kulturelle Auge“ des westlichen Menschen immer mehr verblaßt ist, daß er Manches einäugig sieht. – Der Vergleich ist sicher nicht zu überziehen, aber er scheint mir auf etwas Wichtiges hinzuweisen. Wir müssen am Prozeß der Inkulturation in u n s e r e Kultur teilnehmen, um Christentum hier nahe bringen zu können.

Als wir in Bangalore mit Amalorpavadas sprachen, drückte er dasselbe auf ähnliche Weise aus. Wir stehen in der westlichen Welt vor einem gewissen Engpaß unserer Kultur. Wir stehen wie vor einer Mauer. Es kann sich nichts mehr nach vorne entwickeln. Darum dreht sich alles um sich selbst. Konsum, Sex und Terror sind Rückstöße, versuchte Auswege, die in Wirklichkeit keine sind. Eine Hilfe für uns kann nicht darin liegen, z. B. Hindu zu werden. Aber wenn wir uns auf Problemstellung und Problemlösung der dritten Welt einlassen, könnten wir von daher für uns den Ausweg aus der Sackgasse finden. Dabei dreht es sich nicht nur um technische oder von außen her übernommene Lösungsversuche, sondern um das Innerste des Prozesses, wie christlicher Glaube unter der Führung des Geistes Schritt für Schritt eine ihm fremde Kultur durchdringt und erfüllt und dabei zugleich von dieser erfüllt und getragen wird.

#### 4.3. Wir müssen bereit sein uns zur Sendung des Laien in der Kirche zu bekehren

Johannes Paul II. setzt in seiner ersten Enzyklika einen klaren Akzent: Der Mensch, „der erste und grundlegende Weg der Kirche“ (Red. hom. 14). Dieser Akzent ist auch innerkirchlich zu bedenken. Sind wir nicht nur theoretisch oder in der Praxis höchstens als Notlösung davon überzeugt, daß es ohne die Laien in unseren Gemeinden wirklich nicht geht? Wenn Bekehrung – um hier einen Ausdruck, den Zulehner gern verwendet zu gebrauchen – Kontrasozialisation ist, dann entscheidet die Glaubensgemeinschaft sehr viel. Das ist gerade das Eigentümliche der Missionssituation, daß die Gesellschaft nicht mehr in allen Bereichen Stütze des Glaubens ist und darum muß die Kirche selbst den Raum für solche Glaubensgemeinschaft schaffen.

#### 4.4. Neue christliche Selbstverständlichkeiten schaffen

Wenn die Gesellschaft sie uns nicht mehr schafft, dann muß die Kirche selbst sie uns schaffen. Hier sind Fest und Feier eine zentrale, den Gesamtmenschen ansprechende Erfahrung, welche von uns neu ergriffen werden muß. Die Feier des Sonntags, die Feier der zentralen kirchlichen Feste, vor allem der österlichen Bußzeit mit dem Osterfest, Ereignisse wie Hochzeit, Taufe, Erstkommunion, Firmung zeigen immer mehr die Not des einzelnen, isoliert und auf sich gestellt zu sein. Gottesdienst und Feier (oft weltliche Feier genannt) stehen unverbunden nebeneinander. Hier müssen wir in christlicher Gemeinde Wege schaffen, in denen der einzelne, in denen die Familie erfahren kann, daß Glaube nicht Privatsache ist, sondern getragen ist von der Glaubensgemeinschaft. Vielleicht liegt hierin ein Grund dafür, daß so viele Jugendliche zu einem Katholikentag kommen: Die Feiersituation und die Erfahrung der Gemeinschaft im Glauben.

### V. Mut zur Begegnung, nicht Begegnungsangst

#### 5.1. Begegnungsangst

Die achristliche Situation in Deutschland, die unsere christliche Mission herausfordert, ist uns fremd. In vielen Bereichen eines nicht-christlichen Humanismus in Kultur und Gesellschaft sind wir nicht zu Hause. Wir werden in unserer Position in Frage gestellt. Es entstehen Begegnungsängste. Manche unserer Ängste rühren daher, daß wir die Schwierigkeiten sehen, aber nicht wissen, wie wir ihnen begegnen sollten. Deshalb ist es notwendig, daß diese Problematik auf dem Pfingstkongreß zur Sprache kommen darf. Sie ist vorhanden und bedarf einer Klärung. Dies ist die Voraussetzung dafür, daß wir Wege finden

zur Begegnung. Doch bei allen Planungen und Strategien ist eines wichtig: Wir müssen der Situation als Glaubende begegnen, denn nur ER, der Herr der Kirche, der zugesagt hat, sie nicht zu verlassen, sondern sie durch seinen Geist zu leiten, kennt den Weg, den wir gehen sollen. Zwei Meditationsgedanken können hier eine Hilfe sein.

## 5.2 Es kommt die Stunde

Die bekannte Perikope von der Hochzeit zu Kana kann unsere Situation und die in ihr gegebene Aufgabe deuten helfen. Wir als Kirche gegenüber dieser Welt kommen uns oft vor wie der Bräutigam im Evangelium. Wir haben zu unserem Fest viele eingeladen, und nun erkennen wir, daß der Wein nicht reicht. Die Gläser sind zwar noch voll, aber der Bräutigam weiß bereits, daß er nichts mehr hat, um sie nachzufüllen. Maria hat ein Gespür für diese Situation und spricht Jesus an: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Die Antwort, die der Herr seiner Mutter gibt, ist befremdend und tröstlich zugleich: „Frau, meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Es scheint, als ändere sich im Augenblick noch nichts, doch die Stunde kommt. Maria weiß es. Das Fest endet nicht in der Katastrophe. Wir erleben in unserer Situation, daß der Wein ausgeht, scheinbar auch in der Kirche. Wenn wir uns – ähnlich wie Maria – an IHN wenden, hören wir als Antwort: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Die Stunde ist die Stunde des Kreuzes, die aber hinführt zur Auferstehung.

## 5.3. Alle Initiativen messen sich am Maß unserer Hoffnung

Wir wissen, daß seit jener Stunde von Golgotha und der Stunde der Auferstehung auf allen Tischen die Eucharistie für uns bereit steht, daß er sich uns in die Hand gibt. Hier liegt der letzte Grund und die Ermutigung für alle unsere Initiativen. Diese „messen sich letztlich am Maß der einen Hoffnung, zu der wir berufen sind. Diese Hoffnung kommt nicht aus dem Ungewissen und treibt nicht ins Ungefähre. Sie wurzelt in Christus und klagt auch bei uns Christen des 20. Jahrhunderts die Erwartung seiner Wiederkunft ein. Sie macht uns immer neu zu Menschen, die inmitten ihrer geschichtlichen Erfahrungen und Kämpfe ihr Haupt erheben und dem messianischen Tag des Herrn entgegenblicken“ (Gemeinsame Synode, Beschluß Hoffnung).

„Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde, und ich hörte eine gewaltige Stimme vom Thron her rufen: Seht das Zelt Gottes unter den Menschen. Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein und Gott selbst wird mit ihnen sein. Und der auf dem Thron saß sprach: Neu mache ich alles.“ (vgl. Offb 21, 1–3)

Diese Hoffnung entscheidet darüber, wie wir der missionarischen Situation in unserem Land begegnen.

# Franziskanischer Lebensstil: alternativ und solidarisch?

Von Herbert Schneider OFM, Düsseldorf

Es besteht kein Zweifel daran, daß ein franziskanischer Lebensstil die Forderung der Zeit ist. Er kann nicht nur damit begründet werden, die Unterschiede zwischen arm und reich klafften zu sehr auseinander, darum gehe es um einen neuen Lebensstil. Dies wäre zwar eine notwendige, aber doch keine franziskanische Begründung. Der franziskanische Lebensstil, mit dem man eine Grundhaltung der Armut verbindet, hat eine eigene Sinnrichtung: er bringt die Menschen Gott näher und somit auch untereinander. Leuchtet in der Armut doch am ehesten Gottes Gnade auf, die allen Menschen gilt. Die Frage, ob der franziskanische Lebensstil alternativ zu verstehen ist, muß also gestellt werden.

## 1. Der franziskanische Lebensstil ist in eigener Weise alternativ

Angesichts der Zunahme der wirtschaftlichen Probleme und Umweltkrisen wird eine alternative Lebensform gefordert, die im Verzicht auf Profitmaximierung und Konsumsteigerung die Menschen davor bewahren will, wie eine Lawine in selbstzerstörerischer Wucht andere ins Unheil zu stürzen und dann selbst in einem Chaos zu enden.

Daher stellt sich die Frage, wie wir eine Alternative zu diesem Leben finden können. Wird die gesellschaftliche Entwicklung tatsächlich wie eine todbringende Lawine verstanden, so sucht man sich im alternativen Leben möglichst vor ihr zu retten. Hier besteht allerdings die Gefahr, daß man sich aus der Gesellschaft heraushält und sie sich selbst überläßt: die Lawine rollt an mir vorbei. Wir wehren den Anfängen der Lawine eigentlich nicht, jeder zieht sich vielmehr vor der heranrollenden Lawine zurück.

Ein franziskanischer Lebensstil hat in dem Versuch, die Gesellschaft zu retten, eigentlich seine grundlegende Rechtfertigung nicht. Es geht nicht darum, eine Gegenkultur zu errichten, sondern eine neuartige Lebensweise zu finden, die arm sein will, damit Gott einen Raum des Wirkens findet. Eine derartige Lebensweise hat dann auch Auswirkungen auf den gesellschaftlichen Lebensstil.

Franziskus ging es nicht um ein alternatives Leben im heutigen gängigen Sinne, sondern um das ursprüngliche, vor Gott unverstellte und einfache Leben. Der franziskanische Lebensstil ist mithin nach der Wortbedeutung von alternativ nicht so sehr anders als vielmehr auf den anderen bezogen. Daß er dann auch anders als der übliche Lebensstil sein kann, ist durchaus richtig.

Der franziskanische Lebensstil ist also nicht einfachhin in eine Reihe mit den heute zahlreich angebotenen alternativen Lebensmodellen zu stellen. Er hat

eine eigene, im Grunde tiefere Qualität. Dieses Eigene des franziskanischen Lebensstils sollte stärker nach vorn treten. Dazu gehören:

- Der Gedanke an das geschenkte Leben. Der Mensch verfügt nicht über das Leben, er verdankt es Gott. Daher kann er es weder manipulieren noch verstümmeln; er darf nicht so tun, als habe er es sich selbst gegeben.

Weil der Mensch sein Leben Gott verdankt, darum dankt er ständig für sein Leben.

- Die Achtung vor dem Eigenwert der Kreatur, so daß der Stein in seiner Beschaffenheit, die Pflanze in ihrer Eigenart, das Tier in seiner Gestimmtheit ernst genommen werden. Ein franziskanischer Lebensstil zeigt sich darin, wie der einzelne andere gelten läßt und jedes Geschöpf in seiner Bestimmung erkennt und achtet.
- Das Bewußtsein des erlösten Lebens. Nur wer erfährt, daß er schuldig werden kann, begreift die noch größere Fülle durch Gottes Liebe. Im Grunde kann er jedem Menschen sagen: Auch du bist erlöst, hereingenommen in die je größere Liebe Gottes. Daraus entspringt die franziskanische Gelassenheit und Freude.

## 2. Der franziskanische Lebensstil ist vor allem solidarisch

Mit Recht kann nach dem Beitrag eines franziskanischen Lebensstils für unsere Zeit – wie für jede – gefragt werden. Nach Franziskus gibt es keine Bewegung weg vom Bruder, sondern auf ihn hin. Allerdings geht diese Bewegung auf jeden Menschen zu, niemand ist ausgeschlossen. Dies besagt die Wortbedeutung von Solidarität, nämlich dicht miteinander verbunden zu sein. Im Handeln muß jeder den anderen berücksichtigen und mitvoranbringen.

Das solidarische Verhalten macht ernst mit dem Gedanken: der Mensch ist Mensch als Bruder. Aber wie in einem selbst, so steckt in jedem Bruder ein Stück Not und Sehnsucht. Dies gilt es bei arm und reich zu entdecken. Im armen und kranken Bruder wird diese Not am ehesten offenbar, aber elendiger kann die menschliche Not des Reichen sein.

Alle Menschen leiden an der Not ihrer menschlichen Enge und Unvollkommenheit. Körperliche Leiden, seelische Nöte und Ängste, gesellschaftliche Unheilszustände von Ungerechtigkeit und Unterdrückung, Verachtung und Erniedrigung lasten auf dem Menschen.

Der franziskanische Lebensstil erweist sich hier als solidarisch, indem er sich dem Bruder als Bruder in Not zuwendet und dessen Geschick mitträgt und mitverbessert. Hiermit treffen wir aber nur die eine Seite franziskanischer Solidarität. Die andere Seite zeigt sich darin, die Not des Bruders in sich selbst wiederzuerkennen, mehr noch: sie durch das eigene Versagen mitverschuldet zu sehen. Darum erfordert franziskanische Solidarität immer auch ein Stück Wiedergutmachung und geschenkhafter Hilfe.

Wenn wir auf das anfangs verwendete Bild von der Lawine zurückkommen, bedeutet franziskanische Solidarität: nicht zu fliehen vor der Lawine, sondern sie in sich selbst aufzuhalten, ja sie in ihren Anfängen zu hindern, indem die heilvollen Kräfte in der Gesellschaft verstärkt werden. Möglich ist eine derartige Solidarität nur, wenn nicht nur gegen die Gesellschaft geklagt wird, sondern ihr Versagen in der eigenen Person angegangen wird aus dem Bewußtsein heraus, wie sehr man mitverhaftet ist. Für einen solidarischen Lebensstil lassen sich anführen:

- Mitleiden an der Gesellschaft, nicht lediglich im passiven Verhalten, sondern im aktiven Überwinden der Not. Daher können die Brüder arbeiten unter Obdachlosen, aber auch unter Schülern, und ebenso in der Beichtpastoral oder in der Verkündigung. Es kommt darauf an, wie der Bruder zu seinem Bruder steht und ihn mitnehmen will in die Nähe Gottes.
- Im Zusammenleben der Brüder zuerst zu praktizieren, was man in der Gesellschaft solidarisch erreichen will. Nimmt man diesen Gedanken ernst, so wird der eigene Bruder in seiner Grenze angenommen und ihm zuerst die Hoffnung angeboten. Wo Brüder vertrauensvoll ihre Not offenbaren können, wird auch der Raum bereitet, einander die Hoffnung, die jeden erfüllt, mitzuteilen.
- Vorrangige Entscheidung für den Armen zugunsten von Gerechtigkeit und Frieden. Armut ist kein Selbstzweck, aber sie ist ein messianisches Zeichen für eine neue Welt. Soziale Gerechtigkeit und sozialer Friede für den Armen sind durchaus hoffnungsvolle Zeichen des neuen Reiches Gottes.

Franziskanisches alternatives und solidarisches Leben ist mehr als Gegenkultur und Protest; es meldet das Heil der Kinder Gottes in den Zuständen dieser Zeit an und gibt Hoffnung auf eine neue Welt. Daher kann franziskanischer Lebensstil nicht eine Variante sozialer Tätigkeit neben vielen anderen darstellen, vielmehr hat dieser Lebensstil einen religiösen Ursprung und intendiert aus dem Glauben an Christus heraus auf den Mitmenschen als Bruder.

# Die Zisterzienser Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit

Eine Ausstellung im Krönungssaal des Rathauses in Aachen  
vom 3. Juli bis 28. September 1980

Von Peter Joerißen, Köln\*

*Diese Ausstellung, die in der Bundesrepublik große Beachtung erfahren hat, wird jetzt in verkleinerter Form in etwa 25 Ausstellungen in ganz Deutschland gezeigt.*

*Ein umfangreicher Katalog (708 Seiten) mit hunderten von Abbildungen wurde zur Einführung in das Ausstellungsgut herausgegeben.*

*Alle bedeutenden Klöster im Bereich der Bundesrepublik und des angrenzenden Auslands waren mit mehr als 300 Originalwerken vom Mittelalter bis zur Barockzeit vertreten. Mehr als 100 Leihgeber beteiligten sich an der Ausstellung. Urkunden, Bildzeugnisse, Gebrauchsgerät, Werkzeuge, Möbel, liturgisches Gerät, Textilien, Glasfenster, Bauplastik, Handschriften, Skulpturen, Musikinstrumente und Werkzeuge der Literatur dokumentieren die vielfältigen kulturellen Leistungen der Zisterzienser.*

Es war ein glücklicher Zufall, daß die vom Rheinischen Museumsamt seit langen Jahren geplante Ausstellung über den Zisterzienserorden endlich 1980 gezeigt werden konnte, zu einer Zeit, als man sich auf verschiedenen Kongressen und Tagungen und zuletzt bei einer großen Ausstellung in Gent an die Person und das Wirken des hl. Benedikt als den Begründer des abendländischen Mönchtums erinnerte.

Kongresse und Tagungen der vergangenen Jahre waren weitgehend auf ein speziell interessiertes Fachpublikum beschränkt geblieben. Angesichts der Flut kulturhistorischer Ausstellungen wurde damit die Aachener Zisterzienser-Ausstellung zwangsläufig zu einem Testfall für die Frage, ob sich die Geschichte eines Ordens wirksam für ein breites Publikum aufarbeiten und darstellen ließe.

---

\* Dr. Peter Joerißen, Köln, hat als Referent im Landschaftsverband Rheinland die Zisterzienserausstellung mitkonzipiert und aufgebaut.

Vor allem zweierlei Zweifel wurden dem Ausstellungsvorhaben anfangs entgegengehalten: zum einen wurde die Befürchtung laut, daß die Präsentation zu trocken und papieren geraten könne, da sie sich schließlich nicht allein auf die anschaulichen Zeugnisse der klösterlichen Sachkultur verlassen, sondern dem Besucher auch die Begegnung mit dem vielfältigen Urkundenmaterial, den schriftlichen Quellen, zumuten wollte.

Zum anderen wurden Zweifel angemeldet, ob das Thema bei einem Publikum auf Interesse stoßen würde, dem die Problematik – Mönchsein als historische und gegenwärtige Lebensform – kaum Berührungspunkte zur eigenen Alltagsrealität und damit auch nur schwerlich Gelegenheit zur Identifikation, zum Betroffensein durch Geschichte, bieten könne. Dieser Zweifel wog besonders schwer angesichts der Tatsache, daß gerade in den letzten Jahren die Erwartungshaltung des Publikums durch eine Reihe von außerordentlich werbewirksam aufgemachten und vor allem die ästhetische Sensationslust befriedigenden Ausstellungen einseitig vorgeprägt worden ist.

Ausstellungsdidaktische und museumspädagogische Anstrengungen waren also in besonderem Maße erforderlich und mußten die zum Teil berechtigten Zweifel ernst nehmen. Durch geeignete didaktische Maßnahmen mußten die bei der Vermittlung des Themas zu erwartenden Probleme bewältigt, mußten – pädagogisch gesprochen – die Motivation und Widerstände überwunden werden.

Diese Vorüberlegungen veranlaßten die Veranstalter zu Entscheidungen, die ausschließlich der Ausstellung in Aachen ihr besonderes Gepräge gaben. Sie betrafen in erster Linie die inhaltliche Akzentuierung des Themas, an zweiter Stelle die Form der Präsentation.

Die komplexe Geschichte des Zisterzienserordens im Verlauf der Jahrhunderte wurde – sicher zur Enttäuschung bestimmter Besuchergruppen – nicht auf den frömmigkeits- oder geistesgeschichtlichen Aspekt eingeeengt. Vielmehr sollte die ganze Vielfalt vergangenen Ordenslebens, vor allem auch die zahlreichen Verflechtungen von monastischem und weltlichem Leben, ebenso die Widersprüche – deshalb der Untertitel . . . „zwischen Ideal und Wirklichkeit“ – aufgezeigt und ins Bewußtsein gerückt werden. Dies geschah nicht aufgrund eines vordergründigen Bemühens um Aktualisierung des Stoffes, auch nicht einem Werben um breite Publikumsgunst zuliebe. Es ging auch nicht, wie es in vereinzelt oberflächlichen Presseberichten manchmal anklang, darum, die schwarz-weiße Geschichte von armen Mönchen, die dann doch reich wurden,

zu zeichnen. Aufbauend auf den in den dreißig Katalogaufsätzen zusammengetragenen Einsichten und Erkenntnissen der modernen Ordensforschung sollte das ganze Spektrum zisterziensischen Wirkens und seine Spuren einem großen Publikum anschaulich nahegebracht werden.

Das Interesse der Veranstalter konzentrierte sich vor allem darauf, die in den Geschichtsbüchern nach wie vor verbreitete und gängige Auffassung vom Mönchtum als einem entscheidenden Kulturträger des Mittelalters und der Barockzeit mit neuem Material zu belegen, aber auch zu differenzieren und gegebenenfalls zu relativieren. Der Besucher sollte eine Vorstellung davon gewinnen, daß das zisterziensische Mönchtum jenseits seiner Verwurzelung im Geistigen und Religiösen – als seinem besonderen und eigenen Ursprung – in der Gemeinschaft eine Lebensform verwirklicht hat, die über die Jahrhunderte hinweg eine Alternative zu den von Adel und Bürgertum geprägten Formen des sozialen Lebens darstellte und nach wie vor aktuell geblieben ist. Ebenso war zu zeigen, wie die Zisterzienser erstmals zahlreiche Lebensbereiche gestaltet und organisiert und damit eine entscheidende Grundlage für die Arbeit späterer weltlicher Institutionen geschaffen haben.

Eine Akzentualisierung in diesem Sinne mußte den Abteilungen über „Ämter und Organisation“, über „Wirtschaft, Besitz und Wissenschaft“, über „Schutzherrn und Ausbreitung“ besondere Bedeutung zumessen. Sie erst konnte garantieren, daß auch das Publikum unserer Tage im Handeln und Wirken der Mönche Parallelen, Überschneidungen und Berührungspunkte zu seiner heutigen Alltagswirklichkeit aufdeckte. So wurden die Zeichnungen von der Stiefelrevolte der Konversen im Kloster Schönau, die Miniatur mit dem schreibenden Mönch, dem Konversen in der Mitte und dem heraneilenden Bauern aus dem Tennenbacher Güterbuch oder das Wandbild aus dem Frauenkloster Seligenthal, das eine die Demutsleiter ersteigende junge Nonne zeigt, zu wesentlichen, identitätsstiftenden Bildzeugnissen. Sie erst ermöglichen es, daß vor allem junge Besucher sich in der Geschichte der Zisterzienser wiedererkennen.

Die zweite Entscheidung der Veranstalter betraf die Form der Präsentation. Wiederum aus museumspädagogischen Erwägungen heraus traten – anders als in den traditionellen kulturhistorischen Ausstellungen – in Aachen originale Zeugnisse und die Information über die historischen Zusammenhänge gleichwertig nebeneinander. Die Wahrnehmung sollte neben dem affektiven und kunstvoll betonten Erleben auch die Bereitschaft zum Lernen und Nachdenken mit einschließen. Zu jedem Thema wurden eine, in wenigen Fällen auch

zwei oder drei Tafeln mit ausführlichen Texten, ergänzendem Bildmaterial, Graphiken und Faksimiles wichtiger Urkunden erarbeitet. Die mehr als 50 Tafeln umfassende Informationsschau konnte, erweitert um Großphotos und Karten, nach Rückführung der Leihgaben jederzeit als Wanderausstellung zur Verfügung stehen. Auch bei der Formulierung der Texte und der Auswahl der Abbildungen wurde Wert auf Differenzierung gelegt und die Geschichte der Zisterzienser an konkreten Daten, Ereignissen, Personen und Orten festgemacht. Indem die Veranstalter ihre didaktischen Absichten offenlegten, setzten sie sich zwar in manchen Punkten der Kritik aus und mußten ihre Akzentuierung vielfach rechtfertigen. Anders aber als bei den in der gängigen Ausstellungspraxis immer noch bevorzugten unkommentierten Ausstellungen wurde durch diese Präsentationsform die für die Auseinandersetzung mit Geschichte notwendige Reflexion, Diskussion und Kommunikation überhaupt erst möglich. Es war für alle unvoreingenommenen Beobachter des Ausstellungspublikums in Aachen ein nachhaltiger Eindruck, festzustellen, mit welcher Ausdauer und Intensität sich Besucher aller Altersschichten und sozialen Gruppen in die Texte vertieften, das Bildmaterial kommentierten und sich zur Kommunikation untereinander anregen ließen.

Mehr als 50000 Besucher haben die Ausstellung während fast dreimonatigen Laufzeit in Aachen gesehen. Der Verkauf des umfangreichen und in der Fachpresse aber auch beim Publikum fast überschwänglich gelobten Kataloges hält unvermindert an, so daß ein zweiter Nachdruck erforderlich wurde. Inzwischen haben 25 Museen und Kommunen aus der ganzen Bundesrepublik sich an das Rheinische Museumsamt gewandt und um Übernahme der Informationsschau gebeten. Die Europäische Begegnungsstätte Kloster Kamp e. V. möchte auf der Grundlage dieses Informationssystems nach Ablauf der Wanderausstellung ein ordensgeschichtliches Museum im Gelände der ehemaligen ältesten Zisterzienserabtei Deutschlands einrichten. Mitglieder anderer Ordenskongregationen haben bereits ihr Interesse an der Vorbereitung ähnlicher Ausstellungen geäußert und das Rheinische Museumsamt um Beratung gebeten.

Diese Zahlen und die positive Resonanz, die das Ausstellungsvorhaben bei den Besuchern gefunden hat und weiter findet, sind den Veranstaltern Beweis und nachträgliche Bestätigung, daß das ungewohnte Thema „Die Zisterzienser – Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit“ ebenso wie die noch neue Form seiner didaktischen Aufbereitung im Rahmen heutiger Kulturpolitik und Ausstellungstätigkeit einen berechtigten Platz gefunden haben.

Geleitwort zur Ausstellung des Abtpräses  
der Mehrerauer Cistercienser-Kongregation

Dr. Kassian Lauterer O.Cist., Abt von Wettingen-Mehrerau

Als Zisterzienser ist man manchmal überrascht oder fast etwas beschämt über das große Interesse, das die Geschichte und vor allem die Kunstgeschichte unseres Ordens heute allenthalben findet. Eine nicht abreißende Reihe zum Teil hochqualifizierter Arbeiten beschäftigt sich mit der Geschichte und Kunst dieses Ordens, der als benediktinischer Reformzweig im 12. und 13. Jahrhundert mit ungeheurem Elan ganz Europa mit einem Netz von Klöstern überzog. Große Ausstellungen, unter die sich 1980 dankenswerter Weise die des Rheinischen Museumsamtes einfügt, haben wie ein Magnet interessierte Menschen angezogen. Auch mehr lokale Ereignisse, wie besonders Gründungsjubiläen noch bestehender oder ehemaliger Klöster des Ordens sind jährlich Anlaß für Feierlichkeiten und zeitigen häufig beachtliche Festschriften.

Die heute eher schwache Präsenz der Zisterzienser im deutschsprachigen Raum kann ein soches Interesse wohl nicht erklären. In Deutschland selber wurden zur Reformationszeit und dann endgültig durch die napoleonische Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast alle Häuser des Ordens aufgehoben. Heute bestehen noch die Frauenabteien Oberschönenfeld bei Augsburg, Seligenthal in Landshut, Lichtenthal in Baden-Baden, Thyrnau bei Passau, Waldsassen in der Oberpfalz, Marienthal und Marienstern in Sachsen und die Männerabteien Marienstatt im Westerwald und Himmerod in der Eifel, sowie die Priorate Langwaden bei Neuss, Birnau bei Überlingen und Rosenthal in Sachsen. In Österreich gibt es neun Männer- und zwei Frauenklöster, in der Schweiz eine Männer- und fünf Frauenabteien, die größtenteils seit ihrer Gründung ununterbrochen existieren und daher bedeutende Kunst- und Kulturwerte aufweisen können.

Es ist erfreulich und erstaunlich, daß sich auch von den aufgehobenen Klöstern so viele Bauanlagen, Kunstzeugen und Bücher erhalten haben, wie sie in ihrer Vielfalt und doch eigentümlich zisterziensischen Prägung auf der Aacheener Ausstellung gezeigt werden. Vom Standpunkt des Ordens aus scheint es besonders begrüßenswert, daß die Ausstellung ihre Thematik nicht einfach auf das 12. und 13. Jahrhundert beschränkt, wie es so oft geschieht, als ob es im Zisterzienserorden eine Weiterentwicklung nicht gegeben hätte. Wenn sich diese Entwicklung auch in manchem von der strengen Bau- und Kunstauffas-

sung der alten Zisterzienser wegbewegt hat, so ist sie doch ein Faktum und auch ein Spiegelbild der Lebendigkeit des Ordens. Genauso wie die Kirche sich in vielem von der Urkirche unterscheidet, aber trotzdem mit der von Christus gegründeten Glaubensgemeinschaft im Wesen sich identisch fühlt, gibt es auch in den Orden legitime und notwendige Entwicklungen. So können auch spätere Kunst- und Kulturwerke echt zisterziensischen Geist atmen.

Und darauf kommt es bei dieser Ausstellung wohl an: Zeugen einer Lebensform zu zeigen, die gemäß der Regel des heiligen Benedikt authentisches christliches Gemeinschaftsleben zu verwirklichen bestrebt war und heute noch ist. In diesem Sinn ist die Ausstellung ein wertvoller Beitrag zur 1500Jahrfeier der Geburt des Benedikt von Nursia, die in diesem Jahr 1980 begangen wurde. Die deutschsprachigen Zisterzienser freuen sich über sie und wünschen ihr viel Erfolg.

## Zu Fragen der Kranken- und Rentenversicherung von Ordensmitgliedern

Ordensleute konnten aufgrund des 2. Krankenversicherungs-Änderungsgesetzes (KVÄG) ab 1971/72 freiwillige Mitglieder der gesetzlichen Krankenversicherung (KV) werden. Die dazu von der Barmer Ersatzkasse (BEK) vorgetragene Rechtsauffassung wurde (nachträglich) vom Bundesversicherungsamt (BVA) akzeptiert. Für die Berechnung der Beiträge von freiwillig versicherten Mitgliedern in der gesetzlichen KV gilt der § 180, Abs. 4 Reichsversicherungsordnung (RVO), der aber vom Gesetzgeber nach 1972 mehrfach geändert worden ist. Die Fassung des § 180 Abs. 4 ist für die Zeit ab 1.1.1979 bzw. ab 1.1.1981 auch für die Ersatzkassen (DAK und BEK) maßgebend, die dazu kraft ihrer Satzungsautonomie das Nähere bestimmen, wobei diese Satzungen wiederum vom BVA genehmigt werden müssen.

Die beiden großen Ersatzkassen (BEK und DAK) berechnen derzeit für Ordensleute, die keine Rentner sind, die Beiträge wie folgt: Mittelsatz der „freien Station“ plus Krankenkassenbeitrag bilden die Berechnungsgrundlage. Freiwillige Beiträge zur gesetzlichen Rentenversicherung (RV) werden nicht berücksichtigt, weil diese Zahlungen von der Ordensgemeinschaft nur einmal jährlich geleistet werden und damit nicht zum monatlichen, regelmäßigen Geamteinkommen zählen.

Bei Ordensleuten, die eine Rente aus der gesetzlichen RV beziehen (ausgenommen die Rentner, die in der Krankenversicherung der Rentner [KVdR] sind) haben wir es mit zwei Falldtypen zu tun: Rentner ohne Beitragszuschuß zur KV und Rentner, die einen Zuschuß von 11% der Rente zur KV erhalten. In beiden Fällen berechnen die beiden Ersatzkassen den Beitrag zur freiwilligen KV wie folgt: Satz der freien Station plus Krankenkassenbeitrag plus Rente (ohne Beitragszuschuß), wobei sich im letzteren Falle die effektive Beitragsbelastung vermindert. —

Diese Lösung ist manchen Ordensgemeinschaften nur schwer verständlich, weil das Motiv für den Einstieg in die gesetzliche RV (grob gesagt: die Abdeckung der „freien Station“ durch Rente) dabei nicht berücksichtigt wird. Daher hat eine Ordensgemeinschaft bei Herrn Prof. Dr. jur. Bertram Schulin, Freiburg, ein Gutachten in Auftrag gegeben, das prüfen sollte, ob die Auffassung der beiden Ersatzkassen bezüglich der Beitragsberechnung bei Ordensleuten, die Rentner sind, rechtens ist. Dieses Gutachten kommt einmal in seinen Schlußfolgerungen zu einem Ergebnis, das völlig unpraktikabel ist und zu neuen Auslegungsschwierigkeiten führen würde. Zum anderen geht der Gutachter (unter Hinweis auf § 7 SGB IV) von einer These aus, die besagt, daß Ordensleute zu ihrer Ordensgemeinschaft in einem Beschäftigungsverhältnis stehen, wobei die Folgerungen daraus (auf das Ordensrecht, Steuerrecht und Sozialversicherungsrecht) nicht ausgeleuchtet wurden. Dieses Argument wurde auf den Fachtagungen

*1980 für General- und Provinzprokuratorinnen der Schwesternorden in Neumarkt und für Cellerare und Provinzprokuratoren der Männerorden in Ellwangen einhellig abgelehnt.*

*Um diese Position überprüfen zu können, wurden zwei anerkannte Fachleute gebeten, sich zu diesem Thema zu äußern. Es sind Herr Dr. Horst Grenz, Münster, und Herr Gottfried Oppinger, Berlin, deren Stellungnahmen wir in den folgenden beiden Beiträgen abdrucken.*

*Die Schriftleitung*

## Zur Krankenversicherung von Ordensmitgliedern in gesetzlichen Krankenkassen

insbesondere zur Frage: Wie sind die Beiträge zu berechnen?

Von Horst Grenz, Münster\*

Mit der ersten Profeß übernimmt der Orden die vertragliche Verpflichtung, dem Mitglied<sup>1)</sup> Unterhalt in „gesunden, kranken und alten Tagen“ zu gewährleisten.

Durch Jahrhunderte sind die Ordensgemeinschaften dieser Verpflichtung aus eigener Kraft nachgekommen. Enorm gestiegene Gesundheitskosten, Nachwuchsmangel, schrumpfende Gemeinschaften, sich verschlechternder Altersaufbau waren und sind Anlaß für viele Orden, den Schutz ihrer Mitglieder für kranke und alte Tage in größeren, solidarischen Versicherungsgemeinschaften abzusichern.

Zahlreiche Ordensgemeinschaften haben sich für die freiwillige Versicherung ihrer Mitglieder in der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) und der gesetzlichen Rentenversicherung (GRV) entschieden. Die Wahl der Beitragsklasse für freiwillige Beiträge in der GRV ist rechtlich völlig unproblematisch; Höhe und Anzahl der zu entrichtenden Beiträge richten sich allein nach den finanziellen Möglichkeiten und dem angestrebten Versorgungsziel. Aus Anzahl und Höhe der Beiträge berechnet sich die Rente. In der GKV bereitet dagegen die Berechnung der Beiträge für freiwillige Versicherte größere Schwierigkeiten.

---

\*) Inhaltl. Wiedergabe eines Vortrags, den Direktor Dr. Horst Grenz, LVA Münster, am 11. Nov. 1980 auf der Fachtagung für Prokuratoren und Cellerare in Ellwangen/Jagst gehalten hat.

1) Ordensmitglieder i. S. der §§ 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO, § 2, Abs. 1 Nr. 7 AVG in der Fassung des Reformgesetzes (RRG) vom 16. Oktober 1972. Wer Mitglied ist, ist der Satzung (auch Regel oder Konstitution) der Gemeinschaft zu entnehmen. Novizen, Postulanten fallen nicht unter § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO bzw. § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG.

Im Unterschied zur RV gewährt die KV in erster Linie Sachleistungen, wie z. B. ärztliche und zahnärztliche Behandlung, Versorgung mit Arznei-, Verband- und Heilmitteln u. a. (§ 182 RVO). Diese Leistungen werden unabhängig von der Beitragshöhe gezahlt. Die Krankenkasse muß daher darauf bedacht sein, den ihrer Solidargemeinschaft zumutbaren, gerechten Beitrag zu ermitteln.

Das Problem der Beitragsfindung für freiwillig Versicherte liegt nun darin, daß die GKV – wie im übrigen auch die anderen Sozialversicherungszweige – als Pflichtversicherung für abhängig beschäftigte Arbeitnehmer errichtet wurde<sup>2)</sup> und der Beitrag für diesen Personenkreis in Prozentsätzen des Arbeitsentgelts zu berechnen ist.

Wenn nun ein freiwillig Versicherter nicht „Beschäftigter“ im sozialversicherungsrechtlichen Sinne ist und demzufolge auch kein Arbeitsentgelt erhält, das als Beitragsberechnungsgrundlage dienen kann, muß die Beitragsfindung im System der GKV zwangsläufig Probleme aufwerfen. Das ist bei Ordensmitgliedern der Fall.

Ordensmitglieder stehen zu ihrem Orden nicht in einem sozialversicherungsrechtlich relevanten Beschäftigungsverhältnis und erhalten deshalb auch kein Arbeitsentgelt.

Diese Aussage ist in der Sozialversicherung bislang unbestritten gewesen, in einem kürzlich erstellten Rechtsgutachten jedoch in Frage gestellt worden und soll deshalb noch einmal erhärtet werden<sup>3)</sup>.

Erst nach Klärung der versicherungsrechtlichen Frage ist die Lösung des beitragsrechtlichen Problems möglich.

Dreh- und Angelpunkt der gesamten Sozialversicherung ist auch heute noch – trotz erheblicher Ausweitung des vers. Personenkreises – die gegen Entgelt ausgeübte Beschäftigung. Versicherungspflichtig ist grundsätzlich in allen Zweigen der Sozialversicherung, wer gegen Arbeitsentgelt beschäftigt ist (§ 2 Abs. 2 SGB IV).

Nach dem eindeutigen Willen des Gesetzgebers gehören Ordensmitglieder nicht zu diesem Personenkreis; lediglich für Ausnahmetatbestände sind hilfsweise Regelungen vorgesehen.

So heißt es im „Bericht der Bundesregierung zur Frage der Rentenversicherung“ vom 31. August 1970, Deutscher Bundestag, 6. Wahlperiode, Drucksache

---

<sup>2)</sup> vgl. Kaiserliche Botschaft vom 17. 11. 1881: Die Arbeiter sollen gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und materielle Not im Alter gesichert werden.

<sup>3)</sup> Rechtsgutachten von Prof. Dr. Bertram Schulz, Universität Freiburg, März 1980 zur Frage: Welche Bezüge (...) sind bei Ordensangehörigen der Krankenversicherungsbeitragsbemessung zugrunde zu legen?

che VI/1126 unmißverständlich: „Mitglieder geistlicher Genossenschaften und ähnlicher Gemeinschaften stehen nicht in einem Beschäftigungsverhältnis.“

Ebenso hat das Landessozialgericht NRW mit rechtskräftigem Urteil vom 9. Sept. 1959 –L3 An64/58– entschieden: „Ordensmitglieder einschließlich der Ordensgeistlichen stehen zu ihrem Orden nicht in einem Beschäftigungsverhältnis im sozialversicherungsrechtlichen Sinne; ihre Bindungen zum Orden sind vielmehr regelmäßig genossenschaftlicher Art.“ (s. D Ang. Vers. 10/60 S. 332)

In der Literatur wird es als gesicherte Rechtsauslegung angesehen, daß die Mitglieder geistlicher Genossenschaften nicht als Arbeitnehmer oder arbeitnehmerähnliche Personen, sondern als besondere Gruppe zu behandeln sind. (vgl. Oppinger, Gottfried: „Die Rentenversicherung der Ordensmitglieder“ in D Ang. Vers. 2/73 S. 73 mit weiteren Verweisungen).

An dieser Rechtslage hat sich durch die am 1. Juli 1977 in Kraft getretene Bestimmung des § 7 SGB IV vom 23. Dez. 1976 (BGBl. I. S. 3845) nichts geändert.

§ 7 Abs. 1 steht im Zweiten Titel, Erstes Kapitel SGB IV unter der Überschrift: Beschäftigung und selbständige Tätigkeit, und lautet: „Beschäftigung ist die nichtselbständige Arbeit, insbesondere in einem Arbeitsverhältnis.“

Die Bundesregierung hat in BR Drucks. 300/75 = BT Drucks. 7/4122 zu § 7 folgende Begründung gegeben: „Hier handelt es sich um einen der Grundbegriffe des Sozialversicherungsrechts, an den vor allem die Vorschriften über die Versicherungspflicht anknüpfen.“

Der Begriff selbst wird aber in § 7 nicht exakt definiert; es wird nicht erklärt, was Beschäftigung genau ist, was nichtselbständige Arbeit, was ein Arbeitsverhältnis ist, insbesondere wird auch nichts darüber ausgesagt, was selbständige Tätigkeit ist, obgleich die Überschrift dies vermuten läßt. (vgl. Peters, Kr.-Vers. I, 11. Lfg., zugl. Peters, Gem. Vorschr., 2. Lfg.)

Die Überschrift macht aber m.E. den eigentlichen Sinn des § 7 deutlich. Hauptanliegen dieser Norm ist es, den Unterschied zwischen der nichtselbständig ausgeübten *Beschäftigung* einerseits und der selbständig ausgeübten *Tätigkeit* andererseits herauszustellen.

Dieser Unterschied befindet sich zwar schon längst in den Gesetzestexten (vgl. z. B. § 1228 RVO, § 4 AVG oder § 1248 Abs. 4 RVO, § 25 AVG), wurde und wird jedoch im Sprachgebrauch häufig vermischt<sup>4)</sup>.

Eine Änderung der bisherigen Rechtslage ist also auf keinen Fall aus dieser sprachsäubernden Bestimmung herzuleiten.

<sup>4)</sup> Fälschlicherweise heißt es z. B. in dem am 01. 07. 77 – also bereits nach Erlass des § 7 SGB IV – in Kraft getretenen § 165 Abs. 1 Ziffer 3 „... seit der erstmaligen Aufnahme einer *Erwerbstätigkeit*.“

So hat die Arbeitsgruppe des Versicherungs- und Rentenausschusses des VDR in ihrer Sitzung 5/77 am 9. und 10. Mai 1977 in Münster die Frage, ob sich durch § 7 SGB IV materiell-rechtliche Änderungen ergeben, verneint. Neues Recht ist durch diese Bestimmung nach Auffassung der Arbeitsgruppe nicht geschaffen worden (s. zu Punkt 1 der Tagesordnung: Zweifelsfragen zu SGB IV, hier zu § 7.)

Diese Auffassung entspricht auch dem erklärten Willen des Gesetzgebers, mit dem SGB möglichst nicht das bestehende Recht zu ändern, zumal wenn keine Veranlassung dazu besteht.

Die Auslegung in dem erwähnten Gutachten<sup>5)</sup>, der Gesetzgeber habe im Zusammenhang mit der Einführung von § 7 a.a.O. die Ordensmitglieder übersehen und wenn nicht, hätte er sie als Beschäftigte im Sinne dieser Regelung darin mit einbezogen, ist daher abzulehnen.

Es ist auszuschließen, daß der Gesetzgeber der sich seit den Rentenversicherungsneuregelungsgesetzen des Jahres 1957 immer wieder mit diesem Personenkreis befaßt hat, die Ordensmitglieder bei der Kodifizierung des SGB übersehen hat. Viel näher liegt die Annahme, daß er zu einer Regelung keine Notwendigkeit gesehen hat. Es hätte ihm, wenn er gewollt hätte, sicherlich auch nicht an dem vom Autor des genannten Gutachtens bezweifelte Mut gefehlt, trotz der selbstauferlegten Beschränkung, nichts ändern zu wollen, in diesem Fall davon abzuweichen und die Ordensmitglieder in den Kreis der Beschäftigten im Sinne des § 7 a.a.O. mit einzubeziehen. Als Beispiel für den „Mut“ des Gesetzgebers zu Änderungen, die für notwendig erachtet werden, mag § 8 SGB IV, betr. die geringfügige Beschäftigung und die geringfügige Tätigkeit dienen. Diese Bestimmung wurde bereits mehrfach geändert. Weiter wäre zu erwähnen § 23 SGB IV, der die Fälligkeit der Beiträge regelt. Diese Bestimmung wurde bereits vor ihrem Inkrafttreten wieder geändert.

An der bestehenden Rechtslage, nach der Ordensmitglieder keine Beschäftigten i. S. des Sozialversicherungsrechtes sind, hat sich also auch durch § 7 a.a.O. nichts geändert.

Diese Auffassung wird noch bekräftigt durch ein erst kürzlich – schon unter der Herrschaft des SGB – ergangenes Urteil des Bayer. LSG, das den bereits zitierten Leitsatz des LSG NRW fast wörtlich in seine Begründung übernimmt, indem es feststellt: „Ordensmitglieder einschließlich der Ordensgeistlichen stehen zu ihrem Orden nicht in einem Beschäftigungsverhältnis im sozialrechtlichen Sinne; ihre Bindungen zum Orden sind vielmehr im Regelfalle genossenschaftlicher Art“<sup>6)</sup>.

---

<sup>5)</sup> Schulin a.a.O.

<sup>6)</sup> Bayer. LSG, Urteil vom 17.07.80 – L 11 An 114/78 Revision nicht zugelassen.

Danach ist also auch weiterhin davon auszugehen, daß Ordensmitglieder keine Beschäftigten im sozialversicherungsrechtlichen Sinne sind, sondern als Sondergruppe zu behandeln sind. Als Sondergruppe werden sie beispielsweise behandelt in der Rentenversicherung.

Gemäß § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO unterliegen satzungsmäßige Ordensmitglieder während ihrer Tätigkeit für die Gemeinschaft der Rentenversicherungspflicht, wenn sie persönlich neben dem freien Unterhalt Barbezüge von mehr als einem Achtel der für Monatsbezüge geltenden Beitragsbemessungsgrenze erhalten, d.s. 1980 525,00 DM und 1981 550,00 DM im Monat.

Da Barbezüge in dieser Höhe in kath. Ordensgemeinschaften nicht gewährt werden, ergibt sich allein schon daraus der Ausnahmecharakter dieser Regelung, zumindest für Ordensmitglieder kath. Ordensgenossenschaften.

Zu beachten ist weiter, daß der Gestzgeber in dieser Bestimmung von *Tätigkeit*, nicht von Beschäftigung spricht. Wenn der Gesetzgeber auch nicht immer sprachlich diese Begriffe trennt (vgl. Anm. 4), so ist die Wortwahl hier jedoch von Bedeutung; denn in § 1227 RVO bzw. § 7 AVG wird säuberlich zwischen Beschäftigung, Erwerbstätigkeit und Tätigkeit unterschieden<sup>7)</sup>.

Die Wortwahl „Tätigkeit für die Gemeinschaft“ spricht also hier für eine bewußte Abgrenzung zum Personenkreis der Beschäftigten.

Der Sonderstatus der Ordensmitglieder kommt ebenfalls in § 172 Abs. 1 Nr. 6 mit der Formulierung zum Ausdruck „*die sich mit . . . Tätigkeiten beschäftigen*“. Das ist eine Begriffskonstruktion, die nur so verstanden werden kann, daß Ordensmitglieder nicht Arbeitnehmer sind, die beschäftigt werden (passive Form statt des intransitiven sich beschäftigen) und auch nicht – natürlich nicht – selbständig Erwerbstätige sind, die Gewinn erzielen wollen.

Auch nach heutiger Rechtslage stehen Ordensmitglieder also nicht in einem Beschäftigungsverhältnis zu ihrem Orden. Daraus folgt zwingend, daß sie aus ihrer Tätigkeit für den Orden auch kein Arbeitsentgelt im sozialversicherungsrechtlichen Sinne erhalten. Sie gehören deshalb ebenso zwingend nicht zum versicherungspflichtigen Personenkreis. Die sozialversicherungsrechtliche Grundvoraussetzung der Beschäftigung gegen Entgelt ist nicht gegeben.

---

7) vgl. § 1227 Abs. 1 Nr. 1 . . . „alle Personen, die als Arbeitnehmer gegen Entgelt *beschäftigt* sind  
Nr. 5 „satzungsmäßige Mitglieder geistl. Genossenschaften . . . während ihrer *Tätigkeit* für die Gemeinschaft“  
Nr. 9 „alle Personen, die nicht . . . und nicht nur vorübergehend eine *selbständige Erwerbstätigkeit* ausüben“.  
Nr. 11 Personen, die Mutterschaftsgeld beziehen, wenn . . . sofern sie nicht wegen derselben *Beschäftigung* oder derselben *Tätigkeit*.

Nach anderen Kriterien sind selbstverständlich die Ordensangehörigen zu beurteilen, die als Beamte oder Angestellte in einem beamtenrechtl. Dienstverhältnis oder einem arbeitsvertraglich geregelten Beschäftigungsverhältnis zu einem Dritten stehen. Während Beamte allerdings ebenfalls als solche nicht versicherungspflichtig sind, unterliegen die aufgrund eines Arbeitsvertrages beschäftigten Ordensmitglieder aus dieser Beschäftigung den allgemeinen Vorschriften des Versicherungs- und Beitragsrechts<sup>8)</sup>.

Bei den sog. Gestellungsverträgen wird dagegen kein Beschäftigungsverhältnis zwischen dem Ordensmitglied und dem Dritten begründet. Die aus Gestellungsverträgen dem Orden unmittelbar zufließenden Vergütungen sind deshalb nach einhelliger Meinung kein Entgelt in sozialversicherungsrechtlichem Sinne.

Da Versicherungspflicht zur GKV ausscheidet, bleibt für Ordensmitglieder allenfalls der freiwillige Beitritt zur GKV. Viele Ordensmitglieder haben von der seit etwa Anfang 1971 angebotenen Möglichkeit einer freiwilligen Mitgliedschaft in der GKV, insbesondere bei den beiden großen Ersatzkassen, der BEK und der DAK Gebrauch gemacht. Auf die Mitgliedschaften bei diesen Kassen soll deshalb auch insbesondere eingegangen werden.

Bei beiden Kassen werden Ordensmitglieder als Versicherungsberechtigte geführt und zwar mit ausdrücklicher Genehmigung des Bundesversicherungsamtes (BVA) als zuständiger Aufsichtsbehörde.

Die anfänglich sehr großzügig gehandhabte Aufnahme von Ordensmitgliedern ist später durch das BVA anlässlich von Überprüfungen der Krankenkassen eingeschränkt worden. So hat das BVA entschieden, daß Ordensmitglieder, die bereits 55 Jahre und älter sind, nicht mehr freiwillig der GKV beitreten können. Weiter hat das BVA den Krankenkassen auferlegt, bei Aufnahme von freiwillig zu versichernden Ordensmitgliedern deren Versicherungsfähigkeit zu überprüfen<sup>9)</sup>.

Als versicherungsunfähig werden solche Ordensmitglieder angesehen, die im Zeitpunkt der Aufnahme einer irgendwie gearteten gemeinnützigen Tätigkeit überhaupt nicht nachgehen, weil sie hierzu z. B. oder aus Gesundheitsgründen nicht in der Lage sind<sup>10)</sup>.

---

<sup>8)</sup> Eine gegenteilige Auffassung vertritt G. Oppinger in seinem Artikel: „Die Rentenversicherung der Ordensmitglieder“ (in diesem Heft der OK S. ...); vgl. auch „Mitteilungen des Steuer- und Rechtsausschusses“ vom 18. 11. 1977, Nr. 51, Ziffer 477.

<sup>9)</sup> Vgl. hierzu: Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordenobern-Vereinigungen „Mitteilungen des Steuer- und Rechtsausschusses“ vom 1. März 1977 Nr. 50 Ziffern 450 und 451.

<sup>10)</sup> (vgl. Mitteilungen... a.a.O.)

Unabhängig von diesen versicherungsrechtlichen Regelungen stellt sich für die tatsächlich in der GKV freiwillig Versicherten die Frage der Beitragsberechnung. Während im Versicherungsrecht danach gefragt wird: *Wer ist versicherungspflichtig? – Wer ist versicherungsfrei? Wer ist versicherungsberechtigt? usw.*, geht die Frage im Beitragsrecht nach dem „Was“. *Was ist beitragspflichtiges Entgelt? Was ist sonst zur Beitragsberechnung heranzuziehen usw.*

Grundlage für die Beitragsberechnung ist in der GKV, und zwar sowohl für die sog. RVO Kassen wie auch die Ersatzkassen, der Grundlohn (§ 180 Abs. 4 RVO, § 7 Abs. 11 Vers.bedingungen der BEK, Abschn. D Vers.bedingungen der DAK usw.). Denn die Beiträge sind in Hundertsteln des Grundlohns zu bemessen (§ 385 RVO). Der Grundlohn ist eine von vers.-technischen Überlegungen bestimmte Umformung des Arbeitsentgelts. Als Grundlohn gilt der auf den Kalendertag entfallende Teil des Arbeitsentgelts (§ 180 Abs. 1 RVO).

Für freiwillig Versicherte gilt als Grundlohn der auf den Kalendertag entfallende Teil des *Arbeitsentgelts* und *sonstiger* Einnahmen zum *Lebensunterhalt*... mindestens jedoch 13,00 DM kalendertäglich = 390,00 DM monatlich. Läßt sich kein Grundlohn ermitteln, so bestimmt die Kasse den Grundlohn (§ 180 Abs. 4 RVO).

Die Beitragsberechnung setzt also auch bei freiwillig Versicherten bei dem Arbeitsentgelt an. Hinzu kommen sonstige Einnahmen zum Lebensunterhalt. Der Ansatz beim Arbeitsentgelt erklärt sich historisch aus der ursprünglichen Konzeption der gesetzlichen Krankenversicherung (s. weiter oben).

Hier nun beginnen die Schwierigkeiten der Beitragsberechnung für die freiwillig versicherten Ordensmitglieder.

Da sie kein Arbeitsentgelt erhalten, kann für sie auch kein Grundlohn ermittelt werden. Es erübrigt sich damit, auf den Begriff des Arbeitsentgelts, wie er in § 14 SGB IV geregelt ist, einzugehen.

Weiter helfen hier jedoch die „sonstigen Einnahmen“, – ein neuer Begriff, der erst mit Wirkung vom 01.07.77 in § 180, Abs. 4 RVO aufgenommen worden ist<sup>11)</sup>. Damit hat der Gesetzgeber den neueren Entwicklungen Rechnung getragen. Nicht nur Arbeitsentgelt, sondern auch sonstige Einnahmen, ggf. sogar nur diese, sind zur Beitragsberechnung heranzuziehen<sup>12)</sup>. Vor dieser Regelung mußte man sich mit Hilfslösungen begnügen, indem man einen fiktiven Grundlohn konstruierte. Das ist heute nicht mehr nötig. Selbst wenn Arbeitsentgelt nicht vorliegt, können Beiträge berechnet werden. Die „sonstigen Ein-

---

<sup>11)</sup> Art. 1 § 1 Nr. 5 Gesetz vom 27.06.77 (BGBl. I S. 1069)

<sup>12)</sup> z. B. bei Versicherten nach § 176 b Abs. 1 Nr. 2 etwa nur Einkünfte aus Vermietung und Verpachtung.

nahmen zum Lebensunterhalt“ bilden in diesen Fällen die Berechnungsgrundlage. Bei Personen, die kein Arbeitsentgelt erzielen, also z. B. bei Ordensmitgliedern, erhebt sich damit nur noch die Frage: Was sind „sonstige Einnahmen“?

Dazu gehört vor allem der den Ordensmitgliedern gewährte Unterhalt in „gesunden, kranken und alten Tagen“.

Zur Bestimmung des Wertes des freien *Unterhalts* bieten sich drei Methoden an:

1. Der individuell nach betriebswirtschaftlichen Kostenrechnungen ermittelte Wert im Einzelfall.
2. Der Ansatz nach ortsüblichen Mittelwerten.
3. Die amtlichen Sachbezugswerte<sup>13)</sup>.

Der dritten Methode ist der Vorzug zu geben, sie ist am einfachsten durchzuführen. Die Krankenkassen verfahren deshalb auch danach; sie vereinfachen oft sogar weiter, indem sie nicht die z. Z. noch nach Ländergruppen unterschiedlichen Werte zugrunde legen, sondern den Mittelwert von Höchst- und Niedrigstwert. 1981 beträgt dieser Mittelwert 402,50 DM monatlich (Höchstwert 425,00 DM, z. B. für Hamburg, Niedrigstwert 380,00 DM z. B. für Bayern).

Damit ist der gesamte Gegenwert für freie Kost und Wohnung abgedeckt. Eine nach § 1 Abs. 3 der Sachbezugsverordnung mögliche Minderung des Wertes bei Nutzung eines zur Verfügung stehenden Wohnraumes durch mehrere Personen wird nicht vorgenommen. Auf der anderen Seite werden auch sonstige Sachbezüge nach § 3 der Verordnung nicht erfaßt, wozu z. B. die Kleidung gerechnet werden könnte. Die Einbeziehung dieser Varianten würde das Verfahren für die Praxis zu umständlich machen<sup>14)</sup>.

Neben dem freien Unterhalt gehört das *Taschengeld* zu den sonstigen Einnahmen. Es ist der Geldbetrag, der dem einzelnen Ordensmitglied zur Befriedigung ganz persönlicher Bedürfnisse, wie z. B. Rasierwasser, Postkarten etc. zur Verfügung gestellt wird.

Zu unterscheiden vom Taschengeld ist der *Auslagenersatz*, also z. B. das Geld für die Busfahrkarte, die im Rahmen einer für den Orden zu erledigenden Aufgabe erworben wird. Beträge solcher Art sind selbstverständlich nicht für die Beitragsberechnung heranzuziehen.

Das eigentliche Taschengeld, das zur eigenen freien Verfügung steht, ist dagegen eine sonstige Einnahme, allerdings nach überwiegend geübter Verwaltungspraxis aller Sozialversicherungsträger auch nur dann, wenn es über den Rahmen der üblichen alltäglichen Annehmlichkeiten hinausgeht. Dement-

---

<sup>13)</sup> Werden jährlich in der Sachbezugsverordnung der Bundesregierung bekanntgegeben.

<sup>14)</sup> Andus Schülin a. a. O.

sprechend sagt die BEK in ihrem Rundschreiben R/78-0710: „Das einem Ordensmitglied gewährte geringfügige Taschengeld . . . bleibt bei der Einstufung außer Ansatz.“ Unbestimmt bleibt hierbei, was „geringfügig“ ist.

Die Rentenversicherungsträger sehen ein Taschengeld neben freiem Unterhalt als geringfügig und damit beitragsrechtlich bedeutungslos an, wenn es 1/24 der in der Rentenversicherung geltenden Beitragsbemessungsgrenze nicht überschreitet. Das wären im Jahr 1981 ca. 183,00 DM. Auf die niedrigere Beitragsbemessungsgrenze der Krankenversicherung übertragen, ergäbe sich ein Wert von etwa 135,00 DM. Das sei jedoch nur ein Hinweis für eine denkbare Größenordnung.

Die DAK sieht Taschengeld ohne Rücksicht auf die Höhe als beitragspflichtigen Vorteil an, natürlich auch nur das „echte“, nicht den Auslagenersatz.

Schulin bringt in seinem Gutachten (a. a. O.) auch noch das sog. „Urlaubsgeld“ in Ansatz, weil er meint, daß diese Mittel „häufiger als das Taschengeld persönlichen Zwecken des Ordensmitgliedes dienen sollen“. Das ist wenig einleuchtend. Taschengeld dient a priori persönlichen Zwecken, und zwar ausschließlich. Urlaubsgeld kann wohl kaum häufiger dazu dienen. Man sollte es ganz aus der beitragsrechtlichen Betrachtung herauslassen. Die am Urlaubsort für Kost und Wohnung aufgewendeten Mittel treten an die Stelle des sonst durch den Orden gewährten Unterhalts und sind wie dieser zu bewerten, die darüber hinausgehenden Mittel sind Taschengeld, wobei die *regelmäßig* zu beachtende Geringfügigkeitsgrenze im Urlaub sicherlich auch einmal ohne beitragsrechtliche Folgen überschritten werden darf.

Als Wert für den „Unterhalt in gesunden Tagen“ ist somit der mittlere Sachbezug in Höhe von 402,50 DM im Jahre 1981 anzusetzen. Dazu käme der – praktisch nie – die Geringfügigkeitsgrenzen überschreitende Betrag des Taschengeldes (Ausnahme DAK, die Taschengeld generell heranzieht).

Dem Wert für den Unterhalt in „gesunden Tagen“ ist sodann der Wert des zusätzlichen Unterhalts für „kranke Tage“ hinzuzurechnen. Zur Sicherstellung dieses Unterhalts dient der *Beitrag zur Krankenversicherung*. Mithin muß auch der Krankenkassenbeitrag, wie es die Krankenkassen tun, als „sonstige Einnahme“ der Beitragsberechnung zugrundegelegt werden.

Bei der BEK wird sich dadurch an der Einstufung in die Beitragsklasse 801 = monatl. Einnahmen zum Lebensunterhalt bis 550,00 DM für 1981 nichts ändern (Sachbezugswert 402,50 DM + 51,00 DM<sup>15</sup>) = 453,50 DM. Taschengeld unberücksichtigt, da geringfügig).

Gleiches gilt für die DAK. Es bleibt bei der Einstufung in Klasse 410 = Gesamtbezüge bis 600,00 DM, selbst noch unter Berücksichtigung des üblicherweise gewährten Taschengeldes und des ebenfalls erhöhten Beitragssatzes.

---

<sup>15</sup>) Neuer Beitrag infolge Heraufsetzung des Beitragssatzes.

Wie die Aufwendungen für den Unterhalt in kranken Tagen in Form des KV Beitrages sind auch die Aufwendungen für die Unterhaltssicherung in alten Tagen, also die von der Ordensgemeinschaft aufgewendeten *Beiträge zur GRV* „sonstige Einnahmen“, die in die Beitragsrechnungsgrundlage mit eingehen. Seltsamerweise sehen die Krankenkassen diese Aufwendungen aber nicht als beitragspflichtig an, obwohl allgemein unbestritten ist, daß freiwillige Leistungen zur Alterssicherung beitragspflichtige Zuwendungen sind. Eine rechtliche Begründung für das Verhalten der Krankenkassen gibt es m.E. nicht. Es ist wohl im Zusammenhang zu sehen mit der Beitragsberechnung bei Ordensmitgliedern, die eine Rente beziehen, worauf später noch zurückzukommen sein wird.

Abwegig ist die von Schulin vertretene Meinung, bei den Beiträgen zur RV handele es sich um lohnsteuer- und damit auch beitragsfreie Zuwendungen i. S. des § 17 SGB I i. V. mit der Arbeitsentgeltverordnung (ArEVO), weil das Verhältnis zwischen Orden und Mitglied nicht als steuerpfl. Dienstverhältnis zu qualifizieren sei (a. a. O. S. 40). Grundsätzlich hängt zwar nach wie vor – trotz seit dem SGB eigenständiger Entgeltbegriffe – die Beitragspflicht von der Lohnsteuerpflicht ab, oder andersherum: lohnsteuerfreie Bezüge sind auch beitragsfrei. Das heißt aber nun keineswegs, daß an sich steuerpflichtige Bezüge beitragsfrei bleiben, weil das zugrundeliegende Beschäftigungsverhältnis oder die Person, die diese Bezüge erhält, *nicht* der Lohnsteuerpflicht unterliegen. Es kommt allein darauf an, ob die Bezüge als solche beitragspflichtig sind oder nicht.

Das aber ist bei freiwillig übernommenen RV-Beiträgen der Fall. Es wäre daher nur konsequent, auch die RV-Beiträge zur Beitragsberechnung heranzuziehen, allerdings dann auch mit der weitergehenden Konsequenz, die später aus den Beiträgen gewährte Rente nicht dabei zu berücksichtigen. Die Praxis der Krankenkassen ist anders; in sich dann jedoch auch wiederum schlüssig.

Bei Ordensmitgliedern, die keine Rente beziehen, wird der Beitrag zur Rentenversicherung nicht als „sonstige Einnahme“ für die Beitragsberechnung gewertet; bei Ordensmitgliedern, die eine Rente aus der GRV beziehen, wird dafür neben dem Sachbezugswert für Kost und Wohnung der Rentenbetrag, und zwar in voller Höhe herangezogen. Systemkonsequent ist diese Lösung wie gesagt nicht, aber schließlich doch akzeptabel.

Die niedrigeren Beiträge zur KV, die sich daraus ergeben, daß man die aufgewendeten Rentenversicherungsbeiträge nicht als sonstige Einnahmen wertet, werden später, wenn eine Rente gezahlt wird, durch die Heranziehung der Rente zur Beitragsberechnung in der KV ausgeglichen. In einer Phase allgemein erhöhter Krankheitsanfälligkeit wird somit ein höherer Beitrag erbracht. Das entspricht zumindest dem Prinzip der Solidarität. Diesem Prinzip würde es im übrigen widersprechen, wollte man nur den steuerrechtlichen Ertragsanteil der Rente zugrundelegen. Das wäre allenfalls zulässig, wenn man bei der Beitragsberechnung von Begriffen wie Arbeitsentgelt, Arbeitseinkommen,

Gesamteinkommen i. S. des SGB IV §§ 14, 15, 16 ausgehen würde. Gerade das aber verbietet die Sonderstellung der Ordensmitglieder im SV Recht, wie oben näher ausgeführt wurde.

Aber um es noch einmal deutlich zu sagen: Die von den Krankenkassen praktizierte Lösung ist zwar annehmbar, rechtlich jedoch m.E. nicht ganz einwandfrei. Bei der gewählten Vorgehensweise, die Leistungen der Ordensgemeinschaft für „gesunde, kranke und alte Tage“ als sonstige Einnahmen der Ordensmitglieder anzusehen, gibt es nur eine saubere Lösung: Die Beiträge zur RV sind beitragspflichtig, die daraus erzielten Renten nicht.

Man könnte höchstens den Gedanken verfolgen, daß die Rente den bisher „in natura“ geleisteten Unterhaltsanspruch ablöst und an dessen Stelle in die Beitragsberechnungsgrundlage eingeht. Hinzufügen muß man dann aber, daß das nur dann gelten kann, wenn der Sachbezugswert des freien Unterhalts überschritten wird. Liegt der Rentenzahlbetrag unter dem Sachbezugswert, müßte der höhere Sachbezugswert zugrundegelegt werden. Unzulässig ist m.E. jedoch, Sachbezug und Rente nebeneinander zu berücksichtigen.

Daran ändert auch nichts die bereits für die Zeit ab 01.01.82 ins Gesetz geschriebene Ergänzung des § 180 um einen fünften Absatz, in dem es heißt: „Für Versicherte, die eine Rente beziehen, gilt als Grundlohn auch der auf den Kalendertag entfallende Teil des Zahlbetrages dieser Rente...“

Auch bei Inkrafttreten dieser Vorschrift sind bei der Beitragsberechnung für Ordensmitglieder, die Rente beziehen und deshalb nach § 176 Abs. 9 als Versicherungsberechtigte der KV angehören, alternativ Sachbezug oder Rente für die Beitragsberechnung zur KV zugrunde zu legen, nicht beides zusammen. An dieser Stelle soll darauf jedoch nicht näher eingegangen werden, zumal z. Z. fraglich ist, ob die Neuregelung der Krankenversicherung der Rentner (KVdR) überhaupt am 01.01.82 in Kraft tritt.

Auch die von Schulin in seinem Gutachten (a. a. O.) vorgenommene Differenzierung der beitragsrechtlichen Beurteilung einer Rente, je nachdem, ob ein Ordensmitglied trotz Rentenbezug noch weiterhin seinen Aufgaben im Orden nachgeht oder nicht, ob und zu welchen Bestandteilen die Rente auf Beiträge vor und nach Eintritt in den Orden beruht, kann hier nicht untersucht werden. Das Problem stellt sich uns im übrigen auch nicht, weil ihm die Annahme unterlegt ist, Ordensmitglieder seien Beschäftigte, der ihnen gewährte Unterhalt Arbeiterentgelt, was nach unserer Beweisführung nicht zutrifft.

So bleibt der Vollständigkeit halber nur zu erwähnen, daß Unfallrenten, Kriegsofferrenten, und zwar auch die Grundrenten sowie Blindenhilfe *nicht* der Beitragspflicht unterworfen sind. Sie gehören nicht zu den sonstigen Einnahmen i. S. des § 180 Abs. 4 RVO.

# Die Rentenversicherung der Ordensmitglieder

Von Gottfried Oppinger, Berlin

Grundlage der folgenden Untersuchung ist das geltende Recht der gesetzlichen Rentenversicherung, soweit es heute in der zum Teil intern geführten Diskussion Probleme aufwirft. Die Erörterung war zu beschränken auf die Fragen der Versicherungspflicht und damit im Zusammenhang stehend des Beschäftigungsverhältnisses

## I. Neufassung des AVG und der RVO

Durch das Rentenreformgesetz (RRG) vom 16. Oktober 1972 – BGBl I S. 1965 – wurden die Vorschriften über die Versicherungspflicht der Ordensmitglieder in der AV und ArV (§ 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO) mit Wirkung vom 1. Januar 1973 an wie folgt neu gefaßt:

In der Rentenversicherung der Angestellten (Arbeiter) werden versichert „satzungsmäßige Mitglieder geistlicher Genossenschaften, Diakonissen, Schwestern vom Deutschen Roten Kreuz und Angehöriger ähnlicher Gemeinschaften während der Zeit ihrer Ausbildung, die nicht Schul-, Fachschul- oder Hochschulausbildung ist, oder während ihrer Tätigkeit für die Gemeinschaft, wenn sie persönlich neben dem freien Unterhalt Barbezüge von mehr als einem Achtel der für Monatsbezüge geltenden Beitragsbemessungsgrenze monatlich erhalten“.

## II. Der Unterschied gegenüber der Rechtslage bis zum 31. Dezember 1972 – Allgemein –

1. Die bisher in § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO enthaltene Einschränkung, nach der Mitglieder geistlicher Genossenschaften, Diakonissen, Schwestern vom Deutschen Roten Kreuz und Angehörige ähnlicher Gemeinschaften nur dann der Versicherungspflicht unterliegen, wenn sie sich aus überwiegend religiösen oder sittlichen Beweggründen mit Krankenpflege, Unterricht oder anderen gemeinnützigen Tätigkeiten beschäftigen, ist weggefallen. Vom 1. Januar 1973 an begründen nunmehr auch andere als „gemeinnützige“ Tätigkeiten für die Gemeinschaft bzw. Genossenschaft Rentenversicherungspflicht.

Damit ist dem langandauernden Streit um die Auslegung des Begriffs der „gemeinnützigen Tätigkeit“, der eigentlich schon durch die in § 101 AVG enthaltene Legaldefinition beendet schien, vom BSG aber offenbar aus Unkenntnis des Gesetzes neu entfacht worden war (Urteil vom 16. Juli 1971 – SozR AVG § 2 Nr. 1), für Beitragszeiträume ab 1. Januar 1973 ein Ende gesetzt.

2. Ins Gewicht fällt außerdem die

- a) Beschränkung des Personenkreises auf „satzungsmäßige“ Mitglieder,
- b) Herausnahme der Schul-, Fachschul- oder Hochschulausbildung aus der Ausbildungszeit und
- c) Erhöhung der Barbezugsgrenze von 1/10 auf 1/8 der monatlichen Beitragsbemessungsgrenze.

3. Demgegenüber wirkt sich der Verzicht auf die Worte „aus überwiegend religiösen oder sittlichen Beweggründen“ weder rechtlich noch bei der praktischen Anwendung der neuen Vorschrift aus. Denn es war stets anerkannt, daß nicht der subjektive Beweggrund des einzelnen, sondern nur der objektive der Gemeinschaft für die Einordnung in § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG a. F., § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO a. F. maßgebend sein konnte (Jantz-Zweng, Das neue Recht der Rentenversicherung der Arbeiter und der Angestellten, 2. Aufl., Anm. C. zu § 1227, S. 90 Oppinger in DAngVers 1960, 198).

### III. Satzungsmäßige Mitglieder

Der Begriff „satzungsmäßige Mitglieder“ ist enger als der bisherige Begriff „Mitglieder“, dessen Inhalt aus dem Recht der gesetzlichen Rentenversicherung heraus zu ermitteln war (Erlaß des BMA vom 18. Januar 1961 – IV b 2 – 4248/60 –). Damit ist nunmehr offensichtlich der vom Grundgesetz garantierten Autonomie der Kirche Rechnung getragen worden. Zum Wesen der kirchlichen Autonomie gehört nämlich das eigenständige und unabhängige Recht der Kirche, die Beziehungen der Mitglieder zur Kirche untereinander zu ordnen und festzustellen, wen sie als Ordensmitglied ansieht. Diesbezüglich enthält das allen zugängliche kirchliche Recht, vor allem der Codex iuris canonici und seine Extravagantes, und darauf fußend die Satzungen (auch als Regeln oder Konstitutionen bezeichnet) der Ordensgemeinschaften (einschließlich der Säkularinstitute, vgl. Recht der Arbeit 1970, 124), eingehende Bestimmungen darüber, wer „Mitglied“ einer Ordensgemeinschaft ist.

### IV. Personenkreis

Wegen des engen Zieles der vorliegenden Untersuchung kann die Frage dahinstehen, welche Stellung die Aspiranten (Kandidaten), Postulanten und Novizen zu ihrem Orden haben. Es genügt hier insoweit die Feststellung, daß der Profesß Mitglied eines geistlichen Ordens nach Ablegung der Gelübde und damit „satzungsmäßiges Mitglied“ im Sinne von § 2 Abs. 1 Nr. 7, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO ist.

Die Rechtsbeziehungen zwischen dem Professen und dem Orden sind aber für die weitere Untersuchung von entscheidender Bedeutung. Deshalb werden sie nachfolgend kurz zusammengefaßt:

Der Profesß ist ein zweiseitiger Vertrag zwischen dem Professen und dem Orden. Dieser Vertrag kann nicht einseitig gekündigt werden. Bei zunächst nur

zeitlich befristeter Profeß, die der ewigen – bis zum Tode währenden – Profeß stets vorausgeht, kann der Vertrag, d. h. die Mitgliedschaft, allerdings durch Zeitablauf enden und das Ordensmitglied ohne weiteres aus dem Orden ausscheiden. Demgegenüber kann der Orden eine weitere zeitliche oder lebenslängliche Profeß nur in wenigen bestimmten Fällen ablehnen.

Aus dem zweiseitigen Vertrag erwachsen beiden Teilen bestimmte Rechte und Pflichten. In der Profeß stellt sich der Ordensmann „der Ordensgemeinschaft mit seiner Person und seiner Tätigkeit unentgeltlich zur Verfügung“, andererseits verpflichtet sich aber die Ordensgemeinschaft „nach Norm des Rechts zur Sorge für sein zeitliches und ewiges Wohl während der Dauer seiner Ordenszugehörigkeit“.

Der einzelne kann sich – unabhängig von der Sorge um die Beschaffung des täglichen Lebensbedarfs – voll und ganz der Erfüllung seiner Aufgaben widmen. Zu der Sorgfaltspflicht des Ordens gehört es auch, das Ordensmitglied, soweit es erforderlich oder vorgeschrieben ist, so auszubilden, daß es in der Lage ist, das vorgegebene Ordensziel zu verwirklichen. Außerdem erhält der Orden über das Ordensmitglied obrigkeitliche Gewalt; der Orden kann demnach über den Professoren verfügen. Diesen Verfügungen hat der Profeß nachzukommen und die Ordensgesetze einzuhalten. Bei Nichtbefolgung droht eine Kirchenstrafe. Was der Professe für seine Arbeit oder Tätigkeit erhält, erwirbt er für den Orden. Er hat nach Kirchenrecht und ständiger klösterlicher Übung auf Entgelt für seine Tätigkeit zugunsten seines Klosters verzichtet.

Die vorweg getroffene Feststellung, daß der Profeß „satzungsmäßiges Mitglied“ des Ordens ist und versicherungsrechtlich von § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO erfaßt wird, sagt über die Rentenversicherungspflicht noch nichts aus. Dies muß im Einzelfall entschieden werden, weil § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO die Versicherungspflicht von weiteren Voraussetzungen abhängig macht.

Zunächst muß man sich darüber im klaren sein, welche Stellung diese Vorschrift im Gesamtgefüge des § 2 Abs. 1 AVG, § 1227 Abs. 1 RVO einnimmt. Insoweit ist der Text des § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO i. d. F. des Rentenreformgesetzes vom 16. 10. 1972 bei einer Interpretation stets im Zusammenhang mit dem bis zum 31. Dezember 1972 geltenden Recht zu sehen. Dabei ist es gesicherte Rechtsauslegung, daß Mitglieder geistlicher Genossenschaften vom Gesetz nicht als Arbeitnehmer oder arbeitnehmerähnliche Personen, sondern als besondere Gruppe zu behandeln sind. Man geht davon aus, daß der Gesetzgeber die Möglichkeit des Vorliegens eines Arbeitsverhältnisses auch in den Fällen verneint, in denen aufgrund eines Vertrages zwischen der Gemeinschaft und einem Dritten ein Angehöriger der Gemeinschaft im Interesse des Dritten eine Tätigkeit ausübt. Daraus war zu folgern, daß Versicherungspflicht für Angehörige dieses Personenkreises sich ausschließlich aus § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO, niemals aber aus Nr. 1 ergeben kann (vgl. die Urteile des BSG vom 29. 09. 60, DAnGVer 1961, 177 –

unter Hinweis auf den Kommentar des VDR zur RVO, 6. Aufl. § 1227 Anm. 24 und vom 19.08.64, DOK 1965, 156; Kommentar von Jantz-Zweng „Das neue Recht der Rentenversicherung der Arbeiter und der Angestellten“ 2. Aufl. Anm. C zu § 1227; Schreiben der BfA an die Spitzenverbände der Krankenkassen vom 22.07.58, „Die Beiträge“ 1958, 278; Erlaß des BMA vom 18.01.61 – IVb2 – 4218/60–).

Auch für die neue Fassung des § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO ab 01.01.73 kann nichts anderes gelten. Dies kommt auch im schriftlichen Bericht des Ausschusses für Arbeit und Sozialordnung (zu Drucks. VI/3767) zu Art. 1 § 1 Nr. 2 Buchst. a zum Ausdruck:

„Aufgrund eines gemeinsamen Antrages aller Fraktionen hat der Ausschuß mit großer Mehrheit beschlossen, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 in der vorgesehenen Weise zu ändern. Durch die Neufassung des § 1227 Abs. 1 Nr. 5 wird sichergestellt, daß Mitglieder geistlicher Genossenschaften, Diakonissen, Schwestern vom Deutschen Roten Kreuz und Angehörige ähnlicher Gemeinschaften nicht nur – wie bisher – während einer gemeinnützigen Tätigkeit für ihre Gemeinschaft oder der Ausbildung für eine solche Tätigkeit versicherungspflichtig sind. Vielmehr sollen in Zukunft alle Mitglieder einer solchen Gemeinschaft grundsätzlich während der Zeit ihrer Ausbildung oder – von einer bestimmten Barbezugsgrenze an – während der Tätigkeit für die Gemeinschaft der Versicherungspflicht unterliegen. Ausbildungszeiten, die als Ausfallzeiten angerechnet werden können, sollen allerdings von der Versicherungspflicht ausgenommen sein. Die Barbezugsgrenze wird von 1/10 auf 1/8 der monatlichen Beitragsbemessungsgrenze erhöht, um Mitgliedern mit einer niedrigeren Barbezugsgrenze die Möglichkeit zur freiwilligen Versicherung zu erhalten.“

Versicherungspflicht besteht also ab 01.01.73 für satzungsmäßige Mitglieder eines Ordens nunmehr einmal während der Zeit der Ausbildung, die nicht Schul-, Fachschul- oder Hochschulausbildung ist. Zum anderen besteht Versicherungspflicht außerhalb dieser Zeit, d. h. nach Abschluß der Ausbildung für alle Zeiten, in denen ein Ordensangehöriger für die Gemeinschaft tätig ist, wenn er persönlich neben dem freien Unterhalt Barbezüge von mehr als einem Achtel der für Monatsbezüge geltenden Beitragsbemessungsgrenze monatlich erhält. Dabei spielt es keine Rolle, ob diese Tätigkeit klosterinterner Art ist oder sie aufgrund eines Dienst- oder Beschäftigungsverhältnisses oder im Rahmen eines Gestellungsvertrages ausgeübt wird. Der Begriff „Tätigkeit für die Gemeinschaft“ ist also dahin zu verstehen, daß darunter jede Tätigkeit in der oder für die Gemeinschaft fällt. Dieses Ergebnis ist auch schon allein deshalb das einzig richtige, weil nach kanonischem Recht, abgesichert durch Art. 140 GG, jedes Ordensmitglied stets nur für seine bzw. im Namen seiner Ordensgemeinschaft und in deren Auftrag tätig wird und dadurch die Ordensziele verwirklicht. Folglich bleibt bei den satzungsmäßigen Mitgliedern der Orden – gleich wo sie eingesetzt oder wo und für wen sie tätig sind – stets nur noch zu prüfen, ob sie neben freiem Unterhalt persönlich auch Barbezüge er-

halten, die eine bestimmte Höhe überschreiten. Dabei spielt es im Gegensatz zu der Rechtslage bis zum 28. Februar 1957 (BSG 13, 76) keine Rolle, in welcher Höhe die dem Ordensmitglied gewährten Bezüge lohnversteuert werden. Für die Frage der Versicherungspflicht kommt es nur auf den Betrag an, den das Mitglied persönlich in bar erhält. Diesbezügliche Feststellungen im Einzelfall erübrigen sich grundsätzlich schon deshalb, weil das Ordensmitglied schlechthin keine Einkünfte hat. Es verzichtet nämlich auf persönliches Vermögen mit feierlichem Profeß, so daß die durch Arbeit erzielten Einkünfte stets nur für den Orden erworben werden. Dies gilt auch für die Zeit des Einfachprofesses mit der Maßgabe, daß das Ordensmitglied zwar persönliches Vermögen haben darf, aber auf die Verwaltung und Nutznießung zugunsten eines Dritten im Profeßakt verzichten muß.

Satzungsmäßige Mitglieder eines Ordens können demnach der Rentenversicherungspflicht gemäß § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO unterliegen

- a) während der Zeit ihrer Ausbildung, die nicht Schul-, Fachschul- oder Hochschulausbildung ist, wobei es einer Entgeltzahlung nicht bedarf, und
- b) während ihrer Tätigkeit für die Gemeinschaft, wenn sie persönlich neben dem freien Unterhalt Barbezüge von mehr als einem Achtel der für Monatsbezüge geltenden Beitragsbemessungsgrenze monatlich erhalten.

Ob es Fälle gibt, in denen satzungsmäßige Mitglieder eines Ordens im Sinne des Buchst. a) noch ausgebildet werden und daher versicherungspflichtig sind., läßt sich nicht sagen; sie sind jedenfalls theoretisch denkbar, in der Praxis aber wohl selten. Auch zur Versicherungspflicht nach Buchst. b) dürfte es kaum kommen, weil das Armutsgelübde in aller Regel dem Erwerb persönlicher Barbezüge entgegensteht. Nach Beendigung der Ausbildung unterliegen mithin die satzungsmäßigen Mitglieder von Orden grundsätzlich nicht der Rentenversicherungspflicht (§ 2 Abs. 1 Nr. 7 oder Nr. 1 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 oder Nr. 1 RVO), sei es, daß sie innerhalb des Klosters, klösterlicher Einrichtungen (Krankenhaus, Schule o. ä.) oder im Rahmen von Gestellungsverträgen oder ordentlichen Dienst- bzw. Arbeitsverträgen bei Dritten beschäftigt sind.

## V. Das Beschäftigungsverhältnis

Die danach gewonnene Erkenntnis, daß die Mitglieder geistlicher Genossenschaften vom Gesetz nicht als Arbeitnehmer oder arbeitnehmerähnliche Personen, sondern als besondere Gruppe zu behandeln sind, läßt die gegenteilige

---

<sup>1)</sup> Rechtsgutachten von Prof. Dr. Bertram Schulin, Freiburg: „... wegen der geltenden Regelungen im Rentenrecht... die den Ordensangehörigen grundsätzlich zum Kreis der versicherungspflichtigen Personen zählen... und vor allem wegen der neuen Bestimmungen des IV § 7 i. V. m. § 2 Abs. 2 SGB muß davon ausgegangen werden, daß nach heutiger Rechtslage Ordensangehörige als abhängig Beschäftigte im Sinne der Sozialversicherung anzusehen sind.“

Meinung von Schulin in einem Gutachten aus März 1980<sup>1)</sup> völlig unerklärlich erscheinen. Auch mit IV § 7 SGB<sup>2)</sup> wollte und konnte der Gesetzgeber weder die beschriebene Rechtslage (AVG/RVO) noch die geschichtliche wie aktuelle Wertung der tatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf stellen. Entsprechend der bisherigen Rechtslage wird lediglich klargestellt, daß eine Beschäftigung in jedem Fall dann vorliegt, wenn eine Arbeit nichtselbständig ausgeübt wird, insbesondere in einem Arbeitsverhältnis.

Das Beschäftigungsverhältnis ist nicht identisch mit dem Arbeitsverhältnis, das die arbeitsrechtlichen Beziehungen zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer (z. B. Beschäftigungsdauer, Lohnhöhe und -zahlung, Urlaub, Kündigung usw.) regelt und durch den Arbeitsvertrag zustande kommt. (Nach der Lehre vom faktischen Arbeitsverhältnis ist der Abschluß eines Arbeitsvertrages nicht erforderlich; das Arbeitsverhältnis entsteht schon durch die mit der Arbeitsaufnahme verbundene Eingliederung in den Betrieb.)

Das Beschäftigungsverhältnis ist dagegen die Gesamtheit aller versicherungsrechtlichen Beziehungen zwischen dem Arbeitgeber, dem Arbeitnehmer und der Sozialversicherung. Es kommt – obwohl die Rechtsprechung bisweilen die Arbeitsaufnahme genügen läßt – dadurch zustande, daß der Beschäftigte nach übereinstimmendem Willen mit dem Arbeitgeber fremdbestimmte Arbeit leistet oder zu leisten hat und dafür eine Vergütung erhält. Ob der übereinstimmende Wille zu einem gültigen Arbeitsvertrag geführt hat, ist nicht maßgebend. Ebenso kommt es nicht darauf an, welche Bezeichnungen vom Arbeitgeber und Arbeitnehmer für ihre Beziehungen und die dem Beschäftigten zugewiesenen Aufgaben gewählt werden. Entscheidend ist vielmehr allein, wie der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer ihre Beziehungen tatsächlich gestaltet haben.

Wesentliches Merkmal eines Beschäftigungsverhältnisses ist die persönliche Abhängigkeit. Sie äußert sich vornehmlich in der Eingliederung „in“ einen Betrieb, womit regelmäßig die Weisungsbefugnis des Arbeitgebers über „Zeit, Dauer, Ort und Art der Ausführung“ verbunden ist. Persönliche Abhängigkeit liegt also nicht vor, wenn der Dienstleistende seine Tätigkeit im wesentlichen frei und seine Arbeitszeit selbst bestimmen kann.

Insgesamt gesehen ist die persönliche Abhängigkeit stets zu bejahen, wenn der Dienstleistende „in“ einem Betrieb arbeitet, d. h. also in den Betrieb eingliedert ist und als Angehöriger des Betriebes angesehen wird, selbst wenn die Weisungsgebundenheit – was die Ausführung der Arbeit anbetrifft – stark eingeschränkt ist.

Die persönliche Abhängigkeit – und damit das Vorliegen eines Beschäftigungsverhältnisses – ist aber zu verneinen, wenn die Arbeit „für“ einen Betrieb verrichtet wird, d. h. wenn der Dienstleistende die freie Verfügung über

---

<sup>2)</sup> Wortlaut: Beschäftigung ist die nichtselbständige Arbeit, insbesondere in einem Arbeitsverhältnis.

die Arbeitszeit und die Ausführung seiner Arbeit hat. Der Arbeitnehmer hat die von ihm zu verrichtende Arbeit in der Regel selbst zu leisten.

Die wirtschaftliche Abhängigkeit ist nur ein Indiz für das Vorliegen persönlicher Gebundenheit, sie kann bei Arbeitnehmern gelegentlich ganz fehlen, ohne daß dadurch deren abhängiges Beschäftigungsverhältnis in Frage gestellt ist.

Hierauf fußend hat das Bayer. LSG erst kürzlich das Vorliegen eines Beschäftigungsverhältnisses zwischen Ordensmitgliedern und ihrem Orden verneint<sup>3)</sup>. Wegen der aktuellen Bedeutung dieser Entscheidung werden die tragenden Urteilsgründe zusammengefaßt wiedergegeben:

„Unter Beschäftigung wird ein abhängiges Arbeitsverhältnis verstanden, das persönliche und wirtschaftliche Abhängigkeit von einem Arbeitgeber voraussetzt. Merkmale hierfür sind die feste Vergütung, Vereinbarungen über Arbeitszeit und Arbeitsort, das Verbot, für Dritte tätig zu sein, die persönliche Leistungspflicht und der Anspruch auf bezahlten Urlaub. § 16 FRG verbindet mit dem Begriff der Beschäftigung den gleichen Sinn wie § 2 Abs. 1 Nr. 1 AVG. Danach ist eine Beschäftigung eine fremdbestimmte Tätigkeit in persönlicher Abhängigkeit (vgl. hierzu BSGE 23, 69, 71; 38, 53, 57 und Urteil des BSG vom 15. 03. 79 – RA 46/78 –; Die Sozialgerichtsbarkeit 1979 S. 227 Nr. 26). § 7 Abs. 1 SGB IV definiert als Beschäftigung die nicht selbständige Arbeit, insbesondere in einem Arbeitsverhältnis.

Ordensmitglieder einschließlich der Ordensgeistlichen stehen zu ihrem Orden nicht in einem Beschäftigungsverhältnis im sozialrechtlichen Sinne; ihre Bindungen zum Orden sind vielmehr im Regelfalle genossenschaftlicher Art. Diese trifft auf den Kläger als Mitglied des . . . Ordens in der noch streitigen Zeit zu. Denn bei den Knabengymnasien in . . . handelte es sich ausschließlich um Schulen dieses Ordens (vgl. Dienstzeugnis des . . . Ordens vom . . .). Eine Lehrtätigkeit außerhalb der Ordensgemeinschaft hat in dieser Zeit nicht stattgefunden. Daraus folgt, daß der Kläger als Chorherr dieser regulierten Lebensgemeinschaft an diesen Orten neben seiner Verpflichtung zum monastischen Leben als Erzieher und Lehrer an Ordensschulen (katholische Privatschulen), die von der Ordensgemeinschaft unterhalten wurden, beschäftigt gewesen ist. Bei der Beurteilung dieser Beschäftigung kann es in tatsächlicher Hinsicht nur auf die damals gegebenen Verhältnisse und auf den in der deutschen gesetzlichen Rentenversicherung geltenden Begriff des Beschäftigungsverhältnisses ankommen. Das aber bedeutet, daß der Kläger zu seiner Lehrtätigkeit nicht auf Grund besonderen Vertrages mit seinem Orden oder einem anderen Schulträger verpflichtet gewesen ist. Seine Lehrverpflichtung ergab sich allein aus seiner Stellung als Kanoniker des Ordens der . . ., d. h. seine Tätigkeit bestand in einer Verflechtung zwischen persönlicher Ordensbindung und dem Arbeitsleben auf der Grundlage der genossenschaftlichen Lebensgemeinschaft des Ordens; er war somit nicht Arbeitnehmer.“

<sup>3)</sup> Bayer. LSG, Urteil vom 17. 07. 80 – L 11An 114/78 – Revision nicht zugelassen. – Rechtsstreit zu § 16 FRG.

# Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. Dezember 1980)

## VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

### 1. Der Papst in Deutschland

Bei strömendem Regen ist Papst Johannes Paul II. am 15. November 1980 zu seiner fünftägigen Pilgerreise in der Bundesrepublik Deutschland eingetroffen. In seiner Begrüßungsansprache hob der Papst hervor, daß er mit seinem Besuch in der Bundesrepublik „die gesamte deutsche Nation ehren wolle“, zu der er als „Freund und Bruder“ komme.

Nach dem Abspielen der Nationalhymnen des Vatikans und der Bundesrepublik begrüßte Bundespräsident Carstens den Papst. Er drückte den Wunsch aus, daß der Besuch des Papstes als Ermutigung zu einer weiteren Annäherung der evangelischen und katholischen Christen verstanden werde. Die Verbindungen zwischen den Deutschen in beiden Teilen des Landes seien vielfältig und zahlreich. Deshalb danke er besonders für die herzlichen Worte des Papstes an „die ganze geliebte Nation“.

#### *Ökumenische Bedeutung des Besuches*

In seiner Antwort auf die Begrüßungsrede des Bundespräsidenten ging der Papst auf Anlaß und Ziel seiner Reise ein. „Mit tiefer innerer Bewegung“ betrete er den deutschen Boden, dessen Volk und Land er schon bei früheren Besuchen kennen- und schätzengelernt habe. Mit Freude habe er den freundlichen Einladungen der Deutschen Bischofskonferenzen und des Bundespräsidenten entsprochen.

Ausführlich ging der Papst auf die ökumenische Bedeutung seiner Reise ein. Er sei gerade in diesem Jahr in die Bundesrepublik gekommen, in welchem „unsere evangelischen Brüder und Schwestern“ das Ge-

dächtnis an die vor 450 Jahren verkündete Confessio Augustana gefeiert hätten. „Ich darf Ihnen sagen, daß es mir ein besonderes Anliegen war, gerade jetzt bei Ihnen zu sein. Möge hier, wo die Reformation ihren Anfang nahm, auch das Bemühen sich verdoppeln, in Treue zum einen Herrn der Kirche und seiner Botschaft alles Menschenmögliche zu tun, damit sein Herzenswunsch und seine Gebete sich erfüllen: ‚Laß alle eins sein‘.“

#### *Ehe und Familie*

Ausgehend vom Evangelium, in dem das Reich Gottes mit einem Netz verglichen wird, ging der Papst auf die Notwendigkeit der Begegnung „in der Dimension der Wahrheit vom Reich Gottes“ ein.

Oft schein es, als sei die „einzige und ausschließliche Dimension unserer Existenz ‚diese Welt‘“ mit ihrem „atemberaubenden Fortschritt in Wissenschaft und Technik, in Kultur und Wirtschaft“, einem Fortschritt, der auch oft besorgniserregend sei. Das Gleichnis Christi vom Reich Gottes verändere völlig das Bild der Welt. Auch die Kirche sei ein Netz, „verbunden durch den Heiligen Geist, verknüpft durch die apostolische Sendung, wirkmächtig durch die Einheit in Glaube, Leben und Liebe“. Gleichzeitig stünden ihm aber das weitgespannte Netz der Weltkirche, die Bistümer in Deutschland und schließlich „die kleinste dieser Kirchen, die Hauskirche“, die Familie, vor Augen.

Als Grund für die Schwierigkeiten, denen das „hohe Ideal des christlichen Familienverständnisses und das Familienleben heute ausgesetzt sind“, führte der Papst unter anderem die Veränderungen für Ehe und Familie durch die moderne Industriegesellschaft an: „Ehe und Familie waren früher

nicht nur Lebensgemeinschaft, sondern auch Produktions- und Wirtschaftsgemeinschaft. Sie wurden aus vielen öffentlichen Funktionen verdrängt.“

Zwar sei das „öffentliche Klima nicht immer freundlich gegenüber Ehe und Familie“, dennoch erwiesen sich gerade diese in der anonymen Massenzivilisation als „Zufluchtsort auf der Suche nach Geborgenheit und Glück“. Ehe und Familie seien wichtiger denn je, sie seien „Keimzellen zur Erneuerung der Gesellschaft, Kraftquellen, aus denen das Leben menschlicher wird“.

Staat und Gesellschaft würden ihren eigenen Zerfall einleiten, wenn sie Ehe und Familie nicht mehr wirksam förderten und schützten, gleichzeitig aber andere, nichteheliche Lebensgemeinschaften ihnen gleichstellten. Ehe und Familie seien zutiefst verknüpft mit der personalen Würde des Menschen. „Man kann nicht nur auf Probe leben, man kann nicht nur auf Probe sterben. Man kann nicht nur auf Probe lieben, nur auf Probe und Zeit einen Menschen annehmen.“

Anschließend ging Johannes Paul II. auf das Thema der verantworteten Elternschaft ein, die „eine solche Familienplanung meint, die die ethischen Normen und Kriterien beobachtet, wie sie auch von der letzten Bischofssynode unterstrichen worden sind“. Ehe sei der einzig angemessene Ort für die Zeugung und Erziehung von Kindern. Deshalb sei die „eheliche Liebe in ihrem Wesen nach auch auf Fruchtbarkeit ausgerichtet“. Angesichts der Schwierigkeiten, denen die Familie in der Gegenwart ausgesetzt sei, appellierte der Papst an alle Verantwortlichen in der Gesellschaft, „alles zu tun, um Abhilfe zu schaffen“. In diesem Zusammenhang nannte er insbesondere die Belastung der Frau, enge Wohnungen, wirtschaftliche und gesundheitliche Probleme und die oft sogar ausgesprochene Benachteiligung kinderreicher Familien“. Nachdrücklich hob er die Unantastbarkeit ungeborenen menschlichen Lebens hervor: „Die

Tötung ungeborenen Lebens ist kein legitimes Mittel der Familienplanung.“ Ohne die Verteidigung des Grundrechtes auf Leben breche die „ganze Logik des Glaubens an den Menschen, das ganze Programm eines wahrhaft menschlichen Fortschritts“ in sich zusammen.

### *Wissenschaft und Glaube*

Sein Zusammentreffen mit Studenten und Vertretern der Wissenschaft solle, so sagte der Papst als „Zeichen der Gesprächsbereitschaft zwischen Wissenschaft und Kirche“ verstanden werden. Unter Hinweis auf den 700. Todestag Albert des Großen erinnerte er daran, daß dieser Gelehrte den Wahrheitsanspruch verstandesmäßig begründeter Wissenschaft anerkannt und weiterentwickelt und diese dadurch zum Eigentum der christlichen Welt gemacht habe. Zwischen einer Vernunft, die auf Wahrheit angelegt sei, und dem Glauben könne es „keinen grundsätzlichen Konflikt geben“. Skepsis äußerte der Papst gegenüber einem zivilisatorischen Fortschritt, der nicht immer die Lebensumstände verbessere. In diesem Zusammenhang erinnerte er an das ökologische Problem als Folge der technisch-wissenschaftlichen Industrialisierung. Die Humanwissenschaften stünden in Gefahr, zur Manipulation des Menschen sowie zu ökonomischer und politischer Herrschaft mißbraucht zu werden. Die Wissenschaften seien weithin funktionalistisch geprägt. Dieses Phänomen erstreckte sich auf Werte, Normen und die geistige Orientierung überhaupt. Die Orientierungskrise, deren Symptome Sektierertum und sogenannte neue Religionen seien, könne aus dem Glauben heraus überwunden werden. Ausdrücklich sprach sich der Papst für eine selbständige theologische Forschung aus, „die vom kirchlichen Lehramt unterschieden ist, sich ihm aber verpflichtet weiß im gemeinsamen Dienst an der Glaubenswahrheit und am Volke Gottes“. Spannungen und Konflikte ließen sich dabei nicht ausschließen. Dies liege in der Endlichkeit menschlicher Ver-

nunft begründet, die dem Irrtum ausgesetzt sei.

Allen Wissenschaftlern und Studenten empfahl der Hl. Vater, sich besonders in den Tugenden der Tapferkeit und der Demut zu üben. Tapferkeit sei erforderlich, um in einer „zweifelnden, der Wahrheit entfremdeten und sinnbedürftigen Welt“ die Wissenschaft zu verteidigen. Der Demut bedürfe es, um die „Endlichkeit der Vernunft“ gegenüber der sie übersteigenden Wahrheit anzuerkennen. Tapferkeit und Demut seien die Tugenden Albert des Großen gewesen.

### *Kolping und Marx*

Auf den Unterschied in den Ansätzen zwischen Gesellenvater Adolph Kolping und Karl Marx wies Papst Johannes Paul II. in seiner Ansprache an die Kolpingfamilie hin.

Kolping habe die Gesellschaft durch christliches Verhalten der Menschen wandeln wollen. Grundlage für die Arbeit Kolpings seien die Botschaft Christi und die Katholische Soziallehre gewesen. Das Programm des in der Minoritenkirche ruhenden Seelsorgers, Volksschriftstellers und Sozialapostels sei mit dem Satz charakterisiert: „Jeder einzelne Christ verändert die Welt, wenn er christlich lebt.“

### *Keine Wertneutralität*

Bei dem Empfang, den Bundespräsident Karl Carstens dem Oberhaupt der katholischen Kirche im Schloß Brühl gab, bedauerten beide übereinstimmend die „schmerzliche Teilung“ (so Johannes Paul II.) des deutschen Volkes, die, wie der Papst hofft, „schließlich in einem geeinten Europa ebenfalls die ihr gebührende friedliche Lösung finden möge“.

Der Papst erinnerte ferner an die schwerwiegende Verantwortung, die den wohlhabenden Ländern gegenüber der Dritten Welt obliege („auch eine merkliche Selbst-

beschränkung der reichen Nationen dürfte kein unzumutbares Opfer sein“) und verwies darauf, daß jeder vermeintliche Fortschritt nur dann wahrer Fortschritt sei, wenn er den Menschen in seiner Gesamtheit diene: „Es ist somit ein sehr bedauerlicher und folgenschwerer Fehler, wenn man in der modernen Gesellschaft den berechtigten Pluralismus vielfach mit Wertneutralität verwechselt und im Namen einer falschverstandenen Demokratie auf ethische Normen und die Verwendung der moralischen Kategorie von Gut und Böse im öffentlichen Leben zunehmend verzichten zu können glaubt.“

### *In der Diaspora*

Worte der Tröstung und der inneren Stärkung für ein „anstrengendes Leben in der ‚Zerstreuung‘“ fand der Papst während seines Gottesdienstes in Osnabrück. Zugleich ermutigte er die Gläubigen, den Kontakt zu den evangelischen Mitchristen zu suchen und zu vertiefen. Die ökumenische Bewegung der letzten Jahrzehnte habe hellsehtig dafür gemacht, „wie sehr die evangelischen Christen in ihren Sorgen und Freuden mit euch verbunden sind und wieviel Gemeinsames ihr zusammen mit ihnen besitzt, wo ihr und sie den Glauben an unseren Herrn Jesus Christus ehrlich und konsequent leben.“

### *Dank an die Hilfswerke*

Der Pastoralbesuch des Papstes in der Bundesrepublik Deutschland sei „auch Ausdruck der Anerkennung und des Dankes dafür, daß sich die Bischöfe, Priester und Laien Eurer Kirche über deren Grenzen hinaus so hochherzig der Nöte der Brüder und Schwestern in weniger privilegierten Teilen der Welt annehmen“.

Diese Werke, die bedeutendsten unter ihnen Misereor, Adveniat, Missio, Caritasverband, Bonifatiuswerk und Ostpriesterhilfe erwähnte der Papst namentlich, hätten „sehr viel zur Vertiefung des Geistes der

Brüderlichkeit unter den Menschen beige-  
tragen“. Schließlich forderte er die Anwe-  
senden auf, unter den Gläubigen „diese  
Hilfsbereitschaft und weltweite Gesin-  
nung“ weiter zu fördern.

#### *Solidarität mit den Behinderten*

Der Papst rief alle Menschen und die ganze  
Gesellschaft auf, den Behinderten hilfreich  
beizustehen. „Sie haben ein Anrecht dar-  
auf. Zwischen den Gesunden und Behin-  
derten darf es keine Mauern geben!“

#### *Begegnungen in Mainz*

Der Papst traf sich mit den Professoren des  
Katholisch-Theologischen Fachbereichs  
der Johannes-Gutenberg-Universität; of-  
fenbar wollte sich Johannes Paul II. damit  
für die ihm 1977 verliehene Ehrendoktor-  
würde bedanken; zugleich wurde damit  
seit zehn Jahren bestehende wissenschaftliche  
Austausch zwischen dem Katholisch-  
Theologischen Fachbereich Mainz und  
sechs polnischen Partnerhochschulen ge-  
würdigt.

Einen Schwerpunkt bildete in Mainz das  
Gespräch mit Vertretern der EKD und der  
Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen  
(ACK). Es folgte ein Treffen mit Vertretern  
des Direktoriums des Zentralrates der Ju-  
den in Deutschland. Des weiteren stand eine  
Begegnung mit 20000 Angehörigen aus-  
ländischer Gruppen auf dem Programm.  
Zuvor hatte der Papst im Mainzer Dom das  
Grab des Arbeiterbischofs Wilhelm Eman-  
uel von Ketteler besucht. In seiner Rede  
an die Ausländer auf dem Domplatz unter-  
strich Johannes Paul II. die Notwendigkeit  
einer „noch stärkeren Bewußtseinsände-  
rung bei einem großen Teil der einheimi-  
schen Bevölkerung“ in der Bundesrepub-  
lik.

#### *Fragen des christlichen Lebens*

Die fünfte Station seiner Pilgerreise in Ful-  
da nutzte der Papst dazu, um aktuelle Pro-  
bleme des kirchlichen Lebens aufzugreifen.

In einer Messe, die er mit Bischöfen, Prie-  
stern, Diakonen und Seminaristen im Dom  
feierte, unterstrich er die Bedeutung des  
priesterlichen Zölibats, die Einheit der  
Priester mit den Bischöfen sowie die Not-  
wendigkeit, die persönliche Beichte zu för-  
dern und an der einheitlichen Liturgie der  
Kirche festzuhalten. Die Freundschaft mit  
Christus sei „der tiefste Grund, weshalb ein  
Leben in Ehelosigkeit, ja, insgesamt im  
Geist der evangelischen Räte, für den Prie-  
ster so wichtig ist. Das Herz und die Hände  
frei haben für den Freund Jesus Christus,  
ungeteilt für ihn da sein und seine Liebe zu  
allen tragen, das ist ein Zeugnis, das nicht  
im ersten Augenblick von allen verstanden  
wird“. Er bedauerte, daß „die Feier des My-  
steriums Christi hier und da, statt Einheit  
mit Christus und untereinander zu stiften  
Entzweiung und Streit verursachen“. Fer-  
ner wandte er sich gegen ein Priesterbild, in  
dem die Schwäche zum Grundprinzip alles  
anderen gemacht, ja fast zu einem Men-  
schenrecht erklärt werde. Dem setze er ent-  
gegen, „daß der Mensch vor allem ein  
Recht zur eigenen Größe hat, ein Recht auf  
das, was ihn eigentlich überragt“. Als „Ge-  
schenk der Weltkirche an die Kirche in  
Deutschland“ überreichte Johannes Paul II.  
Kardinal Höffner eine Reliquie des 1941 im  
Konzentrationslager Auschwitz ermorde-  
ten polnischen Franziskanerminoriten  
P. Maximilian Kolbe. Im Anschluß an den  
Gottesdienst betete der Papst am Grab des  
hl. Bonifatius in der Krypta des Doms, um  
sich dann zu internen Beratungen mit den  
Mitgliedern der Deutschen Bischofskonfe-  
renz im Fuldaer Priesterseminar zurückzu-  
ziehen. Im Rahmen einer Vollversammlung  
der Bischofskonferenz, bei der Kardinal  
Höffner ein ungeschminktes Bild von der  
Situation der deutschen Teilkirche zeichne-  
te, betonte der Papst, daß er vom Anfang  
seines Pontifikats an das oberste Hirtenamt  
als Dienst an der Kollegialität verstanden  
habe. Mahnend sagte er zu den Bischöfen:  
„Laßt euch nicht durch die oftmals gehörte  
Meinung beirren, ein hohes Maß an Einmü-

tigkeit innerhalb der Bischofskonferenz gehe auf Kosten der Lebendigkeit und Glaubwürdigkeit bischöflichen Zeugnisses. Das Gegenteil ist der Fall.“ Man glaube, die Kirche halte „nur aus Sturheit“ an ihren Normen fest. Oft ziehe man sich auf das persönliche Gewissen zurück und vergesse dabei, daß dieses Gewissen das „Auge“ sei, welches das Licht nicht aus sich selber besitze, sondern nur wenn „es zur authentischen Quelle des Lichts hinblickt“. Die Bischöfe sollten alle Not und Fragen der Menschen gegenwärtig halten und in diese Anfragen hinein unbeirrt die Forderungen Jesu „ohne Abstriche“ verkünden.

Zu einem Neubeginn der Geschichte des Christentums in Deutschland rief Johannes Paul II. insbesondere die Mitglieder des Laienapostolats auf. Am Grabe des hl. Bonifatius, das der Papst als „Heiligtum der deutschen Nation“ bezeichnete, unterstrich er in einem Wortgottesdienst mit den Laien und in der anschließenden Begegnung mit dem Präsidium des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und dem Vorstand der Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände die Bedeutung des Einsatzes der Laien für die Glaubwürdigkeit der Kirche. Die große Zahl der beruflich im Dienst der Kirche Tätigen sei eine Besonderheit der Bundesrepublik. Er wisse „um die Pionierarbeit, die gerade die Frauen hierzulande vor allem in Caritas und Pastoral geleistet“ haben. Johannes Paul II. würdigte die Caritasarbeit als eine „wirklich tragende Säule für das gesellschaftliche Leben der Bundesrepublik“, verwies im Hinblick auf die Religionslehrer und Katecheten auf die besondere Chance des schulischen Religionsunterrichts (bei der religiösen Unterweisung sei die Wahrheit gefragt; daher müsse das Studium der katholischen Theologie umfangen bleiben von der Bereitschaft, das verbindliche Zeugnis der Kirche zu hören) und ging schließlich auf die besondere Lage jener ein, die als Laien im pastoralen Dienst stehen.

#### *An die Ordenschristen*

Altötting wurde – neben Fulda – zur „intimsten Begegnung des Papstes mit dem Gottesvolk“.

Die Predigt, die Papst Johannes Paul II. in Altötting hielt, ist in diesem Heft, Seite 1–7, im vollen Wortlaut abgedruckt.

#### *An die Jugend*

Auf der Theresienwiese in München zelebrierte der Papst den Gottesdienst in Anwesenheit zahlreicher in- und ausländischer Bischöfe.

In seiner Predigt wies der Papst die Jugend auf die Bedeutung menschlichen Reifens hin. „Für die Bildung der eigenen Persönlichkeit, für den Aufbau des inneren Menschseins ist die Kenntnis der Wahrheit von grundlegender Bedeutung. Wirklich reif werden kann der Mensch nur an und in der Wahrheit. Darin liegt der tiefe Sinn der so wichtigen Erziehung, dem auch das ganze System der Schulen bis hin zu den Universitäten dienen muß. Sie muß dem jungen Menschen helfen, die Welt und sich selbst kennen und verstehen zu lernen; sie muß ihm helfen, alles das in den Blick zu bekommen, wodurch die Existenz und das Wirken des Menschen in der Welt erst ihren vollen Sinn erhalten. Darum muß sie ihm auch helfen, Gott kennenzulernen. Der Mensch kann nicht leben, ohne den Sinn seiner Existenz zu kennen.“

In seiner von Kenntnis der Probleme der jungen Menschen zeugenden Ansprache betonte der Papst weiter, bei allem Sich-nicht-verstanden-Fühlen von den eigenen Eltern, dem Leiden unter der Schule mit ihrem Leistungsdruck, den Sachzwängen am Arbeitsplatz und der Unsicherheit beruflicher Zukunftsaussichten dürfe nicht vergessen werden, daß es auch sehr viel Gutes gebe, „über das nur zuwenig gesprochen werde.“ Johannes Paul II. erwähnte dann den „Abfall vom Glauben in unserem Jahrhundert“, den Versuch, den Menschen an die

Stelle Gottes zu setzen, und die Flucht zu „irgendwelchen Heilslehren“. Zu der „Flucht vor der grundlegenden Wahrheit nach außen“, sagte er, so sehr Ideale und Zielvorstellungen vonnöten seien, utopische „Zauberformeln“ würden nicht weiterhelfen, zumal sie meist mit totalitärer Macht oder zerstörerischer Gewaltanwendung einhergingen. An seine „lieben, jungen Menschen“ richtete er schließlich die Aufforderung, sich für das Priestertum zu begeistern.

### *Kirche und Kunst – Kirche und Medien*

Der Papst trug zunächst ein Gedankenexperiment vor: „Man nehme aus der Kunstgeschichte in Europa und in Deutschland alles weg, was mit religiöser und christlicher Inspiration zusammenhängt und man wird sehen, wieviel, das heißt wie wenig übrigbleibt.“ Erst in den neuzeitlichen Jahrhunderten sei zwischen Kirche und Kunst ein Graben entstanden. Die gegenseitige Entfremdung habe sich durch die Kritik an Kirche und Christentum, ja an Religion überhaupt noch vermehrt. Einigermaßen verständlich sei es, daß die Kirche ihrerseits mit Mißtrauen auf den modernen Geist reagiert habe. Den vom Konzilspapst Johannes XXIII. stammenden Begriff des „Aggiornamento“ aufgreifend – Johannes Paul II. übersetzte ihn mit „Zuwendung zum heute“ – verwies der Heilige Vater auf die Autonomie, die Selbstgesetzgebung von Kultur und Kunst, die, recht verstanden, kein Protest gegen Gott oder gegen Aussagen des christlichen Glaubens sei. „Damit ist die Voraussetzung gegeben, daß die Kirche in ein neues Verhältnis zur Kultur und zur Kunst eintritt, in ein Verhältnis der Partnerschaft, der Freiheit und des Dialogs.“

Nach Auffassung von Johannes Paul II. ist der religiöse und christliche Ursprung der Kunst nicht gänzlich versiegt. „Themen wie Schuld und Gnade, Verstrickung und Erlösung, Ungerechtigkeit und Gerechtigkeit, ja Barmherzigkeit und Freiheit, Solidarität

und Nächstenliebe, Hoffnung und Trost kehren in der heutigen Literatur, in Text- und Drehbüchern wieder und finden große Resonanz.“

Wie sehr der Papst bemüht ist, immer wieder auf das Positive und Gute hinzuweisen und hinzuführen, zeigte er vor den Künstlern und Publizisten mit folgendem Gedankengang: Das Schöne scheint als Kategorie der Kunst auszufallen zugunsten einer Darstellung des Menschen in seiner Negativität, seinem Widerspruch, seiner Ausweglosigkeit, in der Abwesenheit von jeglichem Sinn. Das scheint das aktuelle „Ecce homo“ zu sein.

Im zweiten Teil seiner programmatischen Ansprache wandte sich der Papst an die Vertreter der Medien. „Sie haben einen ungeheuren Einfluß auf die Öffentlichkeit, auf die Meinungsbildung und auf das Bewußtsein von Millionen. Das Wort und das Bild, das sie von der Wirklichkeit der Welt, des Menschen, der Gesellschaft oder auch vom christlichen Glauben und von der Kirche vermitteln, ist bestimmend für das Urteil, für das Verhalten und Tun vieler Menschen.“

Sein besonderes Augenmerk wendet Johannes Paul II. offenbar der Information und Nachrichtenkommentierung zu. Sie sollten stets durch Objektivität, Urteilsvermögen und Gerechtigkeitssinn bestimmt sein.

Papst Johannes Paul II. appellierte schließlich an die Journalisten, sich ihrer Verantwortung für eine gute Entwicklung der politischen Kultur bewußt zu sein, zu mehr Wahrhaftigkeit, mehr Rücksichtnahme auf die persönlichen Werte der anderen beizutragen. In breiter Front hätten die Medien an einer Veränderung von Einstellungen, Normen und sittlichen Bindungen der Menschen mitgewirkt. Möglicherweise sei von den in ihnen tätigen Publizisten zu wenig beachtet worden, daß die vermeintlich größere Freiheit in Haltlosigkeit umschlug, daß

sittliche Bindungen zugunsten neuer Zwänge preisgegeben wurden, die dem Menschen in seiner ganzen Würde nicht mehr gerecht werden. Gewiß seien die Medien an dieser Entwicklung nicht allein beteiligt, aber sie hätten an diesem Prozeß initiiert und verstärkend mitgewirkt.

#### *Würde und Bürde des Alters*

„Der Papst verneigt sich in Ehrfurcht vor dem Alter und er lädt alle ein, es mit ihm zu tun“. Sein „Grüß Gott“ galt gleichermaßen allen alten Menschen, die über Rundfunk und Fernsehen an der Gebetsstunde teilnahmen. Besonders dankte der Papst den Priestern, die sich in der Altenseelsorge engagieren und engagiert haben.

Die ältere Generation nannte Johannes Paul II. „eine notwendige Ergänzung in einer Welt, die sich für den Schwung der Jugend und für die Kraft der sogenannten ‚besten Jahre‘ begeistert, in einer Welt, in der so sehr zählt, was man zählen kann“. „Ihr erinnert sie daran, daß sie auf dem Fleiß derer weiterbauen, die früher jung und kraftvoll waren, und daß auch sie eines Tages ihr Werk in jüngere Hände legen werden. In Euch wird sichtbar, daß der Sinn des Lebens nicht nur in Geldverdienen und Geldausgeben bestehen kann, daß in allem äußeren Tun zugleich etwas Inneres reifen soll und in allem Zeitlichen etwas Ewiges.“

#### *Abschied*

Beim Abschied auf dem Flugplatz in Riem sprach Johannes Paul II. seinen Dank an das gastgebende Land aus, unterstrich nochmals seine ökumenische Offenheit und rief zum Aufbau einer menschenwürdigeren Welt im Sinne einer Zivilisation der Liebe auf. Die Einheit des geteilten Deutschlands, so seine Hoffnung, möge sich in einem geeinten Europa der Zukunft erfüllen. „Im Augenblick des Abschieds möchte ich meiner aufrichtigen Dankbarkeit Ausdruck geben: Dankbarkeit gegenüber Gott und den Menschen für das Geschenk dieses ein-

zigartigen Ereignisses“ (KNA – RB 47, 23.11.80, S.2 – RB 48, 30.11.80, S.2 – MKKZ 48, 30.11.80, S.1).

#### 2. „Dives in Misericordia“

Nach „Redemptor Hominis“ (4. März 1979) und „Catechesi Tradendae“ (16. Oktober 1979) ist am 30. November 1980 die dritte große Enzyklika Papst Johannes Pauls II. erschienen: „Dives in Misericordia“. In dieser Enzyklika wird die untrennbare Verbindung zwischen Erbarmen und Gerechtigkeit bekräftigt.

Die Christen erinnert der Papst an ihre Verpflichtung, das Erbarmen Gottes überall zu bekennen. „Eine Welt ohne Verzeihen wäre eine Welt kalter und ehrfurchtsloser Gerechtigkeit, in deren Namen jeder dem anderen gegenüber nur seine Rechte einfordert“.

Mit großem Nachdruck warnt der Papst in seinem 87 Druckseiten umfassenden Rundschreiben vor den Gefahren einer falsch verstandenen und einseitigen Sicht der Gerechtigkeit, in deren Namen „manchmal der Nächste vernichtet, getötet, seiner Freiheit oder der elementarsten Menschenrechte beraubt wird“. Die Erfahrung der Vergangenheit und auch die heutige Zeit lehre, daß die Gerechtigkeit allein nicht genügt, „ja zur Verneinung und Vernichtung ihrer selbst führen kann, wenn nicht einer tiefen Kraft – der Liebe – die Möglichkeit geboten wird, das menschliche Leben zu prägen“.

Nur schwer kann man darüber hinwegsehen, daß die Programme, die von der Idee der Gerechtigkeit ausgehen, „in der Praxis oft arg entstellt werden“. Er erinnert an die ursprüngliche Bedeutung von Gerechtigkeit, die ihrem Wesen nach darauf abzielt, „Gleichheit und Gleichstellung“ zwischen den streitenden Parteien zu erreichen.

„Der Zustand der Ungleichheit unter Menschen und Völkern dauert nicht nur an, sondern nimmt zu.“ Er sieht voraus, daß sich

angesichts dieser Ungleichheit „die moralische Unruhe zusehends vertiefen wird“. Nachdrücklich prangert er deshalb die Wirtschaftsordnung und die materialistische Zivilisation an. Seiner Überzeugung nach sind diese „auf Grundlagen aufgebaut, die eine fundamentale Unzulänglichkeit oder vielmehr einen ganzen Komplex von Unzulänglichkeiten, ja einen unzulänglich funktionierenden Mechanismus aufweisen“. Eine solche Wirtschaftsordnung und Zivilisation machten es der menschlichen Gesellschaft unmöglich, über „so radikal ungerechte Situationen“ hinwegzusehen. Als solche „radikal ungerechte Situationen“ beklagt Johannes Paul II. zum Beispiel, daß in der gleichen Menschheitsfamilie, in der Gesellschaftsgruppen in Wohlstand leben, andere Gruppen Hunger und Not leiden.

Wie schon in seiner Antrittsenzyklika „Redemptor hominis“, so weist der Papst auch in dem vorliegenden Dokument auf die ständig wachsende Angst der Menschen hin, vor allem „im Hinblick auf die Möglichkeit eines Konflikts, der angesichts des heute vorhandenen Vorrats an Atomwaffen eine teilweise Selbsterstörung der Menschen bedeuten könnte“. Er erinnert an die Folter als das „in der heutigen Welt systematisch eingesetzte Herrschafts- und Unterdrückungsmittel der Machthaber, als unbestrafte Praxis der untergeordneten Stellen“. Doch wächst neben dem Wissen um die Bedrohung des physischen Lebens das Wissen um eine noch größere Gefahr „für das, was menschlich ist, was mit der Würde der Person und ihrem Recht auf Wahrung und Freiheit in engem Zusammenhang steht“.

Auf dem Hintergrund dieser Situation betont der Papst die Verpflichtung der Kirche, das Erbarmen Gottes „in all seiner Wahrheit“ zu bekennen und zu verkünden. Denn: „Die Welt der Menschen kann nur dann immer menschlicher werden, wenn wir in den vielgestaltigen Bereich der zwischenmenschlichen und sozialen Beziehun-

gen zugleich mit der Gerechtigkeit jene ‚erbarmende Liebe‘ hineinragen, welche die messianische Botschaft des Evangeliums ausmacht.“

Die Kirche muß es „in jedem geschichtlichen Zeitalter, aber besonders in unserem“ als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachten, das Geheimnis des Erbarmens, wie es in Christus offenbar wird, konkret werden zu lassen. „Im Leben und Wirken der Kirche muß noch deutlicher werden, daß Gott ‚reich an Erbarmen‘ ist.“

Eine zentrale Bedeutung nimmt in der Enzyklika das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn ein. Dieses Gleichnis macht nämlich deutlich, daß „die Liebe zum Erbarmen wird“, wenn es gilt, die „genaue und oft zu enge Norm der Gerechtigkeit zu überschreiten.“ Außerdem bringe diese Parabel „auf einfache aber tiefe Weise“ die Wirklichkeit der Bekehrung zum Ausdruck. „Sie ist das konkreteste Zeugnis für das Wirken der Liebe und die Gegenwart des Erbarmens in der Welt des Menschen.“ Nach den Worten des Papstes beschränkt sich die wahre und eigentliche Bedeutung von Erbarmen „nicht auf das moralische, physische oder materielle Übel: das Erbarmen zeigt sich vielmehr wahrhaft und eigentlich, wenn es wieder aufwertet, fördert und aus allen Formen des Übels in der Welt und im Menschen das Gute zieht“.

Abschließend stellt Papst Johannes Paul II. klar, daß der Grund für seine Sorge, wie sie in der neuen Enzyklika zum Ausdruck kommt, „von der Liebe zum Menschen eingegeben ist, zu allem, was menschlich ist und was nach der Ahnung vieler unserer Zeitgenossen von einer Gefahr schrecklichen Ausmaßes bedroht ist“. „Dasselbe Geheimnis Christi, das uns die erhabene Berufung des Menschen enthüllt und das mich dazu gedrängt hat, in der Enzyklika ‚Redemptor hominis‘ die unvergleichliche Würde des Menschen zu bekräftigen, verpflichtet mich gleichzeitig, das Erbarmen Gottes zu verkünden, seine im Geheimnis

Christi geoffenbarte barmherzige Liebe. Eben dieses Geheimnis veranlaßt mich auch, in dieser schwierigen und kritischen Phase der Geschichte der Kirche und der Welt – gegen Ende des zweiten Jahrtausends – mich an dieses Erbarmen zu wenden und es herabzuflehen“ (RB 50, 14. 12. 80, S. 8).

## BISCHOFSSYNODE 1980

„Die Aufgaben der christlichen Familie in der heutigen Welt“ war das Thema der 5. Bischofssynode, die vom 26. September bis 25. Oktober 1980 in Rom tagte.

### 1. Eröffnung durch Papst Johannes Paul II.

In seiner Ansprache beim Eröffnungsgottesdienst erinnerte der Papst an die Bedeutung, die die Kirche von jeher der Familie beimißt. Die Familie sei nicht nur „Objekt der Evangelisation“ und der Glaubensunterweisung der Kirche. „Die Familie muß sich ihrer eigenen Teilnahme an der Sendung der Kirche selber bewußt werden.“

Ein besonderes Grußwort richtete der Papst an die 16 Ehepaare, die im Verlauf der Synode eine beratende Funktion ausübten. Die Synode braucht die Anwesenheit und das Zeugnis derjenigen, deren „Gaben, die sie durch die Gnade des Ehesakramentes erhalten haben, Gaben des Lebens und der Berufung zur Ehe und zum Familienleben sind“.

### 2. Einführungsreferat von Kardinal Ratzinger

Der Erzbischof von München-Freising, Kardinal Joseph Ratzinger, war von Papst Johannes Paul II. zum Relator Generalis der Bischofssynode ernannt worden. Seine Aufgabe war es, der Synode einen Lagebericht zur Situation der christlichen Familie in der Welt von heute vorzulegen.

Der Kardinal betonte, die christlichen Familien in der Welt von heute seien zu einer

„moralischen Revolution“ aufgerufen, die der „Herrschaft des Konsumismus“ die Verantwortung gegenüber den Mitmenschen und vor Gott als allgemeine Norm des christlichen Lebens entgegenstellen soll. Die besondere Aufgabe der Synode besteht nach seiner Auffassung darin, „sowohl ein kritisches wie ein prophetisches Wort gegen die Ideologien und die Übergriffe zu sagen, die den Menschen sich selbst entfremden“. Er machte deutlich, daß der eigentliche Schwerpunkt der Synodenarbeit im seelsorglichen Bereich liegt. Angesichts des Synodenthemas können die Teilnehmer jedoch nicht an den akuten Problemen vorbeigehen, wie z. B. der Problematik der Geburtenregelung, der Frage der Sexualerziehung und der Problematik der wiederverheirateten Geschiedenen. Jedoch dürfen alle diese Fragen nicht isoliert gesehen werden.

Die traditionellen Formen des Familienlebens stehen heute im Kontrast zur technischen Zivilisation der westlichen Welt. Die Ehe „ad experimentum“, das heißt, die freien und wechselnden Beziehungen, entsprechen dem Zustand des unbeständigen Lebens der Menschen in einer sich dauernd ändernden Welt. Da Nachkommenschaft Beständigkeit erfordert, werden Empfängnisverhütung, Sterilisation und Schwangerschaftsabbruch zu Problemen, die in allen von der technischen Zivilisation berührten Regionen anzutreffen sind. „Die Unbeständigkeit der traditionellen Ehe wird von der wachsenden Zahl der Ehescheidungen bewiesen. Neue Familientypen treten auf, die immer öfter nur von einem einzigen Ehepartner gebildet sind; die Vaterfigur verschwindet immer mehr.“ Der Kardinal schloß den ersten Teil des Berichtes mit einem Hinweis auf die Notwendigkeit einer richtigen Bewertung der Rolle der Frau.

In seinen weiteren Ausführungen unterstrich er, daß die Liebe des Mannes und der Frau weder eine private, noch profane, noch rein biologische Angelegenheit ist,

sondern etwas „Heiliges“. In dem Bericht wird deshalb ausdrücklich die Unauflöslichkeit der Ehe bekräftigt. Besonders verwies der Kardinal auf die untrennbare Verbindung der christlichen Jungfräulichkeit mit dem ehelichen und dem christlich-familiären Leben.

Im letzten Teil ging Kardinal Ratzinger auf die seelsorglichen Probleme ein, die sich aus der Thematik der Bischofssynode stellen. Dabei zeigte er die Gefahren der sogenannten „Ehen auf Zeit“, auf. „Wenn die Familie nicht mehr eine heilige Ordnung ist, dann erscheint die Sexualität nur noch als ein reines biologisches Zubehör zum Menschen.“ Ausdrücklich wies er in diesem Zusammenhang auch auf die Notwendigkeit einer besseren Darlegung des Begriffes der ehelichen Keuschheit hin.

Zum Problem der Geburtenregelung berichtete der Kardinal, zahlreiche Bischofskonferenzen hätten den Wunsch geäußert, daß die Enzyklika „*Humanae vitae*“ tiefgreifender erklärt, durch neue Argumente bekräftigt und bestätigt werde. Trotz der früheren Schwierigkeiten würden jetzt zwei Prinzipien der Enzyklika immer mehr akzeptiert: Vor allem, daß der Staat nicht das Recht habe, die Bürger zur Verringerung der Kinderzahl zu zwingen. Dann, daß der Gebrauch chemischer Mittel zur Beeinflussung des Fruchtbarkeitszyklus in gefährlicher Weise die Grenzen seines Eingriffs in die Natur überschreite.

Weitere Punkte des Berichtes von Kardinal Ratzinger waren im letzten Teil des Referats die sexuelle Erziehung, die Vorbereitung der jungen Menschen auf die Ehe sowie der Problematik der Wiederverheiratung Geschiedener. Bei der Behandlung des Themas der Ehevorbereitung wies er besonders auf die notwendige Beachtung der „verantwortlichen Elternschaft“ hin sowie auf den „asketischen Wert der natürlichen Methoden der Familienplanung“ (MKKZ 41, 12. 10. 80, S. 24).

### 3. Familie und Ordensleben

Diese Beziehung gehörte zwar nicht zu den zentralen Fragestellungen der Synode, ist jedoch von mehreren Synodenvätern unter verschiedenen Gesichtspunkten als eine der wichtigen Dimensionen genannt worden. Bereits im Einführungsbericht kam Kardinal Ratzinger darauf zu sprechen. Am ausführlichsten sprach Kardinal Eduardo Pironio, Präfekt der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute, dieses Thema an: „Ich möchte drei Aspekte von zwei kirchlichen Realitäten hervorheben, die engstens miteinander beim fundamentalen Bündnis Gottes mit seinem Volk verknüpft sind: das gottgeweihte Leben und die Ehe. 1) Beide sind ein Zeichen dieses Liebesbündnisses. Beide Spiritualitäten, die der Ehe und die des geistlichen Lebens, gründen auf dem Ostergeheimnis. 2) Die christliche Familie, wenn ihre prophetische Natur und Sendung vertieft wird, beeinflußt das gottgeweihte Leben in seinem Wachstum und seiner Reife erheblich. In diesem Zusammenhang mag in erster Linie an den natürlichen und sakramentalen Kontext der Liebe erinnert werden, der ein die menschlichen Tugenden begünstigendes Klima schafft: Aufrichtigkeit, ehrliche Freundschaft, Gastfreundschaft, Dienst. Vor allem aber liegen im normalen und alltäglichen Bereich des gottgeweihten Lebens Ausdrucksformen wie Glaube, Hoffnung, Liebe, Gebet, Charakterstärke, Armut. Der tägliche Ablauf des Lebens der Eheleute, wie die verantwortete Elternschaft und Treue zu Gott und seine ständige und innige Anwesenheit in der Liebe leben, hilft bei der Erfahrung Gottes, die für das geistliche Leben unerläßlich ist, außerordentlich. Das geistliche Leben hilft seinerseits auf ekklesiale Art der christlichen Familie; vor allem durch das Zeugnis seiner ungetrübten und freudigen Treue und durch das Zeugnis seiner brüderlichen Gemeinschaft. Das gottgeweihte Leben ist eine Einladung zur ehelichen Treue und die darin begründete fruchtbare Liebe. 3) Ebenfalls muß die unersetzliche Rolle der

katholischen Schule hervorgehoben werden. Das geistliche Leben wird vor der heutigen Welt als Zeichen des Reiches Gottes deutlich, wie die Geschichte zeigt; es hat eine prophetische Aufgabe in eschatologischer Sicht.“

Von vielen Synodalen wurde von der christlichen Familie als Born für Priester- und Ordensberufe gesprochen. Es wurde in diesem Zusammenhang zugleich die Verantwortung der christlichen Eheleute für die Kirche deutlich gemacht. Es müsse in den Familien bewußt ein den geistlichen Berufen freundliches Klima geschaffen oder wiederhergestellt werden.

Die Ordenschristen – Priester, Brüder und Schwestern – wurden von mehreren Synodenvätern unter der Rücksicht der Familienpastoral angesprochen. Abgesehen davon, daß jegliches pastorales Tun sich größtenteils an die Verheirateten wende, wurde besonders hervorgehoben: Familienhilfe der Schwestern, Belehrung in Methoden der natürlichen Geburtenplanung durch Schwestern (Beispiele solchen Einsatzes aus Brasilien und Indien wurden genannt), Erziehungshilfe, Gebetshilfe (Spiritualität der Familie).

#### 4. Die Ordenssynodalen und ihre Beiträge

Überblick über die Themen, die im Zentrum des Interesses der zehn Ordenssynodalen standen: Pastorale Haltung des Verstehens und der Barmherzigkeit in der Familienseelsorge (P. Pedro Arrupe SJ, P. Paul Michael Boyle CP, P. Vincent De Couesnongle OP); grundlegende Bedeutung der Gewissensbildung (P. Joseph Pfab CSSR); die christliche Familie in den Missionsländern (P. Joseph Hardy SMA, P. Gabriele Ferrari SX); Gebetsleben der Familie (P. Falco Thuis O.Carm.); Bedeutung der Kultur, Ehe und Familie als kulturelle Gegebenheiten (P. Egidio Viganò SDB); Familie und Schule (P. Stephen Tutas SM); das Problem der Drogen in Bezug auf die Fami-

lie (P. Pedro Arrupe); Ordensleben und Familie (P. Piergiordano Cabra, Kongregation der hl. Familie v. Nazareth).

#### 5. Die deutschen, österreichischen und schweizer Bischöfe und ihre Beiträge

Gabriel Bullet, Tit.-Bischof von Glavinizza und Weihbischof in Lausanne, Genf und Freiburg (Schweiz) sprach über die Bedeutung der rechten Motivierung für das menschliche Handeln. Die Synode müsse unter dieser Rücksicht den Eheleuten ein Wort der Hoffnung sagen (29.9.).

Kardinal Joseph Höffner, Erzbischof von Köln, sprach vom Wandel im Denken, dem sogenannten „modernen Bewußtsein“, und nannte Ideologien, die familienschädlich sind (maßlose Emanzipation, Feindschaft gegen die Institution, schrankenlose „Staatstätigkeit“) (29.9.).

Paul J. Cordes, Tit.-Bischof von Naissus und Vice-Präsident des päpstlichen Laienrates, sprach über die Bedeutung der Familienkreise und ihrem pastoralen Ort in der Ortskirche (2.10.).

Georg Weinholt, Tit.-Bischof von Idirca und Weihbischof in Meißen-Dresden, sprach über die Situation der katholischen Familie in der DDR und über die Familie in der Diaspora (3.10.).

Oskar Saier, Erzbischof von Freiburg, nannte einige Schwerpunkte der Situation der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Ein klärendes Wort werde erwartet zu: Verantwortete Elternschaft, Sexualerziehung, Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zu den Sakramenten, die konfessionsverschiedene Ehe, die Situation der Familien der ausländischen Arbeitnehmer (3.10.).

Der Bischof von Feldkirch, Bruno Wechner, hatte eine schriftliche Eingabe eingereicht zur Frage der Geburtenregelung (die besser Empfängnisregelung zu nennen sei).

Nach dem Vortrag der Berichte der Arbeitsgruppen sprach Kardinal Höffner noch zu Fragen der Würde des Menschen und der Pastoral der wiederverheirateten Geschiedenen, wobei er die Unauflöslichkeit der Ehe betonte (14. 10.).

## 6. Die Arbeit in den Sprachgruppen

Das reiche Material, das den Synodenvätern vorlag, wurde in elf Arbeitskreisen bearbeitet. Zum deutschsprachigen Arbeitskreis gehörten: Kardinal Joseph Höffner, Erzbischof von Köln (Vorsitz); Kardinal Joseph Ratzinger, Erzbischof von München-Freising; Kardinal Laszlo Lekai, Erzbischof von Esztergom (traf mit Verspätung ein); Erzbischof Oskar Saier von Freiburg; Erzbischof Alojzij Sustar von Laibach; Bischof Francis X. S. Hadisumarta O.Carm., von Malang; Bischof Wilhelm Pluta von Gorzów; Bischof Jozef Rozwadowski von Lodz; Bischof Bruno Wechner von Feldkirch; Paul J. Cordes, Tit.-Bischof von Naissus und Vize-Präsident des päpstlichen Laienrates; Wolfgang Grosse, Tit.-Bischof von Lamasba und Weihbischof in Essen; Lindas Provilonis, Tit.-Bischof von Arcavica und Apostolischer Administrator von Kaunas und Vilkaviskis; Georg Weinhold, Tit.-Bischof von Idirca und Weihbischof in Meißen-Dresden; Djuro Kolsa, Tit.-Bischof von Grumentum und Weihbischof in Zagreb; Valerians Zondaks, Tit.-Bischof von Tabacara und Weihbischof des Apostolischen Administrators von Riga und Liepaja; P. Joseph Pfab CSSR, Generalsuperior der Redemptoristen (Berichterstatter). Zum Arbeitskreis gehörten ferner: zwei Theologen (Würzburg und Lublin), ein Ehepaar aus der Bundesrepublik Deutschland und ein Arzt aus Österreich.

Zahlreiche Studiengruppen setzten sich für ein verstärktes Bemühen dafür ein, daß der familienfeindlichen Umwelt eine familienfreundliche entgegengestellt werde. Angeichts der wirtschaftlichen Ausbeutung der

Sexualität müsse von der Kirche die positive Theologie der Sexualität stärker bekanntgemacht und in verständlicher Sprache vermittelt werden. Die deutsche Gruppe ging in ihren Beratungen zu diesem Thema unter anderem der Frage nach, ob zwischen den natürlichen und künstlichen Methoden der Empfängnisregelung ein Wesensunterschied besteht. Nach ihrer Ansicht ist hier zu bedenken, daß der eheliche Akt offensichtlich mehr als ein biologischer, nämlich ein inter-personaler Akt ist, der auf eine dritte Person und damit auch auf den Schöpfer Bezug nimmt.

Einen weiteren Schwerpunkt in den Debatten zahlreicher Sprachgruppen bildete die Frage der Inkulturation, d. h. das Problem der Einpflanzung der christlichen Ehe in das jeweilige kulturelle Umfeld. Nach Ansicht der französischen Gruppe sollten die lokalen Bischofskonferenzen mit dem Volk entscheiden können, wie in ihrem jeweiligen kulturellen Umfeld die konstitutiven christlichen Elemente bewahrt werden können. Eine englische Sprachgruppe schlug vor, daß die Synode die Bischofskonferenzen zur Errichtung von Expertenkommissionen zur Beratung über mögliche neue Trauungsriten für bestimmte Kulturkreise ermutigen solle.

Zur Frage der Geschiedenenpastoral sprach sich ein Teil der Synodalen um noch mehr Verständnis für die Wiederverheirateten aus, drängte aber gleichzeitig auf Klärstellungen durch die römische Kurie. Einige Sprachgruppen regten die Errichtung einer eigenen Studienkommission für die Probleme der Geschiedenen an. Nach Ansicht der deutschen Sprachgruppe sollte die Haupt Sorge der Kirche allerdings nicht dem Eheprozeß gelten, sondern einer konstruktiven Seelsorge mit dem Ziel, daß die Ehen nicht nur gültig, sondern auch stabil, heilig und treu seien.

Die von allen Sprachgruppen vorgeschlagene „Familienrechts-Charta“ muß nach Ansicht des lateinischen Arbeitskreises an er-

ster Stelle die Freiheit der Familie gegenüber dem Staat geltend machen, der auf dem Erziehungssektor den Eltern zur Seite stehen und sie nicht ersetzen dürfe. Wie die übrigen Synodalen, so setzen sich auch die Mitglieder der lateinischen Studiengruppe für eine Förderung und Verbesserung der Ehevorbereitung ein.

## 7. Statistische Angaben

Der Synode gehörten 216 Mitglieder an: 13 Bischöfe der Ost-Kirchen, 148 Delegierte der Bischofskonferenzen (37 aus Afrika, 44 aus Amerika, 22 aus Asien, 5 aus Ozeanien, 41 aus Europa), 10 Generalsuperioren, 20 Vertreter der römischen Kurie (darunter die 18 Kardinalpräfekten) und 24 vom Papst ernannte Mitglieder. An der Synode nahmen überdies 10 offizielle Fachberater(innen) (Theologen, Ärzte, Familienberater) und 43 Beobachter (davon 16 Ehepaare) teil. Den Fachberatern und Beobachtern war die volle Mitwirkung in den Arbeitskreisen gegeben. Bei bestimmten Gelegenheiten konnten sie auch zur Vollversammlung in der Aula sprechen. – Unter den Bischöfen der Synode befanden sich 45, die zu Ordensfamilien gehören; hinzukommen die zehn Generalobern. Die einzelnen Ordensgemeinschaften waren in folgender Weise vertreten: 6 Jesuiten (SJ); 5 Franziskaner (OFM); je 4 Redemptoristen (CSSR), Oblaten (OMI) und Lazaristen (CM); 3 Weiße Väter (PA); je 2 Salesianer (SDB), Unbeschuhte Karmeliter (OCD), Beschuhete Karmeliter (O.Carm.), Passionisten (CP), Kapuziner (OFMCap), Dominikaner (OP) und Sulpizianer (PSS); je ein Xaverianer (SX), Benediktiner (OSB), Trappist (OCSO), Kongregation vom Hl. Kreuz (CSC), Marist (SM), Marianist (SM), Assumptionist (AA), Herz-Jesu-Missionäre (MSC), Mariannahiller (CMM), Spiritaner (CSSp), Missionsgesellschaft für Afrika (SMA), Mechitarist (v. Venedig), Kongregation der Nachfolge Christi, Kongregation v. d. hl. Familie von Nazareth, Schönstatt-priestergemeinschaft.

In verschiedenen *Aufgabenbereichen* der Synode waren folgende Religiösen tätig:

Unter den drei Delegierten Präsidenten der Synode befand sich Kardinal Lawrence Trevor Picachy SJ, Erzbischof von Calcutta.

Der Kommission zur Schlichtung von Kontroversen gehörte Maxim Hermaniuk CSSR, Erzbischof-Metropolit von Winnipeg (ukrainisch. Ritus) an.

Zu den Mitgliedern der Informationskommission gehörten: Agnellus Andrew OFM, Tit.-Bischof von Numana und Vizepräsident der päpstlichen Kommission für die Kommunikationsmittel, sowie P. Romeo Panciroli MCCJ, Direktor des Pressesaales des Heiligen Stuhles.

Unter den Experten befanden sich: P. Gustave Martelet SJ (Frankreich), P. Karol Meissner OSB (Polen), P. Pedro Richards CP (Uruguay).

Unter den Auditores waren: P. Abdallah Khoury (Libanon), P. Tadeusz Styczen SDS (Polen), Fr. Basilio Guzman Rueda, Generaloberer der Maristenbrüder, Sr. Teresa Bojaxhiu, Generaloberin der Missionarinnen der Liebe (Indien), Sr. Regina Casey, Generaloberin der Cabrini-Schwwestern (USA), Sr. Dr. med. Maria José Torres, Kongregation der hl. Dorothea (Brasilien).

Dem neugewählten *Synodenrat* gehören folgende Bischöfe aus Ordensfamilien an: Kardinal Paul Zougrana PA, Erzbischof von Ouagadougou; Kardinal Aloisio Lorscheider OFM, Erzbischof von Fortaleza; Kardinal Basil Hume OSB, Erzbischof von Westminster; Carlo Martini SJ, Erzbischof von Mailand; Stephen Naidoo CSSR, Tit.-Bischof von Aquae flaviae und Weihbischof in Kapstadt.

## 8. Abschluß

Die Synode hat 43 Propositionen erarbeitet. Sie bilden das Kernstück der Synodenarbeit. Diese Propositionen werden nicht veröffentlicht, sondern wurden dem Papst

übergeben zur weiteren Bearbeitung. Papst Johannes Paul II. war bei fast allen Sitzungen der Vollversammlung in der Aula anwesend.

In ihrer „Botschaft an die christlichen Familien der heutigen Welt“ erinnern die Synodenväter an die Verpflichtung der Kirche, die Ehepaare und Familien zu ermutigen und ihnen beizustehen. Die Botschaft wurde am 25. Oktober, im Verlauf einer feierlichen Schlußsitzung unter dem Vorsitz des Papstes in der Sixtinischen Kapelle von dem Generalsekretär der Synode, Erzbischof Jozef Tomko, verkündet.

Die Synodalen aus allen Erdteilen üben Kritik an jenen Regierungen und gesellschaftlichen Einrichtungen, die Druck auf die Familien ausüben. Sie stellen fest: „Die Unverletzlichkeit des Familienheimes wird mißachtet. Grundrechte, wie die auf religiöse Freiheit, verantwortliche Elternschaft und Erziehung werden beschnitten.“

Sie protestieren deshalb gegen „jedwede Druckmittel, die Familien dazu zu zwingen suchen, soziale, wirtschaftliche oder bevölkerungsmäßige Probleme durch Hinnahme von unsittlichen Mitteln zu lösen“. Als Beispiele für diese „unsittlichen Mittel“ nennen die Synodalen „die unter Zwang erfolgende Empfängnisverhütung, Sterilisation, Abtreibung und Euthanasie“.

Weiter erinnern die Synodenväter die christlichen Familien an die Lehre der Kirche von der Unauflöslichkeit der Ehe und Weitergabe des Lebens, die sich nicht von der Ehe trennen lasse. „Der Akt der ehelichen Vereinigung muß gemäß dem Rundschreiben ‚*Humanae vitae*‘ wahrhaft menschlich, ganzheitlich und offen für neues Leben sein“, heißt es wörtlich in der Botschaft.

Die Synodalen bringen in ihrer „Botschaft des Vertrauens und der Hoffnung“ wiederholt viel Verständnis für die oft schwierigen Situationen der Ehepaare und Familien auf. Selbst wenn jemand aus menschlicher

Schwachheit den Anforderungen der Lehre nicht voll gerecht wird, so hat er dennoch nach den Worten der Synodenväter „keinen Grund zu verzagen“. Die Botschaft erinnert in diesem Zusammenhang an die Worte Pauls VI. in seiner Enzyklika „*Humanae vitae*“: „Sie mögen nicht den Mut verlieren, sondern demütig und beharrlich zur Barmherzigkeit Gottes ihre Zuflucht nehmen.“

Nach der Verkündigung der Botschaft dankte der Papst allen Synodalen und dem für den technischen Ablauf verantwortlichen Personal für die Arbeit und Mühe der vergangenen vier Wochen. Die Bischöfe in aller Welt hätten „einen einzigartigen Beweis kollegialer Sorge für die Kirche“ erbracht und dazu beigetragen, die Lage der Familie in der Kirche und in der heutigen Welt besser zu verstehen.

Als „besonders wertvolle Frucht der Synodenarbeit“ seien ihm die 43 Vorschläge der Synodenväter überreicht worden, die voraussichtlich Grundlage eines päpstlichen Dokuments zum Thema „Ehe und Familie“ sind. Auf die Einzelheiten dieser „Propositiones“ eingehend, erwähnte der Papst die Lage der wiederverheirateten Geschiedenen: „Während die Synodenväter die Unauflöslichkeit der Ehe und die Praxis der Kirche, diese nicht zur Eucharistie zuzulassen, bestätigt haben, ermahnen sie die Seelsorger und die ganze kirchliche Gemeinschaft, diesen Brüdern und Schwestern beizustehen, damit sie sich nicht von der Kirche getrennt fühlen.“

In Übereinstimmung mit den Synodenvätern verteidigte der Papst die Würde der Mutter. Die Gesellschaft müsse so beschaffen sein, daß die Frau nicht aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen ist zu arbeiten, betonte Johannes Paul II. In der nächsten Zeit gehe es um „die konkrete Verwirklichung der lehramtlichen und pastoralen Richtlinien dieser Synode“.

Nach der Ansprache des Papstes zogen alle Mitglieder und Berater der Synode in den

Petersdom. Dort schlossen sie am Grabe des heiligen Petrus mit einem „Te Deum“ die fünfte Welt-Bischofssynode zum Thema „Die Aufgabe der Familie in der Welt von heute“ (RB 45, 9. 11. 80, S. 10).

## 9. Gebet für die Synode

Durch ein Rundschreiben vom 15. August 1980 hatte Papst Johannes Paul II. alle Bischöfe, Priester und Gläubigen der Kirche zum Gebet für die Bischofssynode aufgefordert (L'Osservatore Romano n. 189 v. 15. 8. 80). Der Papst hat zu diesem Zweck selbst einen Gebetstext formuliert:

*Gott, von dir kommt alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden. Vater der Liebe und des Lebens, gib, daß jede menschliche Familie auf der Erde durch deinen Sohn Jesus Christus, der „von einer Frau geboren wurde“ und durch den Heiligen Geist, den Urquell göttlicher Liebe, für die kommenden Generationen zu einem wahren Heiligtum des Lebens und der Liebe werde.*

*Lenke durch deine Gnade das Denken und Handeln der Eltern auf das Wohl ihrer Familie und aller Familien in der Welt.*

*Laß die Jugendlichen für ihre menschliche Entfaltung und ihr Wachsen in Wahrheit und Liebe in der Familie starken Rückhalt finden.*

*Laß die Liebe, gefestigt durch die Gnade des Ehesakramentes, sich stärker als alle Schwäche und jegliche Krise erweisen, die unsere Familien mitunter zu bestehen haben.*

*Gib ferner, so bitten wir dich auf die Fürsprache der Heiligen Familie von Nazareth, daß die Kirche inmitten aller Völker der Erde in der Familie und durch die Familie ihre Sendung fruchtbar erfüllen kann.*

*Denn du bist das Leben, die Wahrheit und die Liebe in der Einheit des Sohnes und des Heiligen Geistes.*

*Amen.*

## AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

### 1. Kongregation für die Orden und Säkularinstitute

Am 12. November 1980 hat die Kongregation für die Orden und Säkularinstitute zwei vom 12. August 1980 datierte Dokumente veröffentlicht. Das eine Dokument trägt den Titel „Ordensleute und menschliche Entwicklung“, das andere „Die kontemplative Dimension des Ordenslebens“. Das erstere Dokument ist Frucht der Plenarversammlung der genannten Kongregation vom April 1978 (OK 19, 1978, 331); das zweite Dokument wurde im Anschluß an die Plenarversammlung vom März 1980 formuliert (OK 21, 1980, 352–353).

Beide Dokumente ergänzen sich. Nach Meinung der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute wird das Leben und Wirken der Religiösen nur dann ausgewogen und ein echtes Fortschreiten auf dem Weg der Christusnachfolge sein, wenn die Akzentuierungen, welche die beiden Dokumente geben, in gleicher Weise ernst genommen und gelebt werden. Die Dokumente sind „Richtlinien“, also Orientierungshilfen für die beiden so wichtigen Bereiche der integralen Entfaltung des Menschen (– in diesem Zusammenhang ist auch von den Möglichkeiten und Grenzen des politischen Engagements der Religiösen die Rede –) und der kontemplativen Dimension des christlichen Lebens überhaupt und des Ordenslebens insbesondere. Das Dokument über die kontemplative Dimension des Ordenslebens bringt ausführliche Richtlinien für die aktiven Ordensgemeinschaften und einen kürzeren Teil, der für die beschaulichen Orden bestimmt ist. (Die deutsche Ausgabe der Dokumente – (beide zusammen umfassen 50 Seiten) – kann bei der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute bezogen werden).

## 2. Kongregation für das katholische Bildungswesen

Ein Dekret der Kongregation für das katholische Bildungswesen vom 15. April 1979 verfügt die Erhebung des Instituts für Theologie des Ordenslebens zur Fachabteilung in der theologischen Fakultät der Päpstlichen Universität von Salamanca.

## 3. Kongregation für die Glaubenslehre

Neue Weisungen zum Dispensverfahren bei Priestern:

*Unter dem Datum vom 14. Oktober 1980 gab die Glaubenskongregation die Weisungen heraus über die Behandlung von Bittgesuchen um Dispens von den priesterlichen Verpflichtungen. Das Schreiben ist an die Bischöfe und Ordensobern gerichtet.*

Papst Johannes Paul II. führte die Linie des Zweiten Vatikanischen Konzils Pauls VI. und der Bischofssynode von 1971 fort und bekräftigte in seinem Brief an alle Priester (1979), die lateinische Kirche wolle am Zölibat ihrer Priester festhalten. Ohne die Begründung für diese der lateinischen Kirche eigene Tradition erneut zu wiederholen, verweist das Schreiben auf die Darlegung des Papstes, daß der Weihelikandidat sich mit vollem Wissen und in Freiheit entschlief, nach jahrelanger Vorbereitung, sorgfältiger Überlegung und intensivem Gebet, und daß er sich darauf einlasse aus der festen Überzeugung, diese Gabe – gemeint ist die Ehelosigkeit – sei ihm von Christus zum Wohl der Kirche und für den Dienst am Mitmenschen gegeben. Daher handle es sich nicht bloß um eine Verpflichtung aufgrund eines Kirchengesetzes, sondern aufgrund eines persönlichen Gewissensentscheides. Es sei daher bedeutsam, daß er zu seinem Christus und der Kirche gegebenen Versprechen stehe, abgesehen davon, daß die Gläubigen, die durch ihr eheliches Ja gebunden sind, dieses Beispiel der Treue erwarten.

Die starke Zunahme der Dispensgesuche bezeichnet das Schreiben als schmerzliche Wunde der Kirche. Seit Anfang seines Pontifikates verfestigte sich bei Papst Johannes Paul II. die Überzeugung, die Lage, ihre Ursachen und allfällige Heilmittel seien neu zu überdenken.

Es ist zu vermeiden, daß die Dispens als Recht angesehen wird, das die Kirche unterschiedslos jedem Priester zuerkennen muß, wo doch das Volk Gottes zu Recht erwarten darf, daß der Priester trotz Schwierigkeiten zu seinem Versprechen steht. Wäre ferner die Dispens das automatische Resultat eines rein administrativen Verfahrens, würden hohe Werte gefährdet: Das Wohl des Gesuchstellers, der in der Dispens die einzig mögliche Lösung sieht; das Wohl der Gesamtkirche wie auch der Ortskirche und der einzelnen Gläubigen, die auf den Dienst der Priester angewiesen sind.

Da einerseits mit solchen Gesuchen viele Umstände verbunden sind, die für die Betroffenen schwere und leidvolle persönliche Erfahrungen bringen, und andererseits alles im Geiste Christi zu überdenken war, verfügte der Papst eine Überlegungszeit, um mit seinen Mitarbeitern und aufgrund der Ratschläge vieler Bischöfe die künftige Praxis festzulegen.

*Voraussetzungen für die Dispens:*

Das Schreiben unterscheidet zwei Gruppen:

a) Priester, die den priesterlichen Dienst schon seit langem aufgegeben haben, ihre gegenwärtige Lage nicht ändern können, sie aber in Ordnung bringen möchten.

b) Priester, die nicht hätten geweiht werden sollen. Dabei werden drei Gruppen erwähnt:

– a) Solche, denen die für die Weihe nötige Freiheit fehlte.

– b) Solche, denen die „gebührende Verantwortlichkeit“ fehlte (was wohl heißt, daß ih-

nen das nötige Bewußtsein der Tragweite fehlte, um das Versprechen der Ehelosigkeit wirklich verantworten zu können. R. S.).

– c) Solche, bei denen die zuständigen Vorgesetzten zur gegebenen Zeit nicht in der Lage waren, in kluger und geeigneter Weise zu beurteilen, ob der Kandidat fähig sei, dauernd ein Leben in gottgeweihter Ehelosigkeit zu leben.

Die Kongregation mahnt nicht bloß, ein leichtfertiges Handeln in einer so bedeutenden Sache zu vermeiden; sie zählt vielmehr auf die volle Mitarbeit der Bischöfe und bietet ihre Hilfe an, wo sie gewünscht wird. Sie erinnert die Bischöfe an ihre Verpflichtung zur sorgenden Liebe gegenüber allen Priestern, besonders jenen, die in schwerer seelischer Not sind. Sie mögen ihnen Hilfe bieten, so daß sie – den Umständen gemäß – auch durch die Mithilfe der Mitbrüder, Freunde, Verwandten, Ärzte und Psychologen zum ursprünglichen Schwung zurückfinden.

Den grundsätzlichen Ausführungen der Glaubenskongregation ist ein eigenes Papier mit acht Artikeln über das Vorgehen bei Dispensgesuchen beigegeben. Darin wird nochmals festgehalten, daß nur solide Argumente vorgebracht werden dürfen. Wie bisher findet die erste Ermittlung auf der Ebene des Bistums bzw. der Ordensprovinz statt. Der Bischof bzw. Ordensobere kann dafür einen Priester eigens beauftragen. Der Bischof bzw. Ordensobere soll sich dabei bereits ein Urteil nach den vorgelegten Normen bilden, ob das Gesuch an die römische Instanz weitergeleitet werden soll oder nicht.

Nicht unwichtig ist die Bestimmung in einem Begleitschreiben: die Regelung tritt rückwirkend auf den 1. 1. 1979 in Kraft. Vor diesem Datum eingereichte Gesuche werden noch nach der früheren Praxis behandelt.

Soweit die Hauptpunkte der neuen Weisungen. Daraus ergeben sich als Veränderungen der bisherigen Praxis:

1. Es wird eine stärkere Betonung des Entschlusses zur Zeit der Weihen erkennbar. Damit verbunden ist die Sicht der Ehelosigkeit als Gabe des Herrn zum Aufbau seiner Kirche. Liegt ein Dispensgesuch vor, so geht es darum zu ermitteln, ob die Gabe zur *Zeit der Weihe* gegeben war oder nicht und ob der Kandidat aus freiem Willen und in verantwortetem Wissen durch sein Versprechen dafür bereit war. Das heißt nicht, daß Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen ein einmaliges Geschehen ist. Vielmehr hat der Priester durch sein ganzes Leben hindurch aus dieser Gabe zu leben und sein Leben gemäß seinem Entschluß stets neu zu gestalten. Es spricht aber die Glaubensüberzeugung, daß Gott in Treue zum beschenkten Menschen steht, wo der Mensch in Treue die eingegangene Verpflichtung durchzutragen bereit ist.

2. Eine Gabe des Herrn als solche anzuerkennen ist *Sache der glaubenden Gemeinde und besonders ihrer Amtsträger*. Wo ein solches positives Urteil nachweisbar zur Zeit des Entschlusses nicht in kluger Weise gefällt wurde, kann der Fehlentscheid geltend gemacht werden, sollte es zu einem Gesuch um Dispens kommen, was bisher nicht vorgesehen war.

3. Die Aufzählung der Dispensgründe zeigt durch Ausschluß, daß *später entstandene Schwierigkeiten nicht geltend gemacht werden können*. Ein in Freiheit abgegebenes überlegtes Versprechen, das von den kirchlichen Oberen mit guten Gründen angenommen wurde, kann nicht zurückgenommen werden. In dieser Treue soll sich die Größe des Menschen, der von Gottes Kraft getragen ist, zeigen.

4. Es verdient Beachtung, daß eine rechtliche Regelung wie die vorliegende das pastorale Anliegen mitberücksichtigt. Wo eine ganze glaubende Gemeinschaft einen sol-

chen Entschluß mitzutragen aufgerufen ist, gilt dies in besonderem Maß von Menschen, die dem Betroffenen nahestehen oder durch besondere Fachkenntnisse wirksame Hilfe leisten können. Vor allem wird auch an die liebende Sorge der Bischöfe appelliert, und es dürfte in die gleiche Richtung weisen, wenn die Ermittlung nicht mehr unbedingt in die Hände des Offizials gelegt werden muß, sondern wenn nun auch ein eigenes dafür bestimmter Priester beauftragt werden kann. (Nach: R. Schmid, in: SKZ 50/1980, S. 746).

#### AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

##### Fachtagung für Prokuratoren und Cellerare 1980

Vom 10. bis 13. November 1980 fand im Haus Schönenberg (Ellwangen) die Fachtagung der Ordensprokuratoren (General- und Provinzökonomie) und Cellerare der Abteien statt. Die fachliche Gestaltung oblag Pater Dr. Bernward *Hegemann* OP (Köln). Referate hielten: Dr. *Kalb*, Richter am Arbeitsgericht Köln; Verwaltungsdirektor Dr. *Grenz* (Münster); Direktor *Priesmann* (Köln).

Das Ziel der Tagung war ein Erfahrung- und Informationsaustausch sowie Förderung der Zusammenarbeit. In den Referaten wurden aktuelle Themen behandelt (Rentenversicherung für Novizen; Rundfunkgebühren; Nachversicherung bei Beurlaubung/Exklaustration; freiwillige Rentenversicherung für Beurlaubte; Nachversicherung für Ordensleute, die zeitweilig Beamte waren; Verdienstausschlag bei Ordensleuten, die einen unverschuldeten Unfall erlitten haben; Krankenversicherung; Kündigungsrecht und Kündigungsschutz).

(Vgl. das Referat von Dr. Grenz: „Zur Krankenversicherung von Ordensmitgliedern in gesetzlichen Krankenkassen“, in diesem Heft S. 35ff.)

#### NACHRICHTEN AUS ORDENSVERBÄNDEN

##### 1. Benediktustag in der Abtei Rohr

Zur Feier des Benediktus-Jubiläums beging die Abtei Rohr im November 1980 einen Benediktustag. In seinem Festvortrag betonte Abt Virgil Kinzel, daß die Patres in einem Benediktinerkloster in familiärer Atmosphäre lebten. Was Benedikt in seiner Regel schreibe, gelte in gewisser Beziehung für jeden Christen. Ordensleute, Priester und Christen setzten auf Nichtberechenbares in einer Zeit, wo nur das Berechenbare zähle. Unsere Zeit baue auf den Menschen, als Christen aber bauten wir auf Gott. Daher sei das Gebet sehr wichtig. Zwei Forderungen ergäben sich daraus für heute: erstens müssen wir den Mut aufbringen, allein zu stehen und zweitens brauchen wir das Erlebnis und die Erfahrung brüderlicher Gemeinschaft. Gelebte Gemeinschaft sei eine Alternative zur anonymen Masse, zum Kollektiv. Die Welt sei heute schnelllebig geworden. Christliche Gemeinschaft sei aber auf Dauer angelegt. Opfer und Überwindung hinderten den Menschen nicht an seiner Entfaltung. Das bedeute, den Mitmenschen in seiner Schwäche zu sehen und anzunehmen auf Dauer. Vielfach würden aber heute dem anderen Erlöserqualitäten abverlangt ohne daß man die Frage stelle, was könnte ich für das Gemeinschaftsleben in Kirche und Gesellschaft beitragen.

Man spreche heute auch vom Weltbildverlust. Der Fortschrittsglaube zerbreche allmählich. Hinzukomme der Bindungsverlust. Wer wolle sich heute noch auf Dauer binden? Die Gegenwart sei stark von einem Zweck- und Konsumdenken geprägt, finde aber darin nicht den Sinn des Lebens. Paul Claudel habe gesagt: „Das Zeichen unserer Generation ist der verbissene Glaube, der Mensch könne sich selbst das Glück geben.“ Der Christ lehne den Wahn der Selbsterlösung ab. Er wisse, daß es einen Größeren gebe als wir, der uns den Sinn des

Lebens schenken könne. Mönchische Existenz sei falsch verstanden, wenn man sie als religiöse Bastion an erlöstem Selbstbewußtsein verstehe. Sie sei zu verstehen als Hinwendung zum Willen Gottes, als bewußtes Vertrauen in menschlicher Unerfülltheit (RB 46, 16. 11. 80, S. 26).

## 2. Generalkapitel der Dominikaner

Als im Jahre 1846 der Dominikanerorden im Zusammenhang mit den Folgen der Französischen Revolution weltweit fast völlig von der kirchlichen Landkarte verschwunden war, fragte sich (der spätere Kardinal) John Henry Newman, ob damit auch eine „große Idee“ ausgelöscht worden sei. Die „große Idee“ war für Newman das Apostolat der Predigt und der theologischen Reflexion, eingebettet in ein Leben des Gebetes, der Beobachtung der Regel und der gemeinsam geteilten Armut in Gemeinschaft.

Gut 130 Jahre später wagten sich die Dominikaner der nachkonziliaren Zeit daran, ihren mächtig wiedererstandenen Orden auf einen neuen Weg zu bringen, um den Predigerbrüdern eine neue, diesmal selbstverschuldete Säkularisation zu ersparen. Denn der Orden, zumal in Europa, lief Gefahr, in Lethargie zu versinken.

Das Generalkapitel der Dominikaner versuchte auf seiner Zusammenkunft in Manila (1977), die Weichen für ein Überleben des Ordens auch über die kommende Jahrhundertwende hinaus zu stellen. Aber gerade in Krisenzeiten scheint es besonders schwierig zu sein, die alte Idee der Einheit von Predigt und fundierter theologischer Reflexion praktisch umzusetzen.

Das Generalkapitel in Walberberg (September 1980) bestätigte den eingeschlagenen Weg von Manila: „Eine größere Offenheit für die Fragen der Gerechtigkeit“ in der heutigen Welt, „ein besseres Verständnis der Rolle der modernen Kommunikationsmittel“ im Apostolat der Dominikaner,

„ein tieferes Verständnis der nichtchristlichen Kulturen und Denksysteme, sowie ernsthaftere Anstrengungen zur Verkündigung unter den kirchenfernen Mitmenschen“. Die Dominikaner unterstrichen ihre Verantwortung für die gesamte Kirche, ihre Verantwortung für die Welt. Sie wollten aus der Gefahr der Lethargie, in welche der Orden in Europa mehr und mehr zu versinken droht, herauskommen. Der Orden in Afrika und Lateinamerika stellt sich dieser Gefahr besser als die europäischen Predigerbrüder; daher strebt man eine Neuorganisation der intellektuellen Arbeit der Aus- und Weiterbildung im Orden an. Denn das „fordern die Menschen, Orte und Ereignisse von uns“.

Die geforderte Offenheit für die Realitäten dieser Zeit schließt aber ein Risiko mit ein, gerade für den Theologen. Die theologische Forschung ist nicht nur Recht und Pflicht des einzelnen im Orden, sondern Aufgabe des gesamten Predigerordens; sie dient der Verkündigung, ist nicht Selbstzweck in sich; daher muß sie auch im Orden, wollen die Dominikaner ihrer Aufgabe gerecht werden, gewährleistet sein. Erinnerung wurde an die Vorfälle um die Dominikaner Jacques Pohier und Edward Schillebeeckx, als der Generalmeister des Ordens meinte: „Die Grundintention beider – nämlich über die fundamentalen Ansprüche des christlichen Glaubens zur Kultur unserer Zeit zu sprechen – ist richtig. . . Wenn wir unserer Tradition als Dominikaner treu sein wollen, haben wir die Verpflichtung, weiterhin über Lehrfragen zu sprechen. Wir dürfen uns nicht ins Schweigen zurückziehen. Das wäre auf lange Sicht für die Kirche verheerend, wenn wir es täten.“ Nur solle diese Arbeit in Zukunft „vorsichtig“ und „sensibel“ angegangen werden. Der Orden will seine Chance wahrnehmen. Der Generalmeister: „Wir hoffen, daß wir mit der Wiederentdeckung unseres Ideals unseren relativ bescheidenen, aber brauchbaren Beitrag zu Europa – Wiederentdeckung seiner selbst – leisten“ (KNA).

## DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ

### Fragen der Umwelt

Die Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda verabschiedete am 25. September 1980 eine Erklärung zur Umwelt- und Energiekrise. Bereits zu Beginn der Vollversammlung, an der in Anwesenheit des päpstlichen Nuntius, Erzbischof Guido del Mestri rund 70 Bischöfe, Weihbischöfe und Apostolische Visitatoren teilnahmen, machte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Joseph Höffner, in seiner Predigt deutlich, daß es maßloser Hochmut wäre, wenn der Mensch in der Schöpfung nichts anderes als ein Rohstofflager zur Befriedigung seiner Bedürfnisse sehen würde. Die in der Heiligen Schrift ausgesprochene „Herrschaft“ des Menschen über die Natur sei keine despotische Tyrannei, sondern ein Gestalten, das dem Wohl des Menschen und dem Besten der Natur dienen solle.

Auch in der Abschlusßerklärung „Zukunft der Schöpfung – Zukunft der Menschheit“ halten es die Bischöfe für eine dringliche „Aufgabe für Technik, Wirtschaft und Politik, das Mögliche zu tun, um die Gefahren und Folgen der Energiegewinnung weiter einzugrenzen und beherrschbar zu machen“. Mit den Methoden der Energiegewinnung seien jeweils Methoden mitzuentwickeln, um schädliche Neben- und Nachwirkungen auszuschließen oder doch weitestgehend abzufangen. Keinesfalls dürfe aber eine Art von Energiegewinnung vorangetrieben werden, bei welcher eine ernstliche Gefahr für das Leben der Menschheit durch mögliche Unfälle oder künftige Nebenwirkungen drohe. Außerdem erscheint es ihnen bedenklich, „sich in der Großplanung auf nur eine Energieart festzulegen“. Die Bischöfe halten mehrere, sich ergänzende Wege für sinnvoller.

In ihrer Analyse der „Grenzsituation der Menschheit“ hatten die Bischöfe zuvor festgestellt: „Der Mensch darf nicht alles, was

er kann. Je mehr er kann, desto größer wird seine Verantwortung.“ Mit den Möglichkeiten, Leben zu mehren und zu fördern, würden die Möglichkeiten wachsen, Leben zu schädigen und zu zerstören.

Die Erklärung spricht von einer vierfachen Krise: der Umwelt-, der Energie-, der Rohstoff- und der Schöpfungskrise. Diese Situation habe sich über einen langen Zeitraum hinweg angebahnt, jetzt stehe man vor einer doppelten Not: vor der Grenze der menschlichen Möglichkeiten sowie vor den unabsehbaren Nebenwirkungen der gezielten Eingriffe. In den fälligen Sachfragen um Rohstoff, Umwelt und Energie gehe es um den Menschen selbst und um die Erde selbst. Dies würde christlich bedeuten: „Um Gottes Ebenbild, das wir Menschen sind, und um Gottes Schöpfung, die uns anvertraut und aufgegeben ist.“ Die Bischöfe erinnern an die vier Haupttugenden Maß und Klugheit, Starmut und Gerechtigkeit, die hier zu einem neuen Recht kämen. Und an die „evangelischen Räte“ Armut, Gehorsam und Jungfräulichkeit, die „radikalster Ausdruck für ein Verschenken der Zukunft“ seien.

Neben der Kernenergie sprechen die Bischöfe in ihrer Erklärung als Einzelfragen noch den Schutz der Arten in der Tier- und Pflanzenwelt, die Schonung der Tiere sowie die Reinheit und Unverbrauchtheit von Luft und Gewässern an, sowie Schonung und Erhaltung von Boden und Landschaft. Oberste Richtschnur für die Energiegewinnung müsse die Rücksicht auf die Rückwirkungen für die Menschen und für die Lebensbedingungen dieser Erde sein“ (MKKZ 5. 10. 80, S. 4).

### VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

#### 1. Kardinal Ratzinger – Sankt Benno

Auf unseren Bildern und Statuen wird der heilige Benno gewöhnlich mit Fisch und

Schlüsseln dargestellt. So hat die Legende sein Bild geformt, die gewiß nicht historisch Geschehenes berichtet, aber doch auf ihre Weise Wahrheit über ihn sagt und über unser aller christliches Leben.

Kurz der Inhalt der Legende: Benno habe sich 1076 nach Rom zu Papst Gregor VII. aufgemacht und vorher zwei Domherren die Schlüssel seiner Kathedrale übergeben mit dem Auftrag, sie in die Elbe zu werfen, falls der gebannte König Heinrich IV. versuchen sollte, sich der Kathedrale zu bemächtigen. So sei es geschehen. Bei seiner Rückkehr sei er inkognito in einem Gasthaus eingekehrt, wo der Wirt ihm einen Fisch vorsetzte. In dem geöffneten Fisch seien die Domschlüssel gefunden worden, und so habe Benno wieder Besitz von seiner Kathedrale und von seinem Bistum ergriffen.

Fisch und Schlüssel sind uralte christliche Symbole. Der Fisch ist das geheimnisvolle Zeichen des Herrn, der in die Wasser dieser Welt und dieser Geschichte herabgestiegen ist. In diesem Zeichen konnten in der Zeit der Verfolgung die Christen sich gegenseitig erkennen und miteinander zu ihrem Herrn bekennen.

Die Schlüssel verweisen auf die Vollmacht des Bindens und LöSENS, die zuerst dem Petrus und dann den Zwölfen übertragen worden ist. Sie verweisen so auf das bischöfliche Amt und auf die Gemeinschaft der Bischöfe mit dem Nachfolger des heiligen Petrus. Die Bischöfe erscheinen als die Türhüter im Haus des Glaubens, gleichsam als die Hausverwalter, die der Herr für sein Haus bestellt hat.

Beides ist aufeinander verwiesen: die Schlüssel kommen aus dem Fisch – Christus ist der Erzhirte. Am Ende kann immer nur er die Schlüssel der Kirche verwahren in dunklen und hellen Zeiten, am Ende kann nur er die Schlüssel geben. Und jeder bischöfliche Dienst kann am Ende nur davon leben, daß er aus den Händen des Herrn

empfangen und in sie zurückgegeben wird. Aber der Herr verweist umgekehrt auch auf das Geheimnis der Kirche, die im apostolischen Dienst zusammengehalten ist durch Zeiten und Räume hindurch und so ein Geheimnis weiterträgt durch die Geschichte.

Über dieses Allgemeine und Grundlegende christlichen Seins, des Zusammenhangs von Christus und Kirche, von Kirche und apostolischer Ordnung hinaus läßt aber die Legende auch etwas von der geschichtlichen Gestalt unseres Stadtpatrons deutlich werden. Er mußte die Herde Gottes weiden in schwerer Zeit. Es war das Zeitalter der gregorianischen Reform, die sich darum mühte, die Kirche aus dem Zugriff der politischen Macht herauszulösen und ihr wieder ihre innere Freiheit, ihre geistige Gestalt zurückzugeben. Nach germanischem Recht war Religion und so auch Kirche Eigentum des Grundherrn, Eigentum der politischen Macht. Nach diesem Rechtsverständnis wurden die Ämter vergeben, ja das geistliche Amt wurde regelrecht für Geld verkauft, und so zur Ware und verlor von innen her seine moralische Kraft, weil es als Ware nicht mehr Ausdruck der unverkäuflichen Kraft des Geistes sein konnte und so Zersetzung der Kirche heraufführte.

Es ging darum, die Kirche aus einem dreifachen Zugriff zu lösen:

aus dem Zugriff der politischen Macht,

aus dem Zugriff der Macht des Geldes und

aus dem Zugriff des inneren Zerfalls, der aus dem Verharren in beiden Mächten folgen mußte.

Es ging darum als eigene Gestalt, mit ihrer eigenen prophetischen Stimme der politischen Macht, auch wenn sie eine Macht von Christen war, entgegenzustellen. Zeichen und Gewähr dieses Eigenstandes der Kirche konnte nur das bischöfliche Amt sein, in dem beides verkörpert ist: Daß Kirche nicht von den Mächten der Welt herkommt, sondern von den Aposteln, vom geheimnisvol-

len Fisch Jesus Christus her, und daß Kirche sich nicht mit dem Reich, nicht mit einer Sprache und einem politischen Raum deckt, sondern hinüberreicht ins umgreifende Ganze, wofür der Petrusdienst steht.

Wer in solchem Ringen Kirche leiten mußte, stand vor der fast unmöglichen Aufgabe, einerseits die Menschen zusammenzuhalten, ihnen gemeinsames Zuhause in der Kirche zu geben und doch zugleich das Ringen um die Wahrheit, um das Größere, um das Eigensein der Kirche und ihrer katholischen Gemeinschaft wie ihrer apostolischen Form zu bestehen. Und so mußte es sich von selbst ergeben, daß Benno, dem dieser Dienst aufgetragen war, „ein Zeuge der Leiden Christi“ wurde, wie es im ersten Petrusbrief heißt. Zeuge der Leiden Christi mußte er sogar 500 Jahre später nach seinem Tode noch einmal werden und teilhaben am Leid des zerrissenen Leibes Christi, der sich selbst zerfleischte. Seine Botschaft aber blieb in jenem Jahrhundert die gleiche wie am Anfang: Verweisen auf die katholische und apostolische Struktur der Kirche.

Neben dieser Benennung „Zeuge der Leiden Christi“ werden im ersten Petrusbrief noch zwei andere Kennzeichnungen des Bischofs angeführt: er nennt ihn den Mitaltester (vergl. 1 Petr. 5, 1). Der Bischof steht nie allein, sondern er steht immer in der großen Schar derer, die mit den Aposteln Diener der Kirche sein dürfen. Und er nennt ihn Zeugen der künftigen Herrlichkeit (vergl. 1 Petr. 5, 1), die mitten in der Passion des Evangeliums aufgeht. Heute steht Benno unter uns als Mitaltester. Seit 400 Jahren ist er Mitbischof dieser Stadt und er steht hinter jedem, dem dieser Dienst aufgetragen ist, blickt ihm gleichsam über die Schulter und gibt ihm Weisung in seinem Dienst. Als Mitbischof, der vor uns steht und die Jahrhunderte hindurch uns anspricht, zugleich als Heiliger, der Ort des Vertrauens, Adressat unserer Hoffnungen und unserer gemeinsamen Zuversicht ist, kündigt er von dem Aufgehen der Herrlich-

keit Christi mitten in den Bedrängnissen dieser Welt.

Seine Botschaft, ausgerichtet durch sein Leben im 11. Jahrhundert wie durch die Übertragung seiner Reliquien von Meißen nach München im 16. Jahrhundert, ist heute nicht weniger aktuell als damals. Immer geht es um die Unterscheidung des Christlichen.

Gerade für uns, die wir das Hineinwirken des Glaubens in die Welt von heute mit neuer Dringlichkeit ersehnen und darum ringen, bleibt es um so wesentlicher, daß Glaube nicht im Zugriff der Ideologien, nicht im Zugriff der anpassenden Bequemlichkeit versumpft und versickert, sondern daß Glaube seine Freiheit, seine Eigengestalt bewahre, daß er die prophetische Stimme, das Licht von Gottes Wort, gegen unsere Bequemlichkeiten, gegen unsere Sicherheiten, gegen unsere verkehrten Ideologien aufrichtet, daß der Glaube gegen die Mächte der Welt steht als das Eigene und Neue, mit dem der Herr uns ruft.

Damals wie heute bleibt wichtig, daß dieser Glaube nicht vereinnahmt wird für einen einzigen Raum, daß er sich nicht verkapselt und verkleinert in das Eigene der Gemeinde oder der Sprache oder was immer es sei, sondern daß er umfassender, katholischer, die ganze Geschichte des Glaubens umspannender Vorgang sei, der uns hineinführt in das Mysterium des Fisches, in den Herrn, der uns ruft. Heute wie damals bleibt es wichtig, daß die Kirche, um Kirche zu sein und zu bleiben, um nicht zu versinken in menschlichen Mächten oder in menschlichen Privatgedanken, auf der bischöflichen Ordnung steht, auf der Gewalt der Schlüssel, die der Herr gegründet hat, der aufgetragen ist, die Eigengestalt der Kirche zu formen, ihre apostolische Ganzheit und ihre katholische Gemeinschaft in der Einheit mit dem Nachfolger des heiligen Petrus zu wahren. Dies ist der Ruf, mit dem Benno, der Mitbischof, der Zeuge der Leiden Christi und Zeuge der künftigen Herr-

lichkeit, unter uns steht und uns verweist auf den Erzhirten, auf den, der wahrhaft die Schlüssel zu Himmel und Erde trägt: Jesus Christus, unseren Herrn.

Um die Unterscheidung des Christlichen ringen, wie es uns heute neu aufgetragen ist, wird immer bedeuten, an der Passion Christi teilzuhaben, ein Stückweit fremd zu sein in der Welt, Widerspruch zu finden. Aber ein Christentum, das nicht mehr das Leiden einschliesse, würde kein Salz mehr sein, würde seine Kraft der Verwandlung verloren haben. Ein Christentum, das nicht mehr brennt, würde auch nicht mehr leuchten, nicht mehr Licht der Welt sein, es wäre nur noch fades, schal gewordenes Salz, nur wert, zertreten zu werden. Zum Christsein gehört der Mut der Passion, in der die Verwandlung der Welt anhebt, in der Licht aufgeht... (MKKZ v. 29. 6. 80, S. 7).

## 2. Kardinal Volk – Aufnahme Mariens in den Himmel

„Die Aufnahme Mariens in den Himmel hat für uns alle größte Bedeutung, denn Maria ist in keinem Sinne göttlich, sie steht ganz auf unserer Seite. Sie ist ein Mensch wie wir, ausgenommen die Sünde“, schrieb der Bischof von Mainz, Kardinal Hermann Volk, zum Fest Mariä Himmelfahrt. Die Bedeutung Mariens könne kaum übertrieben werden, da die Menschen von sich aus kaum zurechtkämen. Um zu wissen, was es mit dem Menschen auf sich habe, genüge es nicht, zu sagen, was er sei, man müsse auch sein Leben einbeziehen, wozu außer seinem Tun auch das gehöre, was ihm widerfahre, und das oft genug den Sinn des Lebens bedrohe. Jeder Mensch wisse, daß er sich selbst verfehlen, sich schuldig machen könne. Dazu komme, daß die Menschen einander Schreckliches antun könnten. „Vielleicht hat es noch in keinem Jahrhundert weltweit so viel Gewalt gegeben wie in unserem.“ Die Welt sei nicht das reine Abbild der gütigen Schöpfermacht Gottes, da die Sünde dazwischengekommen sei. Die Welt

scheine vielmehr so im Unheil verstrickt, daß wir von uns aus keine Hoffnung haben könnten, sie je ganz in Ordnung zu bringen, besonders, da wir über den Tod nicht Herr werden könnten. Die unentbehrliche Glaubensaussage von der Auferstehung von den Toten zu einem menschlichen Leben, in dem es keinen Tod mehr gebe, von der Himmelfahrt als Eingehen des Menschen in ein unzerstörbar heiles Leben, habe daher eine unersetzliche Bedeutung. Maria sei die erste, die als bloßer Mensch in dieses dem Menschen bestimmte Leben eingegangen sei, und das sei der Grund unserer Freude (KNA).

## 3. Erzbischof Degenhardt – Pluralität der Schulformen

Eine zentrale Frage der Bildungspolitik ist die Gestaltung eines zehnten Bildungsjahres. Als Vorsitzender der Bischöflichen Kommission für Erziehung und Schule gab der Erzbischof von Paderborn, Dr. Johannes Degenhardt dazu die folgende Erklärung ab:

Derzeit stellt sich ein zehntes Bildungsjahr in recht verschiedenen Schul- und Ausbildungsformen dar:  
Zehntes Schuljahr der Realschule oder des Gymnasiums (in einigen Bundesländern auch: der Hauptschule),  
erstes Jahr der Berufsausbildung im dualen System,  
Berufsgrundschuljahr nach Hauptschulabschluß,  
Berufsvorbereitungsjahr für Absolventen von Sonderschulen mit Abschluß bzw. von Schulabgängern (aus Haupt-, Realschule, Gymnasium oder Gesamtschule) ohne Abschluß,  
Berufsvorbereitungs- und Berufsförderungslehrgänge für leistungsschwache Abgänger von Sonder- und Hauptschule,  
einjährige Berufsfachschulen ohne berufliche Ausbildung,  
erstes Jahr einer mehrjährigen Berufsfachschule.

Hinzu kommen Sonderformen für bestimmte Personengruppen (z. B. Behinderte, ausländische Jugendliche).

#### *Kriterien der Beurteilung und der Weiterentwicklung*

Für das zehnte Bildungsjahr muß der gleiche Grundsatz gelten wie für das gesamte Bildungswesen: Vorrangiges Ziel ist das Wohl des einzelnen Schülers und die Förderung seiner persönlichen Entwicklung. Die organisatorische und inhaltliche Gestaltung schulischer und betrieblicher Ausbildungsformen muß sich daher an den Bedürfnissen und Begabungen, Fähigkeiten und Neigungen der Schüler und an ihrer späteren Berufs- und Lebenswelt orientieren. Dies erfordert ein entsprechend differenziertes Bildungsangebot. Tendenzen zu einer uniformen Gestaltung des zehnten Bildungsjahres für alle Schüler und Jugendlichen sind nicht sachgerecht und daher abzulehnen. Die Pluralität der Schulformen und der beruflichen Ausbildungswege ist daher unbedingt zu erhalten. Humane Bildung umfaßt allgemeine und fachliche (Aus-)Bildung. In beiden Bereichen ist die Einübung wertorientierten sozialen Verhaltens und Hinführung zu einem sinnerfüllten Leben wichtig. Die religiöse Erziehung und Bildung, die hierzu entscheidend beiträgt, hat daher auch im zehnten Bildungsjahr eine unentbehrliche Aufgabe. Deshalb muß der Religionsunterricht auch im zehnten Bildungsjahr sichergestellt sein.

Die Anforderungen in einem zehnten Bildungsjahr müssen so begrenzt werden, daß außerschulische Bildungsangebote, auch religiöser Art, wahrgenommen werden können.

Für die weitere Entwicklung sind folgende Forderungen zu stellen:

Ein zehntes Schuljahr muß auch in Zukunft als differenziertes und breitgefächertes Bildungsangebot erhalten werden. Die generelle Festlegung eines zehnten Schuljahres als Pflichtschuljahr an einer bestimmten Schulart ist abzulehnen.

Das zehnte Bildungsjahr muß auch künftig die Möglichkeit bieten, schulische Abschlüsse (z. B. Hauptschulabschluß) oder zusätzliche Qualifikationen (z. B. Fachoberschulreife) zu erwerben.

Den besonderen Belangen der Mädchen und weiblichen Jugendlichen ist gerade auch im zehnten Bildungsjahr verstärkte Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Vorbereitung für die spezifischen Aufgaben von Mann und Frau in Ehe und Familie, in der Kindererziehung usw. darf auch im Rahmen eines zehnten Bildungsjahres nicht vernachlässigt werden.

Für Jugendliche, die in den „normalen“ Formen der beruflichen Bildung im dualen System nicht zum Erfolg kommen, müssen besondere Bildungsformen entwickelt werden, deren Besuch aus erzieherischen Gründen auch verpflichtend gemacht werden sollte.

Für die individuelle Förderung und Betreuung der Jugendlichen sind in allen Formen der schulischen und beruflichen Bildung Vertrauens- und Bezugspersonen vorzusehen. Auch in den verschiedenen Sonderformen der Berufsvorbereitung ist die persönliche Betreuung nicht zu vernachlässigen. Vorhandene Ansätze müssen unbedingt ausgebaut werden.

Der Vielgestaltigkeit der Angebote in einem zehnten Bildungsjahr sollte auch die Pluralität der Träger entsprechen, von denen diese Aufgabe durchgeführt werden. In diesem Zusammenhang sind auch die außerschulischen Maßnahmen verschiedener freier Träger zur Vermittlung von nachgeholt Schulabschlüssen bzw. zur Berufsvorbereitung zu entwickeln und zu fördern (KNA).

#### 4. Bischof Meisner – Christliches Bekenntnis

In seinem ersten Hirtenbrief schreibt der Berliner Bischof, das Bekenntnis der Chri-

sten sei unteilbar. „Die Begrenzung des Christusglaubens auf den Bereich der bloßen Innerlichkeit und die Ausklammerung der Welt zerteilt Christus und führt zur Verleugnung seiner Sendung.“

In seinem Hirtenbrief erinnert der Bischof auch an das 50jährige Jubiläum des Berliner Bistums, das unter dem Leitwort „Freut euch, wir sind Gottes Volk, erwählt durch seine Gnade!“ steht. Würßen wir um diese Auserwählung nicht, dann müsse man im wahrsten Sinne des Wortes eine „Heidenangst“ haben. Es sei das Kennzeichnende für den Heiden und „seine Tragik gerade in unseren Tagen“, daß er um seine Berufung durch Gott nicht wissen wolle.

Der Bischof unterstreicht die Bedeutung des Sonntags und der gemeinsamen Gottesdienstfeier. In der sonntäglichen Arbeitsruhe werde deutlich, daß „wir nicht Produzenten unseres Daseins sind, sondern von Gott mit Leben Beschenkte“. Die gottesdienstliche Feier bringe dem Menschen wirkliche Freiheit, „weil sie ihn von allen Verzwäcklungen und Versachlichungen löst“. Damit werde er frei von den Absolutheitsansprüchen der herrschenden Meinungen und Mentalitäten. Die Sorge um die Heiligung des Sonntags sei gleichzeitig die Sorge um die Heiligung des Menschen. Wo immer eine Gemeinde den Sonntag fallen lasse, gehe sie unter (KNA).

#### AUS DEM BEREICH DER DEUTSCHEN DIÖZESEN

##### 1. Lehrbücher für den Religionsunterricht

Im Amtsblatt der Diözese Regensburg (1979, 71–76) wurde ein Verzeichnis der von den bayerischen Bischöfen approbierten und vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus lernmittelfrei genehmigten Lehrbücher für den katholischen Religionsunterricht veröffentlicht.

##### 2. Rechtzeitige Taufe der Kinder

In der Erzdiözese Freiburg und im Bistum Rottenburg-Stuttgart wurde am 1. Oktober 1980 eine pastorale Anweisung für die Geistlichen zur rechtzeitigen Taufe der Kinder verfügt (Amtsblatt Rottenburg-Stuttgart 1980, 536).

##### 3. Gottesdienst ohne Priester

Im Erzbistum Freiburg wurde am 25. Juni 1980 eine Anweisung gegeben für Sonntagsgottesdienste ohne Priester (Amtsblatt Freiburg 1980, 413).

##### 4. Erbbauzinsanpassung

Das Generalvikariat Köln gab am 24. September 1980 eine Anweisung für die Erbbauzinsanpassung (Amtsblatt Köln 1980, 164).

#### KIRCHLICHE BERUFE

##### Weltgebetstag für geistliche Berufe

Der 18. Weltgebetstag für geistliche Berufe wird am 10. Mai 1981 begangen. Das Informationszentrum Berufe der Kirche (Schoferstraße 1, 7800 Freiburg) gibt wie alljährlich ein Werkbuch „Zur Pastoral der geistlichen Berufe“ heraus (2,50 DM). Das Schwerpunkt-Thema des Gebetstages 1981 lautet „Diakonat – Dienst“.

Grundlegende Beiträge lieferten: Bischof Dr. Klaus Hemmerle, Aachen: Geistliche Dimension des Diakonseins; Diakon Joachim Hilgert, Limburg: Verständnisschwierigkeiten gegenüber dem Diakonat; Pfarrer Dr. Hugo Goeke, Münster: Diakonat damals – heute.

Predigtvorlagen bieten an: Rektor Ewald Spieker, Münster: Homilie zu Johannes 10,1–10; Diakon Ewald Spieker, Münster: Diakonat als Berufung und Beruf; Direktor Dr. Peter Wolf, Freiburg: Dienst für die Gemeinde. – Das Buch enthält ferner Vorlagen für Gottesdienste und eine Marienandacht;

Überlegungen zur Gemeindepastoral und zur Jugendpastoral; eine Vorlage für den Religionsunterricht („Diakonat“); einen Entwurf zu einem Pfarrbrief.

Das PWB Freiburg bietet auch Plakate zum Thema des Weltgebetstages an.

## MISSION

Arbeitstagung der Prokuratoren-(innen) der missionierenden Orden

Am 26. September 1980 fand in Aachen eine gemeinsame Tagung der Vertreter der Arbeitsgemeinschaft der Missionsprokuratoren(innen) der Missionierenden Orden im Deutschen Katholischen Missionsrat und der Geschäftsstelle des Bischöflichen Hilfswerkes MISEREOR statt. Thema der Tagung war: Schwerpunkte und Prioritäten der kirchlichen Entwicklungsarbeit auf dem Hintergrund einer umfassend und integral verstandenen Sendung der Kirche. Der Wunsch der Missionsprokuren nach mehr katholischer Zusammenarbeit mit den Hilfswerken fand bei der Geschäftsstelle MISEREOR großes Verständnis. Für die Zukunft wurden regelmäßige Konsultationen beschlossen. Ordenseigene Regelungen werden von MISEREOR akzeptiert. Bei ordenseigenen Projekten soll das ausdrückliche Placet des Ordensobern oder der Prokur eingeholt werden.

## STAAT UND KIRCHE

### 1. Kirchenbuchämter

Das Ministerium des Innern und für Sport von Rheinland-Pfalz gab am 22. August 1980 eine Verwaltungsvorschrift über die Sammlung kirchlicher Personenstandsurkunden von Heimatvertriebenen bei den zentralen Kirchenbuchämtern (Ministerialblatt der Landesregierung von Rheinland-Pfalz A Nr. 21 v. 25. 9. 1980, S. 604).

### 2. Kenntnisse in Latein und Griechisch

Die Kultusministerkonferenz faßte am 26. Oktober 1979 einen Beschluß über den Nachweis der Lateinkenntnisse und Griechischkenntnisse (Bundesanzeiger Nr. 168 v. 10. Sept. 1980, S. 5).

### 3. Ehrenpatenschaft

Grundsätze für die Übernahme der Ehrenpatenschaften durch den Bundespräsidenten wurden am 12. September 1980 durch eine Verwaltungsvorschrift des Ministeriums des Innern und für Sport veröffentlicht (Ministerialblatt der Landesregierung von Rheinland-Pfalz A Nr. 23 v. 24. Okt. 1980, S. 651).

### 4. Familien- und Sexualerziehung

Richtlinien für die Familien und Sexualerziehung in den bayerischen Schulen wurden am 17. Juli 1980 veröffentlicht (Amtsblatt des Bayerischen Staatsministeriums f. Unterricht und Kultus Teil I Nr. 13 v. 11. August 1980, S. 531).

### 5. Geschlechtsumwandlung

Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 11. Oktober 1978 über Änderung des Geschlechtseintrages im Geburtenbuch bei Transsexuellen (Familienrechtszeitschrift 26, 1979, 25).— Leitsatz: Art 2 I i. V. mit Art. 1 I GG gebietet es, die Eintragung des männlichen Geschlechts eines Transsexuellen im Geburtenbuch jedenfalls dann zu berichtigen, wenn es sich nach den medizinischen Erkenntnissen um einen irreversiblen Fall von Transsexualismus handelt und eine geschlechtsanpassende Operation durchgeführt worden ist.

Beschluß des Bundesgerichtshofs vom 14. März 1979 über die Eintragung über Geschlechtsumwandlung aufgrund richterlicher Anordnung (NJW 32, 1979, 1287).— Leitsatz: Die Tatsache der Geschlechtsumwandlung ist in entsprechender Anwendung des § 47 PStG auf richterliche Anord-

nung im Geburtenbuch beizuschreiben. Es genügt, daß im Randvermerk die jetzige Geschlechtszugehörigkeit verlaublich wird.

#### 6. Vergütungsanspruch bei Kirchenmusik

Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 25. Oktober 1978 über den verfassungswidrigen Ausschluß des Vergütungsanspruchs bei Kirchenmusik (NJW 32, 1979, 2029). · Leitsätze:

1. Es ist mit dem Grundgesetz vereinbar, daß die öffentliche Wiedergabe eines geschützten Werkes bei einem Gottesdienst, einer kirchlichen Feier oder einer anderen Veranstaltung der Kirchen oder Religionsgemeinschaften des öffentlichen Rechts ohne Erlaubnis des Urhebers zulässig ist (§ 52 Abs. 1 Nr. 2 UrhG).

2. Es widerspricht jedoch der Eigentumsgarantie des Art. 14 Abs. 1 Satz 1 GG, daß der Urheber sein Werk für diese Veranstaltungen regelmäßig vergütungsfrei zur Verfügung stellen muß (§ 52 Abs. 1 Nr. 2 2. Halbsatz UrhG).

#### 7. Amtszuchtverfahren

Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 28. November 1978 über Verfassungsbeschwerde gegen Entscheidungen im Amtszuchtverfahren (Zeitschrift für ev. Kirchenrecht 24, 1979, 387). · Leitsatz: Eine Verfassungsbeschwerde gegen Entscheidungen im Amtszuchtverfahren ist unzulässig.

#### 8. Friedhofszwang für Urnen

Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 28. Februar 1979 über den Friedhofszwang für Urnen (Bayerisches Verwaltungsblatt 110, 1979, 370). – Leitsatz: Der Friedhofszwang für Urnen, von dem in besonderen Fällen eine Ausnahmegenehmigung zu erteilen ist, verletzt keine Grundrechte.

#### 9. Lehrbeanstandungsverfahren

Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 6. April 1979 über Verfassungsbeschwerde gegen Entscheidungen in kirchlichen Lehrbeanstandungsverfahren (Zeitschrift für ev. Kirchenrecht 24, 1979, 389). – Leitsatz: Entscheidungen in kirchlichen Lehrbeanstandungsverfahren stellen keine Ausübung öffentlicher Gewalt i. S. d. § 90 I BVerfGG dar und sind daher mit der Verfassungsbeschwerde nicht anfechtbar.

#### 10. Rechtsschutz bei Schulorganisationsakten

Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 13. Juni 1979 zur Verfassungsmäßigkeit vorläufigen Rechtsschutzes bei Schulorganisationsakten (Bayerisches Verwaltungsblatt 110, 1979, 717). – Leitsatz: Zur Verfassungsmäßigkeit vorläufigen Rechtsschutzes nach § 123 VwGO bei Schulorganisationsakten und zur verfassungsrechtlichen Zulässigkeit der Auflassung einer Grundschule ohne ausreichende gesetzliche Grundlage während einer Übergangszeit.

#### 11. Elterliche Gewalt

Beschluß des Bundesgerichtshofs vom 8. November 1978 über die Übertragung der elterlichen Gewalt unter Abweichung vom gemeinsamen Antrag der Eltern (NJW 32, 1979, 419). – Leitsatz: Die elterliche Gewalt den Eltern nach der Ehescheidung gemeinsam zu belassen oder zu übertragen, kommt – auch unter verfassungsrechtlichen Gesichtspunkten – jedenfalls dann nicht in Betracht, wenn dies dem Wohl des Kindes widerspräche.

#### 12. Verteilung der Kirchensteuern

Beschluß des Bundesverwaltungsgerichts vom 9. August 1978 über die Verteilung der Kirchensteuern (Deutsches Verwaltungsblatt 94, 1979, 927). – Leitsatz: Es verstößt nicht gegen das aus Art. 4 Abs. 1 GG flie-

Bende Grundrecht der einzelnen Mitglieder einer kirchensteuerberechtigten Religionsgemeinschaft, wenn die staatliche Finanzverwaltung die von dem einzelnen Kirchensteuerschuldner vereinnahmten Steuern nicht unmittelbar an dessen Religionsgemeinschaft abführt, sondern im Einvernehmen mit den kirchensteuerberechtigten Religionsgemeinschaften zunächst in einem gemeinsamen Fonds sammelt und sodann nach einem Verteilungsschlüssel an die Religionsgemeinschaften abführt; dies gilt auch dann, wenn die sich dabei ergebenden Quoten den bei einer Einzelabrechnung errechneten Steueransprüchen der einzelnen Religionsgemeinschaften nicht genau entsprechen.

### 13. Sorgerechtsentziehung – Heimeinweisung

Beschluß des Bundesgerichtshofs vom 20. Dezember 1978 über die Sorgerechtsentziehung mit Pflegerbestellung zum Zwecke der Heimeinweisung (NJW 32, 1979, 813). – Leitsätze:

1. Das Beschwerdegericht kann anstelle der beantragten und vom AG beschlossenen Fürsorgeerziehung eine Maßnahme nach § 1666 I BGB anordnen.
2. Vormundschaftsgerichtliche Maßnahmen nach § 1666 I 1 BGB haben grundsätzlich auch dann Vorrang vor einer Fürsorgeerziehung, wenn sie zu einer Heimunterbringung durch einen Sorgerechtspfleger führen werden.

### 14. Unzumutbarkeit eines Schulwegs

Beschluß des Bundesverwaltungsgerichts vom 5. September 1978 über die Unzumutbarkeit eines Schulwegs für Schulanfänger durch Änderung einer Schulbezirkseinteilung (NJW 32, 1979, 176). – Leitsatz: Mit schulorganisatorischen Maßnahmen verbundene unzumutbare Folgewirkungen für Schüler und Eltern (hier besonders gefährli-

cher und daher unzumutbarer Schulweg) sind bereits im Zeitpunkt der Verwirklichung der Maßnahme auszuschließen.

### 15. Bewilligung öffentlicher Mittel

Urteil des Bundesverwaltungsgerichts vom 25. Oktober 1978 über die Ermessensgrenzen bei der Bewilligung öffentlicher Mittel (NJW 32, 1979, 666). – Leitsatz: Bei der Bewilligung öffentlicher Mittel für die Errichtung von Familienheimen müssen gesetzliche Vorrangregelungen – hier: für kinderreiche Familien – beachtet werden; der Vorrang schließt Prioritätserwägungen jedenfalls dann aus, wenn auf früher gestellte Anträge noch kein Vorbescheid des Inhalts ergangen ist, die Antragsteller könnten mit ihrer Berücksichtigung im laufenden Förderungsprogramm rechnen.

## PERSONALNACHRICHTEN

### 1. Neue Ordensobere

Zur neuen Provinzoberin der Marienschwestern vom Karmel (Regensburg) wurde Sr. M. Angelika Weiß, bisher Erzieherin im Kindergarten St. Emmeram in Regensburg, gewählt (RB 43, 26. 10. 80, S. 21).

Schwester M. Disiboda Burkhardt wurde beim Generalkapitel der Kongregation der Schwestern vom hl. Paulus zur Generaloberin gewählt (KNA).

Zum neuen Generalobern der Weißen Väter wurde der 53jährige Kanadier, P. Robert Gay, gewählt. Die Missionsgesellschaft der Weißen Väter (gegründet 1868) zählt derzeit 3098 Mitglieder.

Zum neuen Generalobern der Lazaristen wurde am 11. Juli 1980 P. Richard McCullen (Irland) gewählt. Die Gesellschaft der Lazaristen (gegründet 1625) zählt derzeit 4158 Mitglieder.

Die Pariser Missionsgesellschaft (gegründet 1660; derzeit 628 Mitglieder) wählte am

11. Juli 1980 P. Jean-Paul Bayzelon zum neuen Generalsuperior.

Die Priesterkongregation der Söhne vom Herzen Jesu (Trient) wählte am 19. Juli 1980 P. Franco Fornari zum neuen Generalobern. Die Kongregation, die sich der Sorge um den Klerus widmet, wurde 1926 gegründet und hat 46 Mitglieder.

Die Kongregation vom hl. Herzen Jesu (Timon David) erhielt in P. Charles Fine einen neuen Generalsuperior. Die Kongregation widmet sich der Jugendseelsorge; sie wurde 1852 gegründet und hat 71 Mitglieder.

P. José Torres Mora wurde zum neuen Generalobern der Missionare des hl. Joseph (Mexiko) gewählt. Die Kongregation wurde 1872 gegründet und hat 193 Mitglieder.

Am 30. Juli 1980 wählte der Orden der libanesischen Maroniten Paul Naaman zum neuen Generalabt. Der Orden wurde 1696 gegründet und hat 405 Mitglieder.

Die Regularkleriker von der Muttergottes wählten am 6. August 1980 P. Aniello Napoli zum neuen Generalobern. Der Orden wurde 1574 gegründet und hat 57 Mitglieder.

## 2. Rücktritt

Dr. Berthold Simons (61), Abt der Benediktinerabtei Kornelimünster, legte am 28. September 1980 die Leitung der Abtei aus gesundheitlichen Gründen nieder (KNA).

## 3. Berufungen und Ernennungen

Pater Hans Schrenk, bisher Regionaloberer der Weißen Väter in Ghana, wurde vom Generalkapitel zum Mitglied des Generalrates seiner Missionsgesellschaft gewählt.

Hans Leo Drewes (58), Weihbischof in Paderborn, wurde von der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonfe-

renz als Mitglied in die Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste berufen (KNA).

P. Roger Du Noyer MEP wurde zum Konsultor der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika ernannt (L'Osservatore Romano n. 270 v. 21. 11. 80).

Zu Mitgliedern der Internationalen Theologenkommision wurden u. a. folgende Priester berufen: P. Barnabas Ahern CP (USA), P. Juan Alfaro SJ (Spanien), P. Catalino Arevalo SJ (Philippinen), P. Yves Congar OP (Frankreich), Prof. Wilhelm Ernst (DDR), P. Edouard Hamel SJ (Kanada), Prof. Walter Kasper (Bundesrepublik Deutschland), P. Bonaventura Kloppenburg OFM (Brasilien), P. Elie Khalife Hachem OLM (Maronitisches Patriarchat), Prof. Karl Lehmann (Bundesrepublik Deutschland), P. Candido Pozo SJ (Spanien), Prof. Heinz Schürmann (DDR), P. Bernard Sesboue (Frankreich), P. John Thornhill SM (Australien), P. Cipriano Vaggagini OSB (Italien), P. Christoph von Schönborn OP (Schweiz), P. Jan Walgrave OP (Belgien), (L'Osservatore Romano n. 241 v. 17. 10. 1980).

## 4. Heimgang

Im Alter von fast 97 Jahren starb am 15. Oktober 1980 P. Servatius (Josef) Schittly OFM, Provinzialminister der Kölnischen Franziskanerprovinz von 1938–1941.

Am 17. Oktober 1980 starb im Alter von 65 Jahren der Alt-Abt der Trappistenabtei Maria-Wald, Otto Abfalg.

Im Alter von 91 Jahren starb am 15. August 1980 P. Luigi Casaril, von 1931–1958 Generaloberer der Kongregation des hl. Joseph von Murialdo.

Im Alter von 81 Jahren starb am 31. August 1980 P. Teodoro Tusino, von 1947–1956 Generalsuperior der Rogazionisten. R.I.P.

*Joseph Pfab*

# Neue Bücher

## Bericht

### Predigt und Lebensvollzug

Vier Neuerscheinungen homiletischer Literatur

Vorgestellt von Kl. Jockwig CSsR, Hennef

Vier Veröffentlichungen, die die Bandbreite heutiger Predigtarbeit anschaulich beweisen. Da ist zuerst ein weiteres Buch von Willi Hoffsümmer<sup>1)</sup>, der im selben Verlag bereits drei Bücher mit Materialien und Vorschlägen für Predigten in Kinder-, Jugend- und Familiengottesdiensten veröffentlicht hat. Allein die Anzahl von vier Büchern vom selben Autor in einem Zeitraum von drei bis vier Jahren zum selben Thema läßt einmal auf eine Marktlücke, zum anderen aber auch darauf schließen, daß das, was Hoffsümmer schreibt, in der Seelsorgspraxis gebraucht werden kann. Der Autor bringt eine Vielfalt kindlicher Erfahrungswelt zum Sprechen. Dabei arbeitet er mit verschiedenen Ausdrucks- und Gestaltungsformen, seien es Lieder, Zeichnungen, Geschichten, Anspielszenen, Dialoge, Umgehen mit Symbolen u. a. Hier schreibt ein Seelsorger, der Kontakt zur Gemeinde hat und der theologische Inhalte erfahrungsgesättigt und bildhaft vermitteln kann, oder besser gesagt, der die in Erlebnissen, Bildern und Symbolen erfahrene Wirklichkeit in ihren Glaubenszusammenhängen aus der Sicht des Christen her deutet. Und man merkt, er hat Spaß daran, nicht zuletzt deswegen, weil er es kann. Leider wird dann das im Ansatz gut Gemeinte und auch weithin Gekonnte in manchem Beispiel sehr vereinfacht und klischeehaft vermittelt, und das ist dann nicht gut, ja u. U. sogar gefährlich. Ein Beispiel für das Gesagte. Auf den Seiten 76–78 wird das Thema „Mit Zwängen und Ängsten leben“ behandelt. Der biblische Ausgangstext ist die Berufungsgeschichte nach Mk 1, 16ff. Jesus ruft die Fischer von ihren Netzen in seine Nachfolge. Der Prediger soll bei einer Kinder- und Jugendmesse sich ein Netz überwerfen, es mit seinen Armen von innen her über den Kopf halten und nun Beispiele von gefährlichen Verstrickungen erzählen, aus welchen der Glaube an Jesus befreien kann. Das Bild mit dem Netz ist sicherlich sehr anschaulich und gut. Die Wahl der Perikope ist aber nicht gut, wird doch hier die bisherige Berufsarbeit der Fischer als eine gefährliche Verstrickung, aus der sie Jesus befreit, gesehen.

Das sagt zwar Hoffsümmer nicht, aber wenn er diese Perikope mit dem Thema „Mit Ängsten und Zwängen leben“ zusammenbringt, dann ist das ein nicht zu empfehlender Umgang mit der Bibel; ein gutes Bild oder Symbol wird mit einem nicht dazu passenden Bibeltext in Verbindung gesetzt. Die eigentliche Kritik richtet sich aber gegen die „Netzbeispiele“ aus dem täglichen Leben. Da wird zuerst recht klischeehaft die Situation von Schulschwierigkeiten eines Jungen dargestellt: die Note 4 und dann die häufigen fünf; die Schelte vom Lehrer und von den Eltern, das Sperren von Spielzeit und Fernsehkonsum; das genaue Abzählen von Taschengeld. „Du lachst seltener. Angstträume vor einer Klassenarbeit. Das Netz zieht sich immer enger.“ Im zweiten Beispiel wird erzählt, daß der Vater sich scheiden lassen will. „Und du spürst, wie jeder deiner Schritte dich lähmt, dich ins unsichtbare Netz stolpern läßt.“

Im dritten Beispiel heißt es: „Du hast dich durch einen schlechten Klassenkameraden verführen lassen. Im Kaufhaus wurdest ihr erwischt. Du wirst angezeigt. Das entsetzte Fragen deiner Eltern: Warum hast du die Kleinigkeit nicht vom Taschengeld gekauft? Das Vertrauen ist zerstört, das Leben zu Hause fast unerträglich. Dein Hals ist wie zugeschnürt.“ Und abschließend zu den Beispielen heißt es: „So lebt fast jeder in anderen Netzen; in Fallstricken des Bösen; in Schlingen, die vielleicht andere legen, damit du dich verfängst.“ So einfach sollte man es sich doch nicht machen. Da wird Angst machende Klischeemoral verfestigt. Zu allen drei Situationen müßten differenzierte Aussagen gemacht werden, um den darin „Verstrickten“ in ihrer Situation erst einmal menschlich gerecht zu werden. Und wenn man so etwas nicht in ein paar Zeilen machen kann, dann sollte man eben nur ein Beispiel aufgreifen.

Die Lösung: „Jesus sagt im Evangelium: Laßt eure Netze! Folgt mir nach! Leere Worte! Nein! Jesus sagt es auch uns heute: Folgt mir nach, die ihr es schwer habt unter der Last eurer Aufgaben. Bei mir könnt ihr aufatmen und frei werden (Mt 11,28).“ Diese Lösung ist ebenso wenig überzeugend, wie die Darstellung des Problems. Hier wird einfach mit Klischees oder mit Sätzen jongliert und keiner greift. Schade! Und wenn es dann hinsichtlich des Kaufhausdiebstahls im theologisch anwendenden Teil nur heißt: „Wenn du gestohlen hast, dich ändern willst und den Schaden wiedergutmachst, verzeiht Gott, und langsam wächst auch das Vertrauen der Eltern wieder. Selbst wenn Vater und Mutter dich verlassen, der Herr steht immer zu dir . . .“ (S. 78) Hierzu erübrigt sich wohl jeder Kommentar. Man kann dem Autor nur zugute halten, daß er allmählich doch unter Produktionszwang gekommen ist. Die Bücher werden gekauft, weil sie gebraucht werden, und weil sie gekauft werden, werden sie produziert, und weil sie produziert werden, werden sie geschrieben. Ich kann nur hoffen, daß sich solch ein begabter Kinderprediger, wie es Hoffsummer ist, nicht weiter in solche Zwänge begibt, sondern auch diese Art von Netzen zerreißt. Den viel geplagten Praktikern wird es hoffentlich trotz oft kaum vorhandener Vorbereitungszeit auf die Gottesdienste gelingen, sehr kritisch solche Vorlagen zu benutzen.

Unter dem Titel „Vaduzer Predigten“<sup>2)</sup> hat Christoph Möhl zehn Predigten herausgegeben, die von 1969 bis 1978 jeweils am Reformationssonntag in der evangelischen Kirchengemeinde zu Vaduz in Liechtenstein gehalten wurden. Jeweils war ein Schriftsteller oder ein anderer Künstler eingeladen, um an diesem Tag zu predigen. Es sind keine herkömmlichen Predigten, die hier abgedruckt wurden, und man könnte und dürfte auch nicht Sonntag für Sonntag vor einer Gemeinde so predigen. Daß diese Predigten den homiletischen Rahmen sprengen und gegen nicht wenige Regeln der Predigtlehre verstoßen, macht gerade das Anregende und Empfehlenswerte dieser Predigten aus. Es ist für den „Berufsprediger“ wichtig, seine eigenen Vorstellungen von Predigt immer wieder aufbrechen und infragestellen zu lassen, und genau das vermögen diese „Vaduzer Predigten“. Als ich in diesen „Essays“ (das sind diese Texte eher als Predigten) über Themen, die den heutigen Menschen interessieren, geschrieben aus der jeweiligen Sicht eines einzelnen Christen, als ich darin las, stellte sich mir sehr eindringlich die Frage: Wenn Künstler und Intellektuelle in dieser Art und Weise sich über ihren Glauben mitteilen, inwieweit sprechen wir Prediger diese Gruppe von Christen mit der hinlänglich bekannten Art und Weise „sonntäglichen Predigens“ überhaupt noch an? Die Lektüre dieses Buches könnte sehr hilfreich sein bei der Auseinandersetzung mit jenen bedrängenden Fragen: Warum gibt es die wachsende Entfremdung zwischen Künstlern und Kirche?

„Modelle für appellatives Reden“<sup>3)</sup>, so lautet der Untertitel des Buches, in welchem evangelische und katholische Pfarrer und Theologen Predigten vorlegen, die Hilfen zum christlichen Handeln im Alltag bieten wollen. Noch vor einigen Jahren wäre es wahrscheinlich undenkbar gewesen, daß „seriöse Prediger“ solche Predigten, die damals leicht unter das Verdikt „Moralpredigten“ gefallen wären, veröffentlicht hätten.

In einer kurzen Einführung umreißt H. W. Dannowski entscheidende Probleme und Aufgaben der appellativen Predigt in der Gegenwart. „In der appellativen Predigt tritt die Kirche in eine Beziehung zu einem offiziellen oder untergründig wirkenden Werte- und Normensystem einer bestimmten Gesellschaft. Welche Funktion die Kirche in dieser Gesellschaft hat, welchen Ort sie sich zumindest selbst beimißt, das läßt sich an der appellativen Predigt am deutlichsten studieren.“ (S. 8) Welche Funktion und welche Verantwortung aber hat die Kirche für die Feststellung, Entwicklung und Absicherung von Normen menschlichen Lebens in der gegenwärtigen Situation? Die Grundlagen des normbildenden Handelns der Kirche sieht Dannowski heute nicht so sehr in „dogmatischen Sollvorstellungen“, sondern in den „Handlungsvollzügen der Kirche selbst“. Das würden die appellativen Predigten, die aus Platzgründen nur in ausgewählter Anzahl vorliegen, beweisen.

Bleibt aber doch die Frage: Welche Prinzipien, welche Motivationen und Zielvorstellungen liegen besagten Handlungsvollzügen der Kirche zugrunde? Ist die Orthopraxis Grundlage der Orthodoxie oder umgekehrt? Vielleicht ist diese Frage gar nicht eindeutig zu beantworten, weil man mehr die wechselseitige Abhängigkeit im Blick haben muß. Die Beantwor-

tung dieser Frage gehört zu den großen Aufgabenbereichen gegenwärtiger Moralthologie. Die hier vorgelegten Predigten lassen jedenfalls folgende Schwerpunkte notwendiger Handlungsvollzüge der Kirche als normenbestimmend für heutiges christliches Verhalten erkennen. Als erstes kann hier gesagt werden: Der ethischen Predigt kann es heute nicht mehr nur oder gar vorrangig darum gehen, „bestehende“ Werte und Normen zu vermitteln und abzusichern, eben wegen der gesellschaftlichen Unsicherheit hinsichtlich eines allgemein verpflichtenden und konkret auszuliegenden Wert- und Normensystems. Heute wird es demgegenüber zuerst eher Aufgabe der appellativen Predigt sein, Normenmißbrauch beim Ausbau unberechtigter Machtansprüche aufzudecken und so gesehen, falsch verstandene Normen abzubauen. Die mit dieser Aufgabe gerade heute angesprochenen Problemfelder reichen von falsch verstandenen Erziehungsnormen bis hin zu ökologischen Fragen. Dazu Dannowski: „Appellative Predigt wird damit zur kritischen Instanz, die geltende Norm- und Wertvorstellungen befragt, ob sie dem Wohl der Menschen dienen oder nur den Interessen einiger.“ (S. 9) Diesem Satz wird man sicherlich zustimmen müssen. Und wie man eine solche Einsicht durch eine Predigt vermitteln kann, dafür bieten verschiedene Predigten in diesem Buch gute Beispiele. Damit ist die grundlegende Frage: „Was aber dient dem Wohl der Menschen?“ noch nicht hinreichend beantwortet. Dieser Frage nach den Handlungsprinzipien des Christen weicht das Buch aber keineswegs aus. Die konkreten Antworten, die in der Glaubensüberzeugung und in der jeweiligen Gewissensentscheidung mit Recht die entscheidenden Grundlagen christlichen Handelns sehen, fallen in vorliegenden Predigten dann notwendigerweise sehr vielfältig aus. Das alles tragende Prinzip christlichen Handelns ist die von Jesus verkündete, bis in den Tod bezeugte und in der Auferstehung endgültig legitimierte Liebe. Was dann für den konkreten Alltag in bisher nicht bewältigten Lebenszusammenhängen bedeutet, das erfordert nicht zuletzt auch das Wagnis im Glauben, der Entscheidungen und Handeln freisetzt, die sich dann auch in eben demselben Glauben kritisch überprüfen lassen müssen. Zu diesem heute nicht einfachen „Programm“ christlichen Handelns, das heute mehr denn je aus dem Glauben und dem Gewissensurteil heraus auch Unsicherheiten tragen muß, dazu möchten vorliegende Predigten ermutigen. Vieles davon überzeugt, manches wird notwendige und unbequeme Diskussionen auslösen, wieder anderes klingt vereinfachend utopisch; alle Predigten aber fordern befreiend heraus. Ein empfehlenswertes Buch, das mit sehr hilfreichen Appellen „Zur Methodik appellativer Rede“ von Heribert Arens abgeschlossen wird.

Als Leitspruch seines Buches „Persönlich predigen“<sup>4)</sup> wählt Axel Denecke ein Zitat von Walter Jens: „Der Pfarrer ist ein sehr konkretes Individuum, das seiner sehr konkreten Gemeinde in einer sehr konkreten Situation mit Hilfe einer sehr konkreten Sprache einen Text zu veranschaulichen versucht.“ Die Person des Predigers im Zusammenspiel und in der Bedeutung seiner verschiedenen Lebenszusammenhänge ist das Thema des Buches. Mit folgenden zwei Thesen umreißt der Autor Ausgangspunkt, Inhalt und Ziel seiner Arbeit: „Die Emigration großer Teile der christlichen (volkskirchlichen) Bevölkerung aus unseren Gottesdiensten ist nicht nur auf Desinteresse christlicher Verkündigung überhaupt zurückzuführen. Die Emigration ist vielmehr zu einem großen Teil die Re-Aktion auf eine vorherrschende Verkündigungsweise, in der – zumeist aus dogmatischen Vorurteilen heraus – die Person des Predigers und die Person des Predigthörers nur unzureichend berücksichtigt werden. Wenn es uns gelingt, auf der Kanzel neu die Fähigkeit zu entdecken, ‚persönlich zu predigen‘, diese Fähigkeit zu akzeptieren und zu lernen, dann hat die öffentliche Wortverkündigung gerade in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation eine neue Chance und Verheißung.“ (S. 8). Das damit formulierte Programm hat während der letzten Jahre innerhalb der Homiletik starke Aufmerksamkeit und Bedeutung gewonnen. Grundlage dafür bildeten die Untersuchungen und Überlegungen zur „Predigt als Kommunikationsgeschehen“ sowie die zunehmende Bedeutung der sozialpsychologisch verstandenen Kleingruppenarbeit innerhalb der Seelsorge. Es sei in diesem Zusammenhang vor allem an folgende homiletische Veröffentlichungen erinnert: H. C. Piper, *Predigtanalysen*, Göttingen 1976, O. Fuchs, *die lebendige Predigt*, München 1978, und H. van der Geest, *Du hast mich angesprochen. Die Wirkung von Gottesdienst und Predigt*, Zürich 1978. Was zu diesem Thema „Persönlich predigen“ aus der Sicht der evangelischen Homiletik während der letzten hun-

dert Jahre gesagt wurde, referiert der Autor auf zwanzig sehr dicht geschriebenen und interessanten Seiten. Die theologische Zentralaussage für die Begründung der These: „Christlich predigen heißt persönlich predigen“ formuliert Dennecke so: „Der ‚Personwerdung‘ Gottes in Jesus Christus korrespondiert die ‚Personwerdung‘ des christlichen Kerygmas im persönlichen Glauben und Zweifel der Menschen, die Zeugnis für diese Personwerdung in ihrer Person ablegen.“ (43) Daraus folgert er, daß in der Homiletik der Person des Predigers mehr Bedeutung beigemessen und damit ein größeres, auch empirisches Interesse eingeräumt werden müßte. Möglichen Mißverständnissen gegenüber grenzt er ausdrücklich ab, daß „Persönlich predigen“ keine „bloße Technik“ sei, die man sich aneignet und anwendet, daß „Persönlich predigen“ nicht identisch sei mit „Ich-Sagen“, daß es nicht als ein „Privates-Predigen“ mißverstanden werden darf, daß es keine „Distanzlosigkeit“ zu sich selbst bedeutet, daß ihm keine „verobjektivierende Beweiskraft“ innewohne und daß „Persönlich predigen“ nicht „in den Grenzen der eigenen Glaubenserfahrung hängen bleibt“. (44ff.) Die Kriterien, die der Autor dann für „gelungenes persönliches Predigen“ zusammenstellt, klingen in ihrer Formulierung notwendigerweise „persönlich“. Dennecke charakterisiert „Persönlich Predigen“ als: Ich sagen; angstfrei predigen; eindeutig reden; frei, offen, unbefangen predigen; greifbar und angreifbar predigen; demokratisch predigen; solidarisch mit dem Hörer sein (ihn ernstnehmen); mit dem Hörer ins Gespräch kommen; den Hörer einladen, selbst ‚ich‘ zu sagen; von sich abgeben, sich verschenken; bescheiden predigen. (47–50)

Wie solches Predigen besser gelingen kann, das führt Dennecke im zweiten Hauptteil aus.

Aus psychologischen bzw. tiefenpsychologischen Einsichten heraus überträgt der Autor vier Grundtypen der Kommunikation auf vier Predigertypen. Demnach unterscheidet er den „verantwortungsvollen Prediger der Ordnung (zwanghafte Dimension, Dauer)“, den „wandlungsfähigen Prediger der Freiheit (hysterische Dimension, Wandel)“, den „tiefsinnigen Prediger der Erkenntnis (schizoide Dimension, Distanz)“ und den „einfühlsamen Prediger der Liebe (depressive Dimension, Nähe)“. Diese „Grundtypen“ von Predigern werden nun in ihrem Predigtverhalten beschrieben, ebenso die Reaktion der Hörer darauf. (Der konkrete Prediger wird wohl kaum eindeutig nur einen Predigertyp darstellen, hier werden wahrscheinlich immer „Mischtypen“ mit einer entsprechenden typologischen Ausrichtung auf einen der vier Typen vorliegen.) Jeder Prediger hat von seinem „Kommunikationsprofil“ her die Möglichkeit, seine „indirekte persönliche Predigtweise (für welche er aus eben demselben Profil her ganz bestimmte Gründe hat) in eine direkte umzuwandeln und damit für den Hörer offener, greifbarer und verständlicher zu werden“. (125) Abschließend werden aus den gewonnenen Erkenntnisse konkrete Folgerungen für die Verkündigung innerhalb der gegenwärtigen kirchlichen und gesellschaftlichen Situation gezogen. Dennecke legt hier eine Untersuchung vor, die aus langjähriger Vikarsausbildung im Predigerseminar Imbshausen und aus der kritischen Diskussion mit Fachkollegen entstanden ist.

Er bleibt nie nur in der Theorie stecken, sondern arbeitet immer auch aus der Sicht der gehaltenen Predigten und der darauf analysierten Hörerreaktionen.

Dieses Buch sollte man unbedingt in die Predigeraus- und -weiterbildung einbeziehen.

- 
- 1) HOFFSÜMMER, Willi: *Anschauliche Predigten*. Für Kinder-, Jugend- und Familiengottesdienste. Mainz 1979: Matthias-Grünewald-Verlag. 144 S., kt., DM 16,80.
  - 2) *Vaduzer Predigten*. Hrsg. v. Christoph MÖHL. Zürich, Köln 1979: Benziger Verlag. 160 S., br., DM 19,80.
  - 3) *Predigten, die handeln helfen*. Modelle für appellatives Reden. Hrsg. v. Heribert ARENS u. Hans Werner DANNOWSKI. Gütersloh 1979: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 159 S., kt., DM 18,80.
  - 4) DENNECKE, Axel: *Persönlich predigen*. Anleitungen und Modelle für die Praxis. Gütersloh 1979: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 164 S., kt., DM 18,80.

## Besprechungen

SCHMELZER, Günther: *Religiöse Gruppen und sozialwissenschaftliche Typologie*. Reihe: Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 3. Berlin 1979: Verlag Duncker & Humblot. 221 S., kt., DM 59,-.

P. Schmelzer, Dominikaner und Soziologe, stellt sich in seiner Untersuchung die Aufgabe, „ein Kategoriensystem zu überprüfen, welches einer sozialwissenschaftlichen Analyse zugrunde liegen könnte“ (214). Eine solche Analyse könnte nach dem Vf. „die Möglichkeiten und Grenzen eines notwendigen Konsensus aufzeigen und auch Strategien entwickeln, wie er zu erreichen wäre“ (ebd.), was den beschriebenen Orden, seine Ziele, das Mitgliederverhalten in der Praxis, kurz die Verbindung von definiertem Selbstverständnis und tatsächlicher Entwicklung, betrifft. – Der Vf. geht die Aufgabe in mehreren Schritten an. Zunächst handelt er – immer aus der Sicht des Soziologen – über Eigenart und Erscheinungsweise katholischer Ordensgemeinschaften (13–37), gibt dann Rechenschaft über die Methode seiner Untersuchung (38–41); anschließend beschreibt er ziemlich ausführlich „die Struktur einer deutschen Ordensprovinz“ und des Ordens (zusammen von 42–117) unter mehreren Gesichtspunkten. Schließlich überprüft er im Abschnitt „Orden als spezielle Typen sozialer Systeme“ verschiedene soziologische Deutungskategorien auf ihre Anwendbarkeit zur besseren Erkennbarkeit von Veränderungen in den Orden, ihrer Auswirkung, dem Integrations- und Konfliktpotential etc. (118–214). Dabei werden Begriffe aus der mit historischen Idealtypen arbeitenden Soziologie überprüft (Kirche, Sekte, Protestbewegung) sowie aus der Organisationssoziologie Zielmodelle und Systemmodelle, überdies Goffmans Begriff der totalen Organisation. Am geeignetsten für eine „weitergehende Untersuchung“ (212) hält Vf. das Organisationsmodell, innerhalb dessen sich weitere Aufschlüsse über nicht wenige Probleme der heutigen Ordenssituation gewinnen ließen. Das Buch ist eine nicht gerade leichte Lektüre. Es vermittelt u. a. folgende Einsichten: keine der soziologischen Kategorien vermag voll zu erfassen und deuten, was Orden sind, und was sie speziell heute sind. Bei der Ordenserneuerung hätte es aber nicht geschadet, wenn außer Theologen und Juristen auch Soziologen zu Rate gezogen worden wären. Manche „Überraschungen“, die hier und dort zu ersten Krisenphänomenen wurden, wären nicht ganz so überraschend gekommen. Man könnte aus Schmelzers Darlegungen auch folgern (er selbst tut es nicht ausdrücklich), daß Orden als kirchliche Subsysteme wohl nicht ganz genau das sein können, was J. B. Metz sich in seinem Buch unter Orden vorzustellen scheint: „Schocktherapie für die erstarrte Großkirche“. Aber es blieben für den Rez. auch Lücken in dem Bild, das Vf. zeichnet, Lücken, die teilweise auf die disziplinierte Selbstbeschränkung des Vf., nur als Soziologe zu reden, zurückgehen dürften. So taucht das „anthropologische Warum-denn-überhaupt“ der Ordenserneuerung nicht auf, wie es theologisch in *Perfectae caritatis* Nr. 2 und 3 und *Gaudium et spes* Nr. 1 und 10 fundamental ausgesprochen ist. Ein Systemtheoretiker könnte die Erneuerung nach dem Konzil nur als eine Serie überflüssiger Komplikationen ansehen. . . . Ferner bleibt der häufig gebrauchte Begriff Umweltdistanz vage und unabgegrenzt, was auch der soziologischen Überzeugungskraft des Buches schaden dürfte. Ebenso wenig werden Kategorien wie Anpassung an gesellschaftlich vertretene Wertssysteme nicht weiter differenziert. So wäre zu befragen, was Vf. zu neuen theologischen Versuchen, Ordensleben in der „Welt“ neu zu orten, sagt (34). Es bleibt offen, welche Werte die Orden, nehmen sie ihre definierten und z. T. aus theologischen Gründen neu definierten Ziele ernst, zu übernehmen, von welchen sie sich abzugrenzen hätten. Mit dem Entweder-Oder von „Umweltdistanz“ u. ä. ist das wohl nicht zu leisten, am wenigsten angesichts einer Vielzahl von plural koexistierenden Wert- und Deutungssystemen in der Gesellschaft. So kann aber dann auch kein Kriterium dafür gewonnen werden, ob das faktische Mitgliederverhalten, wo es von den gesetzten Normen abweicht, richtiges Gespür oder im Gegenteil Verfall, Aufweichung ist. Hervorzuheben ist, daß Vf. die Lage in seinem eigenen Orden sehr illusionslos-ehrlieh beschreibt. Es besteht Grund zu der Annahme, daß es anderwärts ein wenig besser gelungen ist, Normenumschreibung und Praxis in eine gemeinsame Richtung fortzuschreiben und näher aneinander zu bringen, ohne einfach Bestehendes unkritisch zu legitimieren (z. B. was das Verhältnis von Tätigkeit und definierten Zielen betrifft, was das Vorhandensein eines Zielkonsensus betrifft). – Das Buch ist nicht leicht zu lesen. Sein unmittelbarer Ertrag könnte für Ordensleute, Delegierte auf Kapiteln u. ä. eher begrenzt sein. Zudem sind viele Aufgaben von Neuorientierung bereits abgeschlossen. Aber das Buch hilft anders sehen. Bei nicht wenigen Fragen der Praxis kann das nur hilfreich sein.

P. Lippert

BAMBERG, Corona: *Unter der Führung des Evangeliums*. Dem Gedächtnis Sankt Benedikts 480–1980. Würzburg 1980: Echter Verlag, 190 S., geb., DM22,-.

Jubiläumstage können manchmal gemischte Gefühle wecken. Was für Verleger und Tagungshäuser interessant sein mag, kann in Rezensenten eher Seufzen bewirken. Doch warum soll es nicht im Benediktus-Jahr mehrere Bücher „aus gegebenem Anlaß“ geben, so kommt vielleicht hier und dort etwas von der Bedeutung des so Geehrten bis zur „Basis“. Unter den Büchern, die zum Benediktusjahr erschienen, gab es Vieles und Unterschiedliches. Meist waren es Lebensbilder, Auszüge aus der *Regula Benedicti* oder deren Gesamtvorstellung. Das originellste der Bücher, die dem Rez. vorgelegt haben, ist das von Sr. Corona Bamberg. Es ist nicht eine Biographie mehr oder ein Florilegium mehr. Es ist eine Reihe von Kapiteln über die Wirkungsgeschichte Benedikts: Spiritualität im Bannkreis des altkirchlichen Mönchtums (9–82); Zur Eigenart und Aktualität des benediktinischen Lebens (83–120); Benediktinertum im Spiegel großer Frauengestalten (121–175). Das Ganze rundet sich in einem Fazit (176–184). Für viele Leser werden die Abschnitte über große Benediktinerinnen bereichernd wirken; von Hilda von Whitby (gest. 680) über Hildegard u. a. reicht der Bogen bis Laurentia McLachlan von Stanbrook (gest. 1953). Der Gesamteindruck, der sich aus der Lektüre ergibt, ist überzeugend: das Benediktinertum hat große Beiträge zu menschlich-gläubiger Reife geleistet. Muße, Dienst vor Gott, Wandern um Christi willen, Selbstdisziplin und Mystik, das Leben vor Gott, „dem nichts vorzuziehen ist“ und Offenheit für menschliche Begegnung und Freundschaft (vgl. z. B. 147f) bilden ein Ganzes. Ein weiterer Eindruck: die Tradition war allemal größer und tiefer als spätere Engführungen. Man versteht den Ruf der Vf. zu einer „Besinnung auf benediktinisches Selbstverständnis“. Jeder Christ im Ordensstand sollte dazu S. 98–120 lesen, es ist wohl der Kern des Buches. Nur muß man leider mit Sr. Corona fragen: „... sind wir dazu überhaupt gewillt? Und: Wird uns das von Außenstehenden (Freunden, offiziellen Stellen, Zeitgenossen aller Art) gestattet?“ Möge die Antwort auf beide Fragen – nicht nur für Benediktiner – sich als Bejahung erweisen.  
P. Lippert

MOTYKA, Gustl: *Kloster Speinshart*. Geschichte, Kultur, Kunst. Reihe: Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der Oberpfalz, Heft 18. Regensburg 1980: Verlag Fr. Pustet. 40 S., kt., DM3,80.

Die Untersuchung bietet einen knapp gefaßten und trocken geschriebenen Überblick über die Geschichte des Klosters Speinshart von seiner Gründung im 12. Jahrhundert bis in unsere Tage, wobei der Leser mit Namen und Zahlen überschüttet wird. Während die Bautätigkeit und die Zu- bzw. Abnahme des klösterlichen Besitzstandes im Laufe der Jahrhunderte relativ ausführlich beschrieben wird, erfährt man von der religiösen Bedeutung des Klosters so gut wie nichts. Selbst der Abschnitt über die Musikschule im Kloster Speinshart kommt über ein paar allgemeine Angaben nicht hinaus. Auf die minutiöse Wiedergabe der Kosten einer Abtswahl (S. 16f) oder die kleinliche Aufzählung der Verluste des Klosters durch Plünderungen im 17. Jahrhundert (S. 19) hätte man gern zugunsten einer umfassenderen Beschreibung des geistes- und kulturgeschichtlichen Hintergrundes der jeweiligen Zeit verzichtet. Manche Feststellungen sagen dem modernen Leser nicht viel (König Johann von Böhmen spendete dem Kloster nach einem Brand 50 Mark, S. 7), andere sind unklar (wo wird über die Abtswahl Dominikus' von Lieblein eingehender berichtet? S. 22). Die Schreibweise der biblischen Namen ist antiquiert (S. 30) und die Argumentation gelegentlich anfechtbar (was besagt eine Barockinschrift über das Entstehungsjahr im 12. Jahrhundert? S. 4). Informativ ist dagegen die Beschreibung der barocken Klosterkirche. Bleibt zum Schluß die Frage: muß die Darstellung der Geschichte eines so bedeutenden Klosters tatsächlich so farblos sein?

F. K. Heinemann

BRICO, Rex: *Taizé*. Frère Roger und die Gemeinschaft. Freiburg 1979: Verlag Herder. 240 S., geb., DM18,80.

Wohl jeder aufmerksame Beobachter der „geistlichen Szene“ unserer Jahre wird sich die Frage gestellt haben: was fasziniert so viele junge Menschen an Taizé? Ein französischer Ordensmann wußte auf meine Frage: so viele Klöster in Frankreich und wieso nur eins, das so fasziniert? keine rechte Antwort. Hier wird eine Teilantwort versucht. Endlich einmal kann man im Zusammenhang nachlesen, welche Wegetappen Roger Schutz, die *Communauté* und das „Konzil der Jugend“ zurückgelegt haben (9–86). Dieser Teil des Buches scheint mir der informativste zu sein. Eher redundant wirken die einander sehr ähnelnden, begeisterten Stimmen von „Anhängern“ (im Abschnitt 87–158). Aufmerksamkeit wird das Interview mit Roger Schutz finden (seit einigen Jahren nennt es sich nur noch

Frère Roger): 181–217. Auch die Beschreibung der eigenen Erlebnisse des Vf. (218–240) sind Zeugnisse eines Engagierten, eines Begeisterten; sie lesen sich entspannend. Nur die klischeehafte Zivilisationskritik (Angst und Einsamkeit überall, außer in Taizé?) wirkt überzogen. Das Buch, obwohl aus dem Englischen übersetzt, liest sich sehr angenehm („Keulen“, S. 20, muß wohl Köln heißen). Freilich wäre ein wenig Beimischung einer auswertenden Analyse (z. B. über das Verhältnis der verschiedenen Strömungen und Motivationen in Taizé; über das Leben der Communauté und den ständigen Massenandrang; den wirklichen Platz, den Erwachsene in Taizé finden) für mich begrüßenswert gewesen. Demnächst muß ich einmal ein paar Erwachsene fragen, die in Taizé waren. Das Buch hat mein Interesse an Taizé verstärkt. Ich kenne keines, das soviel von Taizé ahnen läßt. Hingehen muß man dann wohl selbst.

P. Lippert

*Geist wird Leib.* Theologische und anthropologische Voraussetzungen des geistlichen Lebens. Hrsg. v. Anton ROTZETTER. Reihe: Seminar Spiritualität, Bd. 1. Zürich, Einsiedeln, Köln 1979: Benziger Verlag. 256 S., br., DM 43,–.

Das von der Ordenshochschule der Franziskaner/Kapuziner in Münster gegründete Institut für Spiritualität hat in 1979 eine erste Kurseinheit gehalten, die hier in Buchform dem Leser angeboten wird. Es handelt sich hierbei um einen ersten Band, keinesfalls um eine Art Kompendium „theologiae spiritualis“. Die Themen sind: Theologie und Spiritualität (A. Rotzetter, 19–39); Pneumatologie und kommunikatives Handlungsmodell. Von der Wirkmächtigkeit des Geistes Gottes im Volk Gottes (H. Frankemölle, 41–61). Die sakramentalen Grundlagen christlicher Spiritualität (A. Gerken, 63–96). Liturgische Spiritualität (Rotzetter, 91–111). Gotteserfahrung und religiöses Leben (G. B. Langemeyer, 113–216). Es folgen einige mehr spezialisierte Beiträge: Kult und Opfer im Hinduismus und im Christentum... (St. Wisse, 127–150); Psychologie und Spiritualität – von S. Freud zu V. E. Frankl (151–181); Die Existenzialien von Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit. Versuch einer philosophischen Grundlegung heutiger Spiritualität (E. Schüllli, 183–199); Der GEIST und der Geist des Lebens im Spiegel moderner Literatur (K. H. Bloching, 201–234). – Mit Bedacht wurde hier die Liste der Beiträge geboten. Sie läßt wohl schon ahnen, dies ist ein anstrengendes Buch. Die Reflexion ist niveauvoll, aber öfter bemüht und mühsam. Bei manchen Beiträgen ergeben sich die Erträge nur schwer und im Erstasten. Vielleicht liegt es daran, daß ein lebendiger und gelebter Kurs kaum durch ein Buch wiedergegeben und weitergegeben werden kann. Wenn der Leser dann noch erfährt, was er eigentlich alles zu seinem geistig-geistlichen Besitz machen müßte, um ernsthaft den Anforderungen zu genügen (31–33), so steht endgültig die Frage nach der Praktikierbarkeit des Gesagten im Raum. Es müßte doch zu machen sein, von Spirituellem nicht so nüchtern zu theoretisieren, daß einem dabei der Geschmack am geistlichen Leben fast vergehen könnte?

P. Lippert

SCHILLEBEECKX, Edward: *Menschliche Erfahrung und Glaube an Jesus Christus.* Eine Rechenschaft. Freiburg 1979: Verlag Herder, 80 S., kt., DM 9,80.

In der vorliegenden Schrift will der bekannte holländische Theologe Voraussetzungen, Verstehensprinzipien und Interpretationsmethode seiner beiden Jesusbücher (Jesus. Die Geschichte von einem Lebenden, Freiburg<sup>6</sup> 1978, und: Christus und die Christen. Die Geschichte einer neuen Lebenspraxis, Freiburg 1977) erklären. Es handelt sich dabei um einen leicht überarbeiteten Vortrag, den der Verfasser auf Einladung der Herderschen Buchhandlungen in verschiedenen Städten gehalten hat. Die Veröffentlichung dieser ‚Rechenschaft‘ ist berechtigt, weil sie Hinführung zum Verständnis des Glaubens an Jesus Christus sein will.

Der erste Teil *Der Weg zum Christentum in einer modernen Welt* versucht die Rolle menschlicher Erfahrung bei der Glaubensentscheidung zu beschreiben und das Christentum als Erfahrungsgeschichte sichtbar zu machen (wobei eine grundsätzliche Auseinandersetzung über Begriff und Wirklichkeit der Erfahrung wünschenswert wäre). Der zweite Teil *Es begann mit einer Erfahrung* markiert kurz den Ausgangspunkt dieser Geschichte in der Begegnung mit Jesus und die ersten Ansätze ihrer Wiedergabe im Neuen Testament. Der dritte Teil *Aktuelle Benennung Jesu: Lebendige Tradition dank erneuter Erfahrung* zeigt die Möglichkeit, diese gemachte Erfahrung auch in unseren heutigen Erfahrungshorizont hinein auszusagen und in ihm zu leben: Gott zeigt sich solidarisch mit diesem verworfenen und ausgestoßenen Heilspropheten Jesus, was im Glauben an Jesus dann von uns eine entsprechende Praxis fordert, nämlich einzutreten für die Erniedrigten, mit der eigenen Beseitigung zu rechnen, sich dabei aber von Gott angenommen zu wissen (vgl. S. 52). (Wichtig wäre hier ergänzend die Frage der Gottheit Jesu, die alleine verbürgt, daß in Jesus wirklich eine neue Menschheit beginnt, der aus der Kraft des Hineingenommenseins in Ihn ein solches Programm auch gelingen kann.) Ein *Homiletischer Epilog* bringt die Gedanken nochmals in Form einer Predigt.

V. Hahn

SCHMIED, Augustin: *Was spricht für uns?* Betrachtungen zur Geschichte und Botschaft Jesu. München 1979: Verlagsgesellschaft Gerhard Kaffke. 156 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

Wer hinter dem Titel dieses Buches eine – vielleicht auch noch verkrampfte – Apologie christlichen Glaubens oder gar katholischen Kirchenverständnisses vermutet, tut gut daran, das Buch mit dem sechsten Abschnitt zu beginnen, der eben diese Überschrift noch einmal trägt. Hier wird deutlich, was die wirkliche Mitte des Buches ist: Nicht eine auf Argumente sinnende Verteidigungshaltung, sondern ein tiefes Erleben menschlichen Daseins in Höhe und Tiefe. Dieses Dasein wird auf sein *Ja* trotz allem *Nein* befragt. Ein Ja, das unserem existentiellen Drängen nach Sinn eine Antwort der Liebe gibt und unsere Zweifel einstimmen läßt in das Ja zu mir und zum anderen. Das Buch betrachtet die Geschichte und Botschaft Jesu. Und darin hat seine Frage nach dem Ja schon ein Subjekt für die Antwort der Liebe gefunden: Jesus.

Die eher methodisch-hermeneutische Meditation des ersten Abschnitts des Buches ist das Programm dessen, was in allen weiteren Abschnitten *getan* wird: Sich der Person und der Botschaft Jesu auszusetzen, ihm Raum geben und so sein Ja in uns Platz greifen lassen, das zum Leben befreit. Es eröffnet sich dem Leser der Raum des Glaubens selbst, ein Glauben, der um die verzaubernde Melancholie heutiger Absurditätsphilosophie weiß.

Verzicht auf Rechthaberei, gewaltsame Argumentation den eigenen Zweifeln gegenüber und den anderen Christen oder Nichtchristen. Stille Entschiedenheit auf dem Grund unserer Existenz für das bedrängte Ja gegen die Verzweiflung. Dankbares Sich-Empfangen aus dem Ja Jesu zu uns: Das ermöglicht den ruhig aushaltenden Blick auf die persönliche Häßlichkeit und die Häßlichkeit der Welt in Fehlern und kantigen Unebenheiten. Weil Jesus bei uns aushält, brauchen wir nicht vor uns und unserer Welt davonzulaufen. Gelassene Offenheit auf Christus hin im engagierten Tun. Immer wieder führt uns dieses Buch den Weg: Aus der Enge unseres Selbstverständnisses heraus zu den Worten des Evangeliums und damit zu Christus.

*Christus spricht für uns* (Vielleicht ist der jetzige Titel des Buches tatsächlich mißverständlich.); das ist die letzte Quelle tiefer Lebensbejahung.

Die Dynamik des Ja geht von Christus auf uns. Sie wird in uns zur Offenheit der Welt über ihre eigenen Grenzen hinaus: Eine strömende Hingabe aus sich selbst, die die ambivalente Bestätigung zurückfallenden Nutzens gar nicht nötig hat. J. Römelt

HEMMERLE, Klaus: *Christus nachgehen*. Jungen Menschen den Weg finden helfen. Freiburg 1980: Verlag Herder. 72 S., kt., DM 8,80.

Der Aachener Bischof hat schon in der Zeit seiner Lehrtätigkeit an der Freiburger Fakultät immer wieder bewiesen, daß er theologische und geistliche Sachverhalte auf eine einfache Weise zu sagen weiß, der man die verantwortete Reflexion kaum noch anmerkt: das Spiel des Könners hört sich immer mühelos und wie selbstverständlich an. Das trifft für das knappe Büchlein zu, dem ein Referat auf dem 4. Symposium europäischer Bischöfe in Rom (Juni 1979) zugrundeliegt. Den Zusammenhang in das dort gegebene, größere Ganze, aus dem Hemmerles Referat nur ein Teil war, versucht eine Einleitung des Vf. zu geben. Der Haupttext gliedert sich in drei Abschnitte: Ansatz bei der Situation (Was macht den Glauben – bei den Jugendlichen – fremd und schwierig? Positive Faktoren, Anknüpfungspunkte für den Glauben, Vergleich und Fazit): (19–30). Zweitens: Der Wegcharakter von Glaube, Christus und Kirche (darunter: „Weg“ als genuin theologischer Ansatz; Ein Weg in vielen Wegen; Glaube als Weg): 31–45. Schließlich bringt Vf. „Theologische Konsequenzen für die Verkündigung an die Jugend und die Jugendpastoral“ (47–69). Das Ganze ist in schlichter Sprache geschrieben. Es ist nicht nur eine Art Directorium spirituale für alle, die den Glauben jungen Menschen gegenüber zu verantworten, zu lehren oder zu bezeugen haben; es ist wohl auch eine Bereicherung für alle jene, die gerade durch ihre Jugendarbeit sich gefragt sehen: wie glaubst du eigentlich selbst? Gerade auf diese Frage gibt das unscheinbare Bändchen wertvolle Anregungen. P. Lippert

SUDBRACK, Josef: *Komm in den Garten meiner Seele*. Einführung in die christliche Mystik. Reihe: Gütersloher Taschenbücher / Siebenstern, Bd. 329. Gütersloh 1979: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 125 S., kt., DM 9,80.

In allen höheren Religionen sind mystische Phänomene durch Zeugnisse erwiesen. Nicht zuletzt im Christentum begegnen wir einer reichen und reichhaltigen Tradition mystischer Schau als Versen-

kung der Seele in ihren Grund und wir stehen – oft hilflos freilich und ohne rechten Zugang – vor dem „Stammeln“ begrifflicher Mitteilungen jener Mystiker.

Wer deshalb zu diesen „Erfahrungen“ heute gehen will, wird dankbar sein für dieses vorliegende Taschenbuch des anerkannten Theologen Josef Sudbrack. Das Buch, das sowohl Sachkenntnis verrät, wie auch den noch unerfahrenen Leser mitzunehmen vermag, versucht auf den ersten Seiten eine knappe „Orientierung über die christliche Mystik“ zu bieten, um im Anschluß daran – was sehr zu begrüßen ist – Primärtexte vorzustellen. Über Textauswahlen mag man sich immer streiten, doch scheinen mir gerade die hier angebotenen Zeugnisse aus den Schriften des Gregor von Nyssa, Augustinus, Bernhard von Clairvaux, Meister Eckhart und Franz von Sales dem Ziel des Buches zu dienen und einen Einblick in die Vielfalt christlicher Mystik zu vermitteln. Die thematischen Zusammenstellungen helfen dabei einer „Einführung“ ebenso, wie die jeweils gebotenen Lesehinweise und Vermerke über Person und Denken des einzelnen Mystikers. Schade nur, daß die „großen Frauen“ nicht zu Wort kommen. In einem letzten Kapitel meditiert der Verfasser die biblische Grundlage, und es wird beispielhaft deutlich, wie die gesamte Heilige Schrift einer mystischen Interpretation offen steht.

Schon vom Äußeren lädt das Buch zum Lesen und Mitgehen ein. Lediglich die zu wenig differierenden Schrifttypen von Text und Zitat verwirren leicht. Ein begrüßenswertes und hilfreiches Buch, dienend der Information und mehr noch der eigenen Spiritualität.

G. Gnant

MERTON, Thomas: *Keiner ist eine Insel*. Betrachtungen. Zürich, Einsiedeln, Köln 1979: Benziger Verlag. 246 S., Ln., DM 22,80.

Der Friedenspreis des deutschen Buchhandels wurde 1980 dem Trappistenmönch und Schriftsteller Ernesto Cardenal zugesprochen. Mit seinen Schriften, die bestimmt sind von radikaler christlicher Gesinnung und revolutionärem Geist, ist er zu einem der engagiertesten Sprecher der unterdrückten Völker Nicaraguas und des gesamten südamerikanischen Kontinents geworden. Hier nun liegt ein Buch seines großen Lehrers Thomas Merton vor. Die Betrachtungen, bereits vor 25 Jahren erstmals veröffentlicht, sind auf eine andere, aber ebenso eindringliche Weise radikal: die drohende Verkümmern des Menschen inmitten der modernen Zivilisation kann letztlich nur aufgehalten werden im Finden des Menschen zu sich selbst, zum Nächsten und zu Gott. „Ich kann Gott nur in mir und mich in Ihm finden, wenn ich den Mut habe, mich genau so zu sehen, wie ich bin, mit allen meinen Grenzen, und andere so zu bejahen, wie sie sind, mit all ihren Grenzen.“ (11) Diese fundamentale Aussage breitet Merton im folgenden aus in Betrachtungen über die Liebe, über Hoffnung, über Glaube und Freiheit, Freiheit und Gewissen, Kreativität und Gebet, Kreuz und Opfer, Berufung, Barmherzigkeit, Einsamkeit und Schweigen. Die Gedanken sind tief und für den, der sie nur liest, ohne ihnen betrachtend nachzuspüren, erscheinen Sie sogar schwer. Begreifen heißt hier: nachdenken. Dann wird die Lektüre leicht, das Gelesene läßt sich verstehen als etwas, das den Leser betrifft. Merton suchte als Ordensmann eine radikale Form der Nachfolge. Auch dieses Buch fordert Radikalität: die Radikalität des Menschseins in der grundsätzlichen Bejahung seiner selbst, des Mitmenschen und Gottes als der Mitte eines sinnvollen menschlichen Daseins.

M. Hugoth

GÖLLNER, Reinhard – GÖRTZ, Heinz-Jürgen – KIENZLER, Klaus: *Einladung zum Glauben*. Vom Verstehen des Menschen zum Verstehen des Glaubens. Freiburg 1979: Verlag Herder. 240 S., kt.-lam., DM 28,-.

Wer die theologische Denkweise von Bischof Klaus Hemmerle kennt und um dessen wissenschaftliche Herkunft von Bernhard Welte weiß, wird mit Interesse auf dieses Werk dreier Hemmerle-Schüler zugehen, das als ‚Einladung zum Glauben‘ einen fundamentaltheologischen Entwurf in Form eines Arbeitsbuches anbietet.

In seinem Ansatz will es ‚vom Verstehen des Menschen zum Verstehen des Glaubens‘ führen und wählt damit den eigentlich einzig gültigen Ansatz einer Glaubensbegründung.

In einem einheitlichen Text, der an bestimmten Stellen die verschiedene Hand der drei Verfasser nur vermuten läßt, versucht das Buch den Leser wirklich zu führen und zum Mitdenken anzuleiten, wofür die zusammenfassenden Thesen am Ende eines Kapitels eine willkommene Hilfe und Kontrolle bieten.

Einleitend wird *Gegenstand und Methode der Fundamentaltheologie* beschrieben, woran sich *die Frage nach dem Menschen* schließt, um in einer weiteren Darlegung (für mich das bedeutendste und

überzeugendste Kapitel) *das religiöse Tun im menschlichen Dasein* als Aufweis menschlicher Transzendenzerfahrung zu analysieren. Ein (allerdings sehr sporadischer) Blick auf *Religion und Religionen* konkretisiert dies und führt in der Hinwendung zu Jesus auf das *unterscheidend Christliche* hin, das in der Bewegung mit dem dreieinen Gott gesehen wird (was ein erstes Mal die Problematik dieses fundamentaltheologischen Entwurfes deutlich macht, weil die Glaubensaussage über die volle Wirklichkeit Gottes zu unbesehen übernommen wird). Ein kurzes Kapitelchen über *die Kehre der Fundamentaltheologie* markiert die methodische Wende des Gedankenganges, der jetzt von der geschehenen Offenbarung her auf den Menschen zu denkt und nacheinander *die christliche Offenbarung, die Frage nach Gott, die Offenbarung durch Jesus Christus* und den *christlichen Glauben* behandelt.

Nach dieser Kehre wird für mich das Buch problematisch. Zwar sind die angesprochenen Themen ohne Zweifel Themen der Fundamentaltheologie, aber ihre Behandlung ist mir zu offenbarungspositivistisch. Die anstehende Frage der Glaubwürdigkeit wird eigentlich allenfalls in einer Aufdeckung der inneren Entsprechung von Glaubensaussage und menschlichem Ansatz beantwortet, was ja durchaus auch bei einer bloßen glaubenden Konstruktion der Fall wäre. Hier verliert das Buch seine Durchsichtigkeit wie eine wirkliche Auseinandersetzung mit der heutigen Welterfahrung, die doch den Menschen Fragen stellen läßt, die hier nicht beantwortet werden. Das Fehlen einer rationalen Kritik gegenüber dem erhobenen Anspruch Jesu fällt hier stark ins Gewicht, was etwa in der Frage der Auferstehung Jesu nicht nachvollziehbar ist.

Die gelungene und überzeugende Analyse des Glaubensaktes im letzten Kapitel kommt für mich einfach zu spät. Hätte sie am Anfang ihren Platz gefunden, hätte die im Glaubensakt eingebundene Spannung von menschlicher Entscheidung und denkender Verantwortung dieser frei bleibenden Entscheidung den Gedankengang des Buches sich anders entfalten lassen und eine Konfrontation von Offenbarungsanspruch und Welterfahrung erzwungen. Unausweichbar wäre dann auch die Frage nach der Kirche und ihrer Glaubwürdigkeit gestellt, in der alleine mir dieser Offenbarungsanspruch begegnet und die im Buch selber völlig ausgespart bleibt. Zögernde Hinweise auf *Communio* als Gemeinschaft im Glauben machen diesen Ausfall nicht wett, das Wort Kirche erscheint erst auf der letzten Seite der Darlegung und ist in den zusammenfassenden Thesen dieses letzten Kapitels bereits wieder verschwunden.

Die (wenn man so will) klassische Fragestellung der Fundamentaltheologie, ob die Bezeugung, Gott habe sich in Jesus erschlossen, was in der Kirche geheimnisvoll Wirklichkeit bleibt, ob diese Bezeugung in der heutigen Welt verantwortet geglaubt werden kann, wäre nach meiner Meinung für Studenten und Suchende hilfreicher. Der vorgelegte Entwurf hingegen scheint eher eine Hilfe für ein vertieftes Verstehen des Glaubens zu sein, wenngleich die Gedanken im Verlauf der Überlegungen bisweilen sehr schwierig werden und eher einen gefestigten Glauben voraussetzen. Durchdringung und Vertiefung des Glaubens, Aufdecken seiner Strukturen und Bezüge zu konkretem Menschsein ist mir hier eher gelungen als eine Hinführung zum Glauben und Entdeckung seiner Verantwortlichkeit auch heute, was mir immer noch die eigentliche Aufgabe der Fundamentaltheologie zu sein hat.

Der Respekt vor dem Gedanken und der Dank an die Autoren sei ausdrücklich vermerkt.

V. Hahn

*Theologische Berichte* 8. Wege theologischen Denkens. Hrsg. v. Josef PFAMMATTER und Franz FURGER. Zürich, Einsiedeln, Köln 1979: Benziger Verlag. 189 S., br., DM 37,80.

Mit der Reihe „Theologische Berichte“ wollen die Theologische Hochschule Chur und die Theologische Fakultät Luzern Schwerpunkte moderner theologischer Arbeit ansprechen und über neue Wege theologischen Denkens informieren. Der Titel des vorliegenden achten Bandes spricht dieses Anliegen ausdrücklich an. In fünf ausführlichen, aber nicht ermüdend weitschweifenden Beiträgen werden zentrale Fragen heutiger Diskussion vorgestellt.

*Dietrich Wiederkehr* gibt in seinem Aufsatz „Theologisches Denken im Spannungsfeld von Ursprung, Überlieferung und Gegenwart“ einen fundierten Einblick in den Wandel theologischer Argumentation, die heute nicht mehr einfach ableitende Theologie sein kann, sondern sich vor modernen Einsichten ausweisen muß und diese zu integrieren hat, ohne den Zusammenhang mit dem Ursprung aufzugeben. Eine gute Einführung in das Problem der Hermeneutik und Dogmenentwicklung, wenn auch die Literaturhinweise am Ende im Sinne einer Handreichung für weitere Beschäftigung ausführlicher sein sollten und hierfür wichtige Namen wie BARBEL, RATZINGER und SÖLL vermissen lassen.

Ebenso grundlegend und einführend sind die Beiträge von *Josef Meyer zu Schlochtern* „Erzählung als Paradigma einer alternativen theologischen Denkform“ und *Leonardo Boff* „Die Anliegen der Befreiungstheologie“. – Der erste Aufsatz widmet sich der heute weitverbreiteten Forderung nach einer narrativen Theologie und stellt kritisch deren (meist aus Amerika stammende) bedeutendste Vertreter vor, die durchweg in ihren Argumenten das zentrale Problem des Zusammenhangs von Erzählen und Argumentieren aufdecken, ohne es einer Lösung wirklich nahezubringen. Eine wirklich informative Studie, der man allerdings auch wünscht, daß sie die Überlegungen (für den Nichtfachmann mit vielen ihm neuen Begriffen gefüllt) mehr vereinfacht und erläutert hätte. – Der zweite Aufsatz führt in ausgewogenen und verständlichen Überlegungen zum Hauptanliegen der Befreiungstheologie (von der Botschaft Jesu her die Armen und Unterentwickelten zu wirklicher Humanität zu führen) und zu deren Hauptproblemen, die in einer Christologie der Befreiung konzentriert werden. Wenn auch manches nicht unwidersprochen bleiben kann (wie z. B. im Sozialismus eher Ansätze für gelebtes Evangelium möglich zu sehen als im Kapitalismus, während doch christlicher Glaube vor all dem stehend die Kritik aller üblichen Gesellschaftsstrukturen bedeuten müßte) und von der Exegese geprüft werden muß, ob die thesenhaft vorgestellte Sicht Jesu Christi als Befreier von Einseitigkeiten frei ist, bleibt das Verdienst einer brauchbaren Einführung zum Problem.

Die beiden letzten Beiträge von *Heinz Petri* „Bedeutung und Grenzen anthropologisch-personalistischer Ansätze in der neueren Theologie“ und *Kurt Koch* „Die heilsgeschichtliche Dimension der Theologie“ wenden sich bestimmten Ansatzpunkten und Kategorien theologischer Argumentation zu. – Der erste Aufsatz stellt eine Reihe bedeutender Theologen vor (BULTMANN, EBELING, LONERGAN, K. RAHNER, METZ und E. BRUNNER) und zeigt von ihnen her die Eigenart moderner Theologie auf, einerseits sich dem Menschen und dessen Verstehensbedingungen für Offenbarung zuzuwenden und andererseits das Wesen von Offenbarung besser zu begreifen zu suchen, damit es diesen Bedingungen entspricht, ohne in ihnen aufzugehen. Wieder ein Beitrag, der zu einem zentralen Problem der Theologie führt. – Der zweite Aufsatz gibt einen Bericht über die Stellung der Heilsgeschichte in der modernen Theologie, die an zentraler Stelle um das Verhältnis von Geschichte und Heilsgeschichte ringt. Gegenüber verschiedenen Einsprüchen gegen Heilsgeschichte und Geschichtstheologie wird dabei eindeutig für deren Gültigkeit plädiert, ja deren Notwendigkeit für eine gültige Weltinterpretation aus Glauben festgehalten.

Das Anliegen, über Wege theologischen Denkens zu informieren, ist von diesem Band voll verwirklicht; dem, der sich diesem Denken in den angesprochenen Fragen nähern will, wird eine gute Hilfe geboten.

V. Hahn

HASENHÜTTL, Gotthold: *Kritische Dogmatik*. Wien, Köln 1979: Verlag Styria. 291 S., geb., DM 44,-.

Es ist längst als notwendig erkannt, die Inhalte des christlichen Glaubens so auszusprechen, daß sie von oft leer gewordenen Formeln wieder zur Sinndeutung innerhalb unseres Denk- und Erfahrungsraumes werden. Die vorliegende „Kritische Dogmatik“ will in dieser Absicht „Information ohne Denkverbot“ (S. 9) geben und behandelt die wichtigsten Inhalte der dogmatischen Theologie: Jesus Christus, Gott, Mensch, Kirche, Sakramente und Eschatologie (ohne Schöpfung, die auch nicht im Sachregister zu finden ist). Dem vorausgehend fragt ein erstes Kapitel „Was ist Wahrheit?“ und stellt für den Bereich des Glaubens der objektivierenden Wahrheit die relationale Wahrheit entgegen.

Bei aller Notwendigkeit, Glaubensaussagen vor falscher Verobjektivierung, d. h. vor Verdinglichung zu bewahren und ihren Bezug auf menschliche Existenz hin sichtbar zu machen, ist die hier einseitige Betonung einer nur in Beziehungen gegebenen Wahrheit, die statt auf Begründung auf Erfahrung rekurriert, nicht haltbar, weil sie den Verdacht auf Projektion und Täuschung methodisch nicht entkräften kann und so – weil eben grundlos – nicht verantwortet gelebt werden kann.

Auf der Basis der relationalen Wahrheit werden jeweils die Glaubensdefinitionen der Kirche erhoben, aber nicht nur in ihrer (oft wohl tatsächlich) objektivistischen Verfälschung kritisiert, sondern in bloße Beziehungen aufgelöst. Einige Beispiele: Gott wird in menschlichen Beziehungen als „absolute Beziehung“ erfahren (S. 113); Jesu Vollmacht kann weder mit seiner Herkunft von Gott, noch durch seine Auferstehung legitimiert werden, vielmehr erweist sich sein Tun selbst als sinnvoll (vgl. S. 96); die der „Amtsbeichte“ vorbehaltene Sakramentalität wird mit der hier gegebenen Repräsentation der Gesamtgemeinde durch den Priester begründet, der dem Einsamen die Erfahrung ermöglicht, daß die Gemeinschaft für ihn da ist (vgl. S. 218) – die einfache Behauptung, Amtsbeichte und Bußfeier seien sakramental, wird dadurch auch nicht richtig (S. 219); in der Frage nach der Kirche enthält „der Gemeinschaftsvollzug die Rechtfertigung in sich“ (S. 162); „eine personale

Hausmesse (was ist das denn?) oder ein Gottesdienst ohne Priester wird nicht weniger Heil wirken und Gotteserfahrung vermitteln als eine amtliche Eucharistiefeyer“ (S. 226). Wie weit diese Auflösung in Beziehungen geht, mag die Überlegung hinsichtlich der Jungfräulichkeit Mariens zeigen: Bei aller Notwendigkeit, Jungfräulichkeit von der biologischen Sachaussage zur ethisch-geistlichen Sinndeutung zu führen, ist es dem um dieses Glaubensgeheimnis Ringenden sicher nicht hilfreich, wenn er erfährt: „Wo Gott unter den Menschen geschieht, in ihrem (gemeint wohl: geschlechtlichen?) Beisammensein, da ist die ‚jungfräuliche Mutter‘, da geschieht in der Weitergabe des rein positiven Lebens ‚Jungfrauengeburt‘.“ (S. 180)

Bei aller Bemühung, die kirchlichen Definitionen in ihre Zeit zu stellen, läßt diese einseitige Betonung der Beziehungen eine wirklich geschichtliche Interpretation der Dogmen auf ihren in Gottes Wirken gründenden Sinn nicht zu. Ärgerlich ist die Sprache, die sehr stark ein Ressentiment gegen die konkrete Kirche offenlegt. Der Rezensent muß gestehen, daß er bei allem persönlichen Schmerz über das Sündhafte, das dieser Kirche in allen Strukturen anhaftet, Worte wie Emanzipation, Herrschaftsfreiheit, autoritäre Fremdbestimmung u. ä. langsam nicht mehr hören kann. Vollends peinlich wird es aber, wenn eine falsche Autoritätszugehörigkeit mit „Eichmanngehorsam“ bezeichnet (S. 62), die kirchliche Lehrautorität zum „Führungsprinzip“ in Beziehung gesetzt (S. 72), wenn die ontologische Deutung des sakramentalen Charakters neben das dem SS-Mann eingebrannte „Mal“ gesetzt wird (S. 191).

„Information ohne Denkverbot?“ Gedacht hat der Verfasser, aber einseitig und deshalb falsch; Information liefert er: dem Theologen gibt er in den einzelnen Fragen die Sammlung der Definitionen und der entsprechenden Interpretationsmodelle, zudem die Information über den extremen Interpretationsversuch des Verfassers selbst. Sicherlich wird das Buch den Kenner der Theologie auch zum kritischen Nachdenken in mancher Frage anregen, einem Suchenden in die Hand geben kann man es nicht. Den katholischen Glauben kennenlernen und ihn in der Kirche integriert leben lernen, dazu hilft es nicht. Daß es der Verlag Styria in sein Programm aufgenommen hat, ist nicht zu verstehen. V. Hahn

KLAUSNITZER, Wolfgang: *Päpstliche Unfehlbarkeit bei Newman und Döllinger*. Ein historisch-systematischer Vergleich. Reihe: Innsbrucker theol. Studien, Bd. 6. Innsbruck, Wien, München 1980: Tyrolia Verlag. 280 S., kt., DM 54,-.

In der heute lebendigen Diskussion um das Dienstamt des Papstes, die vor allem durch die Ereignisse um H. Küng viele aus den verschiedensten Gründen bewegt, sind nüchterne Untersuchungen notwendiger denn je, um die Unfehlbarkeit der Kirche und in ihr die des Papstes recht zu sehen. Die vorliegende theologiegeschichtliche Untersuchung (als Dissertation bei W. KERN in Innsbruck erarbeitet) gilt zwei Theologen, die sich im Umfeld des Vaticanum I besonders mit dieser Frage auseinandergesetzt haben, und von denen der eine (J. J. I. von DÖLLINGER) das Dogma verwarf, der andere (J. H. NEWMAN) es glaubend und nachdenkend annahm.

Nach Klärung hermeneutisch-methodischer Fragen (1), der Darlegung der heutigen Unfehlbarkeitsdebatte (2) und der Feststellung von Forschungsstand und Quellenlage (3) wird eingehend Newmans Auffassung der Unfehlbarkeit untersucht (4), der sie mit der Wirklichkeit der Kirche gegeben sah, weshalb er ihre Definition für möglich, allerdings auch für inopportun, hielt. Entsprechend folgt die Darlegung der Position Döllingers (5), für den umgekehrt im Laufe der geschichtlichen Ereignisse aus einer Bekämpfung übertriebener Interpretation der Unfehlbarkeit die Ablehnung des Glaubenssatzes selber wurde. Nach diesen eingehenden Analysen, die deutlich die Zeitgeschichte referieren, werden beide Theologen miteinander verglichen (6), und wird in einer Zusammenfassung (7) eine kritische Sichtung des Ergebnisses gegeben, das auch in seiner Bedeutung für die heutige Diskussion verdeutlicht wird. Beide Theologen haben versucht, wenn auch mit verschiedenen gezogener Konsequenz, die Funktion des Papstes in die Geschichte einzuordnen.

Eine gut zu lesende, klar gegliederte und deshalb sympathische Untersuchung, auch wenn Einzelheiten in ihrer Bewertung der Fachdiskussion überlassen bleiben müssen. V. Hahn

GRUSS, Heribert: *Transzendenzkenntnis im phänomenologischen Ansatz*. Zur methodischen Neubegründung theistischer Weltsicht. Reihe: Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie, Soziologie der Religion und Ökumenik, Bd. 40. Paderborn 1980: Verlag F. Schöningh. 184 S., kt., DM 22,-.

Diese hervorragende, mit dem Preis der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz ausgezeichnete Dissertation, der kein Geringerer als Fritz-Joachim von Rintelen ein Wort zum Geleit mit auf den

Weg gibt, weist uns auf das Werk eines Denkers hin, der, wie die Arbeit zeigt, zu Unrecht vergessen ist, auf das Werk Joseph Geysers. Sein Anliegen war es, auf dem Boden einer realistischen Metaphysik die theistische Weltanschauung rational zu begründen. Der Autor der vorliegenden Monographie entwickelt in eindringlichen Analysen und in zugleich systematischer Gedankenentfaltung die erkenntnistheoretischen und ontologischen Grundlagen der Philosophie Geysers, mit deren Hilfe er sein Ziel, die Begründung der theistischen Weltauffassung, zu erreichen strebte. Der Autor zeigt, daß es Husserl (besonders mit seinen „Logischen Untersuchungen“) war, dem Geysers entscheidende Anregungen verdankte. Diese vereinigte er mit aristotelischem und scholastischem Gedankengut zu einer „Wesenslehre“, die geeignet erschien, das metaphysische Kausalprinzip zu begründen. Wenn dieses auch in einer gegenüber den üblichen scholastischen Positionen restringierten Fassung vertreten wurde, so war Geysers der Auffassung, daß es, in der Erfahrung fundiert, mit möglichst wenig metaphysischen Voraussetzungen belastet, die Tragfähigkeit besitze, Transzendenz im Sinne des Theismus zu begründen. In seiner letzten der fünfzehn Thesen, die die Ergebnisse dieser Dissertation zusammenfassen, formuliert es der Verfasser so: „Für den Bereich der argumentativen Transzendenzerschließung liegt Geysers Bedeutung in der methodischen Grundlegung einer realistischen Metaphysik, die sich rigoros von ausgewiesenen Vorentscheidungen freihält.“ (155). Wie die theistische Weltanschauung nun im einzelnen stringent auf diesem Boden zu begründen wäre, müßte freilich in einer eigenen Arbeit noch näher ausgeführt werden. Die vorliegende Arbeit und damit auch die Philosophie Geysers selbst vermag jedenfalls in die heutige Diskussion der Gottesproblematik eine eigenständige Perspektive einzubringen. S. Hammer

RAHNER, Karl: *In Sorge um die Kirche*. Bearb. v. Paul IMHOF. Schriften zur Theologie, Bd. 14. Zürich, Einsiedeln, Köln 1980: Benziger Verlag. 484 S., geb., DM 56,-.

Wieder liegt ein Band von Karl Rahners Schriften zur Theologie auf dem Tisch. Früherem Brauch folgend, wurde der doch auch von äußeren Faktoren bestimmten Aufsatzsammlung ein Sammeltitel als „gemeinsamer Nenner“ vorangestellt: *In Sorge um die Kirche*. Ein solcher Titel für einen Band, der laut Vf. der letzte sein dürfte („Der Käufer mag beruhigt sein...“, schmunzelt Rahner dazu, S. 7) – das könnte ein wenig elegisch stimmen. Aber was Rahner, z. T. in gewohnter Souveränität, uns da zu lesen gibt, vertreibt die dunklen Geister wieder. Neben fachdogmatischen Überlegungen im engeren Sinne (zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Glaube, zum „Status naturae lapsae“, zum Fegfeuer) stehen Beiträge eher persönlich-bekennnishafter Natur. Mir scheinen sie in der heutigen Situation die mehr fruchtbringenden zu sein; denn hier weiß der Theologe, Ordensmann, Christ, Mensch Rahner nach Jahrzehnten der gewiß fachmännisch betriebenen Reflexion zusammenfassend zu sagen, wer er ist, wie er Christ ist. Das ist Glaubenszuspruch, der nie die Reflexion scheut und sie doch weit hinter sich läßt. Hierzu möchte ich z. B. zählen: Vom Mut zum kirchlichen Christentum (11–22); Zur Spiritualität des Weltpriesters (166–181); Zur Spiritualität des Priesters vom Amt her gesehen (182–207); Warum läßt Gott leiden? 6450–467); auch noch: Das Sonntagsgebot in der Industriegesellschaft (238–247), wo nochmals das umsichtige Rahnersche Befragen von scheinbaren Selbstverständlichkeiten aufblitzt. – Andere Leser mögen andere Themen wichtiger, andere Überlegungen treffender finden. Das ändert am Gesamtbefund kaum etwas; Tradition wird derjenige bleiben, der zahllosen theologisch und religiös Suchenden geholfen hat, Traditionelles aufzuschließen und – für das eigene Glaubensleben – auf Heutigkeit hin zu vermitteln. Und er tat dies nicht zuletzt durch die Bände seiner Schriften. Sollte dieser Band 14 wirklich der letzte sein, so bleibt am Schluß einer Rezension nur ein Dank zu sagen. P. Lippert

BOFF, Leonardo: *Die Neuentdeckung der Kirche*. Basisgemeinden in Lateinamerika. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 140 S., kt., DM 19,80.

Leonardo Boff gehört zu den anregenden jungen Theologen Lateinamerikas, die dem alten Europa Denk-Stoff geben können, wiewohl sie ihre theologischen Anfangsgründe selbst in Europa haben. Das Thema Basisgemeinde ist zudem aktuell genug. Man hört und hört so viel davon. Nun wird hier jeder enttäuscht, der einen Report von der Szene erwartet. Boff schreibt ein theologisches Buch. Er fragt, wo diese Gemeinden, bereits von den Dokumenten von Medellín ermutigt und von dem Schlußdokument von Puebla nochmals genannt, ihren Ort in der Kirche haben (interessanterweise liest die deutsche Übersetzung dieses Dokuments „Basisgemeinschaft“...). – Nun ist in der Tat wohl theologisch nicht leicht zu sagen, was die „comunidades eclesiales de base“ wirklich sind. Klar ist nur, daß sich Wichtiges und Segensreiches im Leben der Kirche jenes Kontinents zeigt; auch, daß diese Gruppen im Unterschied zu europäischen, scheinbaren Parallelen nicht primär kirchliche Randgruppen sind. – Was Boff hier darlegt, und worüber er in sechs Kapiteln spricht, läuft auf ein im

großen Ganzen auf der Linie des Konzils entwickeltes Kirchenverständnis hinaus, wobei dem Rez. aber eine Antwort auf die eingangs gestellten Fragen des Buches eigentlich nicht greifbar schien. Vielleicht fehlt doch der Erfahrungshintergrund, aber wahrscheinlich ist das Buch (schrecklich, es gerade von einem lateinamerikanischen Buch zu sagen) ein wenig zu theoretisch. Drei vom Vf. eigens „*quaestiones disputatae*“ genannte Kapitel bringen dann noch Dramatik in die Lektüre. Es geht um die Frage, ob Jesus eine institutionelle Kirche wollte; um den Laien und die Befähigung zur Feier des Herrenmahls; um das Priestertum der Frau. Gerade an diesen, oft in der Tagespolemik verschlissenen Themen zeigt sich das verantwortungsbewußte Denken Boffs. Rez. stimmt zur Frage der Eucharistie nicht zu, aber auch hier werden nicht nur Schlagworte geliefert. Nachdenklich machen sollte auch, was gesagt wird zu: „das Priestertum der Frau kann nicht das Priestertum des Mannes sein“ (128f.). Boff gibt wenig Fertiges, zwingt eher zum Nachdenken. Und das wird man noch oft tun müssen.

P. Lippert

BRINKMANN, Josef: *Toleranz in der Kirche*. Eine moraltheologische Untersuchung über institutionelle Aspekte innerkirchlicher Toleranz. Paderborn 1980: Verlag F. Schöningh. X, 358 S., kt., DM 36,-.

Diese Dissertationsarbeit aus Paderborn geht mit ihren über dreihundert Seiten (dazu ausgiebigen Verzeichnissen der Abkürzungen, Quellen und der Literatur sowie Register der Personen, NT-Stellen und einiger Sachbegriffe) ein sehr diffiziles und sehr aktuelles Thema an. Zu beachten ist die strenge Eingrenzung des Themas auf die *institutionellen* Aspekte *innerkirchlicher* Toleranz. Im Ausgang von der Konzilerklärung „*Dignitatis humanae*“, einer Unterscheidung der allgemeinen Religionsfreiheit von der innerkirchlichen Toleranz und dem neutestamentlichen Befund erreicht Brinkmann eine Basis für die systematische Betrachtung. In dieser sucht er für das Toleranzethos einen Raum innerhalb des christlichen Absolutheitsanspruches durch Analyse theologischer Wahrheitsfindung (als möglicher, durch die dogmatische Tradition konkret begonnener und gerichteter, aber auch offener Prozeß!) und der individualgeschichtlichen Bedingtheit des Glaubens (explizite und implizite Glaubensbewältigung als wechselndes Entwicklungsgeschehen im Leben des einzelnen). Toleranz ist somit ein Erfordernis der Grundprozesse menschlichen Glaubensvollzuges! Von hier aus kann Brinkmann übergehen zu einer Untersuchung der hierarchischen Struktur der Kirche (als Machtphänomen allgemein und als konkrete Ordnung der Gewalt) und der Bedeutung der Grundrechte in der Kirche, verstanden als „geronnene Toleranz“ in einer spezifisch christlich-kirchlichen Rechtsstruktur. Den Abschluß bilden eine definitive Umschreibung des innerkirchlichen Toleranzethos und eine unmittelbare Untersuchung möglicher Praktikabilität des Toleranzethos am Beispiel des Lehrbeanstandungsverfahrens und des Laisierungsverfahrens.

J. Römelt

*Priester für heute*. Antworten auf das Schreiben Papst Johannes Paul II. an die Priester. Mit Dokumentation des Papstschreibens vom 8. April 1979. Hrsg. v. Georg DENZLER. München 1980: Kösel-Verlag. 228 S., kt., DM 26,-.

Der kurze Gründonnerstagsbrief Papst Johannes Pauls II. vom Jahre 1979 verdient eine eindringliche Analyse über seine theologischen und anthropologischen Voraussetzungen, obwohl ihn wohl wenige Menschen gelesen haben. Nur müßte eine solche Analyse, da es sich gewiß nicht um Unkritisiertbares handelt, kritisch sein; sie müßte aber auch sachkundig und verständnisbereit sein. Ein Beispiel für das hier Gemeinte gibt Th. Schneider mit seiner Analyse des Gründonnerstagschreibens von 1980 (in Herder-Korr. 34, 1980, 252–256; 304–311). Das Buch, das hier anzuzeigen ist, ist eine Sammlung von Antworten auf das päpstliche Schreiben von 1979. Es gliedert sich in mehrere Abschnitte. Nach einem Vorwort des Hrsg. wird H. Küngs Versuch einer Zwischenbilanz nach einem Jahr Pontifikat abgedruckt (erstmalig F.A.Z., Quelle hier nicht angegeben). Es folgen zwei Aufsätze zum Verhältnis Lehraamt – Theologie, vier Arbeiten zum Priesterbild. Nach diesen zusammen rund neunzig Seiten folgen weitere hundert Seiten zum Thema Pflichtzölibat (elf Autoren). Wenn man dem Schreiben Fixierung auf den Zölibat vorwirft (passim), so fällt dieser Vorwurf auf das Buch zurück. Da hilft es nicht viel, wenn hier und dort recht qualitätvolle Beiträge zu finden sind (z. B. die Frage Alois Müllers nach dem Priesterbild), wenn flott und nicht schlecht hingeworfene Skizzen verwickelter Trends zu lesen sind, die, bei mancher Verkürzung, Horizonte offenhalten (N. Greinauer, 66–83). Noch mancher bedenkenwerte Gedankengang wäre zu nennen. Auch ist zugegeben: einige der Probleme, die das päpstliche Schreiben zu beantworten schien, liegen noch auf dem Tisch. Und schließlich soll man nach wie vor Menschen, die klagen oder protestieren, ernst nehmen, in der Kirche erst recht. Aber das heißt nicht ohne weiteres, daß solche Gedankengänge, immer neu wiederholt, ein lesenswertes Buch ergeben.

P. Lippert

MAAS, C.: *Affektivität und Zölibat*. Dargestellt aufgrund einer Untersuchung der holländischen Literatur 1960–1978. Reihe: Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin bei Bonn, Bd. 31. St. Augustin 1979: Steyler Verlag. 256 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

In dieser an der Academia Alfonsiana, Rom, erstellten Studie geht M. der Frage nach, „ob eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen Affektivität und Zölibat möglich und nötig ist in dem Sinn, daß sie sich gegenseitig bereichern und anregen können“ (125; vgl. 16). Das Ergebnis seiner in vier Hauptteilen (Sondierungen, Bewertung, Perspektiven, Schlußfolgerungen) durchgeführten Literaturuntersuchung läßt, so der Autor, „wohl keinen Zweifel daran, daß die aufgestellte Hypothese sich tatsächlich als richtig erweist: . . . Der Zölibat darf und muß affektiv gelebt werden, um vollwertig sein zu können“ (238f.), wobei in einer „Freundschaft zwischen Mann und Frau im Zölibat“ (207–232) die geschlechtliche Umgangsform als Ausdruck der Freundschaft auszuschließen ist (224f.; vgl. 154).

Das Buch hat verständlicherweise und z. T. berechtigterweise auch Kritik ausgelöst, zumal was diese Formen von Freundschaft und ihre erotischen Komponenten betrifft. In einem Nachwort hat sich der Vf. einigen Punkten der Kritik gestellt und Mißverständnisse geklärt. Vielleicht hat er aber doch wohl zu wenig die „erbsündliche Belastung“ des Menschen berücksichtigt. Zu bedauern ist, daß er sich fast ausschließlich auf die Literatur in holländischer Sprache beschränkt. Doch ist ihm zu danken, daß er sich in ausgewogener, behutsamer und gründlicher Weise den hier anfallenden heiklen Themen gestellt und so „ein weitgehend brachliegendes Gebiet“ zu kultivieren sich bemüht hat. Seine Absicht, nicht „auf alle Fragen eine Antwort zu geben“, jedoch dazu beizutragen, „die Fragen besser zu formulieren und die Richtung anzuzeigen, in der die Antwort zu suchen ist“, darf als gelungen bezeichnet werden (5).

H. J. Müller

DONNER, Herbert: *Pilgerfahrt ins Heilige Land*. Die ältesten Berichte christlicher Palästina-pilger (4.–7. Jahrhundert). Stuttgart 1979: Verlag kath. Bibelwerk. 435 S., geb., DM 49,-.

Reisen ins Heilige Land erfreuen sich gegenwärtig großer Beliebtheit. So unterschiedlich die Motive der Reisenden auch sind, sie alle sind überzeugt, daß sich ein Besuch der Länder des Vorderen Orients lohnt, weil die Geschichte Europas auf vielfältige Weise mit der Geschichte der Länder biblischer Überlieferung verknüpft ist. Die modernen „Pilger-Touristen“ sind allerdings nicht die ersten, die gegen Osten fahren. Seit dem 4. Jahrhundert sind Christen aus den verschiedensten Ländern nach Palästina unterwegs. Manche von ihnen „haben Berichte hinterlassen, in denen sie schlicht oder gekonnt, einfach oder gelehrt, trocken oder lebendig erzählen, was sie gesehen und erlebt haben“ (S. 7). Es lohnt sich für den modernen Reisenden, der Land und Leute kennenlernen möchte, das nachzulesen, was seine Vorgänger im Altertum aufgeschrieben haben.

Dabei leistet das vorliegende Buch, in dem H. Donner die wichtigsten dieser Berichte vom 4. bis zum 7. Jahrhundert zusammengetragen, übersetzt, eingeleitet und kommentiert hat, wertvolle Dienste. Im einzelnen handelt es sich um die Berichte des Pilgers von Bordeaux (333), der Nonne Etheria (um 400), des hl. Hieronymus (404), des Bischofs Eucharius (nach 444), des Archidiacons Theodosius (zwischen 518 und 530), des Pilgers von Piacenza (um 570), des Bischofs Arkulf, den der Abt Adomnanus aufgezeichnet hat (um 680) und um das sogenannte Jerusalem-Brevier (um 532). Die Einführungen zu den einzelnen Berichten sind keineswegs trocken, sondern höchst lebendig und nicht selten witzig formuliert. Sie stellen den Autor, die Entstehung seiner Schrift und deren Überlieferungsgeschichte vor und vermitteln eine anschauliche Vorstellung von dem zeitgeschichtlichen Hintergrund. Das alles geschieht in sachlicher Auseinandersetzung mit der zu diesem Thema bisher erschienenen Literatur, die in Auswahl am Ende der Einführung jeweils angeführt wird. Die gut leserliche Übersetzung wird, wo nötig oder wünschenswert, durch Fußnoten erläutert, die der eilige Leser auch mal überschlagen kann.

Den acht Berichten vorangestellt ist ein wichtiges einführendes Kapitel zum Thema „Pilgerfahrt ins Heilige Land“, das amüsanterweise an einen Brief anknüpft, in dem der hl. Hieronymus dem hl. Paulinus von Nola von einer Reise ins Heilige Land abrät. Die Empfehlung des Heiligen hat, wie die Geschichte zeigt, nicht viel genützt. Unzählige Menschen haben seit der Zeit Konstantins die Länder der Bibel besucht und werden es auch in Zukunft tun. Was waren und sind ihre Gründe? Donner geht dieser Frage nach und spricht in diesem Zusammenhang von der Bedeutung und Verehrung der hl. Stätten, die längst nicht immer von deren Historizität oder von einer bestimmten Religion abhän-

gig ist. Es wirkt sympathisch, wenn er trotzdem schreibt: „Pilgerfahrt ins Heilige Land ist immer, selbst noch auf den untersten Rängen, eine Sache des Herzens, und das Herz steht dem Geiste und der Liebe offen“ (S. 28). Daß das Buch auch in wissenschaftlicher Hinsicht höchsten Ansprüchen entspricht, zeigt nicht nur, aber vor allem der Überblick über die wichtigste und zum Teil weiterführende Literatur auf den Seiten 32–35. Man kann die in diesem Buch vereinigten Pilgerberichte wie einen Roman fortlaufend lesen, man kann sie aber auch an Ort und Stelle im Heiligen Land als Führer und Begleiter benutzen dank des ausgezeichneten Ortsregisters – beides sicher mit viel Gewinn.

F. K. Heinemann

CRENSHAW, James L.: *Gerhard von Rad*. Grundlinien seines theologischen Werks. München 1979: Verlag Chr. Kaiser. 189 S., kt., DM 19,80.

Acht Jahre nach dem Tod des bedeutenden Alttestamentlers G. von Rad, dem die Bibel zeitlebens mehr als ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung war, wie seine zahlreichen veröffentlichten Predigten und Predigtmeditationen verraten, legt ein amerikanischer Gelehrter als erster eine ausführliche Darstellung des literarischen Lebenswerkes des deutschen Gelehrten vor. Er beginnt mit den wichtigsten Phasen des theologischen Werdegangs von G. von Rad, auf den Albrecht Alt in wissenschaftlicher und menschlicher Hinsicht einen entscheidenden Einfluß hatte. Zwei Kapitel gelten dem Thema, das von Rad zweifellos am stärksten beschäftigt hat: die alten Überlieferungen Israels und ihre Tradenten. Innerhalb dieser Überlieferungen spielen einzelne Persönlichkeiten wie Mose, Abraham, Josef, David und Jeremia eine überragende Rolle. Ihren Stellenwert in der Sicht von Rads lernt der Leser im 4. Kapitel kennen. Auf eine Eigenart israelitischer Überlieferungen, die trotz aller Geschichtsgebundenheit die Geschichte immer wieder transzendieren, hat von Rad wiederholt hingewiesen, wie die Beispiele in Kapitel 5 zeigen. Von dort ist der Weg nicht weit zur Eschatologie, die in Israel deswegen besonderes Gewicht haben mußte, weil dieses Volk zu allen Zeiten und an allen Orten die Spannung zwischen Weissagung und Erfüllung auszuhalten hatte. Welchen Platz diese Eschatologie im Schaffen von Rads einnahm, macht das 6. Kapitel deutlich. Abschließend würdigt Crenshaw etwas summarisch die bleibenden Leistungen des Theologen und Exegeten G. von Rad und formuliert im Anschluß daran einige kritische Anfragen, die sich seiner Meinung nach aus dessen Werk ergeben.

Man merkt dem Buch auf jeder Seite an, daß es nicht in Deutschland geschrieben wurde. Es ist schon verblüffend, wie selbstsicher der amerikanische Verfasser dem deutschen Gelehrten einen festen Platz in der Ahnengalerie der theologischen Forschung zuweist und wie unbekümmert er Querverbindungen zwischen der neueren deutschen Geschichte und Rads persönlichem Lebensweg und -werk herstellt. Ob diese Deutungen immer dem tatsächlichen Sachverhalt gerecht werden, darf bezweifelt werden. Was den Stil angeht – eine Art von gehobenem theologischem Journalismus –, der hierzulande bei solcher Thematik noch immer als suspekt gilt, so muß er dem Anliegen des Buches keineswegs Abbruch tun. Insgesamt gesehen trifft der Autor die Grundintentionen G. von Rads, auch wenn manche Nuance übersehen oder ungenau erfaßt wurde. Der Leser erhält eine zuverlässige Einführung in Werk und Denken eines großen Gelehrten, dem die alttestamentliche Wissenschaft wesentliche Einsichten und Anregungen verdankt.

F. K. Heinemann

KIRCHSCHLÄGER, Walter: *Schriftverständnis leicht gemacht*. Zur Vermittlung biblischen Grundwissens. Reihe: Gespräche zur Bibel, Einführungsband. Klosterneuburg 1980: Verlag Österreichisches kath. Bibelwerk. 198 S., kt., DM 31,50.

Das Buch will eine allgemeine Orientierung über das biblische Schrifttum vermitteln. Am Anfang steht ein Kapitel, das in das Verständnis der Bibel einführt. Es folgt ein Überblick über die Schriften des Alten Testaments und die deuterokanonischen Bücher sowie ein Abschnitt über die Bedeutung des Alten Testaments für den Christen und einige Bemerkungen über die zwischentestamentarische Zeit. Das folgende Kapitel gilt den Schriften des Neuen Testaments und das dritte Kapitel der Entstehung des Kanons und der Inspiration als Wesensbestimmung der Bibel. Das vierte Kapitel erläutert die Arbeitsweise heutiger Schriftauslegung, wobei man sich auch ein Wort über die moderne linguistisch-literaturwissenschaftliche Methode gewünscht hätte. Das fünfte Kapitel faßt die wesentlichen Aussagen der dogmatischen Konstitution „Dei Verbum“ des 2. Vatikanums zusammen. Einen Überblick über die Geschichte Israels und die theologischen Schwerpunkte des Alten Testaments bietet das folgende Kapitel. In ähnlicher Weise behandelt das achte Kapitel den Hintergrund der neutestamentlichen Schriften und stellt ausgewählte Schwerpunkte und theologische Grundaussagen der neutestamentlichen Schriften vor. Ihm vorgeordnet ist das siebte Kapitel, das den Leser mit der jüdischen Sekte von Qumran bekannt macht.

Die Aufzählung läßt an eine Einleitung herkömmlichen Stils denken. Tatsächlich aber haben wir ein Arbeitsbuch vor uns, wie die Darbietung des Stoffs erkennen läßt. Zahlreiche Verweise am Textrand stellen Querverbindungen her und erleichtern den notwendigen Überblick. Übungstexte und Textbeispiele dienen der praktischen Erarbeitung des Inhaltes und wollen zur Lektüre biblischer Texte selbst hinführen. Eine klare Gliederung, unterschiedliche Schrifttypen und zahlreiche Skizzen erleichtern die Arbeit mit dem Buch. Schriftverständnis leicht gemacht? Der Titel erinnert an ähnliche andere wie „Französisch ohne Mühe“. Was hier geboten wird, ist solides biblisches Grundwissen, das sicher das Schriftverständnis erleichtert, aber deswegen noch lange nicht leicht macht.

F. K. Heinemann

JEREMIAS, Joachim: *Die Sprache des Lukas-Evangeliums*. Redaktion und Tradition im Nicht-Markusstoff des dritten Evangeliums. Reihe: Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. Sonderband. Göttingen 1980: Vandenhoeck & Ruprecht. 323 S., Ln., DM 60,-.

Sollen die Theologie des Lukas und der Umfang der ihm vorgegebenen Traditionen genau erfaßt werden, sind exakte sprachliche Analysen eine dringende Voraussetzung. Diese Erkenntnis hat den bekannten, inzwischen verstorbenen Neutestamentler dazu bewogen, vor einer Kommentierung des dritten Evangeliums die Sprache des Evangelisten zu analysieren. Bei der Durchführung der sprachlichen Untersuchung kann man es nicht bei einer statistischen Erhebung des Wortschatzes belassen. Wichtiger und entscheidender ist vielmehr, ob die jeweilige Formulierung der Tradition oder der Redaktion zuzuschreiben sind. Da die Apostelgeschichte bei der sprachlichen Untersuchung des Lukas-Evangeliums herangezogen werden kann, ist ein solches Unternehmen ungleich aussichtsreicher als bei den übrigen Evangelisten. Denn dadurch ist die Möglichkeit gegeben, sprachliche und stilistische Eigenarten des Lukas auch dort festzustellen, wo keine lukanischen Vorlagen enthalten sind. J. verzichtet bewußt auf literarkritische Thesen und nimmt als Quelle nur das Markus-Evangelium an und nicht etwa auch die Logienquelle. Als Nicht-Markusstoff betrachtet er Lk 1,5–4,30; 5,1–11; 6,20–8,3; 9,51–18,14; 19,1–27.39–44; 21,34–38; 22,14–24,53. Kriterien für den vor- und nichtlukanischen Sprachgebrauch sind nach J. folgende sechs: „wenn ein Wort, eine Wortgruppe oder eine syntaktische Konstruktion 1. selten oder nie von Lukas selbständig verwendet wird, 2. im Markusstoff weitgehend oder stets von Lukas gemieden wird, 3. einer lukanischen Sprachwendung mit ähnlichem oder gleichem Inhalt gegenübersteht, 4. deutlich semitischen Sprachhintergrund erkennen läßt, 5. auf den Nicht-Markusstoff des Evangeliums beschränkt ist, 6. durch das übrige Neue Testament als geprägte Gemeindegemeinschaft erwiesen ist“ (8). Stimmen Matthäus und Lukas überein, ist das ebenfalls der Tradition zuzuschreiben.

Bei der sprachlichen Analyse ist J. besonders die stark redaktionelle Gestaltung der lukanischen Kindheitsgeschichte aufgefallen. Die Passionsgeschichte zählt er nicht zum Markusstoff, wenn gleich es dort keine letzte Sicherheit gebe. Der Nicht-Markusstoff habe dem Lukas geprägt vorgelegen. Auffälligerweise habe Lukas in diesen weniger eingegriffen als in den Markusstoff. Als wesentliches Ergebnis seiner Untersuchung betont J. die konservative Redaktion des Lukas. Stilistische Verbesserungen am Traditionsgut, selbst an Septuaginta-Zitaten, sind weithin die einzigen Änderungen. Am meisten hat der Evangelist den Rahmen, vor allem die Ein- und Ausleitungen, weitgehend stilistisch geändert.

Entsprechend den angegebenen Kriterien führt J. die Scheidung zwischen Tradition und Redaktion im Nicht-Markusstoff des Lukas-Evangeliums durch. Die sprachliche Analyse, die J. mit gewohnter Akribie durchführt, wird sicherlich ein gutes Hilfsmittel für alle jene sein, die sich mit dem Lukas-Evangelium beschäftigen. Die Feststellung vorlukanischer Überlieferungen weist zurück auf den historischen Jesus. Hier wird ein Anliegen deutlich, das J. zeit lebens am Herzen lag. H. Giesen

LIPS, Hermann von: *Glaube – Gemeinde – Amt*. Zum Verständnis der Ordination in den Pastoralbriefen. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 122. Göttingen 1979: Vandenhoeck & Ruprecht. 327 S., Ln., DM 66,-.

In seiner Heidelberger Dissertation geht L. der Frage nach der Ordination in den Pastoralbriefen (= Past) nach. Anders als bisherige Untersuchungen zum Thema ordnet er seine Fragestellung in den Rahmen des Glaubens- und Kirchenverständnisses der Past ein. Der Glaube ist in den Past vornehmlich sachlich-inhaltlich bestimmt, wobei der personale Aspekt des Glaubensvollzugs zurücktritt. Als „Erkenntnis der Wahrheit“ ist er von der Irrlehre abgesetzt. Norm der Lehre ist das paulinische Evangelium, das als festumschriebene Tradition dem Amtsträger anvertraut ist. Aufgabe der

„gesunden Lehre“ ist es, die verfügbare Überlieferung weiterzugeben und das Verhalten der Glaubenden sich danach ausrichten zu lassen. Der individuelle Aspekt des Glaubens wird durch den Gewissensbegriff ausgedrückt. Die Past legen den Akzent auf die ethischen Konsequenzen des Glaubens. Inhaltlich stimmt die Ethik der Christen mit der der Umwelt überein, unterscheidet sich jedoch dadurch, daß den Christen die Erfüllung der Normen durch ihren Glauben ermöglicht ist. Neben der Tugend des Glaubens ist es vor allem die Frömmigkeit, die die christliche Existenz bestimmt. Auch in den Past geht die soteriologische wie eschatologische Bestimmtheit der christlichen Existenz nicht verloren.

Das Kirchenverständnis in den Past orientiert sich an dem Bild des Hauses und der Hausgemeinschaft. Von daher werden auch die Ordnungsfunktionen in der Kirche bestimmt. Die Kirche als Fundament der Wahrheit ist in der Tendenz zur Heilsanstalt. Die Gemeinschaft der Glaubenden wird durch die Irrlehre gefährdet gesehen.

Der Amtsträger als Lehrer und Leiter der Gemeinde wird in den Apostelschülern Timotheus und Titus typisch dargestellt und in den Ämtern des Episkopos und der Presbyter konkretisiert. Die Amtsträger haben ihre Autorität als Haushalter Gottes. Die Kirche ist dabei, sich zu konsolidieren, und muß sich nach innen und außen bewähren, wobei den Amtsträgern die entscheidende Rolle zukommt.

Auf diesem Hintergrund sind die Texte zu verstehen, die von der Ordination sprechen (1 Tim 4,6–16; 2 Tim 1,3–2,13), die L. gründlich analysiert. Daneben können noch 1 Tim 1,18; 5,22, wahrscheinlich Tit 1,5 und nur unter Vorbehalt 1 Tim 6,11 ff. berücksichtigt werden. Zum Verständnis der Ordination vermag das Verhältnis von Charisma und Amt beizutragen. Das Charisma in den Past bedeutet die Befähigung und Vollmacht zu einer amtlichen Funktion und ist somit auf den Amtsträger beschränkt.

Die Handauflegung bei der Ordination ist aus dem Judentum übernommen. Sie ist nicht inhaltlich festgelegt und kann deshalb in verschiedenen Zusammenhängen verwendet werden. Nach der Apostelgeschichte ist die Ordination begründet in der Ordination der Amtsträger in der Anfangszeit. Lukas setzt die pneumatische Qualifikation des Amtsträgers voraus; die Ordination dient dessen Legitimierung. Die Übertragung der Vollmacht stellt den Amtsträger unter die Gnade Gottes. Wie in der Apostelgeschichte ist auch in den Past der Zuspruch, der im Namen Gottes geschieht, als auch die Handauflegung wesentlich. Bei der Ordination wird dem Amtsträger die Tradition anvertraut. Die Ordination ist parallel zur Taufhandlung zu sehen, da sie wie jene eine pneumatische Gabe vermittelt. Der Amtsträger erhält durch sie eine besondere Verantwortung für die Gemeinde und eine besondere Vollmacht über sie. Die Ordination ist zugleich ein institutionell-rechtlicher Akt, der die Funktion wie Autorität des Amtsträgers in der Gemeinde begründet. Die Sukzession der Amtsträger dient der Kontinuität der Tradition, die es zu bewahren gilt. Über die Apostelschüler wird diese auf Paulus zurückgeführt.

Die gewandelte historische Situation gegenüber den paulinischen Gemeinden ist grundlegend für das gewandelte Verständnis der Kirche in den Past. Gerade der Vergleich zwischen den verschiedenen Ansätzen (Paulus-Past) führen nach Auffassung des Vf. zu Gesichtspunkten für die heutige Diskussion. Im Gemeinde- und Amtsverständnis der Past sieht L. ein Modell: Wie die Past Strukturen aus der Welt in den Dienst der Gemeindeordnung gestellt haben, so könne man heute demokratische Strukturen für die Gemeindeordnung dienstbar machen. Als Modell lege die Gemeindeordnung der Past die Kirche von heute nicht fest, sondern lasse ihr die Freiheit, ihre Gemeindeordnung entsprechend den Erfordernissen der Zeit und theologischer Sachgemäßheit zu formulieren.

Die vorliegende Dissertation bietet zweifellos eine gründliche Untersuchung des Ordinationsverständnisses im Rahmen des Glaubens- und Kirchenverständnisses, deren Ergebnissen man im ganzen zustimmen kann. Die Schlußfolgerungen für eine heutige Kirchenordnung, die nur angedeutet werden, müßten m. E. dagegen noch genauer diskutiert werden. Dabei wäre vor allem zu beachten, daß nach neutestamentlichem Verständnis der Auftrag zu einem Verkündigungsamt stets auf Gott selbst zurückgeführt wird. Außerdem wäre die Frage nach dem Gewicht von historisch Gewordenem zu stellen. L. hat mit seiner Dissertation nicht nur eine sorgfältige Studie über die Ordination in den Past vorgelegt; er wird sicherlich auch die Diskussion über die Ordination im ökumenischen Gespräch befruchten.

GLÖCKNER, Richard: *Biblischer Glaube ohne Wunder?* Reihe: Sammlung Horizonte Neue Folge 13. Einsiedeln 1979: Johannes Verlag. 132 S., br., DM 14,-.

In der Diskussion um die Wunder im Neuen Testament scheint sich weithin die Meinung durchgesetzt zu haben, sie seien nichts anderes als symbolhaft-bildhafte Konstruktionen oder überhöhte alltägliche Begebenheiten idealtypisch. Als solche stehe die Frage ihrer Historizität nicht mehr zur Debatte. Hier möchte der Vf. kritisch rückfragen. Dabei geht es ihm nicht darum, neue Varianten philologischer oder historischer Einzelheiten anzubieten, sondern darum, den Fragenkomplex zu vereinfachen und so Orientierungshilfen zu geben. Mit Recht ist G. der Meinung, daß die Exegese immer auch die Aufgabe hat, Entscheidungs- und Klärungshilfen bereitzustellen, was ihr allerdings dann nicht gelingen kann, wenn der Leser den Eindruck gewinnt, im Grunde sei jede Deutung gleich und damit gleich-gültig.

Wahrheitsanspruch und Glaubwürdigkeit der Wundergeschichten sind G.s besonderes Anliegen. Im ersten Kapitel zeigt er die weltanschaulichen Voraussetzungen der Interpreten, insbesondere am Beispiel Augustinus und Spinozas, und deren Auswirkungen auf, um dann im zweiten Kapitel die Bedeutung und die Darstellungsweise der Wundererzählungen in den Evangelien nachzuzeichnen. Einen Vergleich zwischen neutestamentlichen Wundergeschichten mit jüdischen und hellenistischen Parallelen (3. Kap.) zeigt einerseits ihre größere Nähe zum jüdischen Erbe und andererseits, daß die Wundergeschichten im Neuen Testament letztlich nicht ableitbar sind, da sie mit der Botschaft Jesu und seinem Leben eng verbunden sind. Das Verhältnis Glaube – Wunder ist Thema des vierten Kapitels. G. betont in diesem Zusammenhang mit Recht, daß bei aller Notwendigkeit des Glaubens das Wunder nicht vom Glauben abhängig ist. Abschließend werden einige konkrete Interpretationen von Wunderperikopen vorgelegt, wobei auch die Frage gestellt wird, welche Aspekte für die Verkündigung hervorzuheben sind. G. gelingt es zweifellos aufzuzeigen, daß eine skeptische Beurteilung von Wundern Jesu durchaus nicht angezeigt ist. Die Wundererzählungen können wie zur Zeit Jesu auch in unserer Zeit den Glauben der Christen stärken. H. Giesen

MAAS, Wilhelm: *Gott und die Hölle.* Studien zum Descensus Christi. Reihe: Sammlung Horizonte Neue Folge 14. Einsiedeln 1979: Johannes Verlag. 336 S., br., DM 28,-.

In seiner Freiburger Habilitationsschrift sucht M. die unterschiedlichen Aspekte des Glaubenssatzes vom Descensus Christi darzustellen und untereinander konvergieren zu lassen. Dabei bleibt er im Gespräch mit den Untersuchungen zum Thema, geht aber zugleich darüber hinaus, insofern er manche Aspekte neu entdeckt, die im Laufe der Theologiegeschichte verlorengegangen sind. Hinsichtlich der biblischen Aussage stimmt M. mit den Exegeten überein, daß nirgendwo von einem Descensus Christi im Sinne einer aktiven Heilswirksamkeit in der Unterwelt ausdrücklich gesprochen wird. Was gemeint ist, ist, daß Jesus wirklich tot war. Bei der Interpretation der neutestamentlichen Texte zieht der Vf. Texte aus der zwischentestamentarischen Zeit heran, die bisher nur wenig oder überhaupt nicht beachtet wurden. Wichtig erscheint mir, daß M. die Scheol-Vorstellung mit samt den damit gegebenen Motiven und Anschauungen für das Verständnis des Descensus fruchtbar macht. Die Verlassenheit und die Verhältnislosigkeit lassen sich als wesentliche Charakteristica der Scheol-Vorstellung erkennen. Indem Jesus die Tiefe von Tod und Scheol erleidet, bringt er das Leben.

In der nachbiblischen Theologiegeschichte verfolgte man die neutestamentliche Sicht nur unzureichend, insofern nun das Kampfmotiv einseitig in den Vordergrund trat und dadurch ein Triumphalismus entstand, der das Töten und Leiden zu schnell verherrlichte. Eine Wende brachte in diesem Punkt erst M. Luther, der den Descensus im Rahmen seiner Kreuzestheologie verstand und ihm von daher große Bedeutung zumaß.

Hermeneutische Fragen hinsichtlich des Descensus behandelt M. in kritischer Diskussion der babylonischen Descensus-Aussagen und in Auseinandersetzung mit dem Entmythologisierungsprogramm R. Bultmanns, dem er m. E. zu Recht vorwirft, er habe das Existenzverständnis vom Seinsverständnis (so Heidegger) auf das Selbstverständnis eingeengt. Bultmann hat zudem eine seiner Quellen im Neu-Kantianismus, mit dem er die rationalen, objektiveren Formen der Realität von der unmittelbaren religiösen Erfahrung absolut trennt. Von daher ist sein Mythosbegriff maßgebend bestimmt. Wer die Voraussetzungen Bultmanns nicht teilt, kann auch nicht die daraus abgeleitete Aussage, der Descensus sei erledigt, mit ihm teilen. Sprachphilosophische und anthropologische Aspekte des Descensus machen demgegenüber deutlich, daß der Descensus auch heute als zentrale Aussage des Glaubens verstanden werden kann.

M. stellt auch verschiedene neuere Interpretationen des Descensus dar, wobei er der Deutung H. Urs von Balthasars deutlich den Vorzug gibt, der in der Descensus-Lehre die Mitte und den wesentlichen Inhalt seiner Theologie sieht. Balthasar ordnet den Descensus der Trinität zu. Das Wesen des trinitarischen Lebens bestehe in der „Selbstweggabe“, die Ausdruck der Freiheit Gottes ist. In diesem Horizont ist es möglich, Gottverlassenheit, Tod und Höllenabstieg Christi wirklich ernst zu nehmen, ohne sie rein anthropologisch mißverstehen zu müssen oder sie gnostisch zu interpretieren. In dieser Perspektive wird auch deutlich, daß es den Descensus schon „mitten im Leben“ gibt. Dieser Frage geht M. in seinem letzten Kapitel nach.

Die Scheol ist nach biblischem Verständnis überall dort am Werk, wo der Tod Macht ausübt. Sie ist die Sphäre, in der Not, Krankheit und Verlassenheit angesiedelt sind. Ja, Scheol und Verlassenheit sind geradezu auswechselbare Begriffe. In diesem Sinn wirkt die Scheol mitten in das Leben hinein. Sie bedeutet vor allem Gottverlassenheit. Auch auf diesen Aspekt der Descensus-Lehre hat M. Luther mit Nachdruck hingewiesen, der allerdings den Zorn Gottes und die höllische Verdammung aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen überbetont. Eine Durchsicht moderner Literatur läßt M. zu dem Schluß kommen, daß Hölle heute als genaue Ortsbeschreibung menschlicher Existenz gelten könne. Von daher lasse sich gerade vom Descensus Christi her dem Menschen in seiner Ausweglosigkeit ein Heilsangebot machen. Abschließend gibt M. noch einige Anregungen für das Verständnis der Taufe von der Lehre des Descensus her.

Der Vf. hat uns eine lehrreiche Studie vorgelegt, die nicht nur über die Diskussion über den Glaubenssatz „abgestiegen in die Hölle“ informiert, sondern die verschiedenen Aspekte darlegt, die den Glaubensartikel nicht nur als ein Randphänomen erscheinen, sondern als eine wichtige christologisch-soteriologische Aussage erkennen lassen. Als solche findet sie auch beim modernen Menschen Anknüpfungspunkte, zumal bei Menschen, die verlassen, vereinsamt und von Not geplagt sind. Vor allem der Descensus inmitten des Lebens läßt den Glaubenssatz existential auslegen. Von daher wird klar, daß dieser Glaubenssatz in keiner Weise „erledigt“ ist.

H. Giesen

STRECKER, Georg: *Eschaton und Historie*. Aufsätze. Göttingen 1979: Vandenhoeck & Ruprecht. 399 S., kt., DM 74,-.

Der Titel des Sammelbandes des Göttinger Neutestamentlers nennt die beiden Pole, die für seine exegetische Arbeit bestimmend sind: Der eschatologische Anspruch des Neuen Testaments begegnet unter den historischen Bedingungen der frühen Christenheit. Bevor St. wichtige exegetische Einzelthemen behandelt, stellt er seine Sicht der Redaktionsgeschichte dar. Dabei betont er völlig zu Recht, daß es bei aller Individualität der Evangelisten zu beachten gilt, daß sie an die Gemeinde und deren Funktion gebunden bleiben. Die Evangelienschreibung selbst betrachtet er als Ergebnis eines Historisierungsprozesses in der zweiten und dritten christlichen Generation. Überlieferungsgeschichtlich sieht er in der Evangelienschreibung den Übergang vom Juden- zum Heidenchristentum, einen Reflex der Hellenisierung des christlichen Glaubens. Theologisch sei die Evangelienschreibung durch das heilsgeschichtliche Interesse der Evangelisten motiviert. Die Evangelien wollen das Paradox des Christusgeschehens bezeugen: In Jesus ragt das Eschaton schon herein in die Geschichte.

Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen zur Redaktionsgeschichte folgen exegetische Einzelbeiträge: Zur Messiasstheorie im Markusevangelium (33–51); Die Leidens- und Auferstehungsvorausagen im Markusevangelium (52–75); Literarkritische Überlegungen zum Euangelion-Begriff im Markusevangelium (76–89); Das Geschichtsverständnis des Matthäus (91–107); Die Makarismen in der Bergpredigt (108–131); Die sogenannte zweite Jerusalemreise des Paulus (132–141); Redaktion und Tradition im Christushymnus Phil 2,6–11 (142–157).

St. geht dann auch Fragen der Theologie des Neuen Testaments nach: Die historische und theologische Problematik der Jesusfrage (159–182); Das Evangelium Jesu Christi (183–228); Befreiung und Rechtfertigung. Zur Stellung der Rechtfertigungslehre in der Theologie des Paulus (229–259); Das Problem der Theologie des Neuen Testaments (260–290).

Aus dem Bereich der Religionsgeschichte kommen drei Artikel: Christentum und Judentum in den ersten beiden Jahrhunderten (291–310); Paulus in nachpaulinischer Zeit (311–319); Elkesai (320–333).

Schließlich präsentiert uns St. zwei wichtige Exegeten, die in den Ausführungen seines Sammelbandes auch sonst eine Rolle spielen: William Wrede (335–359); W. Bauer (360–366).

Außer dem ersten und letzten Beitrag des Bandes wurden alle bereits zuvor veröffentlicht. In diesem Sammelband werden die exegetischen Arbeiten Streckers jedoch zugänglicher, wozu das ausführliche Stellen- und Autorenregister zusätzlich beiträgt. Es ist geradezu selbstverständlich, daß man den von St. vertretenen Positionen in Einzelheiten nicht immer folgen wird. Kritik kann man auch üben an seinem Urteil über den beginnenden Frühkatholizismus, an seiner Auffassung von der Rejudaisierung des Christentums sowie seine Beurteilung des Hellenisierungsprozesses. Daß Paulus in der offiziellen Kirche der ersten beiden Jahrhunderte kein Heimatrecht hatte, dürfte kritischer Prüfung nicht standhalten. Einige Reserve verdient auch die These von der Historisierung der Evangelien durch die Evangelien, da eine solche Tendenz wohl schon von Anfang an, wenn auch nicht in den Paulusbriefen greifbar, vorhanden gewesen sein dürfte. Diese Kritik kann und soll allerdings den Blick nicht dafür verstellen, daß uns ein kompetenter Autor seine Arbeiten zu bedeutsamen biblischen Themen vorgelegt hat und dadurch anregt, an der gemeinsamen Sache des Wortes Gottes weiterzuarbeiten.

H. Giesen

SCHOLL, Norbert: *Kleine Psychoanalyse christlicher Glaubenspraxis*. München 1980: Kösel-Verlag. 196 S., kt., DM 19,80.

Es war hohe Zeit, einmal wieder ein Buch vorzufinden wie das kleine, aber sehr lesenswerte Buch von N. Scholl. Hier wird in einer geduldrigen Vermittlung von theologischen Grundstrukturen des Glaubens als Haltung („fides qua“) und einigen, eher allgemein akzeptierten Erkenntnissen der Psychologie gezeigt, wie der Glaube nicht nur durch Schwund oder Fehlen aus dem Blickfeld schwindet, sondern wie auch der Glaube der Glaubenden krank oder gestört sein kann und so nicht zu der befreiend-bergenden Haltung wird, die er sein könnte, sein müßte. Scholl beschreibt einige solcher Glaubenskrankheiten: Infantilismus, Ideologisierung, Projektionen, Aggressionen, Angst, Schuldgefühle. Es geht ihm dabei nicht darum, Abstriche zu machen, sondern Hemmnisse aufzuzeigen. Man kann nur hoffen, daß das Buch viele Leser und Weiter-Erzähler findet, die aber auch verstanden haben, was Scholl will, und die sich nicht zu schnell durch Verteidigungsmechanismen immunisieren. Dabei muß man nicht jeden Einzelsatz und jedes Einzelbeispiel unterschreiben (Formulierung der Übergangssituation, 171; des Verhaltens Jesu etwas pauschal 177f.; vor allem: „nur der Gesunde kann den schwierigen ‚Aufstieg zum Licht‘ wagen und ihn durchstehen“, 173 – wer hat da noch sehr große Chancen?). Auch die Erklärung des Hexenphänomens ist wohl etwas einlinig geraten. Dennoch: seit den leider im dicken Handbuch der Pastoraltheologie „begrabenen“ Ausführungen von Albert Görres über die Pathologie des Katholischen (vgl. aa.O. II/1, 288–343) ist das Büchlein eine der wenigen wichtigen Publikationen zum Thema Glaube – Reife – psychische Gesundheit.

P. Lippert

KUSSÄTHER, Helmut: *Was ist gut und böse? Zur Grundlegung der Ethik*. Neukirchen-Vluyn 1979: Neukirchener Verlag. 112 S., kt., DM 22,-.

„Was ist gut und böse, Schuld, Verantwortung, Reue, Gewissen? Was ist Wesen, Grund und Möglichkeit ethischer Phänomene? Woraus entspringt das Ethische überhaupt?“ (11), Fragen, die zweifellos zum Grundbestand ethischer Problematik gehören. Der Klärung dieser und mit ihnen zusammenhängender Fragen dient die vorliegende Schrift, die durch ein Vorwort von Ernst Fuchs eingeleitet wird. Die Probleme werden in drei Kapiteln entwickelt: 1. „Freiheit als Verantwortung für die Welt der Verantwortungsmöglichkeit“, 2. „Grundstruktur von Gut und Böse“, 3. „Die Verantwortungsmöglichkeit in ethischen Konflikten und Antinomien. Die Ratlosigkeit (Aporie) der Ethik“. Angefügt ist eine theologische Würdigung und Kritik der Gewissensanalyse Martin Heideggers.

Wie soll Freiheit gedacht und die Möglichkeit der Verantwortung verstanden werden? Die Analyse von Lebensvollzügen, in denen die Freiheit die ihr gestellte Aufgabe, nämlich angesichts des ethischen Anspruchs verantwortlich zu entscheiden, nicht gerecht wird, läßt die Frage nach der Möglichkeit eines verantwortlichen Lebens um so energischer stellen. In der Reue erblickt der Verfasser ein Phänomen, in dem sich eine solche Möglichkeit bekundet. Die in der Reue sichtbar werdende „Übermacht“ eines nicht aus dem Wesen entspringenden, seiner Freiheit gegenüberstehenden Anspruchs leitet hin zu einer Untersuchung des Gewissens als der ständigen Manifestation unserer Verantwortlichkeit.

Im Zentrum der Erörterungen, wie die Struktur von Gut und Böse beschaffen sei, steht der Begriff des „Mögens“, denn der Grundstruktur des Mögens entspricht die Wesensstruktur von Gut und Böse. Unter „Mögen“ versteht der Verfasser einen intentional gerichteten Lebensvollzug, der sich auf ein Seiendes bezieht, das vom Menschen angezielt, „gemocht“ wird, zugleich aber von ihm als eine

Macht erlebt wird, die seine Freiheit in Anspruch nimmt. Der Verfasser bevorzugt diesen Begriff gegenüber dem Begriff der „Liebe“, da er den in Frage stehenden Lebensvollzug umfassender begreift, als es der Begriff der Liebe tut. Ob der Begriff der Liebe dienlich gewesen wäre, sei dahingestellt; es erhebt sich aber immer wieder bei der Lektüre die Frage, ob die oft sehr eigenwillige und ungewöhnliche Ausdrucksweise das Verständnis der Ausführungen nicht doch behindern könnte. Daß solch grundsätzliche Überlegungen, wie sie hier vorliegen und von denen diese Besprechung nur einige nennen kann, veröffentlicht werden, ist freilich zu begrüßen. S. Hammer

EDELMANN, Walter: *Entwicklungspsychologie*. Ein einführendes Arbeitsbuch. München 1980: Kösel-Verlag. 196 S., kt., DM 24,-.

Dieses Buch setzt sich das Ziel, in die allgemeine Entwicklungspsychologie einzuführen und die methodischen und inhaltlichen Grundfragen zu behandeln, die gelöst werden müssen, wenn Entwicklung beschrieben und erklärt werden soll. Das Buch richtet sich an Praktiker der pädagogischen und sozialen Berufe, denen es zwar kein direkt anwendungsbezogenes Wissen, wohl aber eine Einführung in modernes entwicklungspsychologisches Denken und eine erste Kenntnis der grundlegenden Kategorien zum Verständnis entwicklungspsychologischer Aussagen vermittelt. In vier Kapiteln kommen die Grundlagen und Grundbegriffe und Entwicklungspsychologie zur Sprache, wobei z. B. Entwicklungsbegriffe und Faktoren der Entwicklung, Entwicklungsverlauf, Lernformen, Verschränkung von Reifungs- und Lernvorgängen, Fragen der Selbststeuerung, biologische Grundlagen der Entwicklung, Anlage- und Umweltproblematik (insbesondere in Verbindung mit der Intelligenzforschung), Fragen der Sozialisation erörtert werden.

Das Buch ist als Arbeitsbuch gedacht und zielstrebig und klar aufgebaut. Jedes Kapitel beginnt mit einer Angabe der Lernziele, es folgt die Entfaltung des Stoffes in überschaubaren Einzelschritten, wobei nach jedem Schritt eine Zusammenfassung gegeben wird, am Schluß des darstellenden Textes werden nochmals die wichtigsten Gesichtspunkte namhaft gemacht. Jedes Kapitel schließt sodann mit einem „Arbeitsteil“, der einen Test enthält, mit Hilfe dessen der Leser selbst nachprüfen kann, wie weit er die Lernziele erreicht hat (entsprechende Aufgaben zur Lösung der Testfragen sind beigefügt), und mit Arbeits- und Diskussionsanregungen. Zahlreiche Abbildungen und schematische Darstellungen veranschaulichen den Lernstoff. Der Anhang bringt eine kleine Liste von Literaturempfehlungen (auch schon in den einzelnen Kapiteln wird auf weiterführende Literatur aufmerksam gemacht), ein umfassenderes Literaturverzeichnis und ein Sachregister. Das didaktisch geschickt gestaltete Buch ist zweifellos ein zweckmäßiges Hilfsmittel für den angesprochenen Leserkreis, sich einen ersten Überblick über die Entwicklungspsychologie anzueignen. S. Hammer

*Erfahrungen mit dem Bußsakrament*. Hrsg. v. Konrad BAUMGARTNER. Bd. 2: Theologische Beiträge zu Einzelfragen. München 1979: E.ewel Verlag. 501 S., kt., DM 22,-; Ln., DM 34,-.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des 1. Bandes seines Werkes legt B. den 2. Band vor. Nachdem dort in „Berichten – Analysen – Problemen“ die bei einer Umfrage „in Sprache gebrachten Erfahrungen ernst zu nehmender Christen“ mit dem Bußsakrament (120) vorgestellt wurden, befassen sich in diesem Band 19 Vertreter theologischer Fachrichtungen mit den wichtigsten theologischen und seelsorglichen Problemen, die sich aus der Umfrage ergeben. Es sind Beiträge, die – zusammen genommen – eine umfassende biblische, dogmatische, moraltheologische und vor allem auch geschichtliche Grundlagenforschung hinsichtlich der kirchlichen Bußinstitution vorlegen. Sie soll Wege zu einer sinnreicheren und fruchtbareren Erneuerung von Buße und Bußsakrament in unserer Zeit finden helfen. Als „das übergreifende Anliegen“ beider Bücher nennt B. mit einem Zitat von D. Emeis „unser aller gemeinsame Sorge . . . , dem Bußsakrament ein menschenfreundliches Gesicht zu geben“. Dabei gehe es nicht um „Buße zu herabgesetzten Preisen“, sondern „darum, das in Christus der Kirche geschenkte Heil, den ‚Lösepreis unserer Sünden‘, theologisch neu zu gewichten und menschengerecht zu vermitteln, was eine Besinnung auf die Formen der Heilsvermittlung einschließt“ (23). Es ist nicht möglich, die vielseitigen Erkenntnisse bußgeschichtlicher Forschung und dogmatischer Neubesinnung und die Anregungen zu pastoraler Umsetzung, die hier zusammengetragen sind, auch nur annähernd zu skizzieren. Sie seien dringend zur Lektüre empfohlen. Mindestens sollte man die Einführung des Hrsg. lesen (23–36), die eine informative Zusammenschau der einzelnen Beiträge bietet. Darin wird auf die gemeinsamen thematischen Schwerpunkte aufmerksam gemacht, in denen die Autoren wichtige Themen von Bußtheologie und Bußpastoral sehen.

Unter ihnen nehmen die Fragen nach der Sakramentalität der Bußfeier und der Notwendigkeit des vollständigen Einzelbekenntnisses der schweren Sünden einen bemerkenswerten Platz ein. Die Tendenz geht zur generellen Anerkennung sakramentaler Bußfeiern. Als Grund wird u. a. angeführt, daß durch „nichtsakramentale Bußfeiern das sakramentale Bewußtsein ganz allgemein sich abschwächen und so auch der Zugang zur sakramentalen Figur der Einzelbeichte kaum gefördert werden“ (Seybold, 152). Nun zeigen aber die Erfahrungen aus der deutschsprachigen Schweiz, wo in 90% der Pfarreien mit Zustimmung der Bischöfe gemäß den Richtlinien des „Ordo paenitentiae“ von 1973 die Generalabsolution in der Bußfeier praktiziert wird, daß infolge dieser Praxis „an einzelnen Orten die Zahl der Beichtwilligen fast auf den Nullpunkt gesunken ist“ und daß die Durchsetzung der Bestimmung, die schweren Sünden, die durch die Generalabsolution erlassen wurden, vor erneuter Generalabsolution in der Einzelbeichte zu bekennen sind, nach Überzeugung eines beachtlichen Teiles der Seelsorger jener Gebiete „ein aussichtsloses Unternehmen ist“ (Finkenzeller, 46). Auch wenn die Verpflichtung zum Einzelbekenntnis durch das Konzil von Trient nicht „*jure divino*“ gegeben ist, das Konzil also keine strengdogmatische, unrevidierbare Definition getroffen haben sollte, bleiben die in oben genannter Rezension vorgebrachten Einwände nicht zufriedenstellend widerlegt (vgl. zum Problem die gründliche Darstellung von Seybold, 118–165). Wenn nicht beiden, der nichtsakramentalen Bußfeier und dem Einzelsakrament, ihre Eigenbedeutung gesichert wird, kann auch mit der Bußfeier geschehen, was der Praxis des Einzelsakramentes in der Vergangenheit vorgehalten wird: Sie habe daraus ein „Buße-Umgehungsakrament“ gemacht.

Diesen und anderen Fragen, z. B. der Frage nach dem Gerichtscharakter des Bußsakramentes im Verhältnis zu seiner „therapeutischen“ Eigenart oder auch der Frage nach dem „Glaubenssinn“ der Kirche als einem zu beachtenden Ausgangspunkt für die theologische Interpretation der Offenbarung, in solcher Sorgfalt und Breite nachgegangen zu sein, ist das Verdienst des Herausgebers und seiner Mitarbeiter, für das ihnen aufrichtig Dank gebührt. Anerkennung gebührt auch dem Verlag, der die beiden Bände zu einem für heutige Forderungen erstaunlich maßvollen Preis herausgebracht hat.

H. J. Müller

*Ministrantenarbeit.* Werkbuch für Leiter von Ministrantengruppen. Hrsg. v. Peter WITTE-MANN und Norbert WEIDINGER. Kevelaer 1979: Verlag Butzon & Bercker i. Gem. m. d. Verlag Haus Altenberg, Düsseldorf. 288 S., Paperback, DM 24,-.

Einige Zeit hindurch schien es so, als seien Ministranten überflüssig und würden bald aus dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinden verschwinden. Inzwischen hat sich die Situation grundlegend gewandelt. Man kann geradezu von einer Wiederentdeckung des Ministrantendienstes sprechen. Auf diesem Hintergrund ist das Buch von P. Wittemann und N. Weidinger zu sehen, das Vorschläge bietet, wie Ministranten in Gehalt und Gestalt des Gottesdienstes eingeführt und befähigt werden können, die Liturgie verantwortlich mitzugestalten.

Dementsprechend ist die Thematik der Ausführungen weitgespannt. U. a. finden sich ein Abriss der Geschichte des Ministrantendienstes und seiner Einschätzung, eine Stellungnahme zum Thema „Mädchen als Ministranten?“, ein Rahmenplan für die Ausbildung von Ministranten, Erläuterungen zu den konkreten Aufgaben in der Liturgie, Bemerkungen zum inneren Engagement und zum Selbstverständnis des Ministranten, Hinweise auf neue Gottesdienstformen (z. B. Nachtwallfahrt, Jugendkreuzweg, Liturgische Nacht, Wortgottesdienste), eine Einführung in das Leben der Kirche, in Brauchtum und Kirchenjahr, in das persönliche und liturgische Beten sowie eine Hinführung zum Verständnis der Zeichen und Symbole im Gottesdienst.

Die Informationen werden ergänzt durch eine Fülle von methodischen Anregungen, Materialien und Modellen für Gruppenstunden, für Feste, Feiern und Sonderveranstaltungen (z. B. Ministrantentag, Sternsingen, Elternabend, Ministrantenzeltlager) und durch Literaturhinweise.

Ein eigener Abschnitt ist den Lektoren gewidmet. Er behandelt die Rolle des Lektors in der Liturgie und geht ausführlich auf Fragen der Vortrags- und die Lektorenschulung ein. Dabei werden zahlreiche praktische Tips gegeben.

Die Handreichung ist allen zu empfehlen, die mit der Leitung von Ministranten- und Lektorengruppen betraut sind. Sie trägt dazu bei, daß der Ministrantendienst verständlicher und anziehender wird.

J. Schmitz

*Der Wortgottesdienst bei besonderen Anlässen.* Liturgisch-kerygmatische Hilfen. Hrsg. v. Otto KNOCH, Gerd J. MAURER, Hermann REIFENBERG. Regensburg 1979: Verlag Fr. Pustet. 352 S., Kunstldr., DM 48,-.

Diese Handreichung ist als Ergänzung zu den dreibändigen Werken „Der Wortgottesdienst der Sonn- und Feiertage“ und „Werktagsmessen“ gedacht. In ihr werden Anregungen für den Wortgottesdienst der Feiern aus besonderem Anlaß geboten. Im einzelnen handelt es sich dabei gewöhnlich um Textvorschläge zu folgenden Elementen: Einführung, Kyrie-Litanei, Hinführung zu den Lesungen und Fürbitten. Ferner sind die entsprechenden Tagesgebete aus dem Meßbuch abgedruckt. Darüber hinaus finden sich Überlegungen zur Verkündigung.

Viele Priester und ihre Mitarbeiter werden für die hier gebotene Hilfe dankbar sein, da sie die Gottesdienstgestaltung erheblich erleichtert. Man würde jedoch der Gemeinde nur selten gerecht, wenn man die vorgegebenen Texte einfach wörtlich übernehme: „Besondere Anlässe“, so schreiben die Autoren im Vorwort, „sind oft stärker als andere Eucharistiefeiern von persönlichen Schicksalen und Situationen geprägt. Sie bedürfen daher im besonderen Maße einer ‚Aktualisierung‘. Die hier vorgelegten Texte wollen daher lediglich helfen, wichtige theologische Gedanken aufzuschlüsseln, um sie für Verkündigung und Gebet fruchtbar zu machen.“ J. Schmitz

SCHLEMMER, Karl: *Gottesdienst und Frömmigkeit in der Reichsstadt Nürnberg am Vorabend der Reformation.* Reihe: Forschung zur fränkischen Kirchen- und Theologiegeschichte. Würzburg 1980: Echter Verlag. 596 S., br., DM 62,-.

Karl Schlemmer bietet in dieser Monographie, die vom Fachbereich Katholische Theologie der Universität Würzburg als Dissertation angenommen worden ist, einen umfassenden Überblick über die Liturgie Nürnbergs am Vorabend der Reformation, der auf einem gründlichen Studium des vorhandenen Quellenmaterials beruht.

Die Ausführungen lassen erkennen, daß Nürnbergs Liturgie in der damaligen Zeit zwar von Gedanken und Einstellungen beeinflußt wurde, die sich auch andernorts feststellen lassen, jedoch darüber hinaus eine eigenständige Entwicklung durchgemacht hat, die von den Ratsherren der Stadt bestimmt wurde. Diese fühlten sich nämlich innerlich verpflichtet, für das religiöse Wohl ihrer Mitbürger zu sorgen, und waren auf eine geregelte und sorgsame Spendung der Sakramente, eine verantwortungsvolle Ausübung des Predigtamtes und eine feierliche Gestaltung der Prozessionen bedacht.

Es wäre zu wünschen, daß diese sorgfältig erarbeitete Dissertation den Anstoß gibt, die Liturgien weiterer Ortskirchen zu untersuchen. J. Schmitz

TIGGES, Klaus – WERNER, Ernst: *Die Firmung in der Gemeinde.* Kurs zur Ausbildung von Firmgruppen-Leitern. Reihe: Praxis Gemeindekatechese. München 1980: Kösel-Verlag. 87 S., kt., DM 16,50.

Bei dieser Einführung geht es nicht darum, den bereits vorhandenen Modellen für Firmkatechesen ein weiteres hinzuzufügen oder Anregungen für die Durchführung von Firmkatechesen nach einem bestimmten Modell zu bieten, vielmehr soll hier Material für die „Grundausbildung“ von Firmhelferinnen und -helfern geboten werden. Die Arbeitshilfe geht auf wichtige theologische und pädagogische Fragen ein, mit denen Gruppenleiterinnen und -leiter konfrontiert werden: Die Lebenssituationen junger Menschen – Das Sakrament der Firmung – Glauben an den Heiligen Geist – Jesus Christus – Firmung in der Gemeinde. Die einzelnen Gesprächseinheiten sind in sich abgeschlossen, so daß auf die Erfordernisse der jeweiligen Gruppe Rücksicht genommen und dementsprechend ausgewählt, die Reihenfolge geändert, aber auch ergänzende Aspekte behandelt werden können. Die Arbeitshilfe ist methodisch und didaktisch gut aufbereitet und ermöglicht es, einen Kurs ohne zeitraubende Vorbereitung durchzuführen. Im Anhang ist der Erfahrungsbericht einer Firmkatechetin abgedruckt, den jede Gruppenleiterin und jeder Gruppenleiter gelesen haben sollte. Es empfiehlt sich, ihn zwischendurch noch einmal nachzulesen, vor allem dann, wenn sich das beklemmende Gefühl einschleicht: „Ich bin der Aufgabe nicht gewachsen.“

Ein Problem sei hier genannt, das noch einer Lösung bedarf: Für die vierte Gesprächseinheit sind Jesus-Bilder und für die fünfte Fotos zum Thema „Lebens- und Aufgabenbereiche einer Gemeinde“ vorgesehen, die den Kursteilnehmern in die Hand gegeben werden sollen. Der Versuch, die Illustration

tionen zu kopieren, führt nur in wenigen Fällen zu befriedigenden Ergebnissen. Es wäre deshalb hilfreich, wenn sie gesondert angeboten würden. Sollte dies bereits der Fall sein, wäre ein Hinweis auf die Bezugsquelle angebracht.

J. Schmitz

ZWIEFELHOFER, Hans: *Neue Wirtschaftsordnung und katholische Soziallehre. Probleme der Weltwirtschaft aus christlicher und sozialer Sicht. Reihe: Entwicklung und Frieden. Dokumente, Berichte, Meinungen, Bd.9.* Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag i. Gem. m. d. Chr. Kaiser Verlag, München. 136 S., kt., DM 14,50.

Der Autor, Jesuit, Professor für Sozialwissenschaft, Gesellschafts- und Entwicklungspolitik, einer der besten katholischen Fachleute auf dem Gebiet der internationalen Entwicklung, legt eine Einführung aus der Sicht der katholischen Soziallehre vor. Die Aufgabe der katholischen Soziallehre wird im Vorwort und im weiteren Verlauf erläutert. Es handelt sich um die Erarbeitung von Zielvorstellungen für eine internationale gesellschaftliche Ordnung, die der christlichen Auffassung vom Menschen voll gerecht wird. – Der 1. Teil (14–50) vermittelt einen Überblick über den Werdegang der kirchlichen Lehre zur internationalen Entwicklung; es erfolgte eine Akzentverlagerung von der sozioökonomischen zur humanen und schließlich theologischen Entwicklung. Die neuen Schwerpunkte werden unter den Stichworten Evangelisierung und Entwicklung, Glaube und Gerechtigkeit, Bekehrung und Solidarität, Kirche und geschichtliche Wirklichkeit herausgestellt. Als Grundwerte internationaler Ordnung stehen Menschenwürde und Solidarität im Vordergrund. Die Zuordnung der Begriffe Gemeinwohl und Gerechtigkeit bleibt etwas unscharf (44f.). Den weithin unklaren Begriff der sozialen Gerechtigkeit versteht der Vf. als identisch mit der Gemeinwohlgerechtigkeit und als eigenständige Form neben den drei herkömmlichen Gerechtigkeitsarten, näherhin als die rechte Ordnung sozialer Institutionen, die „eine gewisse Gleichheit in der Verteilung der Lebenschancen für alle sichert“ (48). – Der 2. Teil (51–79) enthält eine ausgewogene Darstellung der Welthandelsstruktur von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart sowie der Notwendigkeit einer Weltwirtschaftsordnung und der leitenden Grundsätze Gerechtigkeit und Entwicklung. Der 3. und 4. Teil sind in ähnlicher Weise den theoretischen und praktischen ordnungspolitischen Konzeptionen der Weltwirtschaft und den Bemühungen zur Neuordnung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen gewidmet. – Das auch einem breiteren Leserkreis zu empfehlende Buch bietet eine informationsreiche und zuverlässige Übersicht einschließlich historischer Rückblicke und läßt die starke Entfaltung von Entwicklungspolitik und -ethik in den 60er und mehr noch in den 70er Jahren deutlich werden. Die maßgeblichen kirchlichen Dokumente werden ausgiebig berücksichtigt und (teilweise zu ausführlich) im Wortlaut angeführt. Der Aufbau ist klar strukturiert, der Text auch dem Nichtfachmann im allgemeinen leicht verständlich. Drei Seiten ausgewählter Literatur erleichtern eine weitere Beschäftigung mit dem Thema.

K. H. Ossenbühl

## Hinweise

*Katharina von Siena*. Engagiert aus Glauben, Briefe. Übersetzt und eingeleitet von Ferdinand Strobel. Reihe Klassiker der Meditation. Zürich, Einsiedeln, Köln 1979: Benziger Verlag. 141 S., kt., DM 9,80.

*Katharina von Siena*. Die Lehrerin der Kirche. Mit einem Essay von Walter Nigg, 47 Farbbildern von Helmuth Nils Loose, mit Auszügen aus der Lebensbeschreibung „Legenda maior“ des Raimund von Capua und Briefen Katharinas. Freiburg, Basel, Wien 1980: Herder Verlag. 120 S., geb., DM 29,50.

Die beiden hier vorgestellten Bücher sind ein Beispiel zum Gedächtnis des 600. Todestages der hl. Katharina von Siena, die am 29. April 1380 starb.

Das schmale Taschenbuch mit 26 Briefen Katharinas ist ein leicht veränderter Nachdruck aus dem Jahr 1944. Durch die gute kurze Einführung von F. Strobel und die gute Auswahl der Briefe ist dies gerechtfertigt. Jedem Brief ist eine kurze Einführung beigegeben, in der auch der politische Hintergrund angesprochen wird. Die Briefe bilden immer noch den besten Zugang zu der Persönlichkeit der hl. Katharina von Siena. –

Die „Bildbiographie“ über Katharina von Siena besticht – wie die anderen Biographien aus dieser Reihe – durch ihre vorzügliche Aufmachung und die hervorragenden Fotos.

Leider ist die Zuordnung der guten Bildtexte zu den Fotos immer noch unübersichtlich. Hervorzuheben ist, daß auch in diesem Band den Fotos wieder authentische Texte zugeordnet sind (Briefe Katharinas und Auszüge aus der *Legenda maior* des Raimund von Capua).

Der Essay von Walter Nigg hat eine gute Sprache, jedoch scheint der Autor allzusehr von der Heiligen hingerissen zu sein. Etwas mehr kritische Distanz und Nüchternheit hätten nicht geschadet. Auf S. 39 scheint in der geschichtlichen Darstellung einiges zumindest unklar dargestellt zu sein. Das Blutbad von Cesena (nicht Cenesa) fand noch unter Gregor IX. statt (Robert von Genf war damals noch nicht Gegenpapst) und war nicht für die Entstehung des Schismas verantwortlich. Das Buch eignet sich sehr gut als Geschenk.

IGNATIUS VON LOYOLA: *Trost und Weisung*. Geistliche Briefe. Hrsg. v. Hugo RAHNER, neu bearb. v. Paul IMHOF. Reihe: Klassiker der Meditation. Zürich, Einsiedeln, Köln 1979: Benziger Verlag. 217 S., br., DM 11,80.

Paul Imhof legt hier eine Neubearbeitung und Auswahl aus der seinerzeitigen Zusammenstellung von Ignatiusbriefen vor, die H. Rahner, einer der großen Ignatiuskenner, früher vorgelegt hatte. Wer vor der Lektüre von Originaldokumenten zurückschrickt, weil er meint, so einen Zugang zu Heiligen nicht finden zu können, dem sollte man Mut machen, diesen kleinen Band zur Hand zu nehmen. Eine Kurzbiographie des Heiligen stellt ihn knapp und gekonnt vor (11–28). Dann folgt ein Verzeichnis der vorgelegten Briefe, schließlich die Briefe, jeweils mit einer sehr aufschlußreichen Einführung in die Situation, in der sie geschrieben wurden. Über die Auswahl der nur 42 Briefe aus dem ungeheuren Epistolarium des Heiligen kann hier nicht geurteilt werden. Aber die Einleitung (Vorwort, 7–10; Kurzbiographie) weckt alles Vertrauen zum Herausgeber. Das Buch wird zur geradezu spannenden Lektüre für jeden, der sich erst einmal fragt: wer sind sie eigentlich, die Heiligen, und: wer war Ignatius? Die Antwort ergibt sich nicht nur aus diesen Briefen. Anderes wie sein Exerzitienbuch, die Konstitutionen und mehr gehörten auch zu einer vollen Antwort. Aber eine Nähe zu diesem großen Anreger des Geistlichen an der Schwelle der Neuzeit geben sie in eindrucksvoller Weise.

IGNATIUS VON LOYOLA: *Geistliche Übungen und erläuternde Texte*. Übersetzt und erläutert v. Peter KNAUER. Graz, Wien, Köln 1978: Styria-Verlag. 333 S., Ln., DM 29,80.

P. Knauer, Dogmatiker in Sankt Georgen/Frankfurt, legt eine neue Übersetzung des Exerzitienbuches des Ignatius vor: „Die Übersetzung ist um strenge Wörtlichkeit bemüht“ (7). Durch sehr zahlreiche Querverweise auf entsprechende Textstellen soll der Umgang mit dem Text erleichtert werden, ebenso durch Erläuterungen, die allerdings verhältnismäßig selten vorkommen und sparsam gehalten sind. Sie nehmen aber öfter auf zentrale Textstellen Bezug (z. B. die drei Zeiten der Wahl,

die dornige dreizehnte Regel über das wahre Gespür . . .). Zum Text der Exerzitien bietet der Band die Ignatianischen Direktorien hierzu, eine knappe Auswahl von Briefen, zwei Passagen aus dem Pilgerbericht sowie (dies wohl besonders „aktuell“) die *Deliberatio primorum Patrum*. Aus alledem dürfte Eigenart und Bedeutung dieses Bandes deutlich werden, der wegen der gründlichen Vorarbeiten auch sprachlicher Art zur gebräuchlichen Übersetzungsausgabe werden könnte.

*Theresia von Lisieux*. Die Heilige des „kleinen Weges“. Mit einem Essay von Jean SIX. Freiburg 1979: Verlag Herder. 96 S., geb., DM 19,80.

Der Bildband über Thérèse von Lisieux legt für den Textteil die Arbeiten von Jean François Six zugrunde. Der Essay stammt von ihm und faßt zusammen, was er früher in seinem Buch „*Vie de Thérèse de Lisieux*“ ausgeführt hatte (deutsch mit dem anspruchsvolleren Titel: *Theresia von Lisieux*. Ihr Leben, wie es wirklich war; von uns besprochen in Jg. 18, 1977, S. 472). Die vielen Fotos, z. T. Farbaufnahmen der Orte, an denen Thérèse gelebt hat, z. T. Schwarzweiß-Aufnahmen aus den Foto-Archiven, vermitteln nun aber über den Informationsgehalt des Essays hinaus eine Anschauung dieses Lebens, das in 24 Jahren kurzen Erdendaseins Erfahrungen des Christlichen erschloß, die vielen Weisen und Alten verborgen blieben und uns Heutigen so nötig sind. Thérèse gehört zu den Heiligen, die niemand ignorieren dürfte, dem es ums Glauben heute geht. Das Buch hilft und bahnt einen Zugang.

RECKER, Klaus: *Heute nach dem Evangelium leben*. Gehorsam – Jungfräulichkeit – Armut. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 91. Mainz 1979: Matthias-Grünwald-Verlag. 88 S., kt., DM 5,80.

Das Buch enthält Gedanken über die evangelischen Räte Gehorsam, Jungfräulichkeit, Armut, die bei Fastenpredigten vorgetragen und bei Exerzitien und Einkehrtagen behandelt wurden. Für Prediger und Katecheten bieten sie eine gute Anregung. Für Ordenschristen, die sich etwas tiefer mit den Gelübden auseinandergesetzt haben, dürften die Darlegungen nichts Neues bieten.

SCHÜRMAN, Heinz: *Die Mitte des Lebens finden*. Orientierung für geistliche Berufe. Freiburg 1979: Herder. 144 S., kt., DM 18,50.

Der bekannte Erfurter Neutestamentler Heinz Schürmann veröffentlicht in diesem Bändchen Vorträge und Besinnungen, die er zunächst Priestern und anderen in einem geistlichen Dienst stehenden Personen gehalten hat. Ziel seiner Betrachtungen ist es, diesem Personenkreis zu helfen, zu sich selbst zu finden und aus der tieferen Erkenntnis der je eigenen Berufung zu leben und zu handeln. Der Vf. versteht es, die neutestamentlichen Aussagen über den Dienst an den Menschen und in den Gemeinden mit heutigen Fragestellungen zu verbinden. Auf diese Weise ist das Buch eine wirkliche Hilfe für jene, denen es zugeachtet ist.

CORDES, Paul Josef: *Getreu ist Gott*. Zusage und Zuspruch. Freiburg 1979: Verlag Herder. 80 S., kt., DM 9,80.

Ursprünglich im „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Köln und Osnabrück“ veröffentlicht, legt der Paderborner Weihbischof diese „geistlichen Skizzen“ zu den einzelnen Monaten des Jahres einer breiteren Öffentlichkeit vor. Sie sollen zum meditierenden Verweilen bei den Themen der Heilsgeschichte verhelfen und den Leser zum Wachstum im Glauben an die Treue Gottes führen.

*Erfahrungen mit dem Heiligen Geist*. Zeugnisse und Berichte. Hrsg. v. Heribert MÜHLEN. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 90. Mainz 1979: Matthias-Grünwald-Verlag. 184 S., kt., DM 8,80.

Seit über zwanzig Jahren ist auf Weltebene und seit gut sechs Jahren im deutschen Sprachraum ein Aufbruch zur charismatischen Gemeinde-Erneuerung festzustellen. In diesem von Prof. H. Mühlen herausgegebenen Buch sind zu diesem Thema Erfahrungsberichte gesammelt von katholischen und evangelischen Theologen, von Christen verschiedener Berufs- und Altersgruppen. U. a. berichtet eine Ordensschwester (49 Jahre), wie sie durch die Geisterneuerung es gelernt hat, „was es heißt, aus meiner Ordensprofeß zu leben“. Ein Ordenspriester (48 Jahre) holt durch ein Seminar „*Leben im Geist*“ sein Brevier wieder aus dem Papierkorb, lernt wieder neu zu lieben die Morgenbetrachtung, die Bibellesung und ist „in seinem Priestersein tiefer motiviert als je zuvor“. Ein anderer Ordenspriester (34 Jahre) ist schon im Begriff, dem Provinzial seinen Ordensaustritt mitzuteilen, als er

durch ein Seminar zur „Einübung in christliche Grundhaltung“ den Entschluß faßt: „Mein Platz ist und bleibt in dieser Priestergemeinschaft“. – Das Buch enthält einen wertvollen Vortrag von F. von Gagern, den er im Bildungshaus Freising vor 170 Personen, darunter 85 Priestern, gehalten hat über das Thema: „Von der Angst, sich Gott zu überlassen“. – Am Schluß des Buches gibt Mühlen einen Rückblick auf die ersten sechs Jahre der Gemeinde-Erneuerung in Deutschland.

RAHNER, Karl: *Worte vom Kreuz*. Freiburg 1980: Verlag Herder. 72 S., kt., DM 8,80.

Das Büchlein enthält den Aufsatz „Warum läßt Gott uns leiden?“, der auch in Band 14 der Schriften vorliegt. Er ist zum Besten zu zählen, das zur Frage geschrieben wurde, wenigstens in den letzten Jahren. Wie Vf. selbst betont (Vorwort, 5), haben die „sieben letzten Worte Jesu am Kreuz“, die den zweiten Teil bilden, eine ganz andere Aussageart. Sie können eigentlich nicht richtig gelesen, nur betrachtend gebetet werden (sie sind im Kern der Text der früheren „Heilige(n) Stunde und Passionsandacht“). Das schmale Buch eignet sich gleichermaßen als Gebetbuch wie als Einführung in eine recht verstandene Kreuzesfrömmigkeit.

GRESHAKE, Gisbert: *Signale des Glaubens*. Gnade neu bedacht. Freiburg 1980: Verlag Herder. 72 S., kt., DM 8,80.

Wenn heute oft beklagt wird, theologische Begriffe seien dem modernen Menschen zu leeren Worten geworden, gilt dies sicher und besonders auch für das Wort Gnade. Der bekannte Wiener Dogmatiker versucht, in geraffter und verständlicher Form über dieses Wort und seine Bedeutung nachzudenken und es so wieder zu einem Schlüsselbegriff der Theologie und des Glaubens werden zu lassen.

*Warten*. Eine Cassette zum Advent. Mit einer theologischen Meditation von Otto BETZ. Cassette mit Begleitheft. Zürich, Einsiedeln, Köln 1978: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Christophorus-Verlag, Freiburg. DM 28,-.

Warten ist eine alltägliche Erfahrung des Menschen und zugleich ein Schlüsselwort zum Verständnis der Adventszeit. Die hier angezeigte Cassette möchte mit ihren vielfältigen Beiträgen diesen Zusammenhang bewußt machen und fruchtbar werden lassen. Am Anfang steht eine besinnliche Musik und ein einfacher Grundgedanke, die den Einstieg erleichtern wollen. Im Mittelteil werden verschiedene Wartesituationen auf ihren Sinn hin befragt, und im Schlußteil gibt O. Betz eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des menschlichen Wartens aus dem Geheimnis der Menschwerdung Christi heraus. Wer sich eine Stunde zum besinnlichen Nachdenken Zeit nimmt, wird die vorliegenden Meditationsimpulse mit Gewinn aufnehmen. Ein beiliegendes Heft enthält nicht nur die gesprochenen Texte, es gibt auch praktische Hinweise für den Einsatz der Cassette.

*Mit leeren Händen*. Eine Cassette zur Weihnachtszeit. Eine Geschichte – ein Brief – ein Gebet – eine Übung von und mit Klemens TILMANN. Cassette mit Begleitheft. Zürich, Einsiedeln, Köln 1978: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Christophorus-Verlag, Freiburg. DM 28,-.

Die Geschichte vom „König mit den leeren Händen“, die im Zentrum der Besinnung dieser Cassette steht, ist eine moderne Dreikönigsgeschichte, die den Zuhörer zum Geheimnis der Krippe führen will. In ihrer eindrucksvollen Schlichtheit wird sie breite Kreise ansprechen und zu einer Vertiefung christlichen Glaubens führen können. Die einzelnen Teile: Geschichte, Brief, Übung, Gebet sind durch Orgelmusik voneinander getrennt und auch einzeln verwendbar. Auch hier ist der Cassette ein Heft mit den gesprochenen Texten und mit Hinweisen auf die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten beigegeben.

GLADE, Winfried: *Christ im Advent*. Meditationen zu den Eucharistiefiern der Werktage im Advent. Regensburg 1979: Verlag Fr. Pustet. 100 S., kt., DM 11,50.

W. Glade bietet in diesem Büchlein kurze Ansprachen für die Werktage des Advents, in denen er „die Texte der Meßfeier unter einem Gedanken“ zusammenfaßt. Die Ansprachen werden durch Meditationen, Gebete und sonstige Texte ergänzt, „in denen das Motiv noch einmal anklingt und nachschwingt“, und die als Kommunionmeditation Verwendung finden können.

Die Ausführungen eignen sich nicht nur zum Vortrag, sondern auch zur persönlichen Lektüre. Sie sind allen zu empfehlen, die die Adventszeit fruchtbar machen möchten.

BRANTSCHEN, Nikolaus: *Was ist wichtig?* Meditationen für den Alltag. Zürich, Köln 1979: Benziger Verlag. 82 S., br., DM 9,80.

In sieben Meditationen führt B., ansetzend bei alltäglichen und banalen Ereignissen, zu den tieferen Fragen nach dem Woher und dem Wohin menschlichen Daseins, nach Sinn und Zukunft. Aus Rundfunkvorträgen hervorgegangen, haben diese Texte eine Anschaulichkeit, Verständlichkeit und zugleich Hintergründigkeit, die das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden lehren und neue Anfänge ermöglichen.

*Was nützt uns Gott?* Texte zum Nachdenken. Hrsg. v. Karl STELZER. Reihe: Theologie und Leben, Nr. 55. Freising 1979: Kyrios-Verlag Meitingen. 104 S., kt., DM 11,50.

Es gibt nichts im Leben, das nicht mit unserem Glauben zu tun hat. Andererseits, so der Herausgeber und Mitautor dieser Sammlung von 52 kleinen Beiträgen, „bin ich entsetzt, wenn mir klar wird, wieviele Dinge auch von guten Christen nicht in Beziehung zu Gott gesehen werden. Es scheint, es gebe bei vielen Gläubigen einmal das alltägliche Leben, also die Probleme des Liebens, Leidens, der Erfolge und Mißerfolge, und daneben noch ein seltsames Feld der Wirklichkeit, das ‚Religion‘ heißt“ (5). Anknüpfend an alltäglichen Ereignissen und Beobachtungen haben die Autoren ihre Gedanken und Erfahrungen aufgeschrieben, um den Leser zu eigenem täglichen Gottsuchen zu ermuntern.

ENOMIYA-LASSALLE, Hugo M.: *Meditation als Weg zur Gotteserfahrung*. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 94. Mainz 1980: Matthias-Grünewald-Verlag. 112 S., kt., DM 6,80.

Der Autor dieses Büchleins versucht mit einer nüchternen Konkretheit einzelne Fragen, die sich dem westlichen christlichen Menschen in der Begegnung mit den verschiedenen Meditationsformen aus dem Osten, aber auch aus der christlichen Tradition stellen, zu beantworten. Das Buch richtet sich von daher an solche Leser, die von bestimmten Erfahrungen her bestimmte Fragen an die Meditation stellen: Die Frage nach dem Verhältnis von gegenständlicher und ungegenständlicher Meditation. Die Problematik christlicher Einwände gegen die ungegenständliche Meditation. Echtheitskriterien, Phänomenbeschreibungen und Einordnung mystischer Wirklichkeiten in die Gesamtrealität werden in etwas gedrängtem, assoziativen Stil eher angedeutet als ausgehandelt. Im Ganzen ist der Autor bemüht, mystisches Suchen zum Weg zu ermutigen.

JOCKWIG, Klemens: *Tage und Festtage*. Gedanken und Meditationen zu Themen des Jahres. Stuttgart 1980: Verlag kath. Bibelwerk. 120 S., kt., DM 18,80.

Der inzwischen recht bekannte Rundfunkprediger und Homiletikdozent hat einige seiner Verkündigungssendungen zu einem Buch zusammengefaßt. In einem ersten Teil „Zu den Festen des Kirchenjahres“ bringt es Betrachtungen zu Nachlese nach Weihnachten, zum Karfreitag, zum Ostersonntag und zum Pfingstsonntag sowie zum Fronleichnamfest. Im zweiten Teil „Den Alltag als Christ bestehen“ wird u. a. gesprochen von „Bindung – ein Weg in die Freiheit“; „Reue und Vergebung“; von der alltäglichen Lebensgeschichte eines Heiligen (Joh. Nepomuk Neumann), dem „Petrus der Bibel“, dem Sonnengesang des Franziskus und „alltäglichen Worten“ (z. B.: Ja, Nein, Bitte, Danke). In diesen Betrachtungen verbindet sich der Blick in unser (auch vordergründig) „wirkliches“ Leben mit der Glaubensbetrachtung über die Tiefendimensionen dieses gleichen Lebens. Ohne Allüren sprechen diese Kapitel davon, wie man nach dem Zeugnis und der Überzeugung des Vf. Mensch doch nicht ohne Christus sein kann. Ordensleute wie Laien werden nicht wenig darin finden, das ihnen religiös weiterhilft.

JANSEN, Peter: *Den Glauben finden*. Kleine christliche Glaubenslehre. Würzburg 1979: Echter Verlag. 198 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

Das Buch versteht sich selbst vom Untertitel her als kleine christliche Glaubenslehre und versucht, auf der Basis heutiger theologischer Forschung Grundfragen des Glaubens für Nichttheologen verständlich zu machen. Es gliedert sich nach einer guten Beschreibung der heutigen Glaubenssituation in drei Teile: *Die Frage nach dem Menschen* beschreibt Größe und Grenze des Menschen und die darin liegenden Möglichkeiten, sich für Gott zu entscheiden oder ohne ihn auskommen zu wollen; *die Frage nach Gott* behandelt die Problematik einer menschlichen Rede und Vorstellung von Gott, das Gottesbild des Alten und Neuen Testaments sowie die Aussagen der großen Religionen des Buddhismus, des Islam und des Judentums; der dritte Teil *Jesus Christus als die Möglichkeit, von Gott zu erfahren* widmet sich den Grundfragen des Christusglaubens von der Frage des historischen Jesus über Auferstehung und Geistmitteilung bis zur Rückführung der Kirche auf Jesus.

Die Überlegungen sind einfach und nüchtern (in der Frage des Gott-Menschen Jesus hätte diese Nüchternheit durchaus auch noch die geheimnisvolle ‚Identität‘ und ‚Verbundenheit‘ von Gott und Mensch deutlicher ansprechen können, während sie bei der Verheißung des Heiligen Geistes durch Jesus etwas differenzierter hätte reden müssen), sie werden sicher manchem in seiner Suche nach Durchsicht und Klarheit im Bereich der zentralen Glaubensfragen eine gute Hilfe bieten, vor allem auch bei Unterricht und Glaubensgespräch. Die angegebene Literatur ist leider sehr sporadisch, der Hinweis auf das eine oder andere weiterführende Buch am Ende eines Kapitels wäre wünschenswert.

HOTZ, Robert: *Sakramente im Wechselspiel zwischen Ost und West*. Reihe: Ökumenische Theologie, Bd. 2. Zürich, Köln 1979: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh. 342 S., br., DM 48,-.

Unsere Zeit leidet an einer Verkümmern des Symbolbewußtseins und damit auch an mangelndem Verständnis für die Sakramente. „Sollte sich“, fragt K. Rahner, „heute das Paradoxon ereignen, daß auch die katholische Kirche sich fast zur bloßen Wortkirche entwickelt gerade in der Epoche, in der es so aussieht, als ob die profane Welt von einer Buchwelt zu einer Schauwelt der Illustrierten, des Films und des Fernsehens wird?“ H., der diese Frage zitiert (11), versucht als ausgewiesener Kenner der Ostkirche, ihrer Theologie und Liturgie „durch die Darstellung der Grundlagen und der Entwicklungsgeschichte des orthodoxen Sakramentenverständnisses einen Beitrag zur Wiederbelebung dieses Symbolbewußtseins zu leisten“ (ebd.). Das westliche theologische Denken kann von der östlichen Hochschätzung von Zeichen und Symbol, Bild und Geheimnis eine heilsame Korrektur des Übergewichtes von Wort und Ratio erfahren.

ALBRECHT, Barbara: *Kleine Marienkunde*. Reihe: Theologie und Leben, Bd. 51/52. Freising 1979: Kyrios-Verlag Meitingen. 142 S., kt., DM 12,-.

Die bekannte Autorin macht in diesem Buch eine Reihe von Vorträgen der Öffentlichkeit zugänglich, die im Rahmen der Studienwoche 1978 des Ansgarwerkes des Bistums Osnabrück gehalten wurden.

Unter der marianischen Leitidee der ‚Bundespartnerin‘ werden die alttestamentlichen Voraussetzungen und Spuren behandelt sowie die Kerninhalte der immerwährenden Jungfrauschaf Marias, ihrer Rolle beim Erlösungsgeschehen, ihrer Vollerlösung in der Aufnahme in die Herrlichkeit Gottes; weiterhin finden sich Überlegungen zu einer marianisch geprägten Kirche und zu einer Marienverehrung heute sowie eine Betrachtung über das Magnifikat (Lk 1, 46–55).

Immer sind die – stark J. RATZINGER und H. U. von BALTHASAR verpflichteten – Gedanken an Christus orientiert, kommen aus einer guten Kenntnis der Literatur, der heutigen Situation und aus theologischem Denkvermögen, auch wenn bisweilen historische Kritik der biblischen Aussagen betonter geschehen müßte, manche Aussage nüchterner geschehen könnte. Eine gesonderte Darstellung der Marienkunde wird immer ihre Probleme haben, eine für viele hilfreiche Einführung und Anregung zum Nachdenken liegt hier vor.

AUER, Johann: *Person*. Ein Schlüssel zum christlichen Mysterium. Regensburg 1979: Verlag Fr. Pustet. 94 S., kt., DM 9,50.

Der emeritierte Professor für Dogmatik an der Universität Regensburg legt in diesem Büchlein, einer Abschiedsrede vom akademischen Lehrbetrieb, skizzenhaft das Ergebnis eines mehr als 30jährigen Fragens und Suchens vor. Er ist überzeugt, daß das Verhältnis von Theologie und Anthropologie eine Grundfrage unserer Zeit ist. Weil die dogmatische Theologie den Glauben der Kirche in seinen biblischen und theologiegeschichtlichen Begründungen, in seiner Entfaltung und in seiner inneren Systemstruktur, „in der das Eine und Ganze dieses Glaubens ruht, zur Darstellung zu bringen“ hat (7), versucht A. einen Neuanatz für das Personenverständnis aus einer kritischen Zusammenschau der klassischen und der in der Theologie entwickelten Personenaussagen. Die darin gewonnene Ganzheitsschau wird auf das Grundgeheimnis der Trinität, auf die Christologie und auf einzelne Traktate der dogmatischen Theologie angewandt. Sie vermag Anstöße zu geben zu einer Denkweise, die in die Zukunft schaut, ohne den Blick für das Ganze und Bleibende des christlichen Glaubens zu verlieren.

*Das Neue Testament. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift.* Stuttgart 1979: Verlag Kath. Bibelwerk. 660 S., Balacron, DM 9,80.

Ende 1979 konnte die Endfassung der Einheitsübersetzung des Neuen Testaments der Öffentlichkeit vorgelegt werden. 1962 hatte die Arbeit an der Übersetzung begonnen. Da das „Zweite Vaticanum“ die Muttersprache für den Gebrauch im Gottesdienst zuließ, erhielt die Übersetzung eine besondere Dringlichkeit. Es ging nicht nur um eine korrekte Wiedergabe des Urtextes, sondern auch um einen Text, der sich im Gottesdienst gut vorlesen bzw. singen läßt. Die vorläufige Ausgabe der Einheitsübersetzung sollte der Erprobung dienen. Sie hat durch mancherlei Anregungen umfangreiche Änderungen erfahren, wie ein Vergleich zwischen ihr und der Endfassung deutlich macht. Mit der Einheitsübersetzung gibt es nun die erste deutschsprachige kirchenamtliche Übersetzung des Neuen Testaments. Sie ist zugleich Zeugnis ökumenischer Zusammenarbeit, insofern evangelische Bibelwissenschaftler an ihr mitgearbeitet haben und der Rat der Evangelischen Kirchen in Deutschland sie zum Gebrauch in den Gottesdiensten zugelassen hat.

Zum besseren Verständnis werden die einzelnen Schriften des NT jeweils kurz eingeführt. Zudem werden kurze Hinweise zu den Texten in Anmerkungen gegeben. Querverweise helfen, die wichtigsten Parallelstellen im Alten oder Neuen Testament schnell zu finden. Im Anhang findet sich viel Wissenswertes über Entstehung, Gebrauch, Text, Maße und Gewichte sowie Münzen, Kalender und Festtage, aber auch wichtige Begriffe im Neuen Testament. Eine Zeittafel der neutestamentlichen Zeitgeschichte sowie vier Karten vervollständigen die Ausgabe.

PESCH, Rudolf: *Das Evangelium der Urgemeinde.* Reihe: Herderbücherei, Bd. 748. Freiburg 1979: Herder. 224 S., kt., DM 7,90.

Unter „Evangelium der Urgemeinde“ versteht R. Pesch die vom Evangelisten Markus übernommene Passionsgeschichte, die seiner Meinung nach auf jeden Fall vor 37 n. Chr. entstanden sein muß. Zu Beginn bietet P. den rekonstruierten Text der vormarkinischen Passionsgeschichte, die mit Ausnahme von Mk 13,3–37 den zweiten Teil des Evangeliums von 8,27–16,8 umfasse. Dem folgt eine Begründung der Rekonstruktion sowie der Frühdatierung und eine Auslegung des Textes. Im wesentlichen macht P. in diesem Buch seine aus dem 2. Teil des Markuskomentars bekannte Position einem weiteren Leserkreis zugänglich.

*Gestalt und Anspruch des Neuen Testaments.* 2., überarb. und ergänzte Auflage. Hrsg. v. Josef SCHREINER und Gerhard DAUTZENBERG. Würzburg 1979: Echter Verlag. 432 S., kt., DM 29,-, Ln., DM 42,-.

Die Einführung in die Probleme des Neuen Testaments „Gestalt und Anspruch des Neuen Testaments“ ist 1969 in erster Auflage erschienen (vgl. OK 11 [1970] 395). Auf vielfachen Wunsch wurde dieses Buch, das gut über die Ergebnisse der neutestamentlichen Forschung informiert, nunmehr zum zweiten Mal aufgelegt. Diesmal ist es um einen Beitrag über die Linguistik vermehrt, um so den Leser auch mit dem Nutzen der textlinguistischen Methode und deren Grenzen vertraut zu machen. Neu zusammengestellt wurde das Literaturverzeichnis, das Titel bis in die jüngste Vergangenheit (1978) aufgenommen hat. Wie in der Vergangenheit wird das vorliegende Buch sicherlich auch zukünftig vielen hilfreich sein, die sich mit dem Neuen Testament und seiner Erforschung beschäftigen wollen. Die weithin verständliche Sprache empfiehlt das Buch auch dem Nichtfachmann.

KAZMIERSKI, Carl R.: *Jesus, the Son of God. A Study of the Markan Tradition and its Redaction by the Evangelist.* Reihe: Forschung zur Bibel, Bd. 33. Würzburg 1979: Echter Verlag. XV, 247 S., kt., DM 39,-.

Ziel der Würzburger Dissertation ist es, den Ursprung und die Bedeutung der Überlieferungen über die Gottessohnschaft Jesu im Markusevangelium zu untersuchen. Um dieses Ziel zu erreichen, analysiert K. sorgfältig die in Frage kommenden Texte (Mk 1,1; 1,9–11; 3,7–12; 9,2–8; 12,1–12; 13,32 und 14,32–42; 14,61f.; 15,39). K. vermag in seiner Untersuchung zu zeigen, daß der Evangelist für seine Christologie die Traditionen der Kirche verwendet und sie zugleich in die Verkündigung des kirchlichen Evangeliums einbindet, wodurch die ursprünglich möglicherweise isoliert weitergegebenen Traditionen für die Christen verständlicher wurden. Indem der Evangelist seine Überlieferungen treu bewahrt, erweist er sich als deren treuer Sachwalter. Die Gottessohnschaft Jesu zeigt sich in der treuen Erfüllung der Sendung Jesu. Das Evangelium Gottes, das Jesus verkündigt hat, ist nun das Evangelium der Kirche geworden. Sein Inhalt ist das heilbringende Leben, der Tod und die Auferstehung des Sohnes Gottes.

BÖCKLE, Franz: *Menschenwürdig sterben*. Reihe: Theol. Meditationen, Bd. 52. Zürich, Einsiedeln, Köln 1979: Benziger Verlag. 50 S., br., DM 7,80.

Sterben gehört zu den Dingen des Lebens, von denen wir am wenigsten wissen. Der Gedanke daran gehört zu den Tabus unserer Zeit. Aber es mehren sich die Stimmen, die über die tägliche, aber oberflächliche Konfrontation mit dem Tod in den Massenmedien hinaus helfen wollen, Sterben und Tod in den persönlichen Lebensentwurf einzubeziehen und Sterbenden in mitmenschlichem Begleiten auf der Basis des christlichen Daseinsverständnisses beizustehen. Das vorliegende Büchlein des bekannten Bonner Moralthologen gehört zu den besten dieser Hilfen. Seine Beiträge: „Verändertes Bewußtsein“, „Anonyme Technik“, „Recht auf den Tod“, „Sterbehilfe als Lebenshilfe“, „Tod – Ende oder Vollendung“, „Antwort des Glaubens“.

*Heimatlos in der Kirche? Probleme heutiger Jugendpastoral*. Hrsg. v. Wolfgang DINGER und Rudolf VOLK mit Beiträgen von A. Exeler, N. Mette, P. M. Zulehner. München 1980: Kösel-Verlag. 100 S., kt., DM 14,80.

W. Dinger ist Referent am Erzbischöflichen Jugendamt Freiburg, R. Volk doziert an der Fachhochschule Regensburg. Neben den Hrsg. haben namhafte Autoren (W. Mette, A. Exeler, P. M. Zulehner) je einen Beitrag beigesteuert. Mettes Überlegungen sind eine einführende und zugleich sachliche Auswertung einer allerdings recht schmal fundierten, unrepräsentativen Umfrage unter Jugendlichen des Bistums Münster. Diese wird im ersten Beitrag vorgestellt, obwohl der Informationsgehalt hier eher gering erscheint (18–24); allerdings scheint mir auch Mettes Analyse recht weitläufig zu sein (25–53). Zulehner greift einige seiner früheren Gedanken wieder auf (Lebenswissen, Kontrasozialisation = „Bekehrung“), wobei ihm sehr darin beizupflichten ist, worin er ja nicht gerade dem Modetrend (gar unter Jugendlichen) folgt, wenn er sagt: „Es geht nicht Christ zu sein ohne Gemeinde“ (85), „es geht nicht Christ zu werden ohne Gemeinde“ (94). Das Buch bietet also zweifellos wertvolle Streiflichter, liest sich auch, von den vielen Zitaten aus der Umfrage abgesehen, flüssig und eignet sich auch für Leute mit wenig Lesezeit (knapp hundert Seiten).

SIEBERS, Bernhard: *Liebe um Liebe*. Texte und Gebete zur Gestaltung des ersten Freitags und des ersten Donnerstags. Würzburg 1979: Echter Verlag. 270 S., br., DM 19,80.

Vf. meint, es gebe „vielerorts Zeichen eines neuen Herz-Jesu-Frühlings; in zahlreichen Pfarr- und Klosterkirchen ist mit wachsender Anteilnahme des Volkes die Feier des Herz-Jesu-Festes und des ersten Freitages neu belebt worden“ (9f.). Nicht jeder wird dieser Situationsschilderung zustimmen. Zuzustimmen ist dem Anliegen des Autors, durch Hervorhebung des theologischen Kerngehaltes der Herz-Jesu-Verehrung, die das Frömmigkeitsleben des katholischen Volkes in den letzten Jahrhunderten prägte, zur Belebung des Glaubens in unserer Zeit beizutragen. Es ist ihm zu danken, daß er im vorliegenden Buch für Meßfeiern und Andachten Handreichungen anbietet. Der 1. Teil enthält „Votivmessen zum ersten Freitag“, der 2. Teil „Herz-Jesu-Gebete“, der 3. Teil „Zwölf Heilige Stunden“ und der 4. Teil „Kreuzweg-Meditationen“.

*Der Mensch unter dem Kreuz*. Wegweisung, Erfahrungen, Hilfen. Hrsg. v. Reinhold BÄRENZ. Regensburg 1980: Verlag Fr. Pustet. 120 S., Ln., DM 16,80.

Dieser Versuch, über die Fragen nach Vielgestalt und Sinnhaftigkeit des Kreuzes im menschlichen Leben nachzudenken, ist lesenswert. Die verständlichen Beiträge namhafter Theologen fordern den Leser heraus, sich dem Kreuz zu stellen, das auch seinem Leben unumgänglich widerfährt und es „durchkreuzt“. Die unterschiedlichen Ausgangspunkte – Karfreitag und Kreuzestod Jesu Christi, der alttestamentliche Dulder Ijob, die griechische Logos-Wirklichkeit als Vergleich, Paul Celans „Psalm“ und das Faktum menschlichen Sterbenmüssens – ergeben eine breit angelegte Durchföhrung des Themas. Doch wird der Blick immer aufs Neue hingelenkt auf Leiden und Tod Jesu Christi und seine Aufnahme durch den Vater.

*Liebe verwandelt die Welt*. Anstöße zum Berliner Katholikentag 1980. Hrsg. v. Klaus HEMMERLE. Mainz 1979: Matthias-Grünewald-Verlag. 120 S., kt., DM 9,80.

Die vier Beiträge dieses Buches wollen von verschiedenen Zugängen her das Leitmotiv des Berliner Katholikentages „Christi Liebe ist stärker“ entfalten. Bischof Hemmerle geht es dabei in seinem Aufsatz um das rechte christliche Wirklichkeitsverständnis und dessen Verhältnis zur Eucharistie. Der Tübinger Theologe W. Kasper trägt Überlegungen zum Verhältnis von Christentum und Gesellschaft vor, wie sie sich aus der Perspektive christlicher Liebe ergeben. Der Pastoraltheologe K. For-

ster konkretisiert diesen Ansatz im Kontext aktueller Fragen des menschlichen Lebens und der Gesellschaft, und A. Schwan bedenkt die Möglichkeiten, die die Liebe als Grundwert der Politik haben könnte. Was hier gelegentlich noch recht theoretisch-abstrakt klingt, wurde mittlerweile durch manche Veranstaltung des Katholikentages ins Konkrete umgesetzt. Dennoch verdienen die hier vorgebrachten Gedanken über den ursprünglichen Anlaß hinaus Beachtung, da christliche Weltverantwortung als Dienst der Liebe nie an ein Ende kommt.

*Predigten zum Lesejahr C.* Hrsg. v. Franz KASPAR und Dieter ZELLER. Mainz 1979: Matthias-Grünewald-Verlag. 152 S., kt., DM 18,80.

Auch wenn bei Erscheinen dieses Hinweises das liturgische Lesejahr C bereits hinter uns liegt, verdient diese Predigtsammlung, die wie die beiden vorausgegangenen Bände für jeden Sonntag des Kirchenjahres und für die größeren Herrenfeste einen ausgearbeiteten Predigtentwurf enthält, Empfehlung. Die 64 Predigten stammen von acht, zum Teil schon durch andere Arbeiten bekannte Autoren, wobei die beiden Herausgeber Franz Kaspar und Dieter Zeller neben Pfarrer Paul Sumser aus Freiburg den Löwenanteil beigesteuert haben. Im Autorenverzeichnis S. 4 ist von einem neunten Autor, Hans Schaller, die Rede; doch ist keine Predigt mit seinem Namen gezeichnet. Die unterschiedlich langen Beiträge (eineinhalb bis vier Seiten) orientieren sich meist an den Lukasperikopen der Evangelien, erfreulicherweise finden aber auch die alt- und neutestamentlichen Lesungen wiederholt Berücksichtigung, wobei gewöhnlich ein bestimmter Gedanke des jeweiligen Textes in den Mittelpunkt der Überlegungen gestellt wird. Die gehaltvollen, verständlich und anschaulich formulierten Gedanken sind trotz ihres aktuellen Bezugs von grundsätzlicher Bedeutung, so daß diese Sammlung sicher auch noch bei Wiederkehr des Lesejahres C 1983/84 dem Prediger wertvolle Anregungen vermitteln kann.

*Trauermetten in der Karwoche.* Auszug aus dem Antiphonale zum Stundengebet. Freiburg 1980: Verlag Herder. 64 S., kt., DM 4,-; ab 50 Expl. DM 3,80, ab 100 Expl. DM 3,60.

Das Heft bietet die Lesehore und die Laudes für Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag. In der Hauptsache handelt es sich dabei um einen Auszug aus dem „Antiphonale zum Stundengebet“. Dazu kommen Ergänzungen aus dem Stundenbuch (z. B. Kurzlesungen, Bitten, Orationen), so daß neben dem Heft „Trauermetten“ nur das „Lektionar zum Stundenbuch“ erforderlich ist. Das Heft könnte dazu beitragen, den alten Brauch der Trauermetten wieder aufleben zu lassen.

*Das Osterlob.* Exsultet deutsch-lateinisch in der römischen Originalmelodie. Hrsg. v. Erwin BÜCKEN. Freiburg 1979: Verlag Herder. 32 S., Zweifarbendruck, Preis nicht mitgeteilt.

Das vorliegende Heft ist eine Ergänzung zum deutschen Meßbuch, die die Möglichkeit bietet, den offiziellen lateinischen und deutschen Text des Exsultet nach der alten Melodie zu singen. Die längere Fassung des deutschen Textes wird in der feierlichen und einfachen Form geboten, der lateinische Text sowohl in seiner längeren als auch in seiner kürzeren Fassung in der feierlichen Form. Der Versuch, die Gregorianik mit dem deutschen Text zu verbinden, ist gelungen, so daß das Heft eine Bereicherung darstellt, die sicherlich manche Freunde finden wird. Bei der Verwendung des Heftes ist zu bedenken, daß das Osterlob nicht unbedingt von einem Priester oder Diakon gesungen werden muß, sondern auch von einem geeigneten Laien vorgetragen werden kann.

KRÜPPEL, Maria Karin: *Ostern mit Kindern vorbereiten.* Anregungen und praktische Tips. Freiburg 1980: Verlag Herder. 72 S., kt., DM 9,80.

Sollen Feste und Feiern gelingen, bedürfen sie der Vorbereitung und Einstimmung. Das gilt sowohl für Erwachsene als auch für Kinder. Das neue Buch von M. K. Krüppel bietet eine Fülle von Anregungen zur Vorbereitung auf das Osterfest, die in Familien und Gruppen (z. B. Kindergarten) aufgegriffen werden können. Im einzelnen finden sich Vorlesetexte, Gesprächshinweise, Spielvorschläge, Bastelanregungen, Gebetshilfen und Lieder. Außerdem werden Beobachtungen und Zusammenhänge für Eltern und Erzieher erläutert.

Das Buch hilft Kindern und Erwachsenen, das Osterfest tiefer zu verstehen.

*Vesperbuch zum Gotteslob.* Hrsg. v. Paul NORDHUES und Alois WAGNER. Paderborn 1979: Verlag Bonifacius Druckerei, 276 S., Plastikeinband, DM 12,-, 10 Expl. DM 10,-.

Immer mehr Gemeinden und Gruppen gehen dazu über, mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Vesper zu singen. Für sie ist dieses „Vesperbuch“ geschaffen worden, damit sie den Reichtum des

„Gotteslob“ entsprechend nützen können. „Es bietet alle Vesperpsalmen des vierwöchentlichen Zyklus, sangbar gemacht mit Kehrversen aus dem ‚Gotteslob‘, und eine reiche Auswahl von Kehrversen für das Magnificat in allen neun Psalmtönen. Dann folgt weiteres Material, um die Kirchenjahrsvespern des ‚Gotteslob‘ abwechslungsreicher gestalten zu können, und schließlich Hilfen zur Ausgestaltung der Marien- und Heiligenvesper. Dazu kommen die Sonntagslaudes mit einem Alternativvorschlag sowie Totenlaudes und -vesper.“ Ferner finden sich Gesänge, Lesungen und Gebete zu Terz – Sext – Non und Komplet. Damit ist eine gute Handreichung geboten für alle, die nach dem Wunsch des II. Vatikanischen Konzils wenigstens einen Teil des Stundengebets in Gemeinschaft singen möchten.

JORISSEN, Ingrid – MEYER, Hans Bernhard: *Gestaltete Zeit. Privileg und Verpflichtung.* Innsbruck 1979: Tyrolia-Verlag. 144 S., Snolin, DM 16,80.

Die beiden Autoren haben sich vorgenommen, angesichts von „so viel... Kritikfähigkeit, Erziehung zu kritischem Verhalten, von Gesellschaftskritik, kritischem Katholizismus und ähnlichem“, worüber in den vergangenen Jahren geredet und geschrieben worden ist, „Gegenkritik“ zu üben, „d. h., die Kritiker und ihre Kritik in Frage zu stellen, und vor allem auch sich selbst zu fragen, ob und inwieweit man einem Modetrend nachläuft...“ (7). In loser Ordnung behandeln sie Fragen und öffnen den Blick für Möglichkeiten, wie ein Christ heute sein Leben gestalten und in einem guten Sinn auf das Leben anderer einwirken kann.

MAIER, Hans: *Kirche und Demokratie. Weg und Ziel einer spannungsreichen Partnerschaft.* Reihe: Herderbücherei, Bd. 709. Freiburg 1979: Verlag Herder. 256 S., kt., DM 6,90.

Hans Maier stellt in einer Reihe von in sich geschlossenen Kapiteln das Verhältnis von Kirche und demokratischem Staat unter verschiedenen Perspektiven dar. Die geschichtlich gewachsenen Beziehungen beider Größen in den modernen Staaten zeugen in ihrer Disparatheit und in der Praxis z. T. offenkundig werdenden Widersprüchlichkeit von der fehlenden positiven Reflexion über dieses Verhältnis. Die gegenwärtigen Strukturen bewegen sich zwischen Überbleibseln aus ideologisch bedingten Trennungskämpfen und naiven Identifikationsversuchen. Das Buch versucht von der Feststellung „civis idem christianus“ aus die Notwendigkeit einer Reflexion aufzuweisen, wie der demokratische Mensch als solcher sich in Kirche und Staat gleicherweise frei verwirklichen kann. „Demokratisch“ bedeutet dabei etwas mehr als eine verwaltungstechnische Kennzeichnung einer Staatsform. Denn es geht um einen Grundvollzug menschlicher Freiheit im Miteinander. Es bedeutet aber etwas weniger als einen inhaltlichen Daseinsentwurf, denn menschliche Freiheit vermag sich auch der Destruktion zuzuwenden. Demokratische Politik hat mit dem Heil zu tun. Auch wenn der demokratische Staat dieses Heil nicht schon selbst ist. Wie liegen die Zuordnungsstrukturen? Eine Frage, die das Buch an die zukünftige Forschung richtet.

MORAIS, Fernando: *Die rote Insel. Kuba heute.* Wuppertal 1978: Peter Hammer Verlag. 136 S., kt., DM 16,-.

Wer bislang bezweifelte, es gäbe Paradiese hier auf Erden, der muß sich bei der Lektüre dieses Buches eines Besseren belehren lassen: Kuba ist ein solches Paradies. Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls aufgrund der politischen Impressionen, die F. Morais, ein Journalist aus Brasilien, hier vorlegt. Seine Ausführungen sind ein einziges Plädoyer für den heutigen Status quo Kubas, das sich in treuer Ausführung marxistisch-leninistischer Ideen zu einem Musterstaat herausgemacht hat. Alle Übel, unter denen die übrige Welt stöhnt – Hunger, Ausbeutung, Ungerechtigkeit, Rassendiskriminierung, Armut, Prostitution –, sind hier beseitigt. Alles Unheil kommt letztlich vom US-Imperialismus. – Eine einseitig idealisierende Reportage. Aber immerhin geeignet als Grundlage zum Gespräch.

*Vom Advent zum Advent 1980/1981.* Wegweiser durch das katholische Kirchenjahr. Hrsg. v. Josef GÜLDEN und Elfriede KIEL. Freising 1980: Kyrios-Verlag Meitingen. DM 11,80.

Der aus dem Benno-Verlag Leipzig übernommene Kalender stellt einen Wegweiser durch das katholische Kirchenjahr dar. Auf der Vorderseite der 59 schwarz-weißen und vierfarbigen Blätter findet der Betrachter Kunstwerke aus der DDR und anderen Ländern des Ostblocks, die vielen sicher bisher unbekannt waren. Auf der Rückseite bietet J. Gülden eine Erklärung der Meßliturgie der Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres 1980/1981, die alle drei Perikopen berücksichtigt. Es folgt eine Erläuterung des auf der Vorderseite stehenden Bildes, die meist E. Kiel verfaßt hat, und am

Rand ein Liturgiekalender mit Angaben zu den Heiligen und den Texten der Messe. Ein anspruchsvoller Kalender, der jedem bewußt mit dem Kirchenjahr lebenden Christen wertvolle Anregungen vermittelt.

*Jahr des Herrn 1981.* Meitinger Spruchkarten-Kalender. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen. DM 6,50.

Der Meitinger Spruchkarten-Kalender hat Tradition und erfreut jedes Jahr aufs neue wegen seiner ansprechenden graphischen Gestaltung und der geschickt ausgewählten Worte bekannter und unbekannter, alter und neuer Autoren. Die 25 zweifarbigen Karten können nach geleistetem Dienst für das Kalenderjahr als Postkarten für Grüße an Freunde und Bekannte zu den verschiedensten Gelegenheiten benutzt werden.

*Meitinger Scherenschnittkalender 1981.* Freising 1980: Kyrios-Verlag Meitingen. DM 6,50.

Die 25 Motive dieses Scherenschnittkalenders sind, wie in den letzten Jahren, von der Benediktinerin M. Dorothea Brockmann aus Eichstätt geschnitten. Neben dem Scherenschnitt bietet jedes Blatt das Kalendarium eines halben Monats und einen Spruch oder Satz, der auf das Bild Bezug nimmt. Auch diese Blätter können nachträglich als Postkarten verwendet werden.

*Meitinger Blumenkalender 1981.* Freising 1980: Kyrios-Verlag Meitingen. DM 9,90.

Der Meitinger Blumenkalender bietet 13 vierfarbige Aquarelle von Lisa Olschewski, die den Jahreszeiten entsprechend ausgewählt wurden. Auch hier findet sich auf jedem Blatt das Kalendarium des Monats mit den Namen der Heiligen und ein zur Besinnung einladender Spruch. Ein geschmackvolles Geschenk für alle, die Blumen lieben.

*Paulus-Kalender 1981.* Freiburg/Schw. 1980: Paulus-Verlag. sFr 7,60.

Dieser bewährte Kalender bietet auch für 1981 eine Fülle von meditativen Gedanken und Gebetshilfen für alle Tage des Jahres. Er sei als Geschenk vor allem für einsame Menschen, besonders auch im anderen Teil Deutschlands empfohlen.

• *Kleruskalender 1981.* 96. Jahrgang. Bearbeitet v. Pfarrer Franz KRUSE. Köln 1980: Benziger Verlag. 199 S., Plastikeinband. DM 19,80.

Der bewährte Kleruskalender bietet auch im 96. Jahrgang wieder eine Fülle brauchbarer Informationen aus dem kirchlichen und öffentlichen Leben. Der liturgische Teil enthält alle notwendigen Angaben für Messe und Stundengebet unter Berücksichtigung des Eigenkalenders der deutschsprachigen Diözesen. Vorausgeschickt ist ihm eine Tabelle der beweglichen Feste bis zum Jahr 1999, eine Übersicht über die Ferientermine der Bundesrepublik Deutschland bis 1986 und verschiedene Übersichten liturgischen und zeitgeschichtlichen Inhalts. Es folgt ein kürzer gefaßtes Kalendarium von 1982, Auszüge aus den kirchlichen Ritenbüchern und verschiedene Verzeichnisse mit Angaben über die römische Kirchenleitung, über die Kirche in Deutschland und den benachbarten deutschsprachigen Ländern sowie über die Seelsorge für die deutschsprachigen Katholiken im Ausland. Daran schließt sich eine Übersicht über die Orden in Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie über katholische Organisationen und Institutionen in Ländern deutscher Zunge. Wie in allen guten Kalendern fehlen natürlich auch nicht die wichtigsten Eisenbahntarife und Postgebühren, die freilich zum Teil schon überholt sind, die Kraftfahrzeugkennzeichen und eine Währungstabelle. Selbst an Fernsprech- und Kontonummern wurde gedacht sowie an Stundenpläne und Zensurenverzeichnisse. Im Anhang stellen einige katholische Verlage ihre wichtigsten Neuerscheinungen vor. Bei einer solchen Fülle von Informationen kann es natürlich nicht ausbleiben, daß einige Angaben ungenau, bzw. noch nicht auf den neuesten Stand gebracht sind, etwa die Angaben über die theologischen Ausbildungsstätten der Orden und Kongregationen (S. 178). Doch mindert das kaum die Brauchbarkeit des Kalenders, der mit Sicherheit seine Käufer finden wird.

## Eingesandte Bücher

*Unverlangt eingesandte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.*

ABEL, Eduard / JESSE, Peter: *In die Welt hinaustreten*. Texte und Fotos zum Thema der Weltmissionskonferenz in Melbourne. Basel 1981: Basilea. 64 S., kt., DM 12,-.

ABLER, Martin: *Gottesdienst erleben – leben aus dem Gottesdienst*. Der Ort der Laien in der Liturgie. Regensburg 1980: Pustet. 92 S., kt., DM 13,50.

AEGIDIUS von ASSISI: *Die Weisheit des Einfachen*. Reihe: Klassiker der Meditation. Zürich, Einsiedeln, Köln 1980: Benziger. 126 S., br., DM 10,80.

ALBRECHT, Barbara: *Gebet – gelebter Glaube*. Theologie und Leben Nr. 60/61. Freising 1980: 112 S., glanzkasch., DM 12,50.

*Das Amt im ökumenischen Kontext*. Eine Studienarbeit des ökumenischen Ausschusses der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands. Hrsg. v. Jörg BAUER: Stuttgart 1980, Calwer, 182 S., kt., DM 28,-.

*Apostolat und Familie*. Hrsg. v. Herbert SCHAMBECK. Festschrift für Opilio Kardinal Rossi, Berlin 1980: Ducker & Humblot, 577 S., Ln., DM 158,-.

*Aussperrung und Streit – ungleiche Mittel*. Hrsg. v. Friedhelm HENGSBACH SJ. Mainz 1981: Matthias Grünewald, 174 S., kst., DM 12,80.

BECK, Hans-Georg: *Die Kirche in ihrer Geschichte*. Geschichte der orthodoxen Kirche im byzantinischen Reich. Hrsg. v. Bernd MOELLER. Göttingen 1980: Vandenhoeck & Ruprecht, 268 S., kt., DM 68,-.

BIEMER, Günther: *Was Deinem Leben Tiefe gibt*. Eine Schule des Glaubens. Freiburg 1980: Herder, 128 S., geb., DM 18,80.

*Bilder der Kunst zur Bibel*. Diaserie mit 48 Motiven aus der christlichen Tradition. München 1980: Kösel, DM 48,-.

BÖHM, Wilhelmine: *Im Schatten von Golgata*. Edith Stein. Reihe Theologie und Leben Nr. 56. Freising 1980: Kyrios, 88 S., kt. glanzkasch., DM 9,50.

BOFF, Leonardo: *Kreuzweg der Gerechtigkeit* mit Zeichnungen von Lucia Jochamowitz. Mainz 1980: Matthias Grünewald, 92 S., kt., DM 9,80.

BOMMER, Josef: *Versöhnung als Befreiung*. Arbeitsmaterialien zur Buß- und Beichtpraxis. Zürich-Einsiedeln-Köln 1980: Benziger, 112 S., br., DM 14,80.

BRANDL, Gerhard: *Nächstenliebe – Ausgangspunkt der Erneuerung*. Die zehn Gebote aus individual-psychologischer Sicht. Luzern-Stuttgart 1980: Rex, 214 s., Linson, DM 22,-.

BUCHER, Kurt: *Wegmarken*. Kurze Geschichten als Predigthilfen. Luzern-Stuttgart 1980: Rex, 155 s., br. Linson, DM 19,80.

BÜCHLER, Bernward: *Die Armut der Armen*. Über den ursprünglichen Sinn der mönchischen Armut. München 1980: Kösel, 166 S., kt., DM 48,-.

BUNGERT, Alfons: *Pauline von Mallinckrodt*. Schwester der Christlichen Liebe. Würzburg 1980: Echter, 79 S., davon 4 Bildtafeln, kt., DM 6,80.

CARRETTO, Carlo: *Die Bibel läßt uns nie im Stich*. BD. 831, Herderbücherei. Freiburg 1981: Herder, 128 S., DM 5,90.

CARRETTO, Carlo: *Gib mir deinen Glauben*. Gespräche mit Maria von Nazareth. Freiburg 1980: Herder. 128 S., kt., DM 13,80.

COOPER, Eugen J.: *Bußziehung in der Schule und Gemeinde*. Orientierungen und Modelle für Katechesen mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Freiburg-Basel- Wien 1980: Herder, 120 S., kt.-lam., DM 18,-.

*Cubanisches Glaubensbekenntnis*. Hrsg. v. Konrad STOCK. Reihe: Gesellschaft und Theologie, Forum politische Theologie, Nr. 2. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag i. Gem.m.d.Chr. Kaiser-Verlag, München. 112 S., kt., DM 10,50.

*DGB – Grundsatzprogramm '81*. Beiträge zur Diskussion. Reihe Arbeiterbewegung und Kirche. Hrsg. von Werner KRÄMER. Mainz 1981: Matthias-Grünwald, 128 S., kt., DM 9,80.

EXELER, Adolf: *Gott, der uns entgegenkommt*. Worte zum Advent. Freiburg 1980: Herder. 80 S., kt., DM 9,80.

GRABER, Rudolf: *Bewahre Jesu Christi heiliges Erbe*. Predigten, Ansprachen, Vorträge. Regensburg 1980: Fr. Pustet. 328 S., Ln., DM 29,80.

GROSS, Werner-Egon: *Begegnungen mit Jesus*. Berlin 1980: Morus. 32 S., br., DM 2,50.

GRUBER, Elmar: *Jahr und Tag*. Besinnungen zum Leben. München 1979: Don Bosco. 95 S., kt., DM 10,80.

GRÜNDEL, Johannes: *Normen im Wandel*. Eine Orientierungshilfe für christliches Leben heute. München 1980: Don Bosco, 246 S., br., DM 26,-.

GUARDINI, Romano: *Der Herr*. Über Leben und Person Christi. Herderbücherei, Bd. 813. Freiburg 1980: Herder. 704 S., kt., DM 14,90.

HERBSTTRITH, Waltraud: *In Gottes Nähe*. Einübungen in das geistliche Leben. Freiburg 1980: Herder. 96 S., kt., DM 11,80.

HOLLMANN, Klaus: *Was nützt der Glaube?* Überlegungen zur Menschlichkeit des Glaubens. Paderborn 1980: Bonifacius-Druckerei GmbH, 248 S., kt., DM 24,80.

*Johannes vom Kreuz*. Hrsg. v. Johannes BOLDT. Olten, Freiburg 1980: Walter. 224 S., Ln., DM 27,50.

KLEIN, Adolf: *Der Dom zu Köln*. Die bewegte Geschichte seiner Vollendung. Köln 1980: Wienand. 288 S., geb., DM 38,-.

KLEIN, Christoph: *Die Beichte in der evangelisch-sächsischen Kirche Siebenbürgens*. Göttingen 1980: Vandenhoeck & Ruprecht. 186 S., kt., DM 42,-.

KLOSTERMANN, Ferdinand: *Die pastoralen Dienste heute*. Linz 1980: Veritas, 359 S., kt.

LÄPPLE, Alfred: *Wieder beten können*. Eine Ermutigung. München 1979: Don Bosco. 119 S., kt., DM 14,80.

LECLERC, Eligius: *Weisheit eines Armen*. Franziskus gründet seinen Orden. Reihe: Bücher Franziskanischer Geistigkeit, Bd. 21. Werl 1980: Dietrich Coelde. 100 S., br., DM 14,80.

LEGAUT, Marcel: *Summe meines Lebens*. Innerlichkeit und Engagement. Reihe: Gestalten und Programme, Bd. 6. Limburg 1980: Lahn. 233 S., kt., DM 24,80.

MADEY, Johannes: *Der von dir, Vater, ausgeht und von deinem Sohne nimmt*. Der Heilige Geist im Beten der Syro-Antiochenischen Kirche. Reihe: Öcumenismus Spiritualis. Paderborn 1980: Bonifacius-Druckerei, 156 S., kt., DM 8,80.

MATURA, Thaddäus: *Die Lebensordnung nach dem Evangelium*. Franziskus damals und heute. Reihe: Bücher Franziskanischer Geistigkeit, Bd. 20. Werl 1979: Dietrich Coelde. 134 S., kt., DM 16,80.

MOSER, Georg: *Was die Welt verändert*. Freiburg 1980: Herder. 150 S., kt., DM 17,80.

MÜLLER, Alois: *Glaubensrede über die Mutter Jesu*. Versuch einer Mariologie in heutiger Perspektive. Mainz 1980: Matthias-Grünewald. 152 S., kt., DM 18,80.

MÜLLER, Gerhard Ludwig: *Für andere da*. Christus – Kirche · Gott in Bonhoeffers Sicht der mündig gewordenen Welt. Paderborn 1980: Bonifacius-Druckerei, 259 S., Ln., DM 26,-.

NEISINGER, Oskar: *Mit dem Papst durch Deutschland*. Würzburg 1980: Echter. 108 S., geb., DM 19,80.

*Neue Calwer Predigthilfen*. Württembergische Marginalreihe Band A: Advent bis Himmelfahrt. Hrsg. v. Gerhard HENNIG und Theo SORG. Stuttgart 1980: Calwer Verlag. 315 S., kt., DM 28,-.

*Neue Calwer Predigthilfen*. Dritter Jahrgang Band A: Advent bis Himmelfahrt. Hrsg. v. Hans BORNHÄUSER u. a. Stuttgart 1980: Calwer Verlag. 326 S., kt., DM 28,-.

PESCH, Wilhelm: *Rosenkranz*. Bilder – Meditationen. Würzburg 1980: Echter. 72 S., geb., DM 19,80.

POHLMANN, Constantin: *Franziskus – ein Weg*. Die franziskanische Alternative. Mainz 1980: Matthias-Grünewald. 176 S., br., DM 19,80.

PUTHIADAM, Ignatius – KÄMPCHEN, Martin: *Geist der Wahrheit*. Christliche Exerzitionen im Dialog mit dem Hinduismus. Kevelaer 1980: Butzon & Bercker. 228 S., 8 Bilder, br., DM 24,-.

*Quellen geistlichen Lebens*. Die Zeit der Väter. Hrsg. von Wilhelm GEERLINGS und Gisbert GRESHAKE. Mainz 1980: Matthias-Grünewald, 262 S., Ln., DM 36,80.

RAHNER, Karl: *Die Gabe der Weihnacht*. Freiburg 1980: Herder. 64 S., kt., DM 7,80.

*Religiöse Bewußtseinsbildung*. Leitfragen und Grundthemen. Hrsg. v. Walter STROLZ. Freiburg 1980: Herder. 200 S., kt., DM 29,80.

*Renaissance des Islams*. Weg zur Begegnung oder zur Konfrontation. Hrsg. v. M. FITZGERALD, A. Th. KHOURY, W. WANZURA. Reihe: Islam und westliche Welt, Bd. 4. Graz, Wien, Köln 1980: Styria. 180 S., kt., DM 2,-.

REPGES, Walter: *... und Freiheit den Gefangenen – Maria, die Mutter der Freiheit*. Reihe: Meitinger Kleinschriften 83. Freising 1980: Kyrios-Verlag. 40 S., kt., DM 4,50.

REPGES, Walter: *... und Freiheit den Gefangenen – Paulus, der Apostel der Freiheit*. Reihe: Meitinger Kleinschriften 84. Freising 1980: Kyrios-Verlag. 40 S., kt., DM 4,50.

REPGES, Walter: *... und Freiheit den Gefangenen – Carlo Carretto, der Sänger der Freiheit*. Reihe: Meitinger Kleinschriften 85. Freising 1980: Kyrios-Verlag. 36 S., kt., DM 4,50.

RIEDE, Johannes: *Hoffnung wider alle Hoffnung*. Verheißungen Gottes – Erwartungen des Menschen. München 1980: Don Bosco. 129 S., kt., DM 16,80.

RISTOW, Günter: *Römischer Götterhimmel und frühes Christentum*. Bilder zur Frühzeit der Kölner Religions- und Kirchengeschichte. Köln 1980: Wienand. 192 S., geb., DM 44,-.

ROSSE, Gérard: *Der Pfarrer von Ars an seine Gemeinde*. München 1980: Verlag Neue Stadt, 136 S., kt., DM 12,80.

SCHADE, Hans-Heinrich: *Apokalyptische Christologie bei Paulus*. Studien im Zusammenhang von Christologie und Eschatologie in den Paulusbriefen. Göttingen 1981: Vandenhoeck & Ruprecht, 337 S., kt., DM 54,-.

SCHNEGG, Matthias: *Damit es Freude macht*. 68 Spielmodelle für Kindergottesdienste an Sonn- und Festtagen und für verschiedene Anlässe. Freiburg 1980: Herder. 160 S., kt., DM 19,80.

SCHULZ, Ehrenfried: *Bausteine für eine religiöse Elementarerziehung*. München 1980: Don Bosco, 111 S., br., DM 14,80.

SERROU, Robert: *Mutter Teresa*. Eine Bildbiographie. Freiburg 1980: Herder. 128 S. mit 160 z. T. vierfarbigen Abb., geb., DM 29,80.

SEUFFERT, Josef: *Marientage im Kirchenjahr*. Meßfeiern und Andachten. München 1980: Don Bosco, 252 S., br., DM 29,80.

*Der Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi*. Mit Meditationen v. Carlo BRENNI und dem italienischen Urtext. Illustrationen v. Robert WYSS. Luzern, Stuttgart 1980: Rex. 47 S., geb., DM 13,80.

STROLZ, Walter: *Du gibst weiten Raum meinen Schritten*. Lebensmut aus der Bibel. Freiburg 1980: Herder. 128 S., kt., DM 19,80.

SUDBRACK, Josef: *Wir bilden eine Kette*. Rosenkranzbeten mit dem Papst. Würzburg 1980: Echter. 32 S., br., DM 1,20.

TRESMONTANT, Claude: *Der Weg nach innen*. Christliche Mystik und die Zukunft des Menschen. Graz, Wien, Köln 1980: Styria. 188 S., kt., DM 29,80.

*Vinzenz von Paul*. Mit einem Essay von Jean François SIX und 55 Farbbildern v. Helmuth Nils LOOSE. Freiburg 1980: Herder. 120 S., geb., DM 29,50.

VOLK, Hermann: *Formen christlicher Existenz*. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 102. Mainz 1980: Matthias-Grünewald. 116 S., kt., DM 8,80.

VORGRIMLER, Herbert: *Hoffnung auf Vollendung*. Aufriß der Eschatologie. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 90. Freiburg 1980: Herder. 176 S., kt., DM 25,80.

WALTER, Eugen: *Groß und wunderbar ist dein Gericht*. Freiburg 1980: Herder. 96 S., kt., DM 10,80.

*Wege zur Gemeinschaft*. Alle unter einem Christus. Gemeinsame römisch-katholische, evangelisch-lutherische Kommission. Paderborn 1980: Bonifacius-Druckerei i. Gem. m. d. Verlag Otto Lembeck, Frankfurt. 63 S., Snolin. DM 5,-.

WOLF, Ingried und Martin: *Kinder spielen vor Gott*. Neue Wege in Religionsunterricht und Kindergottesdienst. München 1980: Don Bosco, 164 S., br., DM 29,80.

ZELLER, Hermann: *Kirche – Heimat des Glaubens*. Innsbruck 1980: Tyrolia. 160 S., kt., DM 16,80.

*Zeugen des Glaubens in Lateinamerika*. Von der Entdeckung bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Emil L. STEHLE. Mainz 1980: Matthias-Grünewald. 122 S., Ln., DM 29,80.

# Auftrag und Verantwortung des Oberen für das geistliche Leben in der Gemeinschaft

Von Anselm Schulz OSB, Schweiklberg<sup>1)</sup>

Gestatten Sie zu Beginn einige hinführende Vorbemerkungen:

1. Da Sie Wohl und Wehe der geistlichen Verantwortung für Ihre Mitbrüder zu tragen längst gewohnt sind, besteht keine Veranlassung, Sie darüber erst noch aufzuklären, um Ihnen gar eine Art von Autoritätskomplex aufzuzwingen. Das Gegenteil freilich liegt mir ebenso fern, die nämlich tatsächlich mit dem Amt des Oberen auferlegte Last nur für eine persönliche Einbildung zu erklären. Das eigene Vorhaben dürfte in etwa zwischen den beiden angedeuteten extremen Positionen anzusiedeln sein. Es gilt, Sie durch die folgenden Überlegungen nur in der tapferen Annahme der Ihnen längst vertrauten Alltagswirklichkeit bei der Wahrnehmung Ihrer Verantwortung für das geistliche Leben in einer Gemeinschaft durch ein paar angemessene Motive zu bestärken.

Derzeit droht hier vor allem eine nicht ganz unbedeutende Gefährdung durch ein egozentriertes Selbstmitleid der Amtsinhaber. Die harte Last der Führungsverantwortung mit dem für eine Geistliche Gemeinschaft eigentlich selbstverständlichen spirituellen Schwerpunkt drückt derzeit nicht bloß mehr noch als früher – das dürfte sie eigentlich durchaus –, sondern sie lähmt mitunter sogar eine positive Einstellung zum spirituellen Auftrag des Oberen und hindert ihn dann an einer angemessenen Ausübung der ihm übertragenen Verantwortung. Des näheren lockt hier vor allem eine doppelte, wenn auch gegensätzlich anmutende Versuchung. Durch beide leidet das gesunde Verhältnis des Oberen zur spirituellen Seite seines Auftrags Schaden und damit auch und vor allem die eigenen Mitbrüder.

a) Die einen beginnen, das Maß der ihnen auferlegten Letztverantwortung, die mit ihrem Dienst unweigerlich verknüpft ist, auf Kosten der ebenso wenig leugbaren Selbst- und Mitverantwortung ihrer Mitbrüder zu überziehen. Die letztere wird dann oft faktisch fast geleugnet. Welche heillose Konsequenzen daraus für eine gesunde, persönlich geprägte und verantwortete Spiritualität der einzelnen Glieder einer Geistlichen Gemeinschaft entstehen, ist kaum abzusehen. Dann ist nämlich jede vom Geiste Gottes und in der Persönlichkeitsstruktur durch den Schöpfergott im einzelnen grundgelegte persönliche Regung mitunter schon von einem voreingenommenen Mißtrauen überschattet. Am Ende einer solchen gewiß nicht ungefährlichen Entwicklung stehen dann

---

<sup>1)</sup> Dem Artikel liegen Ausführungen zugrunde, die der Verfasser im Juni 1979 ursprünglich vor den Hausoberen der deutschsprachigen Redemptoristen in Gars vorgetragen hat. Sie sind etwas überarbeitet und vor allem gekürzt worden. Der Stil der Anrede wurde weithin absichtlich beibehalten.

oft genug eine infantile spirituelle Mutlosigkeit der Mitbrüder und der Obere in der Gestalt des enttäuscht-resignierten Menschenverächters.

b) Die andere Fehlhaltung steht nur in einem scheinbaren Gegensatz zur erstgenannten Gefährdung; denn auch sie entspringt letztlich einer Kette von Enttäuschungen. Es geht um das resignierte Treibenlassen, den schuldbaren Verzicht des Oberen auf die geschuldete geistliche Führung, vor allem in der Form von regelmäßigen Angeboten, die auf eine sinngemäße geistliche Förderung der Mitbrüder abzielen. Solche Versäumnisse sind als Unterlassungen ebenso ein Unrecht an den Mitbrüdern wie die zuvor genannten Übertreibungen aufgrund einer die Personenwürde mißachtenden Grundeinstellung.

So wird die Feststellung, daß der rechte Umgang mit der Führungsverantwortung, insbesondere die Wahrnehmung des Auftrags zur geistlichen Mitsorge für die Gemeinschaft, selber eine ganz zentrale Gnadengabe des Geistes Gottes ist, kaum Widerspruch finden. Ja, man darf sogar ohne Übertreibung hinzufügen, daß wir allesamt trotz redlichen Bemühens darin gewiß nicht auslernen werden oder gar sehr schnell zu einer vollendeten Meisterschaft gelangen werden. Vielleicht wäre ein diesbezüglicher Irrtum sogar eine hohe Gefährdung für die Glaubwürdigkeit unseres Bemühens.

2. Die Einsicht in die eigenen Grenzen leitet unschwer über zu einer weiteren wichtigen Feststellung: jeder redlich gemeinte Versuch, anderen Ordensgemeinschaften in der Ausübung ihres geistlichen Führungsauftrages Hilfen zu bieten, muß sich des eigenen geistig-geistlichen Horizontes und Hintergrundes bewußt bleiben. Auch ein solcher ist eine notwendige und nur sehr bedingt zu übersteigende Grenze. Im Fall des Vortragenden handelt es sich schwerpunktmäßig um die benediktinisch-monastische Tradition. Diese Prägung ist weder durch eine mehrjährige Mitarbeit in der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik von Grund auf geändert worden noch durch das exegetische Fachstudium letztlich in Frage gestellt worden.

Die Jahre des intensiven Bemühens um die theologisch-geistlichen Grundfragen des Ordenslebens in der Kirche Jesu Christi haben den Verfasser dieses Beitrags vor allem eines gelehrt: In den Fundamenten der christlichen Spiritualität gibt es eine weitaus größere Gemeinsamkeit als der flüchtige Blick auf die Vielzahl von Namen für die verschiedenen spirituellen Entwürfe zunächst vermuten lassen würde. Im Grunde ist die Einsicht aber nicht nur nichts Überraschendes, sondern das eigentlich sogar zu Erwartende. Denn alle Entwürfe für die wahrhaft christliche Spiritualität müssen hinsichtlich ihrer Wurzeln im Evangelium Jesu beheimatet sein. Dieses ist und bleibt die normans non normata für ein Leben aus dem Glauben; und gerade dies ist die vorzügliche Bestimmung jeder Ordensregel als *documentum spirituale*. So urteilt auch das Vaticanum II in seinem Ordensdekret „*Perfectae caritatis*“ (2a). Es sagt über die Fundierung jeglichen Ordenslebens im Evangelium: „Letzte Norm des Ordenslebens ist die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi. Sie hat allen Instituten als oberste Regel zu gelten.“

3. Die Benediktinerregel (= RB) zeichnet sich wie alle großen Entwürfe in der Geschichte der christlichen Spiritualität durch eine solche innere Nähe zum Evangelium Jesu aus. Und da diese Regel für den Verfasser des Artikels der selbst erlebte und hoffentlich in etwa auch gelebte Versuch ist, das Evangelium Jesu in einer Geistlichen Gemeinschaft konkret einzuüben und damit auch den Mitbrüdern zu dienen, werden die folgenden Ausführungen auch der Realitätskontrolle nicht entbehren.

Indes wird ganz mit Recht in erster Linie nicht eine Darlegung der pointiert benediktinischen Sehweise erwartet. Deshalb sollen nur jene Gesichtspunkte aus dem Bereich der benediktinisch-monastischen Spiritualität ausdrücklich angesprochen werden, deren innere Nähe zum Evangelium Jesu offenkundig ist. Damit dieses Vorhaben auch nur annähernd gelingt, werden wir öfter auf die fundamentalen Aussagen des Kapitels II im Beschluß der Würzburger Synode über die Orden, und zwar über deren geistlichen Grundauftrag zurückgreifen. Denn darin kommen jene dem Evangelium gemäßen Elemente zur Darstellung, die jedem Ordensleben der Kirche eigen sein müssen, ohne daß die spezifische Prägung der einzelnen Gemeinschaft durch das Charisma des Gründers ignoriert würde.

Von den umgreifenden Fundamenten sagt der Synodenbeschluß in 2.1.2.: „Jeder Getaufte muß als Jünger Christi zuerst das Reich Gottes suchen (vgl. Mt 6,33) und aus dem Geist der Liebe Jesu leben, die keine Rücksicht auf sich selbst und kein Maß kennt (vgl. Jo 13,15). Hier aber (= in den Orden und Geistlichen Gemeinschaften) verpflichtet sich eine ganze Gemeinschaft öffentlich auf diesen Anspruch des Evangeliums und stellt sich unter eine bestimmte Lebensordnung, um in gegenseitiger Verantwortung und Ermutigung dem Drängen des Geistes besser nachzukommen.“

Gerade die letzten Worte des angeführten Zitates gilt es, im Hinblick auf das Thema: „Die Verantwortung für das geistliche Leben in der Gemeinschaft“ als Obere besonders aufmerksam und mit Bedacht zu hören: eine ganze Gemeinschaft verpflichtet sich, durch ein Leben in gegenseitiger Verantwortung und Ermutigung dem Drängen des Geistes besser zu entsprechen. Die Sorge eines Oberen wird dadurch nicht geringer; denn es geht ja um nicht weniger als um ein konsequentes Leben der Mitbrüder nach dem Anspruch des Evangeliums. Indes darf und soll der Obere das konstitutive Element des Miteinander und die damit bejahte gegenseitige Verantwortung aller für die Öffnung gegenüber den Anregungen des Geistes Gottes nicht weniger ernst nehmen, sondern bei all seinen Überlegungen und Entscheidungen voll auf die Waagschale legen.

4. Daraus ergibt sich für den Aufbau des folgenden Hauptteiles etwa nachstehende Gliederung: A) Die Verantwortung für den Primat einer konkreten Spiritualität bei der Gestaltung des Lebens und in der Auswahl der Aufgaben – B) Die Verantwortung für die recht verstandene kirchliche Spiritualität im Leben der Gemeinschaft. Im einzelnen sollen die Gesichtspunkte nach Art von Thesen dargelegt werden.

## A. Die Verantwortung für den Primat einer konkreten Spiritualität bei der Gestaltung des Lebens in der Gemeinschaft und in der Auswahl ihrer Aufgaben

### 1. These: Das Ziel der Berufung in eine Geistliche (!) Gemeinschaft bestimmt das Ausmaß der Führungsverantwortung

Um das Maß der Verantwortung zu begreifen, die den Oberen in allen Orden und Geistlichen Gemeinschaften nachdrücklich eingeschärft wird, braucht man sich nur die primär geistliche Zielsetzung einer jeden Ordensgemeinschaft in Erinnerung zu rufen. Allem zuvor ist und will das Ordensleben der Weg des Berufenen zu Gott sein; und die Ordensgemeinschaft ist eine das ganze Leben des Mitbruders umgreifende Schule der Einübung des Verfügbarwerdens für Gott mittels der freiwillig übernommenen Grundordnung. Wer in eine Geistliche Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi eintritt, hat die erklärte Absicht, sein Heil, die bleibende Vollendung in Gott, das ewige Leben auf dem Weg des Anschlusses an den Orden zu erlangen.

Es wäre verfehlt, in der vom Vaticanum II und dementsprechend dann von der Würzburger Synode sehr nachdrücklich betonten ekklesialen Komponente des Ordenslebens einen unüberbrückbaren Gegensatz zur überlieferten, das individuelle Heil in die Mitte rückenden Sehweise zu erblicken. Vielmehr handelt es sich beim Bemühen des Konzils und der Synode um die notwendige Anreicherung mit dem Ziel, die volle Bestimmung der Ordensberufung zu verdeutlichen. Auch für den Ordenschristen gilt der altchristliche Grundsatz: *extra ecclesiam nulla salus*. Damit ist jeder Versuch, eine unüberbrückbare Diastase in der Zielsetzung der Ordensberufung zu konstruieren, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Im Grunde haben die Ausführungen der Synode von Würzburg über den geistlichen Grundauftrag aller Orden gerade die Integration zum Ziel. Beide Elemente werden z. B. in 2.1.1 zutreffend verbunden und zur Darstellung gebracht: „Der grundlegende Auftrag der geistlichen Gemeinschaften besteht darin, daß sie als Gruppe, die im Nachfolgeruf des Evangeliums Ursprung und Bestand hat, durch ihre Lebensordnung und durch ihren Dienst – die Verherrlichung Gottes und das Dasein für die Menschen – ein Zeichen sind für das in Christus angebrochene Heil.“

Ebenso eindeutig sind persönliches Heil und Dienst der Orden zur ekklesialen Verdeutlichung in der Aussage 2.1.4 miteinander verknüpft. Im nachstehend zitierten Text wird der fundamentale geistliche Grundauftrag der Orden innerhalb der allgemeinen christlichen Berufung, die eine Berufung zum Heil und zur Vollendung des einzelnen bei Gott ist, angesiedelt und geistlich qualifiziert: „Nur innerhalb der für alle gleichen Berufung haben geistliche Gemeinschaften ihren Ort. Dennoch liegt diesen eine besondere charismatische Berufung zugrunde, die zu einer ihr eigenen radikalen Verwirklichung des Evangeliums auffordert.“ Unsere Verantwortung für die geistliche Führung ent-

springt gerade dieser charismatischen, in der Form der besonderen Gabe von Gott sich herleitenden Berufung unserer Mitbrüder zur radikalen Verwirklichung des Evangeliums. Daraus leitet sich auch ihr ganzer Ernst ab; denn wir tragen dafür die Verantwortung, daß das Leben unserer Mitbrüder im Sinne ihrer Bestimmung durch Gott für immer „gelingt“. Das Ziel, einmal ganz und gar bei Gott sein zu dürfen, ist auch das A und das O jeder charismatischen Berufung innerhalb der allgemein christlichen Berufung. Die Qualität „charismatisch“ bedeutet eine Steigerung unserer Verantwortung und keineswegs deren Minderung. Sie unterstreicht das dem Christen eigene Gespür für die jeweilige Absicht des Geistes; sie zielt auf die Fähigkeit einer geistlichen Tuchfühlung mit Gottes je eigenen Absichten. So wird das geistlich-charismatische Spezifikum zum besonderen Stachel unserer Führungsverantwortung; und wehe uns, wenn wir sie je aus den Augen verlieren würden.

In anderen Aussagen der Synode zum gemeinsamen geistlichen Grundauftrag der Orden wird deren primär geistliche Zielsetzung durch den Hinweis auf einzelne konkrete Elemente weiter verdeutlicht. So wird im Rahmen einer Umschreibung der Geistlichen Gemeinschaften als Jüngergemeinde im besonderen Sinn u. a. ausgeführt (2.1.7): Sie „sollen dazu beitragen, daß die Kirche Gemeinde des Gebetes und der Bruderliebe ist, in der Gottes Heilshandeln in Jesus Christus und die Hoffnung auf die endgültige Zukunft wachgehalten wird“. Ähnlich pointiert unterstreicht der Abschnitt (2.1.5) über „die geistliche Bedeutung der evangelischen Räte“ die primär spirituelle Zielsetzung der Geistlichen Gemeinschaften und deutet die Auswirkungen des Primats der geistlichen Dimension an: Wo die evangelischen Räte in einer Gruppe als Gnadengabe aufrichtig und konsequent gelebt werden, machen sie „unübersehbar deutlich, daß der Grundauftrag der geistlichen Gemeinschaften endzeitlichen Charakter hat und alle nur innerweltlichen Ziele übersteigt. Ohne den Gott der Verheißung und des Heils wäre ein Leben, das unwiderruflich auf die Räte verpflichtet ist, von vornherein sinnlos“. Die Last der Verantwortung aufgrund einer derart eindeutigen Zielbestimmung ist unschwer abzusehen.

Da es ohnedies nicht möglich ist, das Ziel und den Weg im praktischen Vollzug ohne weiteres sehr scharf voneinander zu trennen – noch immer gilt nämlich das Prinzip ›finis determinat formam agendi‹ –, werden in der nächsten These manche Aspekte noch weiter verdeutlicht werden, die aber in der Zielbestimmung zumindest einschlußweise bereits enthalten sind.

## 2. These: Die Gestaltung des Weges und die Wahl der Mittel als der vorzügliche Inhalt einer geistlichen Führungsverantwortung

Die von Gott und vor Gott übernommene Verantwortung des Oberen einer Geistlichen Gemeinschaft erstreckt sich ganz vornehmlich auf den möglichst konsequenten Einsatz und die entsprechende Wahl der Mittel und Wege, die dazu geeignet sind, das Leben des einzelnen Mitbruders in der Gemeinschaft

samt seinem Auftrag, aber auch den Stil des Gemeinschaftslebens einschließlich der Beurteilung der übernommenen Aufgaben bzw. deren allfällige Revision auf das Ziel der geistlichen Berufung hinzuordnen. Unsere geistliche Führungsaufgabe muß deshalb darauf bedacht und darum besorgt sein, alle Möglichkeiten und Chancen aufzugreifen, die geeignet sind, die Mitbrüder möglichst folgerichtig und ohne vermeidbare Umwege zu der ihnen von Gott bestimmten menschlich-christlichen Vollendung und Reife zu führen und so das primäre Ziel und die Bestimmung einer Geistlichen Gemeinschaft für den einzelnen immer neu erfahrbar werden zu lassen (vgl. auch die folgende These 3).

Da es keinen wirklich legitimen Grund gibt, die vom Konzil und durch die Synode umschriebene ekklesiale Ausrichtung der Orden, d. h. ihren Dienst für die Kirche, und zwar im weitesten Sinn des Wortes, als einen unvereinbaren Gegensatz zur individuellen Seite der Ordensberufung zu deuten, spricht auch aus den „Folgerungen“ (2.2), die der Synodenbeschluß von Würzburg aus der Zielsetzung der Orden als „geistlicher Realitäten“ herleitet, der Ernst der Verantwortung des Oberen für die geistliche Dimension seines Führungsamtes. Von den Erwartungen, welche Kirche und Gesellschaft an die Orden richten, heißt es u. a. (z. B. in 2.2.1): Was die Geistlichen Gemeinschaften den Menschen vor allem schulden, „ist ein geistlicher Dienst: Erhellung des Lebenssinnes, Glaubensermutigung, Zeugnis für Gottes Dasein und Liebe, eine Haltung der Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft, des Vertrauens und der Hoffnung...“. Angesichts solcher Zielvorstellungen müssen wir uns als Obere von vornherein darüber im klaren sein, daß unseren Mitbrüdern derartige mit Recht anspruchsvolle Formen des Glaubenszeugnisses nur dann überzeugend gelingen werden, wenn sie zuvor von den einzelnen auch inmitten der eigenen Gemeinschaft immer wieder erfahren und so eingeübt werden. Dabei spielt gewiß das Beispiel des Oberen, das andere darin anregt, eine beachtliche Rolle. Indes sollten wir in der Rücksicht auf die Verantwortung zum Zeugnis der Mitbrüder vor Außenstehenden nur einen zusätzlichen Beweggrund für die Bedeutungsschwere der Führungsverantwortung sehen. Gewiß ist aber auch dieser Bereich geeignet, noch einmal die Dringlichkeit der geistlichen Führung in der Gestalt der Wahl der Mittel und Wege und bei deren konsequenter Anwendung zu unterstreichen. Auch die folgende These 3 verdeutlicht das Anliegen mit gleicher Stringenz unter der Rücksicht der Prioritäten.

### 3. These: Die Verantwortung für die Wahrung der vom Evangelium gesetzten Prioritäten

Im Einklang mit der allein dem Evangelium Jesu verpflichteten spirituellen Zielsetzung einer jeden Geistlichen Gemeinschaft in der Kirche ist der Obere dafür besonders verantwortlich, daß eine dem Primat Gottes entsprechende Wertung im Umgang mit allen geschaffenen Gütern in der Gemeinschaft eingehalten wird. Dabei sei es erlaubt, in einem ersten Abschnitt das Anliegen

der These 3 durch die benediktinische Tradition etwas zu verdeutlichen. Die anderen Orden werden dadurch keiner Engführung ausgesetzt, weil die RB sich auch in dieser Hinsicht und gerade hier als ein Spiegelbild des Evangeliums Jesu erweist. Denn wie Jesus selbst, so fordert auch die RB vor allem eines, den Primat Gottes unbedingt zu achten. Da nach der RB (vgl. 58,7f) nur Mönch werden darf, wer vom Verlangen nach dem ewigen Leben, nach der vollendeten Gemeinschaft mit Gott zutiefst erfüllt ist, eignen dem benediktinischen Gottsuchen drei unverzichtbare Schwerpunkte. In ihrer Beobachtung ist die ganze Spiritualität zugleich auf den unverzichtbaren Primat Gottes hingeordnet. Die drei Schwerpunkte sind: 1. der Eifer für den Gottesdienst; 2. die Bereitschaft zum unverzüglichen Gehorsam als Ausdruck des Glaubens an Gottes Herrentum; und 3. die bereitwillige Übernahme von Unbilden aller Art in der Haltung der Liebe. Hinter jeder dieser drei genannten Haltungen steht im Grunde nur dieses Eine: das Verlangen, Gott in allen Lebensbereichen nach und nach ganz und gar Herr werden zu lassen, also das *primum quaerite regnum Dei* der Bergpredigt (vgl. Mt 6,33). Aus diesem fundamentalen Ansatz leitet sich die Unerbittlichkeit her, mit welcher die RB für alle Lebensbereiche das Einhalten des Primates Gottes einklagt, z. B. schon in der zeitlichen Ordnung des Tages und der Nacht, in der Zuweisung fester Zeiten für das Gebet, für die *lectio divina* und für die Arbeit. Die Sorge um die gelebte *gloria Dei* verpflichtet den Oberen, für die geistliche Entwicklung eines jeden Mitbruders bis in die Tiefen der Motivation seines Tuns und Lassens hinein keine Mühe zu scheuen. Ebenso verbietet der Primat Gottes und des von ihm gewährten Heiles, daß ein Oberer die Sorge um vergängliche Güter gegen den genannten Maßstab auch nur in den Vordergrund seines Planens stelle, obgleich auch diese Lebensbereiche Teil seiner Verantwortung sind und von ihm nicht vernachlässigt werden dürfen. Denn nur durch die entsprechende Umsicht für alle menschlichen Lebensvollzüge ist in etwa gewährleistet, daß eine ganze Geistliche Gemeinschaft und die einzelnen Mitglieder mit ihrer berechtigten Eigenart in Frieden leben und so Gott ungestört suchen. Die RB steht nicht nur faktisch auf dem Boden der Bergpredigt Jesu, sondern sie bezeugt die Übereinstimmung mit dem Evangelium von Gottes Herrentum auch ausdrücklich. Sie versteht sich geradezu als Anwalt dessen, was Jesus den Seinen als Richtschnur gesagt hat, und sie ist bemüht, den Grundsatz: „Euch soll es zuerst um Gottes Reich und seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben!“ bei den Mönchen zur Tat werden zu lassen.

Daneben finden sich gerade in der RB eine Fülle von Einzelanweisungen, die alle das Evangelium Jesu als oberste Norm spiegeln und die es dem Oberen zur Pflicht machen, die dem Evangelium gemäßen Prioritäten auch in den Einzelheiten des Lebens unbedingt zu achten. So sind z. B. Gäste, die wegen ihrer Armut dem Kloster gewiß keinen wirtschaftlichen Vorteil bieten, mit Vorzug zu behandeln; denn sie sind eine Gelegenheit zur Christusbegegnung und üben zugleich in den Vorsehungsglauben ein. Das Evangelium als Richtschnur jeder geistlichen Führung veranlaßt die RB, die schwerwiegende Verantwortung des Oberen für die kranken Mitbrüder samt der dem Evangelium geläufigen Moti-

vation einzuschärfen; denn Krankendienst ist sowohl für Jesus als auch für die RB eine Form des unmittelbaren Christudienstes.

Ganz ähnlich, wenn auch im Blick auf die Auswahl bei der Übernahme und bei der Fortführung von Aufgaben auch außerhalb der eigenen Gemeinschaft urteilt der Würzburger Synodenbeschluß, der in 2.2.4 allen Geistlichen Gemeinschaften getreu dem jesuanischen Maßstab im Evangelium den Vorrang der Sorge um Kranke und Benachteiligte ans Herz legt. Seine Verwirklichung ist gewiß ein Herzstück innerhalb einer konkreten geistlichen Führung. Doch sollte nicht verschwiegen werden, daß die heute anstehende Verwirklichung angesichts einer durch lange Zeiten währenden Vorliebe für bestimmte Einsatzfelder sowohl in der Pastoral als auch in den anderen Bereichen des Heildienstes oft nur bei Inkaufnahme von sehr harten Auseinandersetzungen, die manchmal auch Interessenkonflikte sind, gelingen wird. Mit der Betonung der Revision unserer Aufgaben nach Maßgabe der Prioritäten, die uns das Evangelium auferlegt, ist nicht einer im Grunde nur naiven Rückkehr zum Punkt Null der Geschichte das Wort geredet. Ein solcher Wunsch muß gerade in den gewachsenen Gemeinschaften als Utopie auch durchschaut werden. Nein, bei der anstehenden Überprüfung ist eine geistliche Offenheit für das erforderlich, was Gott, durchaus auch unter Berücksichtigung des bisher Gewordenen, von uns an Neuem will. Gewiß sind dazu alle Mitglieder unserer Gemeinschaften aufgerufen, weil sie ja kraft der Teilhabe am Geiste Gottes durchaus in der Lage sind, nach dem zu fragen und auf das einzugehen, was Gott wirklich von ihnen will. Trotzdem halte ich es für unverzichtbar, daß dem Oberen gerade in solchen konkreten, für die weitere Spiritualität aber sehr wichtigen Fragen ein ganz hoher Grad an Verantwortung zufällt. Denn es ist nicht die geringste geistliche Kunst, zunächst selber auf Gottes Anregungen und Hinweise zu hören, und zwar nicht zuletzt in der gar nicht seltenen Form von recht gegenteiligen Auffassungen aus der Sicht der ganzen Gemeinschaft. Denn in alledem regt sich Gottes Geist konkret und kommt darin zur Sprache. Gewiß werden die Gaben der Klugheit, des Augenmaßes für das Mögliche, aber auch der Mut zum Unabänderlichen zu den besonderen Wirkungen geistlicher Führungsverantwortung gehören.

Es ist gewiß unschwer abzusehen, welche guten Wirkungen sich bald einstellen werden, wenn eine Geistliche Gemeinschaft rechtzeitig und mit Ausdauer im Feingefühl für Gottes wahre Absichten geübt und durch ihre Oberen dazu immer neu angeregt worden ist. Auch das Gegenteil, das Maß an Versäumnissen, sollte nicht übersehen bzw. verschwiegen werden, weil es an der inneren Offenheit für Gottes Willen gebricht. Bei alledem handelt es sich im Grunde um den Auftrag der Oberen, um eine solide, fortlaufende Gewissensbildung bemüht zu sein. Sie lebt von dem Verlangen einer sich selber immer mehr läuternden Liebe zu Gott. Ihr Ausdruck ist der Wunsch, daß in allem nur Gottes Absichten zur möglichst ungebrochenen Verwirklichung kommen.

Ogleich es sich eigentlich von selbst versteht, sei der Hinweis eigens gestattet: eine gezielte Schulung der Mitbrüder in der vorstehend beschriebenen geistli-

chen Grundhaltung, und zwar ausdrücklich in der eigenen Gemeinschaft und zudem während des ganzen Lebens, ist höchstwahrscheinlich die wichtigste Voraussetzung für die so notwendige spirituelle Prägung des Pastoralstils in den apostolischen Priestergemeinschaften, aber gewiß nicht weniger dringlich für alle, die den Heildienst der Kirche in den Geistlichen Gemeinschaften mittragen.

Im Vergleich zu den Bemühungen des Oberen, in den Mitgliedern die Sorge um den Primat Gottes mit den erforderlichen praktischen Konsequenzen wachzurufen und wachzuhalten, sind die Formen des Einsatzes, den der einzelne übernimmt, von sekundärer Wichtigkeit. Gerade für diejenigen Mitbrüder in den Priestergemeinschaften, die nur in bestimmten Zeitabständen und nach vereinbarten Phasen des aktiven Einsatzes in die eigenen Häuser zurückkehren, sind solche und andere spirituelle Angebote unerläßlicher Teil der übertragenen Führungsverantwortung. Ein Hausoberer, der vor allem seine ihm von Gott geschenkten Fähigkeiten angemessen und klug seinen Mitbrüdern zugute kommen läßt, wirkt dadurch ganz bestimmt auch am Gelingen einer spirituell qualitativeren Pastoral mit.

Im Hinblick auf die geistliche Führungsverantwortung für die Beachtung der Prioritäten sei noch ein anderer Aspekt genannt, der das Herzstück einer gesunden Frömmigkeit bildet und für alle, nicht nur für jene Mitbrüder im unmittelbaren Pastoraleinsatz, zur Kardinalfrage werden könnte, nämlich ein Gelingen des unauflöslichen Ineinander von Gebet und Arbeit, Meditation und Tätigkeit.

Die anstehende Problematik ist auch den Mitgliedern der Würzburger Synode sehr wohl bewußt gewesen; sie kommt unter den Folgerungen sehr ausführlich zur Sprache, die mit dem recht verstandenen geistlichen Grundauftrag der Orden einhergehen. Und auch die von mir aufgrund des Evangeliums so stark betonte Verpflichtung, den Primat Gottes in den Orden als geistlichen Gemeinschaften auf keinen Fall zu vernachlässigen, könnte u. U. sogar einem Mißverständnis Vorschub leisten, nämlich der beliebten Trennung, vielleicht sogar der Kultivierung von Gegensätzen: hie Gebet – hie Tätigkeit. Der Synodenbeschluß über die Orden widerspricht einer solchen heillosen Dychotomie aufs heftigste, indem er mit einer fast ungewohnten Ausführlichkeit das spannungsvolle Ineinander von Tätigkeit und Gebet veranschaulicht, das jede konkrete Spiritualität als Zielvorstellung anstreben muß. Da es sich bei diesen Ausführungen (vgl. 2.2.3) der Synode gleichsam um eine Art von magna charta für die geglückte Spiritualität in nahezu allen Geistlichen Gemeinschaften der Gegenwart handeln dürfte, seien sie hier ohne Kürzung wiedergegeben. Die Synode sagt unter der Überschrift „Einheit von Grundauftrag und konkreten Diensten in Kirche und Gesellschaft“: „Damit ist nicht einer Zweigleisigkeit, nämlich der Abtrennung des Grundauftrags von den Aufgaben der Zeit und vom Dienst am Mitmenschen das Wort geredet. Der Grundauftrag muß vielmehr in diesen selbst verwirklicht werden und erfahrbar sein. Das verbietet die Flucht in eine weltlose Innerlichkeit. Gebet, Meditation, Kontem-

plation und Liturgie, die im Leben aller geistlichen Gemeinschaften einen entscheidenden Platz behalten, müssen zu den konkreten Aufgaben einen engen Bezug haben: zu Verkündigung und Seelsorge, zu den vielerlei Notständen in der menschlichen Gesellschaft, zu Gerechtigkeit und Frieden in den Nationen und unter den Völkern.“ Um den korrelativen Charakter einer solchen konkreten Spiritualität vollends zu verdeutlichen, fährt das Synodendokument a. a. O. fort: „Das verlangt aber ebenso, inmitten der Ereignisse und Anforderungen des Tages auf Gottes Ruf hinzuhören. Dieser Gottbezug in allem Dienst an der Welt und am Mitmenschen wird etwa deutlich in einer Lebensweise, die sich bewußt vom Wohlstandsdenken absetzt, in einer ständigen Verfügbarkeit für das, was das Heil des anderen erfordert.“

Um sich das Maß an geistlicher Führungskraft, das hier eingefordert ist, auch nur annäherungsweise zu verdeutlichen, genügt es, an die allgemein menschliche Vorliebe für extreme Positionen zu erinnern. Und gerade deshalb gilt es, die Mitbrüder immer wieder zur Annahme der allein zukunftssträchtigen Spannung zu bewegen. Sie ist mit der vorgezeichneten konkreten Spiritualität unlöslich verknüpft. Aus ihr entspringt wahres geistliches Leben.

#### 4. These: Geistliche Führung muß darum bemüht sein, nicht nur Grundsätze zu wahren, sondern dieselben dem Leben dienstbar zu machen

Es sei noch einmal gestattet, die Erläuterung dieses spirituell höchst relevanten Ansatzes für eine geistliche Führung der Mitbrüder mit einigen Hinweisen aus der RB zu beginnen. Jedem Leser der Mönchsregel fällt u. U. bald die folgende Merkwürdigkeit auf: obgleich die RB dem Oberen die Verantwortung für das Einhalten der Regelanweisungen durch die Mönche zur schweren Gewissenspflicht macht, setzt sie, und das oft gleichzeitig, einen weiteren, nicht weniger bedeutsamen Akzent für den rechten Umgang mit der geistlichen Führungsverantwortung. Dieser lautet sinngemäß: Benedikt sieht die rechte Weise, eine Geistliche Gemeinschaft zu führen, darin erfüllt, daß der Obere, geleitet durch die Gabe der Klugheit, die Weisungen der Regel im Blick auf die Erfordernisse der Situation im Wandel und mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der einzelnen, die in ihrer Verschiedenheit anerkannt werden, sinngemäß auslegt und danach seine Anordnungen trifft. So vollzieht sich nach Benedikt die „Leitung der Seelen“, die in der Absicht geübt wird, in etwa der Eigenart der vielen und darin den Absichten Gottes gerecht zu werden. Die RB legt selbst viele praktische Beispiele für diesen Führungsstil vor, indem sie oft von Kapitel zu Kapitel folgenden Aufbau bezeugt: Steht meist am Eingang des Regelkapitels das Prinzip, so wird dasselbe in der Folge sofort durch eine längere oder kürzere Reihe von ergänzenden Einzelanweisungen interpretiert. Sie verdeutlichen alle, daß der Obere verpflichtet ist, die praktische Durchführung des Grundsatzes in der Form von sinngemäßen, die wirkliche Lage diffe-

renzierenden Weisungen vorzunehmen. So entgeht die Führungsverantwortung der Gefahr, zu einem bloßen Buchstabendienst zu degenerieren. Die Sorge des Oberen wird vielmehr wahrhaft ein Dienst am konkreten einzelnen, der darauf abzielt, Gottes Absicht mit dem Mönch nicht durch eine wirklichkeitsfremde Prinzipienpraxis zu verdunkeln und so schuldig zu werden, wenn es Mitbrüdern u. U. allzu schwer wird, ihr Leben im Kloster im Vollsinn gelingen zu lassen.

Dieser Schwerpunkt im geistlichen Führungsauftrag schließt vor allem eine kluge Berücksichtigung aller einschlägigen Umstände ein; diese können sich entweder aus der Situation im allgemeinen ergeben oder sie lassen sich aus den besonderen Erfordernissen des einzelnen Mitbruders ableiten. Oft tritt auch beides vereint auf. Die RB ist überzeugt, daß die Kunst des „multorum servire moribus“ im Vollzug von geistlicher Führung dem Primat Gottes in gar keiner Weise abträglich ist. Im Gegenteil, wir treffen hier, ähnlich wie in der Theozentrik, auf eine der vielen Übereinstimmungen zwischen der Jesusbotschaft und der RB. Das Evangelium sagt eindeutig, daß Jesus keinen Gegensatz zwischen dem Königtum Gottes und dem Heil der Geschöpfe geduldet hat. Im Gegenteil, der Liebeswille Gottes zielt auf das volle Heilwerden aller, die er geschaffen hat. Ähnlich realisiert sich für die RB das wahrhaftige Gottsuchen erst dann, wenn der Friede in der Gemeinschaft und die innere Ruhe des einzelnen nicht durch ungebührliche Übertreibungen seitens des Oberen aufs Spiel gesetzt werden. Das „Murren“, das sich zuinnerst Auflehnen, ist die größere Gefahr für die Verwirklichung des Königtums Gottes im Leben des einzelnen und des ganzen Klosters. Daher ist es ein wesentlicher Teil der geistlichen Führungsverantwortung, daß der Obere in kluger Voraussicht und Umsicht alles fernzuhalten sucht, was einen Mönch in eine ihn vielleicht heillos überfordernde Situation geraten lassen könnte. Die situationsgerechte und personenbedingte Ausnahme, die der Obere nach der RB von sich aus oder auf Bitten hin gewährt, ist zugleich das Heilmittel, das den Mönch vor dem eigentlichen Verderben, vor dem Rückfall in die selbtherrliche Eigenmächtigkeit des alten Menschen bewahrt. Sie ist ein wesentlicher Teil des konkreten Heildienstes.

Die RB ist in allen praktischen Fragen der erklärte Feind des Rigorismus. Ihre Einstellung ist zutiefst heilsgeschichtlich begründet. Dem Oberen wird eingeschärft, daß er die Sorge für Kranke übernommen hat und er soll deren inneren Zustand bei all seinen Entscheidungen bewußt vor Augen haben. Eine benediktinische Gemeinschaft ist, gewiß in voller Übereinstimmung mit der Situation der Gesamtkirche, aufs ganze gesehen nach dem Willen ihres Stifters keine Bildungsstätte für sittliche Heroen und darum kein Zentrum für einen asketischen Hochleistungssport. Ihre Bestimmung gleicht eher einem Sanatorium. In ihm leben Menschen mit sehr unterschiedlichen Schwächen und Krankheiten zusammen und haben dabei die Hoffnung und das Verlangen, durch die kluge geistliche Führung des Oberen trotzdem zu einer vor Gott gültigen Vollendung und Reife zu gelangen. Denn sie erwarten sich von ihm und

durch ihn von der Gemeinschaft des Klosters jene vielfältige Unterstützung und Hilfe bei der Überwindung des alten Menschen, die ihnen außerhalb der Gemeinschaft der Gott suchenden Mitbrüder vielleicht weithin versagt bleibt. Dabei sei in aller Offenheit noch hinzugefügt, daß die Kunst, der Eigenart vieler möglichst gerecht zu werden, ganz gewiß kein benediktinisches Privileg darstellt, sondern im Grunde zum unveräußerlichen Bestandteil einer jeden klugen Menschenführung zählt, die sich bewußt unter den Augen Gottes vollzieht.

Es ist nicht notwendig, über die segensreichen Wirkungen einer solchen geistlichen Führung noch viele Worte zu machen. Mitbrüder in den apostolischen Gemeinschaften, die oft und durch längere Zeiten im pastoralen Einsatz stehen und daher die Erfahrung der ständigen geistlichen Gemeinschaft entbehren, sind vermutlich besonders dankbar für den Segen. Die innere Stabilität des Seelsorgers im Einsatz, eine Frucht des klugen Maßhaltens, wird sich unwillkürlich auch auf seinen pastoralen Stil übertragen. Seine Weise in den Gemeinden zu dienen spiegelt sich darin und legt ein stilles Zeugnis für die unersetzliche Bedeutung einer Praxis im Kloster ab, die von dem Grundsatz geleitet wird, der Eigenart der vielen möglichst gerecht zu werden und zu entsprechen.

Auch die Last des Oberen wird auf dem vorgezeichneten Weg merklich gemindert. Das kluge Maßhalten führt ihn selber zu der Einsicht, daß auch eine geistliche Kommunität nur so stark ist wie das schwächste ihrer Glieder. Handelt er danach, bleiben den Mitbrüdern und ihm viele unnötige Schmerzen in der Gestalt von Enttäuschung infolge der Überforderung erspart. Letztlich verbirgt sich hinter dem Grundgedanken, die geistliche Führung habe darauf bedacht zu sein, den einzelnen möglichst gerecht zu werden, ein Hauptanliegen Jesu selbst. Er hat wiederholt und in verschiedener Anwendung des gleichen Anliegens die eigene Praxis mit dem Hinweis als gottgewollt verteidigt: Die Vorschriften sind allein wegen des Menschen, nicht aber der Mensch wegen der Vorschriften da.

Auch die folgende These 5 erhält ihr Gewicht aufgrund der inneren Affinität zum Evangelium Jesu.

##### 5. These: Geistliche Führung mittels der gelebten Einheit von Lehre und Leben

Ohne das überzeugende Ineinander von Lehre und Leben in der eigenen Existenz des Oberen ist die geistliche Führung zu konkreter Spiritualität fast wirkungslos. Sein Lebensstil soll ja gewissermaßen die Aufgabe der existentiellen Interpretation des geistlichen Erbes in der betreffenden Ordensgemeinschaft mitübernehmen. Zudem bestätigt die menschliche Erfahrung ganz allgemein die Notwendigkeit des Junctims „*verba movent, exempla trahunt*“, ohne daß

man seine Schwierigkeit im alltäglichen Vollzug leichtfertig in Abrede stellen dürfte.

Eigentlich gebietet es schon die menschliche Redlichkeit, daß ein Oberer aufgrund seines Auftrags, die Gemeinschaft auch geistlich zu leiten, erst dann und auch nur solche Weisungen den Mitbrüdern nahebringt, die er selbst auf dem Wege zu Gott im eigenen Leben als hilfreich und wertvoll erfahren hat. Mit einem solchen Führungsstil ist ganz von selbst eine Steigerung der sogenannten Ansehensautorität verknüpft. Diese unterscheidet sich von einer hauptsächlich formalen Autoritätsauffassung durch ein Höchstmaß an persönlichem Bemühen.

Man sollte freilich nicht übersehen, daß die These 5 eigentlich einen nahezu übermenschlichen Anspruch an den Oberen in sich birgt. Desungeachtet ist der geistliche und der menschliche Vorteil eines den formalen Ansatz von Autorität übersteigenden Bemühens um die überzeugendere Form der Ansehensautorität mittels der gelebten Einheit von Lehre und Leben nicht hoch genug zu veranschlagen. Wer danach trachtet, weiß sich als Oberer vor allem eingebunden in die Gemeinschaft derer, mit denen er zusammen auf dem Wege ist und denen er mit seinen geistlichen Anregungen etwas dabei helfen darf. Der Obere als Bruder unter Brüdern ist die überzeugende Darstellung des Leitbildes von der Kirche als der einen Bruderschaft im Herrn. Davon wird unwillkürlich auch ein Ansporn ausgehen. Denn die größere innere Nähe zu den Mitbrüdern erleichtert den Nachvollzug alles dessen, was auf dem Weg zu Gott als geboten und hilfreich aufscheint.

Die am Oberen erlebte Form von geistlicher Führung wird unwillkürlich auch den pastoralen Elan und Stil der Mitbrüder beflügelnd prägen. Sie werden eher bereit sein, auch im Dienst an den Gemeinden ihr persönliches Beispiel als eine notwendige und unbestechlichere Form für die Überzeugungskraft der Lehre gelten zu lassen. Nachdem zuvor die gar nicht leicht zu überschätzende Bedeutung der sogenannten Ansehensautorität im Zusammenhang von geistlicher Führung so nachdrücklich zur Sprache gekommen ist, ist es geboten, auch den richtigen und darin unersetzlichen Stellenwert der formalen Autorität noch kurz zu erwähnen. Sie ist notwendig, weil die Anforderungen der Ansehensautorität oft an die Grenze des menschlich Zumutbaren reichen und auch der Obere einen Anspruch hat, nicht nur mit Maßstäben des Superlativs gemessen zu werden. Damit das Ziel der geistlichen Berufung in einer Gemeinschaft von Mitbrüdern nicht in die Beliebigkeit der einzelnen gelegt wird, kommt der formalen Seite der Autorität die Funktion der unteren Grenze zu. Wie überall im Recht ist diese Bestimmung das Zeugnis für ein Wissen um menschliche Defizienz auch im Umgang mit der Letztverantwortung. Angesichts der Höhe des Anspruchs scheint der Hinweis darauf sogar besonders dringlich.

## B. Die Verantwortung des Oberen für eine recht verstandene kirchliche Spiritualität im Leben der Geistlichen Gemeinschaft

Zwei Gründe geben den Anlaß, um auch die ekklesiale Dimension des geistlichen Führungsauftrags anzusprechen, und zwar sogar mit einem besonderen Nachdruck.

In Weiterführung der konziliaren Sicht von der ekklesialen Bestimmung aller Geistlichen Gemeinschaften hat die Würzburger Synode den Auftrag, der ein spiritueller ist, so umschrieben: sie seien selber „Kirche für die Kirche“.

Überdies gebietet die vermutlich auch wieder vorübergehende allgemeine Institutionenallergie derzeit den Geistlichen Gemeinschaften, die Gemeinschaft der Glaubenden auch als eine sichtbare als im Einklang mit der Absicht Jesu stehende Wirklichkeit durch ihr Leben zu verdeutlichen.

### 6. These: Die geistliche Führungsverantwortung im Kloster als Teilhabe an der kirchlichen Verantwortung

Die ekklesiale Dimension aller Geistlichen Gemeinschaften der Kirche wird als Gabe und Aufgabe vom Würzburger Synodenbeschluß im Abschnitt 2.1.7 unter der Überschrift „Geistliche Gemeinschaften als Jüngergemeinde“ sehr nachdrücklich zur Sprache gebracht. Darin heißt es unter anderem: „Gelebtes Evangelium führt immer zu Gemeinde. Darum verstehen sich die geistlichen Gemeinschaften entsprechend einer sehr langen und ungebrochenen Überlieferungsgeschichte zu Recht als Jüngergemeinde im besonderen Sinn. Sie haben nicht nur ihren Ort in der Kirche, sondern sie sind Kirche und sollen Kirche zur Erscheinung bringen, so daß man glauben kann, daß der Herr in ihrer Mitte ist (1 Kor 14,25).“ Im gleichen Zusammenhang werden einige der spirituellen Konsequenzen ausdrücklich genannt, die zugleich die ekklesiale Prägung der Geistlichen Gemeinschaften schwerpunktmäßig veranschaulichen: „Dazu gehört aber auch, daß sie im Austausch mit anderen christlichen Gruppen ihr besonderes Charisma in das Gesamt der Kirche einbringen. So sollen sie dazu beitragen, daß die Kirche Gemeinde des Gebetes und der Bruderliebe ist, in der Gottes Heilshandeln in Jesus Christus und die Hoffnung auf die endgültige Zukunft wachgehalten wird.“

In den nachstehenden Ausführungen ist speziell auf den heilsgeschichtlichen Ort der Kirche abgehoben. Von dorthier werden die Auswirkungen zur Sprache gebracht, die eine Geistliche Gemeinschaft als Kirche besonders betreffen und die nicht zuletzt den Auftrag der Oberen zur geistlichen Führung berühren.

Die Schriften des Neuen Testaments weisen der Kirche Jesu eine ausgesprochen transitorische Bestimmung zu; denn sie ist, nach einem treffenden Wort von Heinrich Schlier, die Frucht des Unglaubens Israels gegenüber dem Kom-

men Jesu von Nazareth als Messias. Die Vorläufigkeit der Kirche Jesu im Blick auf das Ganze der Heilsgeschichte hat naturgemäß ihre spürbaren Auswirkungen. Nur einige seien hier erwähnt, weil sie zugleich die geistliche Führungsaufgabe unter bestimmter Rücksicht prägen. Die Glieder der Kirche Jesu sind noch nicht am Ziel, sondern unterwegs zur Vollendung. Damit ist untrennbar die zweite Charakteristik verknüpft: alle Glaubenden führen ihr Leben in dieser Welt in einer Daseinsform, die man als menschlich nicht auflösbares Gemisch von schon empfangener Heiligkeit durch Gott und der genauso spürbaren Macht der Sünde charakterisieren mag. Die christliche Theologie hat solche Selbsterfahrung schon sehr früh in die bekannte Feststellung gefaßt: jeder Christ, aber auch die ganze kirchliche Gemeinschaft einschließlich der Orden ist bis zum Ende der Geschichte, das aber Gott allein setzen wird, ein in der ganzen Weltzeit nicht bis ins Letzte aufzulösendes Gemisch von Licht und Dunkel. Auf jeden Christen trifft daher die Bestimmung zu: er sei simul justus et peccator.

Jeder Versuch, eigenmächtig eine Trennung von Unkraut und Weizen vor der von Gott gesetzten Frist vorzunehmen, wird im Evangelium eigens abgewiesen (vgl. Mt 13,24–30). Daher nimmt es nicht wunder, wenn z. B. die RB in ihren Bemühungen, die Botschaft Jesu zu aktualisieren, von den gleichen Erfahrungen geprägt ist wie die Evangelien als Glaubenszeugnisse der Kirche. Für die RB ist das Kloster keineswegs mit dem Reich Gottes in seiner vollendeten Gestalt identisch, sondern als Schule für den Herrendienst ein Raum, in dem sich Sünder ernsthaft auf den Weg gemacht haben, um auf diese Weise zu Gott zurückzukehren.

Nicht anders urteilt der Würzburger Synodenbeschluß. Für ihn gehören die Geistlichen Gemeinschaften als Kirche in die Ordnung des Noch-Vorläufigen. Dabei werden vor allem zwei Aspekte deutlich, welche für die ekklesiale Dimension wichtig sind: einmal werden die Geistlichen Gemeinschaften aufgrund ihrer Bestimmung, Kirche für die Kirche zu sein, aufgefordert, den eschatologischen, noch ausstehenden Ausblick auf das vollendende Ende besonders ausdrücklich zu bewahren, jenen geistlichen Lebensraum zu hüten, in dem „Gottes Heilshandeln in Jesus Christus und die Hoffnung auf die endgültige Zukunft“ den eigentlichen Inhalt bilden (vgl. 2.1.7). Zum anderen teilen die Geistlichen Gemeinschaften mit der ganzen Kirche die Bestimmung des Vorläufigen auch unter der Rücksicht der Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit und sind so mit jeder christlich-kirchlichen Daseinsform in dieser Weltzeit zutiefst solidarisch (2.1.8): „So sehr die Gemeinschaften Signale und Zeichen der geistlichen Dimension der ganzen Kirche sein sollen, müssen sie sich doch eingestehen, daß sie ihren Auftrag immer nur bruchstückhaft und unzulänglich verwirklichen. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit kann ihnen das Vorläufige und Versuchshafte ihres Lebens zu Bewußtsein bringen, muß für sie aber auch eine ständige Herausforderung bleiben.“

Die aufgezeigte heilsgeschichtliche Dimension der Geistlichen Gemeinschaften als Kirche prägt auch den geistlichen Führungsauftrag wesentlich mit. Die

Oberen haben sich als Weggefährten ihrer Mitbrüder zu verstehen. Als solche müssen sie darum besorgt sein, daß möglichst alle konsequent auf dem Weg ihrer Berufung zum ewigen Leben voranschreiten. Freilich bedeutet Weggefährtenschaft zugleich Mühe, damit keiner vom rechten Weg abweiche.

Denn die Einsicht von der heilsgeschichtlichen Zwischenphase christlichen Seins in dieser Weltzeit darf nicht zum Vorwand werden, um die Verantwortung für das geistliche Leben der Mitbrüder weniger ernst zu nehmen. Im Gegenteil wird die umsichtige Führungsverantwortung des Oberen angesichts der Gefährdungen, denen er selber samt seinen Mitbrüdern als Pilgern vor dem erreichten Endziel noch immer ausgesetzt ist, mit besonderem Nachdruck auf den Plan gerufen.

Aber auch ein anderes ist genauso ernsthaft zu bedenken: ich meine die alle Epochen der Kirchengeschichte immer wieder bedrohende Versuchung durch den gnostischen Perfektionismus. Ein Oberer, der sich mit dem NT als Urkunde des Glaubens dazu bekehrt hat, die Kirche in all ihren Ausdrucksformen nicht mit dem Reich Gottes einfachhin gleichzusetzen, sondern den von Gott verfügt heilsgeschichtlichen Zwischenzustand für Kirche und Kloster auch realiter anzunehmen, rechnet jederzeit damit, daß Gott im Vergleich zur derzeitigen Situation in den Geistlichen Gemeinschaften als Kirche Größeres für die bleibende Zukunft zugesagt hat und diese Vollendung auch zu seiner Stunde ins Werk setzen wird. Denn so sehr wir mit allen Christen verpflichtet sind, Gott um die Ankunft des neuen Himmels und der neuen Erde zu bitten und mit gläubigem Vertrauen herbeizusehnen, so müssen wir uns gerade aufgrund der geistlichen Führungsverantwortung in der Zeit der Kirche nicht weniger damit einverstanden erklären und uns dazu bereiten, vorab vor allem die Last der Geschichte mitzutragen. So wird gelebte geistliche Verantwortung für den oft nur langsamen, jedenfalls meist verdeckten Fortschritt in den Herzen der Mitbrüder und aller Glaubenden die Gestalt der Teilhabe an Gottes Geduld mit der Geschichte annehmen müssen. Als solche ist sie zugleich ein beredtes Zeugnis des Glaubens an den Primat Gottes, den ein Oberer allem zuvor für sich einzuüben und anderen vorzuleben hat.

Es ist ebenso wichtig, auch auf die Entlastung eigens hinzuweisen, die sich aus der Annahme des heilsgeschichtlichen Ortes ergibt, den die Geistlichen Gemeinschaften als Kirche in dieser Weltzeit einnehmen. Denn durch den Ausblick auf das noch vor uns liegende Ja Gottes, mit dem einmal alles menschliche Mühen erst zur bleibenden Fülle gewandelt werden wird, erfährt die Last der geistlichen Führung eine durchaus rechtmäßige Linderung. All unsere Sorge um das Heil der anderen darf und muß sogar in der Treue Gottes ihren Ausgang nehmen und darin auch enden.

Freilich setzt eine solche Einstellung gerade beim Oberen selber einen nicht geringen Glaubensmut voraus; denn er muß sich dann aller geheimen Wünsche entledigen, die oft sehr nachdrücklich auf die klösterliche Gemeinschaft als eine *ecclesia sine ruga et macula* gehen, und zwar bereits in dieser Weltzeit.

Überlassen wir indes Gott die Führung unbeschadet so mancher negativer Erfahrungen durch Schuld und Versagen, dann erfährt auch unsere eigene Verantwortung für den geistlichen Fortschritt in der Gemeinschaft der Brüder eine legitime Entlastung. Unser Sorgen wird zu einem Mitsorgen mit Gott und verzichtet deshalb auch auf sichtliche Erfolgsbestätigungen; es nimmt teil am Geschick Gottes in der Weltgeschichte. Ferner ist darauf zu achten, daß ein Oberer mit der Last der Verantwortung keinesfalls über seinem Meister zu stehen beanspruchen darf. Vielmehr muß es jedem Christen und so auch einem Oberen genügen, wenn er Christi Erfahrungen als eigenes Schicksal im Leben wiederfindet, so z. B. auch Jesu enttäuschende Erlebnisse mit dem eigenen Jüngerkreis, der ja in gewisser Weise das Urbild für eine jede Geistliche Gemeinschaft der Kirche bildet.

Schließlich sei angemerkt, daß die heilsgeschichtliche Perspektive von der Kirche als Frucht des Unglaubens Israels für die Ausübung des kirchlichen Heildienstes insgesamt zur legitimen, im Glauben fundierten Entlastung beitragen würde. Apostolisch tätige Priestergemeinschaften, durch den Dienst ihrer Oberen in der aufgezeigten Weise geprägt, könnten dadurch dem gesamten innerkirchlichen Klima jene Form der Gelassenheit vermitteln, die von Gott selbst ausgeht, derer wir aber alle bedürfen.

## 7. These: Geistliche Führung als Stellvertretung Christi

Die Feststellung des Kapitels 2 in der RB: „Der fromme Glaube sieht im Oberen den Stellvertreter Christi im Kloster“ hat durch lange Zeit zu den unbestrittenen und zentralen Elementen des Amtsverständnisses in fast allen Geistlichen Gemeinschaften gehört. Die Sicht hat selbstverständlich sowohl bei den Oberen als auch bei den Mitbrüdern die Einstellung und den Umgang mit der geistlichen Führungsverantwortung bestimmt. Die gegenwärtige Autoritätskrise gebietet, die christozentrische Sicht des Amtes aufs neue überzeugend zu begründen. Erst dann werden sich der Obere und die Mitglieder der Gemeinschaft gegenseitig die Verantwortung zugestehen, die mit dem Führungsauftrag überhaupt und seiner besonderen spirituellen Dimension verknüpft ist.

Es soll deshalb zunächst noch einmal an den schon erörterten inneren Zusammenhang zwischen der Zielsetzung einer jeden Geistlichen Gemeinschaft und der Aufgabe des Oberen erinnert werden, der für die geistliche Entwicklung und den Fortschritt in der sichtbaren Ordnung die letzte Verantwortung trägt. Dem Oberen ist die Autorität nur dazu gegeben, damit er darum bemüht sei, Christi Heilsabsichten an den Mitbrüdern zu verdeutlichen und deren Verwirklichung durch entsprechende Hilfestellungen zu erleichtern. Darin kommen eigentlich alle Verpflichtungen zusammen, die dem geistlichen Leitungsamt übertragen sind. Der Obere soll durch seine Umsicht und Fürsorge das Wirken des einen und einzigen Mittlers jeglichen Heiles in der Welt anschaulich werden lassen und erfahrbar machen. So wird durch ihn der Gemeinschaft

der Brüder die Chance zur immer neuen Christusbegegnung geboten, freilich in der Form, die für die ganze Heilsgeschichte bis zu ihrem Ende mit der Parusie gültig bleibt, nämlich als vermittelte Unmittelbarkeit.

Sobald man damit beginnt, die Verantwortung des Oberen auch inhaltlich näher zu beschreiben, stellen sich bald einige Leitbilder als weitere Hilfen zum besseren Verstehen des Auftrags der Stellvertretung Christi ein. Übersetzt man nämlich die einseitig juristische Sicht einer abstrakten „Stellvertretung“ im Sinne des Evangeliums Jesu in die Ebene der gelebten Verantwortlichkeit, so erweisen sich z. B. die im Evangelium verwendeten Metaphern vom fürsorgenden Hirten und vom treubesorgten Arzt als durchaus ansprechende und zugleich als sehr anspruchsvolle Leitbilder für den treuen Helfer, der alles in seinen Kräften stehende einsetzt, damit die Mitbrüder nach dem Willen Gottes den Sinn ihrer Berufung möglichst gut erfüllen und so ihr Leben unter Gottes Anspruch auch wahrhaft gelingt.

Wird Stellvertretung Christi im Kloster durch den Oberen als nachgehende und vorsorgende Heilandsliebe geübt und von den Mitbrüdern als solche erfahren, wird alsbald noch ein anderes Mißverständnis vermieden werden können, nämlich die Auffassung, daß der Obere mit seiner geistlichen Führungsaufgabe und ihrer Verantwortung fast überflüssig, jedenfalls in seiner Rolle jederzeit austauschbar sei. Wer in der Gesinnung Jesu dem prodesse den unbedingten Vorrang vor dem bloßen praesesse einräumt, dem auferbauenden Nutzen vor einem nur amtlich motivierten Vorstehen, der wird als Oberer, beladen mit der Stellvertretung Christi, unter den Seinen ganz gewiß den rechten Stil in der Ausübung der ihm übertragenen Verantwortung finden; vor allem muß er darum mit allen Kräften besorgt sein, daß durch sein Verhalten die Gegenwart Christi unter den Seinen, und zwar in der Weise der vermittelten Unmittelbarkeit, glaubwürdig erfahren wird. Somit stellt auch der Einsatz einer angemessenen Härte nicht ohne weiteres schon einen Verstoß gegen den gewissenhaften Umgang mit der Führungsverantwortung dar. Der kraftvolle Einsatz, der mit der gebotenen einführenden Klugheit gepaart ist, kann mitunter die gebotene Form der Sorge sein, die das Amt auferlegt. Eine Verwechslung von Güte mit Schwäche ist wie in allen anderen Bereichen des menschlichen Miteinander auch und gerade für die Ausübung der geistlichen Führung verhängnisvoll. Der Irrtum gereicht der Zielsetzung, dem geistlichen Fortschritt in der Gestalt der Freiheit eines Christen, gewiß zum schweren Nachteil und mitunter zu einem menschlich nicht mehr reparablen Schaden.

#### 8. These: Führungsverantwortung als Letztverantwortung in der Gemeinschaft von Mitverantwortlichen

Alle großen geistlichen Entwürfe bezeugen, daß ein dem Evangelium gemäßes Verständnis der Geistlichen Gemeinschaft als Bruderschaft im Herrn niemals den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der Letztverantwortung des Oberen und einer nicht weniger charismatisch fundierten Sicht von der Brü-

derlichen Mitverantwortung aller zur Folge haben wird. Ebenso wenig hindert ein rechter Gebrauch der Letztverantwortung des Oberen die aus der Mündigkeit des Mitbruders resultierende Eigenverantwortung. So ist es durch die Schöpfungsordnung im Grunde schon vorgezeichnet und wird durch die biblischen Aussagen über das Wirken Christi in der Kirche mittels der verschiedenen Charismen weiter angereichert.

Da auch der Obere in der Ausübung seines geistlichen Leitungsauftrags ohne jede Einschränkung darauf verpflichtet wird, in allem auf Gott zu hören und er solches einzig und allein in der für die ganze Geschichte maßgeblichen Form der vermittelten, Unmittelbarkeit erfüllen kann, gehört das Anhören und überlegende Prüfen des Rates der Mitbrüder zu seinem eigenen Bemühen, Gott in allem zu gehorchen. Aus den verschiedenen Gaben der Mitbrüder leuchtet etwas vom Reichtum des Schöpfergottes auf, den der Obere voller Verantwortung zu hüten hat, indem er ihn dem Ganzen der Gemeinschaft zugute kommen läßt. Die RB rechnet überdies mit der Möglichkeit, daß Gott auch einen fremden Mönch, der als Gast kommt, dazu in Dienst nimmt, um dem Kloster eine Anregung zu geben, die ihm bei der Erfüllung des Auftrags der Gottsuche förderlich sein wird. Erst wenn sich alle Glieder einer Geistlichen Gemeinschaft um die uneingeschränkte Offenheit für Gottes Absicht bemühen, wird die hohe Kunst des echten Gehorsams eingeübt; denn dieser schließt ja gerade auch die Fähigkeit mit ein, die im Wandel der Umstände und Zeiten verborgenen Intentionen Gottes aufzuspüren und so seinen Absichten rechtzeitig nachzukommen. Durch die Ordensprofeß haben sich alle Mitglieder einer Geistlichen Gemeinschaft entschlossen, Gott im eigenen Leben und so auch im Miteinander immer mehr zum ausschließlichen Herren werden zu lassen. Der Obere muß aufgrund seiner Verantwortung für den geistlichen Fortschritt darauf besonders achten. Daß dabei dem persönlichen Verhalten des Oberen eine gewichtige Rolle übertragen ist, leuchtet unschwer ein. Vielleicht handelt es sich gerade hier um das Herzstück seiner geistlichen Führungsaufgabe.

Die Einsicht in das Gelingen einer konkreten Spiritualität gebietet an dieser Stelle den kurzen Hinweis, daß die Praxis der Führungsverantwortung als Letztverantwortung in der Gemeinschaft von Mitverantwortlichen es notwendig macht, die Anregungen des Ordensdekretes Perfectae Caritatis, Kapitel 14, und die Ausführungen im Würzburger Beschluß zu den Orden und Geistlichen Gemeinschaften über einen gewandelten „Leitungs- und Führungsstil“ (vgl. 3.3.5) samt den Weisungen für die dafür erforderlichen Voraussetzungen, die „Befähigung zu Kommunikation und Gespräch“ (3.3.3) und eine entsprechende „Information“ (3.3.4) ernsthaft ins Auge zu fassen. Ihnen kommt eine spirituelle Bedeutung zu, die weit über die bloße Vermittlung von gewissen Techniken im mitmenschlichen Umgang hinausreicht.

Wiederum sei eigens vermerkt, daß ein echtes Miteinander im gemeinsamen Fragen aller nach den wahren Absichten Gottes auch dem Inhaber der Letzt-

verantwortung, dem Oberen eine merkliche Entlastung gewährt; denn durch das Miteinander- und Aufeinanderhören entzieht er sich keineswegs in schuldbarer Weise der Last der Letztverantwortung. Auch sollte man nicht verschweigen, daß die Kunst des Zusammenspiels von Letzt- und Mitverantwortung wohl für alle Geistlichen Gemeinschaften eine ständige Herausforderung einschließt. Sie müssen selber unverdrossen darum bemüht bleiben, das Ideal als Zielvorstellung nicht nur nicht aus den Augen zu lassen, sondern sich ihm nach und nach anzunähern.

Auf der Suche nach einem biblischen Leitbild drängt sich ein Text der synoptischen Jesusüberlieferung geradezu auf. Er findet sich schon im Markusevangelium (vgl. 3,31–35) und hat in der Bearbeitung durch das Evangelium nach Matthäus eine zusätzliche Verdeutlichung des bereits grundgelegten ekklesialen Anliegens erhalten. Sie hat auch in der Wortgestalt ihren Niederschlag gefunden (Mt 12,49f): „Und er (Jesus) streckte die Hand über seine Jünger (das sind in der Sicht des Matthäusevangeliums die Christen der Kirche) aus und sagte: Das sind meine Mutter und meine Brüder. Denn wer nach dem Willen meines Vaters handelt, der ist für mich Bruder, Schwester und Mutter.“ Der eben angeführte Text vermag den Geistlichen Gemeinschaften noch unter einer ganz besonderen Rücksicht zu helfen, ihre ekklesiale Bestimmung als Bruderschaft im Herrn überzeugend zu leben. Während der Jüngerkreis, insbesondere in der Gestalt der Zwölf, durch die Aufnahme des Amtes als Konstitutivum aufgrund der nachösterlichen Entwicklung auch eine Verengung der ursprünglich offenen ekklesialen Sicht erfahren hat, ist die eben erwähnte Szene gewiß viel geeigneter, um die Ur-Bestimmung kirchlichen Seins zu veranschaulichen, nämlich die gemeinsame Sorge um den Willen Gottes und seine tatkräftige Verwirklichung in der einen Bruderschaft unter dem einen Herrn. Darin wird ganz gewiß Jesu ureigene Sendung von Gott lebensbestimmend.

Gerade auch apostolische Ordensgemeinschaften, die entsprechend ihrem Charisma sehr viel mit anderen Kräften in der einen Kirche zusammenarbeiten, und zwar zum Nutzen aller, die ihrer Sorge anvertraut sind, können durch ihr zunächst innerhalb der eigenen Gemeinschaft geübtes und mittels der dabei gemachten Erfahrungen angereichertes Zeugnis für ein geglücktes Mit- und Ineinander im Zusammenspiel von Mit- und Letztverantwortung für die ganze Kirche exemplarisch wirken. Angesichts des Überganges von einer mehr oder minder monolithisch geprägten Amtsauffassung zur ausgesprochen brüderlichen Gemeinde, in welche das Amt unbeschadet seiner Eigenständigkeit intensiv eingebunden ist, braucht es die überzeugenden Beispiele. So erstreckt sich wiederum die geistliche Führungsverantwortung des Oberen zumindest mittelbar weit über die Grenzen der eigenen Gemeinschaft hinaus; denn indem er die eigenen Mitbrüder auf dem vorgezeichneten Wege geistlich einübt und durch seine menschliche Nähe ermutigt, werden die Mitglieder einer Geistlichen Gemeinschaft auch zu Zeugen für die brüderliche Kirche. Sie stützen die Großkirche in ihrem Bemühen, solches Ideal nicht aus den Augen zu lassen, sondern unverdrossen zur Tat werden zu lassen.

## 9. These: Geistliche Führung als Mitarbeiter Gottes

Mit Hilfe der abschließenden These soll in einer Art von „Kurzformel“ das zusammengefaßt werden, was die geistliche Führungsverantwortung des Oberen in den Geistlichen Gemeinschaften der Kirche zutiefst ausmacht. Dafür eignet sich nach meinem Dafürhalten besonders eine ursprünglich aus den Briefen des Apostels Paulus entnommene Bezeichnung für ihn und seine Mitarbeiter, nämlich die Charakteristik vom „Mitarbeiter Gottes“. In ihr sind Größe und Grenze der Berufung zur geistlichen Führung in spannungsvoller Dichte vereint. Ihr entsprechen Last und Freude an und über die Verantwortung, die Gott Menschen überträgt.

Die Schwere der übernommenen Verantwortung tritt unüberhörbarzutage, wenn man den Oberen als Mitarbeiter Gottes bezeichnet und dabei den Nachdruck darauf legt, daß er kraft seiner Sendung Gottes Mitarbeiter sei. Neben die Größe tritt im gleichen Ausdruck auch die Grenze; denn es gehört nicht weniger zum angemessenen Selbstverständnis des Oberen, daß er sich in allem nur als den Mitarbeiter Gottes weiß und sich dementsprechend einschätzt. Gott selbst ist und bleibt der erste Seelsorger eines jeden Mitbruders so wie er auch der eigentliche Herr der Kirche und einer jeden Geistlichen Gemeinschaft in ihr ist. Neben vielen anderen bedeutsamen Entwürfen in der Geschichte der christlichen Spiritualität bezeugt z. B. auch die RB ein Wissen von den unübersteigbaren Grenzen, die dem menschlichen Bemühen beim geistlichen Fortschritt gezogen sind. Dabei stehen solche Hinweise als Ausblicke unter einem grundsätzlich ermutigenden Vorzeichen; denn sie versichern, daß Gott selber in seiner Treue zu Reife und Vollendung führen wird, was menschliches Bemühen unter dem Drängen des Heiligen Geistes begonnen hat und zeitlebens unverdrossen und konsequent weiterführt.

Zwar betreffen die einschlägigen Zeugnisse aus der RB in Kapitel 7 und im Schlußkapitel der Regel (73) im Wortlaut nicht zunächst den mit der Sorge um den geistlichen Fortschritt seiner Mitbrüder betrauten Oberen, sondern sie sind eine unmittelbare ermutigende Anrede an den einzelnen Mönch, doch scheint es mir legitim zu sein, die darin zur Sprache kommende tröstliche Entlastung auch auf jene sinngemäß mit zu übertragen, die aufgrund der Führungsverantwortung von dem geistlichen Geschehen mitbetroffen sind. Die Oberen teilen ja infolge ihres Auftrags zur geistlichen Führung beides, die Mitsorge um den geistlichen Fortschritt und die Freude darüber, daß Gott durch die unmittelbare Führung im Heiligen Geist einen redlich durchgehaltenen Anfang zur vollendenden Fülle gelangen läßt. Dabei wäre es gewiß eine irrtümliche Annahme, wenn man diese Aussicht allzu sehr zeitlich zergliedern und die einzelnen Phasen im Vorgang des geistlichen Wachsens und Reifens scharf voneinander abgrenzen wollte. Man kommt der Aussageabsicht und dem Gemeinten gewiß dann nahe, wenn man in solchen Angaben schwerpunktmäßige Charakteristiken sieht. Die entlastende Wirkung, nur ein Mitarbeiter Gottes im Vorgang des geistlichen Wachstumsprozesses zu sein, tritt in

jedem Fall hinreichend deutlich zutage. Wieder unter einem anderen Gesichtspunkt spricht der Apostel Paulus in dem ersten uns erhaltenen Schreiben nach Korinth von dem Zu- und Ineinander, welches das Wirken Gottes und die menschlichen Werkzeuge im Dienst am Glauben untrennbar miteinander verbindet (vgl. 1 Kor 3,5–9). Hoffentlich haben schon viele von Ihnen, die Sie den verantwortungsvollen Dienst am geistlichen Fortschritt der Mitbrüder z. T. schon durch eine geraume Zeit versehen, die aufrichtende Wirkung des Satzes erfahren (1 Kor 3,7): „So ist weder der etwas, der pflanzt, noch der, der begießt, sondern nur Gott, der wachsen läßt.“

Im Zusammenhang der abschließenden These sollten wir indes noch eine andere Auswirkung hinzunehmen, die sich aus dem nämlichen Ansatz unschwer herleiten läßt. Dadurch wird das zuvor Gesagte nur noch verdeutlicht und in seiner Kraft ausgeschöpft. Ich meine dies: Gott selber führt die Seinen, unsere Mitbrüder, genauso wie uns selbst, meist im Verborgenen. Darum sind sichtliche und fühlbare Erfahrungen selten, die imstande wären, unser bisweilen hart belastetes Verantwortungsgefühl etwas zu erleichtern.

Und die Anfrage sei gestattet: wäre es wirklich wünschenswert, jenseits der Maßstäbe, die von der Dimension des Glaubens vorgegeben sind, in dieser Weltzeit eine fühlbare Entlastung, und gar schon auf Dauer, anzustreben? Wir sollten es uns wenigstens gelegentlich einmal selber sagen, daß das Drängen nach den sichtbaren Zeichen des geistlichen Fortschritts vielleicht auch aus dem angeborenen Drang nach Selbstbestätigung stammt. Damit aber ist seine Lauterkeit bereits hinterfragt.

Der geistliche Dienst an den Mitbrüdern, zu welchem Führung und Verantwortung unabtrennbar hinzugehören, gehört weithin in die Dimension des Glaubens. Und wehe uns, wenn wir solches nicht sehr ernst nähmen! Gewiß ist derzeit der Wunsch sehr verbreitet, der sich in dem Slogan zu Wort meldet: „Glaube braucht Erfahrung“; aber nur, wenn wir die ebenso notwendige Ergänzung genauso beherzigen, dürften wir daran festhalten. Sie aber lautet in der Sprache des Hebräerbriefes (11,1): „Glaube ist: Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht.“ Dabei kann in dem Zusammenhang auch nicht unerwähnt bleiben, was gewiß viele bestätigen werden: das stille Wirken Gottes während eines ganzen Ordenslebens kommt in der Regel erst gegen Ende des irdischen Lebenslaufes ans Licht. Dies kann man mitunter bei solchen geradezu sichtlich erleben, deren Lebensweise sich nach dem allgemein für gültig gehaltenen Schema von einem sogenannten vollkommenen Tugendstreben nicht so ganz einordnen läßt und die deshalb unsere geistliche Führungsverantwortung vor Gott u. U. überdurchschnittlich strapazieren.

So könnte uns gerade aus der Umschreibung des geistlichen Führungsauftrags, wir seien Mitarbeiter Gottes, ein nicht geringes Maß an innerer Freude und Zuversicht zuteil werden. Wohl niemand wird es ernsthaft bezweifeln, daß auch die Oberen solcher Wirkungen des Heiligen Geistes zumindest ab und an

sehr bedürftig sind. Wir sollten uns diesbezüglich nicht durch einen falschen Heroismus überfordern und letztlich nur täuschen. Auch in unserem Dienst an den Mitbrüdern gilt die bekannte Gesetzmäßigkeit von Übertragung und Gegenübertragung. Sagen wir es am Schluß ganz offen heraus: Freude steckt in jedem Fall an! Verdrossenheit aber stößt mit Sicherheit ab und fördert zumindest ein schleichendes Gift, die innere Emigration aus den Geistlichen Gemeinschaften.

## Die Spiritualität des heiligen Vinzenz von Paul

Von Otto Schnelle CM, Köln

Von Vinzenz von Paul sind starke Impulse in die menschliche Gesellschaft ausgegangen, nicht nur in den eigentlich kirchlichen Raum, sondern weit darüber hinaus. Wenn es heute als selbstverständlich gilt, daß man einen Notleidenden nicht verachten darf, sondern sich um ihn kümmern und seine Notlage beheben muß, dann bedenken die wenigsten, daß dies gar nicht so selbstverständlich ist. Zur Zeit des heiligen Vinzenz konnte davon keine Rede sein. Er steht am Beginn einer Entwicklung, deren Auswirkungen wir heute erleben. Bei dieser Perspektive liegt seine Bedeutung nicht vor allem in dem, was er für die Armen getan hat, so erstaunlich dies auch ist, sondern darin, daß er der Gesellschaft seiner Zeit ihre Mängel zum Bewußtsein brachte. An die Stelle der damals geltenden Begriffe der Macht, der Stärke, der Gewalt schoben sich allmählich andere in das Bewußtsein der Menschen vor: Wohlwollen, Mitleid, Demut, Erbarmen, Respekt vor der Persönlichkeit des Menschen. Jean Fourestie, Mitglied des Institut de France, sagt: „Es ist Vinzenz von Paul zu danken, daß die Elite des 18. Jahrhunderts diese Begriffe in ihr Denken aufnahm. Der sehr rational eingestellte Montesquieu z. B. beruft sich oft auf das Erbarmen, das Mitleid.“

So könnte Vinzenz auch uns heute in unserm Kampf gegen die Not und das Elend in dieser Welt Orientierungen bieten, ganz abgesehen von der religiösen Animation für den gläubigen Menschen. In ihrer Bewunderung für seine „edle Menschlichkeit“ nahmen schon die französischen Philantropen Vinzenz von Paul als den ihren in Anspruch und bezeichneten ihn als „Philosoph des 17. Jahrhunderts“. Seine religiöse Sprache mochte ihnen als ein mittelalterlicher Restbestand erscheinen, den dieser sonst so fortschrittliche und außerordentliche Mann noch nicht abgestreift hatte.

Aber ist das so? Läßt sich das soziale Engagement des Vinzenz von Paul von seiner Spiritualität lösen? Ist sie etwas, was hinzukommt, oder ist sie der Wurzelgrund seines ganzen Tuns?

Wenn wir von der „Spiritualität des heiligen Vinzenz“ reden, so dürfen wir das nicht so verstehen, als ob er seine diesbezüglichen Gedanken in einem System dargestellt hätte. Er gibt sich überhaupt nicht als geistlicher Lehrer aus. Ihm kommt es auf das Handeln an. Trotzdem ist er ein Lehrer. In einem inneren Reifungsprozeß, der durch den Einfluß von bedeutenden Persönlichkeiten, vor allem aber durch seine Erfahrung, sein Nachdenken und seine Meditation gesteuert wird, kommt er immer mehr zu sich selbst. Er erkennt im Glauben den Sinn seiner Sendung, und diese Erkenntnis fließt nun wie von selbst in seine Briefe, seine Ansprachen und Konferenzen ein, aus denen wir sie thesenhaft herauslösen. Wir wollen zuerst seinen inneren Werdegang skizzieren, um auf diesem Hintergrund seine Lehre zu umreißen, die sich als Nachahmung Jesu Christi darstellt.

#### A. Vinzenz' innere Entwicklung

Nachdem Vinzenz im Jahr 1600 mit 19 Jahren zum Priester geweiht worden ist, läßt er zwölf Jahre ohne eigentliche priesterliche Tätigkeit verstreichen. Wenn er sich Gedanken über sein künftiges Leben macht, dann sieht er sich am liebsten als Inhaber einer Pfarrei mit guten Einkünften, einer Abtei oder besser noch eines Bischofsstuhls, um so ein ruhiges und gesichertes Leben führen zu können. Erst mit etwa dreißig Jahren tritt eine innere Wandlung ein. Es mochten dabei äußere Ursachen mitspielen, die vielen Prozesse, in denen er sich wegen einer Pfründe mit einem protestantischen Schöffen herumschlagen mußte, die seinem bäuerlichen Wesen widerwärtigen Intrigen am Hof der Königin Margarete, bei der er mit noch fünf oder sechs andern Geistlichen als Almosenpfleger angestellt war, die Geistreichelei und der Snobismus der Gesellschaft, in der er verkehrte. Sicher aber hat Bérulle einen tiefen Einfluß auf ihn ausgeübt, dieser Mann, dessen Gestalt den französischen Katholizismus dieser Epoche beherrschte und dessen Gedankengut das ganze geistliche Leben des Jahrhunderts prägte. Vinzenz war gleich Feuer und Flamme für diesen Aristokraten von Geburt und Bildung, dessen tiefe Sorge die Sache Gottes und die Erneuerung Frankreichs im christlichen Geist war. In ihm begegnete er wohl zum erstenmal einem Menschen, der persönliche Erfahrung im Umgang mit Gott hatte.

Bérulle wurde sein Seelenleiter, sein Beichtvater und sein lebendiges Vorbild. Der weltliche Kaplan der Königin Margarete wurde mit Problemen vertraut, die den Mann unablässig bedrückten, und seine Gedanken wandten sich in dieselbe Richtung wie die seines Lehrmeisters: die Erneuerung Frankreichs. Mit Bérulle und noch einem Priester zog er sich in die Stille zurück, um die schweren Fragen zu meditieren und nach Antworten zu suchen.

Bald danach hellt sich bei Vinzenz die innere Landschaft auf. Davor aber liegt der Augenblick, in dem er sich Gott endgültig für den Dienst an den Armen hingab. „Er sah sich nun in eine wohlthuende Freiheit versetzt, und seine Seele war von einer solchen Lichtflut erfüllt, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten gestand, die Glaubenswahrheiten in einem besonderen Licht zu sehen“ (Abelly, *La vie du vénérable serviteur de Dieu Vincent de Paul*, Paris 1664). Diese Erleuchtung wurde auch nach außen spürbar. Knapp anderthalb Jahre, nachdem ihm die Einkünfte der Abtei von Saint-Léonard zugesprochen waren, übergab er den Barmherzigen Brüdern eine enorme Geldsumme, 15000 Livres, das sind mindestens fünf oder sechs Millionen Francs, die er durch Schenkung erhalten hatte. Jetzt sah man ihn, immer noch Kaplan der Königin, mehr und mehr in den Krankensälen des Spitals und den Elendsvierteln der Stadt. Er wurde für jede Art von Elend, sei es seelisches oder körperliches, sensibel.

Dann kam die erregende Erfahrung von Clichy, seiner ersten Pfarrei in der Nähe von Paris, die er auf Wunsch Bérulles annahm, ohne sein Amt bei der Königin aufzugeben. Sechshundert Seelen waren ihm anvertraut, armes Landvolk, Gemüsebauern, die hart arbeiten mußten. Mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Jugend und mit dem Einsatz aller seiner Kräfte versah er seinen Pfarrdienst und entdeckte dessen Herrlichkeit und Mühseligkeit. Ein Jahr lang predigte er, hielt Katechismusunterricht, hörte Beichten, lernte mit seinen Gläubigen zu singen, legte die Fundamente für eine Schule und setzte Erde und Himmel in Bewegung für den Wiederaufbau seiner Kirche. Eines Tages, als der Erzbischof von Paris bei ihm die kanonische Visitation hielt, sagte Vinzenz zu diesem: „Ich glaube, daß weder der Heilige Vater noch Sie selbst so glücklich sind wie ich.“

Aber bald bat ihn Bérulle, seine Pfarrkinder wieder zu verlassen und Erzieher in dem mächtigen Haus des Philipp de Gondi zu werden. So schwer es Vinzenz ankam, von der ihm lieb gewordenen Pfarrei Abschied zu nehmen, er dachte nicht daran, gegen den Plan seines Seelenführers Einspruch zu erheben. Er hatte inzwischen gelernt, seine eigenen Wünsche zurückzustellen und sich ganz der göttlichen Führung anzuvertrauen. Aber sollte er nun wieder zu dem prunkvollen und mühelosen Leben in der großen Welt zurückkehren?

Die Atmosphäre im Hause Gondi war grundverschieden von der bei der Königin Margarete. Philipp de Gondi war General der Galeeren, das heißt Admiral und Chef der Abteilung Schiffbau, ein aufrechter und frommer Mensch, der später, nach dem Tod seiner Frau, in das Oratorium eintrat. Seine Gattin, deren Tugend und Intelligenz am Hof gerühmt wurden, führte ein tief innerliches Leben. Die Aufgabe des jungen Priesters sollte der Unterricht und die Erziehung der drei Söhne des Hauses sein. Aber seine Stellung war bald etwas ganz anderes als die eines bezahlten Hauslehrers. Madame de Gondi wählte ihn zu ihrem Beichtvater, und auch auf den Admiral übte er einen bestimmenden Einfluß aus. Durch Madame de Gondi lernte er nun das ganze geistliche Elend der französischen Landbevölkerung kennen. Sie nahm ihn auf ihre Besitzun-

gen mit. Bei einer solchen Gelegenheit stand er einmal einem Sterbenden bei, der in der ganzen Gegend als vorbildlicher Christ galt. Nach seiner Beichte erklärte er öffentlich, dies sein Sündenbekenntnis sei seine Rettung, sein ganzes Leben sei Lüge gewesen. Darüber aufs tiefste erschüttert, bat die Gräfin ihren Kaplan, den Leuten eine Predigt über die radikale Erneuerung ihres Lebens zu halten. Über die Wirkung sagt er selbst: „Alle Leute waren so tief ergriffen, daß sie ausnahmslos zur Beichte kamen. Der Andrang war so groß, daß ich es mit noch einem Priester nicht bewältigen konnte“. Das war der Anfang seiner „Volksmissionen“, die er in der Folgezeit auf den Gütern der Gräfin hielt.

Aber noch im selben Jahr floh er aus diesem neuen Lebensbereich, um weit entfernt von Paris ohne Wissen der Familie Gondi eine Pfarrei zu übernehmen. Eine Kurzschlußhandlung? Überdruß? Ein Befehl des Gewissens? Man weiß es nicht. Über all dem liegt ein Schleier, den man niemals lüften wird. Hier in Châtillon-les-Dombes macht er eine neue Erfahrung, die für seine ganze weitere Entwicklung bedeutsam ist: Eine arme Familie, in der alle Mitglieder erkrankt sind, befindet sich in äußerster Not. Als ihm das kurz vor der Sonntagsmesse gemeldet wird, hält er eine Predigt über die Nächstenliebe, die den Erfolg hat, daß die Leute in Scharen zu dem einsam in der Heide liegenden Haus hinausziehen und Lebensmittel hinbringen. Als er am selben Nachmittag hingeht, muß er feststellen, daß dieser Eifer der Leute auf Dauer den Armen nicht helfen wird. Nun haben sie alles im Überfluß, und dann wird wieder die alte Not einkehren. Das bringt ihn auf den Gedanken, die Liebestätigkeit zu organisieren und eine Bruderschaft zu gründen, die sich ständig der Notleidenden in der Pfarrei annehmen sollte. Hierfür arbeitet er Statuten aus, eine Beschäftigung, die später einen großen Teil seines Arbeitspensums ausmachen sollte. Hier entdeckte er seine organisatorische Fähigkeit und die Notwendigkeit der Organisation überhaupt, wenn man auf die Dauer wirksame Hilfe leisten wollte.

Es ist begreiflich, daß die Gräfin inzwischen alle Hebel in Bewegung setzte, um ihren Seelenführer wiederzuerlangen. Sie wandte sich an Bérulle, der Vinzenz bestimmte, wieder in das Haus Gondi zurückzukehren. Dort wurde bald die finanzielle Basis für die Kongregation der Mission gelegt, die im Jahr 1625 ihren Anfang nahm.

In diesem äußeren Rahmen vollzog sich immer mehr seine innere Klärung. Er begann die eigentliche Aufgabe seines Lebens zu erkennen, die ihn von Bérulle wegführte. Mit diesem einig im theologischen Ansatzpunkt der Menschwerdung Gottes, auch im Ziel der religiösen Erneuerung Frankreichs, spürte er doch, daß sein Weg ein anderer sein müsse nach den Erfahrungen, die er bei der Landbevölkerung, mit den Missionen und der Caritasbruderschaft gemacht hatte. Bérulle verfolgte den weiteren Weg seines Jüngers mit kritischer Distanz, ja mit Mißtrauen. Die nach außen gerichtete Aktivität mußte ihm wie ein Abfall vom ursprünglichen Ideal erscheinen. Er konnte nicht den neu entdeckten Weg ahnen, den Vinzenz ging, den Weg, den Jesus Christus zu den Armen gegangen war. Man hat ihn einen „Mystriker der Tat“ genannt. Das

scheint ein Widerspruch in sich selbst zu sein. Der Mystiker wird einer höheren Realität gewahr und ruht beglückt in dieser Schau. Bei Vinzenz scheint es so zu sein, daß er beim Dienst an den Notleidenden nicht aus dieser Schau heraustritt, sondern in ihr wirkt und sie gewissermaßen durch sein Handeln realisiert.

Auf dem neuen Weg bestärkte ihn die Bekanntschaft mit Franz von Sales. Bei dessen Seligsprechung schildert er den Eindruck, den Franz' „Einführung in das geistliche Leben“ auf ihn gemacht habe. Er glaubte, Christus selbst in seiner liebevollen Güte sprechen zu hören, wie wir sie im Evangelium erfahren. Die Selbstbeherrschung, Demut, Heiterkeit seines Vorbildes spornten ihn zur Nachahmung an. Eine sorgfältige Prüfung von Vinzenz' Briefen aus dieser Zeit zeigt den Einfluß seines Lehrers. So findet er immer mehr zu sich selbst. Später, nach 1635 konzentrieren sich seine Belehrungen entsprechend den Notwendigkeiten seines nun voll in Gang gekommenen karitativen Wirkens immer mehr auf die Nachahmung Christi. Er reflektiert sein Tun und sucht dessen Sinn zu erfassen. Er findet die Grundlinie seines Lebens, die ganz persönliche Ausprägung eines göttlichen Gedankens, das „Wort“, das er durch sein Wesen auszusprechen berufen ist.

## B. Vinzenz von Paul – Lehrer der Karitas

### 1. Die Sendung des Sohnes Gottes fortsetzen

#### *Sendung des Sohnes Gottes zu den Menschen*

Ein Wort des heiligen Vinzenz enthält in Kürze seine Theologie über die Nachahmung Jesu Christi: „Erbarmen ist das innerste Geheimnis Gottes. So sagt auch die Kirche, es sei Gott eigen, sich zu erbarmen und den Geist des Erbarmens zu verleihen. Gott schenke uns diesen Geist des Mitleidens und des Erbarmens in Fülle“ (Saint Vincent de Paul, Correspondance, Entretien, Documents, Paris 1920, 14 Bde. XI. 340). Hier ist der Ausgangspunkt gegeben. Aus dem innersten Geheimnis Gottes fließt das Erbarmen. Die Kirche allein ist zuständig, darüber eine Aussage zu machen, denn in ihr lebt Christus, das persongewordene Erbarmen Gottes, fort. Von ihm strömt es über auf die Glieder seines mystischen Leibes. Ihrer bedient sich Gott, um seine Barmherzigkeit den Armen durch das Wort und die tätige Liebe kundzutun und alles zur Vollendung zu führen.

Gelegentlich spricht Vinzenz seine innere Erfahrung in einem großräumigen Bild aus: Saint Lazare, das erste Mutterhaus der Vinzentiner in Paris, ist seit einiger Zeit Mittelpunkt einer Exerzitienbewegung, die viele Menschen dorthin führt. Dieses geistige Geschehen erscheint Vinzenz wie ein Schauspiel vom göttlichen Erbarmen, das auf einer Weltbühne aufgeführt wird, ein hinreißendes Spiel, „wenn wir es mit unsern leiblichen Augen sehen könnten“, sagt er, eine Staatsaktion, in der der Thron des Weltenrichters gezeigt wird, von dem

aus der König der Könige eine Proklamation erläßt. Alles erwartet ein furchtbares und vernichtendes Wort seiner strafenden Gerechtigkeit. Doch er verkündet seinen Beschluß, das Heil der Menschen selbst zu wirken, und sendet seinen Sohn, diesen Beschluß auszuführen.

„Senden“ darf deshalb nicht in einem oberflächlichen Sinn verstanden werden. Für Vinzenz ist es ein Akt, der sich in der Aussendung der Apostel und Jünger wiederholt.

Der Sohn Gottes verbringt den größten Teil seines Lebens in der Verborgenheit, in der Vereinigung mit dem Vater, um sich auf seine eigentliche Lebensaufgabe vorzubereiten. Dann wendet er sich den Menschen zu, den Armen. Denn alle sind arm, so daß keiner ihnen helfen kann als nur der Allerbarmer. Um alle Menschen geht es ihm, die aber erkennen müssen, daß sie arm sind. Um das deutlich zu machen, wendet er sich vornehmlich an die, die im Verständnis der Menschen als Arme gelten, eine gleichnishafte Handlung also. So dokumentiert er seine Sendung und erläutert sie durch sein Wort, seine Lehre.

Er ist die persongewordene Liebe Gottes, oder, wie es die heilige Hildegard einmal ausdrückt: „Im Wort kam die umarmende Mutterliebe Gottes zu uns.“ Er geht zu den Menschen hin, läßt sie nicht wie Johannes der Täufer in der Wüste zu sich kommen, er bleibt auch nicht wie dieser in dem eigentlichen Land Judäa, sondern er geht in das mit Heiden durchsetzte Gebiet von Galiläa, auf das die Volljuden nur mit Verachtung herabschauten. Er geht zu ihnen im intensivsten Sinn, er geht in ihre Armut ein, in ihr Herz, nimmt sie, wie sie sind, läßt sich von ihrem Leid und ihrer Freude einfangen, feiert mit ihnen und weint mit ihnen. Vinzenz vertieft sich in dieses Mysterium: „Wie zartfühlend ist der Sohn Gottes! Er wird gerufen, den Lazarus zu besuchen. Er macht sich auf den Weg. Maria erhebt sich und bricht vor ihm in Tränen aus. Die Juden gehen ihr nach, und auch sie weinen. Ein jeder fängt an, Tränen zu vergießen – und unser Herr? Er weint mit ihnen, so zartfühlend und mitleidvoll ist er“ (XII, 270). Aber das ist nicht das Ende. Er ist der Überwinder des Todes, der das Wort des Lebens verkündet, die Frohbotschaft. „Denn dazu bin ich gesandt“, sagt er.

### *Fortsetzung der Sendung durch die Menschen*

Das ist nun der Gedanke des Vinzenz von Paul: Die Sendung Christi auf dieser Erde fortzusetzen. So sagt er zu seinen Priestern: „Der Herr will, daß wir den Armen die frohe Botschaft sagen. Das hat er selbst getan und will es durch uns fortsetzen. Ja, armer Menschen wie unser bedient sich der ewige Vater zu dem Werk seines Sohnes, der kam, den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, und gerade dies als seine Sendung angab“ (XI, 79). Und ebenso zu den Schwestern: „Wozu kam der Heiland auf die Erde? Um die Menschen zu unterweisen und zu erleuchten. Was tut ihr? Ihr setzt sein Werk fort. Deshalb seid ihr verpflichtet, euch ihm anzugleichen.“

Hiermit haben wir den Kernpunkt der vinzentinischen Spiritualität getroffen: die Nachahmung Jesu Christi. François Garbier C.M. hat in jahrelanger Arbeit aus den 14 Bänden, die die Briefe, Ansprachen und Konferenzen des heiligen Vinzenz enthalten, ein Sachregister erstellt. Hierin nimmt das Stichwort „Nachahmung Jesu Christi“ den größten Umfang ein. Er untergliedert das Thema in Thesen, zum Beispiel: Nachahmung Jesu Christi in der Liebe zu seinem Vater, in seiner Arbeit, in seinem Sterben für die Menschen, in seinem verborgenen Leben, in seiner Liebe, in seiner Demut, in seiner Armut, im ganzen 45 solcher Einzelthemen, zu denen er jeweils mehrere Stellen bis zu 30 und mehr aus den Werken des heiligen Vinzenz anführt.

Das allein zeigt uns, wie total das Verlangen, den Herrn nachzuahmen, von Vinzenz Besitz ergriffen hatte, aber auch, wie sehr er wünschte, daß seine geistlichen Söhne und Töchter, ja alle, die er erreichen konnte, sich ebenfalls darum bemühen. Wirklich, ein zündender Gedanke. So sagt auch Friedrich Ozanam, der Begründer der Vinzenz-Konferenzen: „Vinzenz ist ein Typus, den wir in uns selbst nachschaffen müssen, wie er seinerseits das göttliche Beispiel Jesus Christus an sich verwirklicht hat.“

Im einzelnen stellt sich das so dar: Am Anfang steht das unausgesetzt tätige *Erbarmen* Gottes, das man nie aus dem Auge verlieren darf. So schreibt er einer Mutter, die sich um ihren Sohn und sein ewiges Heil übermäßige Sorge macht: „Überlassen Sie ihn doch der Sorge seines himmlischen Vaters, der ihn mehr liebt, als Sie ihn lieben können.“ Wer sich in den Gedanken vertieft, daß Gott noch mehr Sorge und Liebe für diejenigen hat, die uns am Herzen liegen, wird von einer tiefen Ruhe erfüllt.

Der Sohn Gottes wurde zu den Menschen *gesandt*. Wir deuteten schon den tieferen Sinn des Wortes „senden“ an. Senden ist „Mission“. Die Priester, die Missionen halten, üben das Werk des Erbarmens aus, zu dem der Sohn Gottes gesandt war. Sie sind Gesandte, Missionare. In tiefem Verständnis für diesen Zusammenhang übersetzten deshalb die ersten deutschen Biographen des heiligen Vinzenz „Kongregation der Mission“ mit „Versammlung der Sendung“.

Besonders gern vertieft sich Vinzenz in das Wort der Apostelgeschichte: Jesus begann zu *handeln und zu lehren*. Er sieht in der Voranstellung des Wortes Handeln vor Lehren die Notwendigkeit angedeutet, zuerst wie Jesus sich in der Verborgenheit für die Lebensaufgabe vorzubereiten, zuerst die Gesinnungen Jesu in sich aufzunehmen und zu realisieren, bevor man andern darüber Belehrungen erteilt. Das ist ihm so wichtig, daß er das Wort der Apostelgeschichte an den Anfang der Regeln der Kongregation der Mission stellt, die er erst nach dreißigjähriger Erprobung seinen Mitbrüdern übergab. Weil er wußte, welches Gewicht gerade der erste Paragraph hat, beginnt er: „Unser Herr Jesus Christus, in die Welt gesandt, um die Menschen zu erlösen, begann nach dem Zeugnis der Heiligen Botschaft zu handeln und zu lehren.“

Jesus setzt *durch uns* seine Sendung fort. Das ist ganz ernst zu nehmen. Sein Geist ist es, der in und durch uns wirkt, der uns erleuchtet, uns Kraft gibt

(VIII, 33). Ihm müssen wir daher in uns Raum geben. Wer auf sein eigenes Können vertraut, kann mit Recht verzagt sein. Aber „mit diesem Vertrauen auf ihn“, schreibt er an einen deprimierten Mitbruder, „leistet man viel, oder besser, Gott selbst leistet das, was er von uns verlangt. Sieh nicht länger darauf, was Du selber bist, sondern erblicke den Herrn bei Dir und in Dir, der bereit ist, Hand ans Werk zu legen, sobald Du bei ihm Hilfe suchst (III, 132).

Aber, wie gesagt, man muß ihm Raum geben, ein unausgesetztes Bemühen, sich ihm immer mehr *anzugleichen*, die einzelnen Züge seines Wesens nachzubilden: „Christus nachfolgen heißt ihn nachahmen, soweit arme und gebrechliche Menschen das können. Nachahmen. Was ist damit gemeint? Wie kann man einen andern darstellen, wenn man nicht dieselben Gesichtszüge, Blicke, dieselbe Haltung, dieselbe Gestalt hat? So ist es natürlich nicht gemeint. Vielmehr wenn wir diesem göttlichen Vorbild ähnlich werden wollen, wenn wir in unserm Innern diesen heiligen Impuls verspüren, dann müssen wir unsere Gedanken, unsere Absichten, unsere Handlungen den seinen angleichen“ (XII, 75). Den ersten Schwestern war diese Haltung zur Selbstverständlichkeit geworden. In den Konferenzen, in denen sich Vinzenz mit ihnen unterhält, äußern sie sich immer wieder ganz spontan: „Wir müssen bei unserm Armen-dienst um Bereitwilligkeit, Sanftmut, Demut und Güte bemüht sein, um unsern Herrn Jesus Christus nachzuahmen, der diese Tugenden in seinem Erdenleben geübt hat.“

Wenn der Geist Jesu in uns wirkt, dann verlangt das von unserer Seite zwar ein Bemühen um Angleichung, aber noch viel mehr *Demut*, das ist die Erkenntnis, daß eben nicht wir wirken, sondern er, daß es nicht unsere Liebe ist, die sich den Menschen schenkt, sondern seine. Das ist für Vinzenz so klar, daß er jeder Liebe, die nicht von Demut begleitet ist, mißtraut. Nur einer kann wirklich die Menschen lieben, wie Gott sie liebt und wie sie es nötig haben, der Sohn Gottes. „Wie liebevoll ein Mensch auch scheinen mag, er hat nicht die Liebe, wenn es ihm an Demut fehlt“ (XII, 210). Und wiederum: „Ein gefährliches Gift bei guten Werken ist die Selbstgefälligkeit. Sie ist eine Pest, durch die die heiligsten Handlungen ihre Kraft verlieren und die uns rasch Gott vergessen läßt“ (XI, 347).

### *Unsere ganze Aufgabe ist Handeln*

Vinzenz weiß sich im Gegensatz zu der asketischen und mystischen Bewegung des damaligen Frankreich. Deshalb stellt er nachdrücklich die Notwendigkeit des Handelns heraus. Auf das Tun kommt es ihm an. Dieses Prinzip faßt er, wie es sonst nicht seine Gewohnheit ist, in einen lateinischen Satz, um ihm den Stempel des Endgültigen, Festen und Unumstößlichen zu geben: *Totum opus nostrum in operatione consistit. Unsere ganze Aufgabe ist Handeln*, so könnte man es umschreiben, ohne aber die Prägnanz und Entschiedenheit der lateinischen Fassung zu treffen. Er sieht auf der andern Seite eine sehr ernste Gefahr, die er anleuchtet: „Lieben wir Gott, meine Brüder, aber auf Kosten unserer Arme und im Schweiß unseres Angesichts! Denn oft sind Akte der Liebe zu

Gott und ähnliche Regungen und innere Übungen eines zartbesaiteten Herzens, so gut und wünschenswert sie an sich sind, doch höchst verdächtig, wenn sie sich nicht in der Praxis auswirken. Es gibt mehr als genug, die es dabei bewenden lassen, daß ihr Inneres mit großen Gefühlen und Gedanken von Gott erfüllt ist. Aber wenn sich Gelegenheit zum Handeln bietet, dann versagen sie. Sie schmeicheln sich mit süßen Zwiegesprächen, die sie im Gebet mit Gott halten. Ja, wie die Engel reden sie davon. Sind aber diese Zustände vorüber und handelt es sich darum für Gott zu arbeiten, dann fehlt ihnen der Mut. Nein, täuschen wir uns nicht: *Opus nostrum in operatione consistit* – unsere ganze Aufgabe ist Handeln“ (XI, 40). Hier spricht zweifellos eine Erfahrung, die er auf Schritt und Tritt machte.

Darum erklärt er auch den Schwestern in langer Ausführung den Unterschied zwischen der affektiven und der effektiven Liebe, der Liebe des Gefühls und der Liebe der Tat. Ohne die erste ganz zu verurteilen, liegt doch der Schwerpunkt auf der Liebe der Tat. Liebe des Gefühls ohne Liebe der Tat erscheint ihm widersinnig, Liebe der Tat ohne die Liebe des Gefühls läßt er gelten: „Es gibt unter euch Schwestern, die Gott innig lieben, die große Süßigkeit beim Gebet, große Freude bei allen andern religiösen Verrichtungen empfinden. Aus dem Empfang der Sakramente schöpfen sie Trost, innere Kämpfe kennen sie nicht wegen der Liebe, die sie zu Gott hinträgt und sie alles mit Freude und Demut aus seiner Hand nehmen läßt.“

„Aber es gibt auch andere bei euch, die Gottes Nähe nicht fühlen. Sie haben sie nie empfunden und kennen die fühlbare Erquickung des Gebetes nicht. Sie glauben sich ohne Frömmigkeit, lassen aber trotzdem nicht nach, ihre Betrachtung zu halten, nach der Beobachtung der Regel und der Tugend zu streben, obwohl es ihnen schwerfällt. Lieben sie Gott nicht? O doch, denn sie tun alles, was die andern auch tun. Ihre Liebe ist um so stärker, je weniger sie sie fühlen. Manchmal klagen mir Schwestern ihr Leid: ‚Ich tue nichts Gutes und merke nicht, daß ich innerlich weiterkomme. Meine Mitschwester sind immer so fromm und gesammelt beim Gebet, und ich bin immer zerstreut. Sie hören gern geistliche Lesung, ich dagegen langweile mich dabei. Mir scheint, das ist ein Fingerzeig Gottes, daß ich hier nicht hingehöre.‘ Liebe Schwestern, das ist eine Täuschung. Wenn ihr das tut, was euer Beruf von euch verlangt, dürft ihr sicher sein, daß Gott euch liebt. Ohne Zweifel ist eure Liebe sogar noch weit vollkommener als die mancher andern Schwestern, die bei all ihrer fühlbaren Andacht nicht das schaffen, was ihr vollbringt“ (IX, 475).

### *In ständigem Kontakt mit Gott*

Allerdings darf der Kontakt mit Gott nie verlorengehen. „Der Herr sagt: ‚Sucht zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch hinzugegeben werden!‘ Sucht, sucht. Das ist nur *ein* Wort, aber es besagt viel“ (XIII, 131). Und da tönt ihm der altgewohnte Einwand entgegen: „Aber es gibt so viel zu tun, so viele Verpflichtungen in der Stadt, auf dem Land, Ar-

beit überall. Sollen wir das alles drangeben, um nur an Gott zu denken? Nein, aber wir sollen unser Tun mit Gott in Verbindung bringen und ihn darin suchen . . . Seine Ehre, sein Reich, seine Gerechtigkeit suchen heißt darum, vor allem um ein inneres Leben bemüht sein, das sich in Glaube, Vertrauen und Liebe aktualisiert, in einer Haltung der Hingabe an Gott bei unsern Arbeiten und in dem Verlangen, das Reich seiner erbarmenden Liebe auszubreiten“ (XII, 130).

Einer der für Vinzenz typischen Ausdrücke, die sich hunderte Male in seinen Briefen und Ansprachen findet, ist: sich Gott hingeben. „Geben wir uns Gott ganz hin, um das oder das recht gut zu tun“ oder: „Wir müssen uns Gott ganz hingeben, wenn wir das verstehen wollen“ und wiederum: „Geben Sie sich ganz Gott hin, und er wird Ihnen zeigen . . .“ Immer wieder diese Aufforderung zur Hingabe an Gott, und zwar deswegen, weil alles von ihm ausgeht und wir ja nur die Boten seines Erbarmens sind. *Er will wirken.*

Das läßt er uns in der Uferlosigkeit des Leidens auf dieser Erde fühlen. Nicht alle Not ist von uns zu bewältigen. Vinzenz stand mitten in diesem gewaltigen Elend, das ihn umbrandete, das seine ganze Kraft in Anspruch nahm, und auch er konnte nicht allen helfen. Aber er hörte nicht auf, in der allgemeinen Not mit Christus zum Vater zu beten und zum Gebet aufzurufen, um sich dann wieder der vor ihm liegenden Not zuzuwenden: „In Sorge und Mitgefühl wollen wir uns an Gott wenden, daß er uns mit seinem göttlichen Erbarmen erfüllt und in dieser Haltung festigt.“

Ein Hin und Her zwischen Gott und dem Elend der Welt: „Nichts entspricht dem Evangelium, das heißt dem, was unser Herr getan hat, mehr, als auf der einen Seite bei Gott Kraft für die eigene Seele zu sammeln, dann aber wieder hinzugehen und das Leid der andern mitzutragen“ (XI, 41).

## 2. Verhältnis zu Jesus Christus im einzelnen

Der Gedanke der Nachahmung Jesu Christi bei Vinzenz von Paul verlangt noch eine Ausweitung. Wir müssen uns fragen, wie sich unser Verhältnis zu Christus im einzelnen darstellt. Nachahmung setzt eine Distanz voraus: man sieht ein Idealbild vor sich, steht ihm gegenüber. So kann man auch sonst irgendeinen nachahmen, wie es ja immer unter Menschen geschieht. Und auch Jesus wird so nachgeahmt. Es gibt viele Menschen, die Jesus von Nazareth achten, verehren, bewundern und nachahmen. Denken wir etwa an den Führer der indischen Freiheitsbewegung Mahatma Gandhi oder neuerdings an den Kommunisten Machovec mit seinem Buch „Jesus für Atheisten“. So mag es viele sozial tätige Menschen geben, die in Jesus ihr Vorbild sehen, auch solche, die sich als die eigentlichen Jünger Jesu in den Erfordernissen unserer heutigen Welt betrachten. Sie sehen die religiöse Komponente des Wirkens Jesu als rein zeitbedingt an. Sein eigentliches Anliegen sei die Behebung der Not im sozialen Verständnis gewesen. Aber christliche Karitas versteht sich von

der menschlichen Seite her als der Versuch, das Erbarmen Gottes darzustellen und auf Erden zu verwirklichen, die Welt des Erbarmens Gottes zu vergewissern. Dies aber ist für sie letzten Endes das Tun Gottes selbst, in uns und durch uns, mittels seines Wortes, Jesus Christus. Dieser ist also für den Gläubigen nicht ein Mensch, dem er bewundernd gegenübersteht. Wie sieht es Vinzenz?

#### *Einssein mit der Person Jesu Christi*

Der Inbegriff seines ganzen Denkens, seiner ganzen Liebe ist die Person Jesu Christi. Auch dies faßt er sentenzenhaft in einen lateinischen Satz, den er gern wiederholt: „Nihil mihi placet nisi in Christo Jesu – Nichts gefällt mir als nur in Jesus Christus.“ Ihm begegnet er im Mysterium, das für ihn höchste Realität ist. Der Mann, der ein so gewaltiges äußeres Werk aufbaut und in Gang hält, der immer wieder betont: Unsere ganze Aufgabe ist Handeln, findet Zeit, Stunden vor dem Allerheiligsten in der Kapelle zu verbringen. In dem Einssein mit dem allzeit gegenwärtigen Herrn liegt für ihn die Quelle seiner Kraft und seiner Erkenntnis. Von hier aus ordnet sich die soziale Dimension seiner Liebe. Jesus ist im wahrsten Sinn des Wortes seine „Welt“. Er spricht diese Tatsache in dem herkömmlichen Bild vom mystischen Leib Christi aus.

#### *Einheit im mystischen Leib Christi*

Welchen Grad von Realität das für Vinzenz besaß, zeigt sich darin, daß er seine Fähigkeit, mit den Armen zu leiden, eben darauf zurückführt und nicht etwa auf eine natürliche Anlage: „Wie könnte ich Leiden mitempfinden, wenn nicht durch die Zusammengehörigkeit, die wir in unserem Herrn, dem Haupt des mystischen Leibes besitzen?“ (XII, 270). Aus dieser Wahrheit leitet er auch die Verpflichtung zum Mitleiden für jeden Christen ab: „Um so mehr müssen Christen, da sie doch Glieder eines und desselben Leibes sind und einzelne Glieder untereinander, Mitgefühl haben. Wie kann man Christ sein und seinen Bruder im Unglück sehen, ohne mit ihm zu weinen und zu leiden? Das hieße ohne Liebe sein; das hieße ein Scheinchrist sein, keine Menschlichkeit besitzen, schlechter sein als ein Tier“ (XII, 271)

Das wird für den rein natürlich denkenden Menschen immer ein Rätsel bleiben. Er mag darüber staunen, wie eine Idee in einem Menschen eine solche Faszination auslösen kann. In diese Kategorie wird er das Phänomen Vinzenz von Paul einordnen, ohne die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß Vinzenz doch vielleicht einer Wirklichkeit gewahr wurde, die dem rationalen Denken unzugänglich ist und sich nur dem Demütigen erschließt.

#### *Christus – Bruder des Nächsten*

Es handelt sich in der Tat um eine „namenlosere Brüderlichkeit, als sie unter Menschen möglich ist“, und nicht um eine abstrakte Idee. Aus dem Wort Jesu: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr für mich getan“, erkennt jeder, daß Jesus sich als Bruder der Geringen und Schwachen

ausgibt. Was das aber bedeutet, erfährt nur der Liebende. Vinzenz macht sich Gedanken über die Wirkungsweise der Liebe, die den menschlichen Geist aus seiner Verkrampfung in vorgefaßte Meinungen löst und ihn der Fülle des Lebens öffnet. So stellt sich der, den wir nachahmen, nicht nur als unser Meister und Lehrer, sondern als unser Freund und Bruder dar, wenn wir mit ihm auf die Stufe der Armut hinabsteigen. Dieses brüderliche und freundschaftliche Verhältnis kann einzig durch das Wort Liebe gekennzeichnet werden, die ein Band um alle schlingt: „Wenn jemand einen liebt, so liebt er auch dessen Freunde“, sagt Vinzenz.

### *Christus im Mitmenschen*

Aber noch tiefer sieht er die Verbundenheit des Nächsten mit Jesus, er identifiziert ihn direkt mit ihm. „Es ist eine Tat der Liebe, sich mit den Fröhlichen zu freuen. Unser Herr will uns zur Einheit des Geistes führen in Freude und Leid. Jeder soll in das Empfinden des andern eingehen. Das Johannesevangelium berichtet, wie der Vorläufer von sich und Jesus sprach und sagte, der Freund des Bräutigams freue sich, die Stimme des Bräutigams zu hören. So wollen auch wir uns freuen, wenn wir die frohe Stimme unseres Mitmenschen hören, denn er stellt für uns unsern Herrn dar“ (XII, 271).

Diese Identifikation des Nächsten mit Christus trifft vor allem bei den Hilfsbedürftigen zu. „Die Armen nehmen die Stelle Jesu Christi ein“, sagt er. „Dem Herrn in der Person der Armen dienen“ ist ein stets wiederkehrender Ausdruck. Durch die Übernahme des Priorats Saint Lazare für seine Priestergemeinschaft hatte er auch einige Geisteskranke mit in seine Obhut nehmen müssen, die dort untergebracht waren. Daß dies nicht bei allen Mitgliedern der Gemeinschaft Begeisterung auslöste, ist verständlich. Vinzenz, gewohnt, alles im Blick auf Jesus zu beurteilen, sagt: „Jesus selbst wollte wie ein Rasender oder Wahnsinniger erscheinen, um in seiner Person diesen Zustand zu heiligen. Der Evangelist Markus berichtet: Als die Seinen davon hörten, wollten sie ihn festhalten; denn sie sagten, er ist von Sinnen. O mein Heiland, mein Gott, gib uns die Gnade, das alles so zu sehen wie du“ (XII, 88).

Der Ausdruck: eine Handlung, einen Zustand „heiligen“ könnte uns bei der Häufigkeit, mit der Vinzenz ihn gebraucht, als eine abgenutzte Redensart erscheinen. Aber für ihn und die Seinen wird damit das Geheimnis der Erlösung in verständlicher Weise angesprochen. Von hier aus begreifen wir auch den Gestus, in dem Vinzenz die Ketten eines angeschmiedeten Galeerensklaven küßt. Was bedeutet das? Er erkennt in dem Geschundenen den, der sich in unbegreiflicher Liebe in die Situation des Menschen hineingegeben hat, auch in die des Galeerensträflings. In ihm ist er selbst erniedrigt, geschunden. In diesem Augenblick kann keine Rede davon sein, daß hier jemand um eines andern willen geliebt würde. Es vollzieht sich die Vereinigung des Leidenden und des Mitleidenden mit dem leidenden und liebenden Herrn. Diese Wirklichkeit ist deshalb nur dem Liebenden zugänglich und verschließt sich aller Vernünftlelei. Aber nicht nur ein besonders Auserwählter ist dazu fähig, sondern jeder

Mensch, der vom Herrn ergriffen ist. Eine Schwester trägt folgenden Gedanken in einer gemeinsamen Besprechung vor: „Wenn ich in ein Krankenzimmer trete, stelle ich mir unsern Herrn am Kreuz vor und sage dann zu dem Kranken, sein Schmerzenslager möge ihn an das Kreuz unseres Herrn erinnern“. Die Schlichtheit ihrer Mitteilung zwingt uns anzunehmen, daß ihr Trostwort durchweg verstanden und dankbar angenommen wurde.

Wenn man das alles so wie Vinzenz sieht, dann ergibt sich eine wunderbare Einheit der Gegensätze in unserm Leben, dann wundert es einen nicht, wenn er so betont dem Armendienste vor allem andern den Vorrang einräumt: „Der Armendienst ist allem andern vorzuziehen und immer sofort zu leisten. Wenn etwa zur Zeit des Gebets einem Notleidenden ein Medikament oder eine andere Hilfe zu bringen ist, dann tut das ganz ruhig, als ob ihr gar nicht das Gebet verläßt. Man verläßt Gott nicht, wenn man ihn um seinetwillen verläßt. Wenn ihr also wegen eines Armen das Gebet unterlaßt, dann bedenkt, daß gerade das Gottesdienst ist“ (XI, 32).

Aus der Gleichstellung der Armen mit Jesus ergibt sich auch die Bezeichnung der Armen als „unsere Herren“, und zwar ausschließlich hieraus: „Die Armen sind unsere Herren. Das ist so sicher, wie wir uns hier in diesem Zimmer befinden. Es ist keine Übertreibung, sie so zu bezeichnen, denn in den Armen ist unser Herr gegenwärtig“ (X, 610). Das ist der Grund, weswegen wir ihnen „mit Hochachtung“, ja „mit Ehrfurcht“ dienen müssen.

Unter diesem Aspekt tritt die menschliche Sicht vollständig zurück: „O wie schön sind die Armen anzuschauen, wenn man sie in Gott betrachtet und mit der Achtung, die Jesus Christus ihnen entgegenbringt. Aber wenn wir sie rein menschlich sehen, erscheinen sie uns verächtlich“ (XI, 32).

Wir würden von einer „Meisterschaft der Liebe“ sprechen, wenn wir nicht wüßten, daß hier in Wirklichkeit ein Größerer wirkt. Darum noch einmal ein Beispiel aus Saint Lazare: Der Besitz des angesehenen und weit ausgedehnten Priorats wurde Vinzenz streitig gemacht. Es kam zu einem Prozeß, dessen Ausgang er mit Gelassenheit entgegensah, nicht aus dem Gefühl der Sicherheit seiner Position, sondern in dem Gedanken, daß sich für ihn der liebende Wille Gottes vollzieht. In diesen Wochen fragte er sich, was ihm wohl, ganz ehrlich, am meisten leid tun würde, wenn er mit seiner Gemeinschaft aus dem neuen Heim verjagt würde. Und er gestand, es würde ihn am meisten schmerzen, daß er dann die Pflege und den Umgang mit den Geisteskranken drängen müßte. –

### 3. Nachahmung Jesu – ein Weg für alle Christen

Wir könnten denken, hier sei eben ein Heiliger in eine unerreichbare Höhe hinaufgestiegen und so sei die Nachahmung Jesu eigentlich nur die Sache einiger Auserwählten, allenfalls der Ordensleute, die sich von Berufs wegen damit

befassen müßten. Vinzenz sieht das anders, und auch die Damen und Herren der Gesellschaft in Paris haben ihn richtig verstanden, etwa Madame Gousault, die in dem Wunsch, andern gut zu sein, die Dorfmadchen um sich sammelte, mit ihnen ins Freie zog und sie den Katechismus lehrte. Manchmal hörten ihr mehr als hundert Leute dabei zu. Sie scherzte mit den Kindern, lachte aus vollem Halse über die einfältigen Reden, die sie hören mußte, und meinte: „Es ist leicht, Gott um diesen Preis zu dienen.“ Die Nachfolge Jesu verwirklichte sie in der ihrem Charakter entsprechenden Form. Ohne als Weltverbesserin auftreten zu wollen, wie sie betont, tat sie das in ihrem Umkreis Nächstliegende. Und von der vornehmen Gesellschaft in Paris, die, angeregt von „Herrn Vinzenz“, wie jedermann ihn nannte, in die Krankenhäuser ging, um Trost zu spenden und den Sterbenden beizustehen, sagt er: „Dies ist tatsächlich das Leben der Heiligen, die unserm Herrn in seinen Gliedern dienen, und zwar in der besten Form, die es gibt“ (Coste I, 130).

Das christliche Leben wird häufig an dem Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes gemessen. Wer die Messe besucht, ist ein praktizierender Katholik. Ob nicht die vinzentinische Sicht ein besseres Kriterium abgeben könnte! Manche, die nicht regelmäßig die Kirche besuchen, sind zu einem sozialen Engagement bereit, praktizieren es und verstehen sich als Christen. Sollte das nicht als Ausgangspunkt eines christlichen Wachstumsprozesses höher bewertet werden? Hier wird zweifellos nicht die „Höhe und Tiefe, die Weite und Herrlichkeit der göttlichen Liebe erfahren (XI, 260), aber für uns besteht die Möglichkeit, vielleicht sogar die Pflicht, jede Liebestätigkeit, selbst wenn sie sich nicht ausdrücklich auf Christus bezieht oder sogar diesen Bezug ablehnt, doch von ihm her zu sehen. Der Glaube an die Macht des Geistes Jesu läßt uns hier Ansätze erkennen, Keime des in der ganzen Welt wirkenden Logos, des göttlichen Wortes, das überall am Werke ist, wie schon der Philosoph und Märtyrer der frühen Kirche Justinus das Gute bei den Heiden in diesem Sinn gedeutet hat.

Der heilige Vinzenz sieht gern die Liebe als ein Feuer, dessen Flamme der Eifer ist (XII, 307), Männer Gottes sind die, die brennen (XII, 155), die entzünden und begeistern (XII, 263). Die Nächstenliebe ist eine Flamme, die aufwärts strebt, die Seele zu Gott erhebt und Gott zu ihr herabzieht, ein ergreifender Vorgang, könnte man ihn sehen (X, 563).

In einer grandiosen Schau sehnt Vinzenz, vom Geist Jesu erfüllt, den Tag herbei, an dem die ganze Welt vom Feuer der Liebe Gottes brennt: „Gott hat uns zu Helfern seiner unendlichen Vaterliebe erwählt. Er will, daß diese Liebe sich in der ganzen Welt ausbreitet und um sich greift. Würden wir doch dieses gewaltige Geschehen immer tiefer erfassen! Solange wir leben, können wir es nicht ausschöpfen. Wenn wir es sähen, würde es unser Leben radikal verändern. Wir sollen den Brand der göttlichen Liebe in allen Menschen entfachen und die Sendung des Sohnes Gottes weiterführen, der gekommen ist, Feuer auf die Erde zu bringen. Was können wir da anders wünschen, als daß das Feuer der Liebe lodert und alles verbrennt.“ (XII, 260).

## C. Die vertikale Linie

Papst Johannes Paul II. sagt in seiner Enzyklika „Dives in misericordia“: „Je mehr sich die Sendung der Kirche auf den Menschen konzentriert, je mehr sie sozusagen anthropozentrisch ist, desto mehr muß sie sich als theozentrisch erweisen und es in Wirklichkeit sein, sich also in Jesus Christus auf den Vater ausrichten.“ So ist es unerläßlich, auch kurz die vertikale Linie der vinzentinischen Spiritualität nachzuziehen, den Weg zu zeigen, auf dem das vinzentinische Verständnis zu Gott führt.

### 1. Gebet

Wir würden Vinzenz von Paul mißverstehen, wenn wir, vielleicht gerade auch mit Berufung auf den Grundsatz des Heiligen: Unsre ganze Aufgabe ist Handeln, die ständige Vertiefung unsres Verhältnisses zu Gott zurückstellten. Wir finden zwar durch die Armen hindurch zu Gott, aber nur dann, wenn wir immer auf dieses unser eigentliches Ziel hin tendieren. In der Uferlosigkeit des menschlichen Elends, der Unentwirrbarkeit mancher Schicksale, ja der scheinbaren Sinnlosigkeit menschlicher Qualen „hat man das Verlangen, die Menschen möchten die ewige Wahrheit kennen und lieben, diese Reinheit, diese Güte, diese Weisheit, diese göttliche Vorsehung, dieses ewige Leben, in dem er den Seligen seine Herrlichkeit mitteilt, und so ringt man ständig im Gebet für die Menschen“ (X, 355). Aber das ist nur möglich, wenn wir selbst von Gott erfüllt sind. Dies auch um unsertwillen. Für Vinzenz ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, daß der Mensch nicht nur andern dient, sondern sich auch der eigenen Seele annimmt, für die der Herr sein Blut hingegeben hat (X, 626).

Deshalb ist „nichts wichtiger als das innerliche Gebet“. Er findet lichtvolle Worte darüber, die von persönlicher Erfahrung zeugen: „Im innerlichen Gebet erheben sich Herz und Geist zu Gott. Die Seele löst sich gleichsam von sich selbst, um Gott in sich zu suchen. Es ist eine Unterredung mit Gott, ein stummes gegenseitiges Verstehen und Austauschen. Gott teilt dem Menschen innerlich ein Wissen mit und regt seinen Willen an. Die Seele ihrerseits vertraut ihrem Gott in stiller Zwiesprache ihre Bitten an, die selbst wieder eine Eingebung des Geistes Gottes sind. So kostbar ist das innere Gebet“ (IX, 419).

Dafür muß man sich unbedingt frei machen, am besten eine bestimmte Zeit festsetzen, die man nicht leichtfertig versäumen soll, wie Vinzenz ständig mahnt.

### 2. Demut

Josef Wittig, ein vielgelesener Autor der zwanziger Jahre, überschreibt eine Studie über Vinzenz von Paul mit dem Wort: Der Selbstverächter. Wenn das auch hart klingt und mißdeutet werden könnte, der feinsinnige Schriftsteller

hat es bewußt gewählt. Tatsächlich drückt sich darin die oft unverständliche Demut des Heiligen aus. Wir wollen Schritt für Schritt einem Gedankengang folgen, den er gegen Ende seines Lebens vor den Missionspriestern entwickelte.

Er beginnt mit der eigenen Erfahrung, die er bei der strengen Prüfung seines Innern und der einzelnen Seelenkräfte gemacht hat, allerdings vor dem strahlenden Hintergrund der Heiligkeit Gottes:

„Wenn wir uns selbst ehrlich prüfen in Hinsicht auf die Verderbtheit unserer Natur, die Leichtfertigkeit unseres Geistes, die Finsternis unseres Verstandes, die Unordnung unseres Willens, die Unlauterkeit unserer Neigungen, wenn wir, was wir tun und schaffen, auf der Waage der Heiligkeit gewogen haben, dann finden wir, daß das alles Verachtung verdient.“

Er spürt, wie stark der letzte Ausdruck ist: alles verdient Verachtung. Alles – nichts davon ist ausgenommen. Verachtung, nicht bloß Mißbilligung oder Kritik oder eine niedrigere Bewertung, als wir meinen. Er gebraucht einen Ausdruck, der nicht aus dem bloßen Verstand sondern aus der Mitte des Menschen kommt: Verachtung. Diese ist verdient – sie ist das, was den Handlungen rechtmäßig zukommt, die einzig konsequente Reaktion.

Der Sprecher fühlt den Widerspruch, den der Mensch dagegen erhebt, auch seine Mitbrüder, die ihn wohl schwer begreifen. „Wie?, die Predigten, die wir gehalten haben, die Sorgen und Mühen für unsere Mitmenschen und bei unsern Arbeiten?“ Aber er läßt nicht locker, er ist sich seiner Sache ganz sicher und kann nicht zurückstecken. Er wiederholt seine Behauptung und gibt dabei den eigentlichen Grund des menschlichen Versagens an:

„Ja. Wenn man die besten Taten durchgeht, so findet man, daß dabei schlecht verfahren ist, da man das Endziel nicht im Auge behalten hat, daß man also in jeder Hinsicht mehr Böses als Gutes getan hat.“

Vor der absoluten Heiligkeit Gottes ist es unmöglich, entschuldigend von einer Unzulänglichkeit, einer Schwäche zu reden. Das Böse ist unübersehbar, so daß, wenn noch etwas Gutes da wäre, dieses vollständig verdeckt wird.

Und welche Folgerung zieht Vinzenz? Wir wollen es künftig besser machen? Wir wollen uns mehr Mühe geben? Er sagt den lapidaren Satz:

„Das kann nicht anders sein.“

In vier rhetorischen Fragen gibt er den Grund dafür an: „Was kann man denn auch von der menschlichen Schwäche erwarten? Was könnte das Nichts hervorbringen? Was könnte die Sünde wirken? Und sind wir etwas anderes?“

Diese Erkenntnis ist nicht das Ergebnis philosophischer Reflexion, sondern sie wird im Anblick der machtvollen, erschütternden, allein wirklich seienden Heiligkeit Gottes gewonnen. Da sind die einzelnen Aussagen unwiderleglich:

Von dem Schwachen kann ich nicht große Taten erwarten, aus nichts kann nichts kommen, Sünde, die Verneinung des Guten, kann nichts wirken, denn nur das Gute ist wirklich.

Dann kehrt Vinzenz vertiefend zum Ausgangspunkt zurück und lenkt die verdiente Verachtung nicht mehr auf unsere Handlungen, sondern auf uns selbst, die Schwäche, das Nichts, die Sünde:

„Wenn einer das erwägt, dann sieht er, daß er nur Verachtung verdient, nicht nur in einzelnen Dingen, sondern ganz allgemein.“

Das mag uns in einer lichten Stunde aufgehen, darf uns aber nicht entschwinden. Die Erkenntnis gerinnt zu einem klaren Satz, den man sich in jeder Lebenslage sagen kann und der noch einmal die Relation herausstellt, aus der solche Erkenntnis fließt: der Mensch vor der Heiligkeit Gottes:

„Halten wir für gewiß, daß wir immer erbärmlich sind, weil wir aus uns selbst heraus dem Wesen und der Heiligkeit Gottes widerstreben“ (XII, 206).

Aber wozu soll eine solch düstere Selbstverachtung gut sein? Steckt dahinter vielleicht die Lust an der Negation? Eine Selbstquälerei? Man darf bei diesen und anderen Texten von Vinzenz über die Demut nicht einen Augenblick übersehen, daß der Blick des Heiligen ganz auf Gott gerichtet ist, eine beseligende Schau, wobei alles, was nicht Gott selber ist, stören muß. Und die Seele spürt in sich auch die Hindernisse, die dem Verlangen, noch tiefer der Beseligung teilhaft zu werden, entgegenstehen. Da der Alltag aber notwendig immer wieder den Geist mit den Trugbildern dieser Welt umstrickt, ist es vernünftig, die Bereitschaft, sich davon zu lösen, durch ein ständiges Training in Akten der Demut einzuüben. Es geht nur um das eine: ganz von Gott erfüllt zu sein.

„Glaubt mir, meine Schwestern, meine Brüder, glaubt es mir: es ist ein unfehlbarer Grundsatz Jesu Christi, den ich schon oft ausgesprochen habe: Zuerst muß das Herz leer sein von sich selbst, dann füllt Gott es aus. Dann ist es Gott, der darin wohnt und handelt. Was uns aber von uns selbst frei macht, ist der Wunsch nach Beschämung, die Demut, die heilige Demut“ (XI, 312).

### 3. Hingabe an den Willen Gottes

Totum opus nostrum in operatione consistit – unsere ganze Aufgabe ist Handeln. Vinzenz' Grundsatz zeigt uns, daß bei ihm der Wille die Seelenkraft ist, die den Vorrang hat. Bei andern Heiligen mag es anders sein. Beim heiligen Thomas von Aquin herrscht der Verstand vor. Es ist beglückend für ihn nachzudenken, zu philosophieren und das Ergebnis in Büchern niederzulegen. Andere ruhen im beseligenden Anschauen Gottes aus, genießen die Gegenwart des Geliebten. Nicht als ob die Seelenkraft des Willens dann ausgeschaltet wäre, aber sie ist nicht beherrschend. Vinzenz' Sprache ist charakteristisch durch die Worte „Wille“ und „Wollen“, durch Ausdrücke, die ein Handeln bezeich-

nen: wir müssen das und das tun, und immer wieder die Imperative und Anweisungen zum Tun. Der Verstand, so klar er bei Vinzenz ausgebildet ist, dient dem Willen, lenkt ihn aber auch.

Ist aber der Mensch auf Gott ausgerichtet, dann ist nichts beglückender für ihn, als wenn der göttliche Wille in den seinen einfließt und sein Wille ganz in Harmonie mit dem göttlichen schwingt: „Wollen, was die göttliche Vorsehung will, und nichts wollen, was sie nicht will.“ Dieser Satz klingt uns vielleicht wieder wie ein dürrer Imperativ, ist aber in Wirklichkeit Ausdruck inneren Glückes. So fährt er fort: „Diesen Morgen kam mir im Gebet ein großer Wunsch: alles, was auf Erden geschieht, zu wollen, das Gute wie das Böse, die allgemeine wie die einzelne Not, weil Gott sie will oder doch zuläßt.“ Mir scheint, hier ist die Antwort auf die Frage zu suchen, die der Mensch, der sich in der Bewältigung des menschlichen Elends aufreißt, an Vinzenz richtet.

Wie kann der, der ausgezogen ist, die menschliche Not, die Sünde zu bekämpfen, das heißt doch zu beseitigen, so sprechen? Wer ist dieser Gott des Vinzenz von Paul?

Es ist der unbegreifliche Gott, in dessen Tiefen der Sinn von allem beschlossen liegt. Es ist der liebende Gott, dessen Güte sich ihm so überwältigend offenbart hat. Es ist der allwissende Gott, dessen Vorsehung, uns verborgen, alles lenkt. Es ist vor allem der erbarmende Gott, der nicht aus seliger Höhe auf die leidende Menschheit herniederschaut, sondern der, menschlichem Verstand unfassbar, sich niederneigt, in den Wahnsinn menschlicher Not und Sünde eintaucht, die Last des Menschen in unvorstellbarer Vereinigung auf sich nimmt mit jedem einzelnen. Es ist der Gott, in dem schon alles vollbracht ist.

Die Hingabe des Willens an diesen Gott ist für Vinzenz Kraft, Licht und Seligkeit.

## Gäste an den Klosterpforten

– Zum Thema „Gastrecht und Asylrecht  
in Klöstern und Kirchen“

Von Ursula Adams, Münster\*

Das Gast- und Asylrecht in Kirchen und Klöstern, dem bis heute die Pflicht entspricht, Gastfreundschaft und Asyl zu gewähren, hat eine lange Geschichte. Sie reicht bis in die Antike. Ihr ältester Teil dieser – gemeinsamen – Geschichte ist das Asylrecht: Schon in den Göttertempeln, z. B. von Artemis oder Apollo, wurde Asylrecht gewährt.

In der großen Epoche des römischen Weltreiches wurde dieses Asylrecht im Römischen Recht verankert. Dieses Recht ist schon um 450 Jahre vor Christi Geburt schriftlich niedergelegt worden<sup>1)</sup>. Zitat aus Ausführungen hierzu: „Ob Dieb, Räuber, ob Sklavenhändler, ob Tempelschänder, ob Fremdling oder Bettler<sup>2)</sup>“, jeder durfte hier Schutz suchen<sup>3)</sup>. Und jeder hatte das Recht auch auf Almosen<sup>4)</sup>.

Jesus hat dieses alte Recht aufgegriffen und in das großartige Bild vom letzten Gericht gesetzt (Mt 25,34ff.): „Ich war obdachlos, krank, hungrig...“ Da zieht Gott selbst Gesicht und Gestalt des Fremdlings, des Kranken und des Armen an, sogar des Bettlers, selbst des Gauners. „Was ihr diesen getan habt, habt ihr mir getan“ (Mt 25,45). Damit ist das alte Gast- und Asylrecht zu göttlichem Recht geworden und seither zu einem Anspruch an den Menschen: „Ich war...“

Seither gibt es keine Mönchsregel mehr, die nicht irgendwie die Betreuung der Armen und Pilger den Mönchen zur Aufgabe gesetzt hätte<sup>5)</sup>.

So sehr dies alles den Ordensleuten insbesondere gilt, so gilt es doch ebenso für jeden Christen. Das ist von den Christen auch immer und bis zum heutigen Tag so verstanden worden. Denn das, was wir christliche Liebestätigkeit nennen, erwuchs fortan aus dem Glauben<sup>6)</sup>. Was schon vorher verankertes Recht

---

\* Der folgende Beitrag wurde zur Einleitung einer Fortbildungstagung für Ordensleute, die der Ordensrat des Bistums Münster im Februar 1981 angeboten hat, vorgetragen.

<sup>1)</sup> „Römische Rechtsgeschichte“, ein Studienbuch v. G. Dulceit, München 1952, S. 22ff. und „Römisches Recht“ von J. Wiefels, Düsseldorf 1950, S. 5f.

<sup>2)</sup> „Peregrinato Religiosa“ von B. Kötting, Münster 1950, S. 12ff.

<sup>3)</sup> Kötting aaO, S. 69ff.

<sup>4)</sup> Kötting aaO, S. 73

<sup>5)</sup> Kötting aaO, S. 383

<sup>6)</sup> „Die christliche Liebestätigkeit“ von G. Uhlhorn, Stuttgart 1895, S. 377f.

war, war nun „neues Gesetz“ (Mt 5,17ff.): „Ich aber sage euch . . .“. – Es bedurfte keiner anderen Anregung von außen, höchstens einer Sicherung (z. B. durch Stiftungen und sonstige Zuwendungen).

Von diesem Augenblick an sind die Heimatlosen, die Fremdlinge, die Armen und Kranken jeder Schattierung während der ganzen Antike und das gesamte Mittelalter hindurch zu einem Begriffspaar miteinander verbunden. Im allgemeinen gewährte dasselbe Haus dem einen vorübergehend Heimat und Gastrecht, dem anderen Linderung und Hilfe in Armut und Not<sup>7)</sup>.

Die Armen und die Pilger sind zwar begrifflich voneinander geschieden, sind aber sämtlich solche, die Ansprüche haben auf die kirchliche Liebestätigkeit. Sie sind hier gleichgestellt<sup>8)</sup>. Natürlich mischte sich immer auch Mißbrauch darunter. Trotzdem sollte jedem gegeben werden, der in Not zu sein scheint (selbst wenn sie sich nachher als vorgetäuscht erweist)<sup>9)</sup>.

Wer sich mit der Geschichte des christlichen Pilgerwesens beschäftigt, kann aus ihr die Entstehung der vielen caritativen Einrichtungen ablesen, die wir heute kennen: Zuerst nahmen die Klöster Reisende, Arme und Kranke auf. Entlang den Pilgerwegen nach Santiago di Compostella kann man heute noch viele Kirchen finden, die eigene kleine Türen haben, die den Aussätzigen vorbehalten waren. Aussatz steckt an. Trotzdem genoß auch der Aussätzige Gast- und Asylrecht. Ihm galt der besondere Ernstfall der Nächstenliebe, die Feindesliebe. Und darum durften die aussätzigen Pilger auf einer eigens für sie gebauten Empore in der Kirche selbst ihr Lager beziehen. So waren sie auch äußerlich erkennbar Gottes besondere Gäste.

Später bauten die Klöster und Bischöfe Hospitäler für Kranke und Gasthäuser für Fremdlinge und Arme. Auch Waisenhäuser entstanden so, um der Not der Kinder helfen zu können.

Als in der Reformation viele Klöster aufgelöst wurden, waren die Armen am ärmsten dran.

Es ist wirklich des Nachdenkens wert, daß sich Gast- und Asylrecht bis heute als heilige Rechte gehalten haben – mehr noch, daß sie auch im best-ausgebauten sozialen Rechtsstaat der Welt (der die Bundesrepublik nach seinem Grundgesetz und bis heute vertretenen Selbstverständnis sein will), weiterhin ihre Bedeutung behalten haben. Und zwar nicht nur deshalb Bedeutung, weil auch dieser soziale Rechtsstaat viele Lücken läßt, durch die allzu viele Arme hindurchfallen und dabei manchmal in abgrundtiefes Elend geraten, sondern weil ein Staat keine Barmherzigkeit geben, sondern diese höchstens verwalten kann.

---

7) Uhlhorn aaO, S. 378

8) „Das Almosen bei Johannes Chrysostomos“ von O. Plassmann, Münster 1961, S. 29

9) Plassmann aaO, S. 30

Schon den Kirchenvätern war die Barmherzigkeit so wichtig, daß ohne sie ein Almosen gar nicht zustande kommt<sup>10</sup>). Nicht das Geben allein ist Almosen, sondern das Geben aus Erbarmen.

Das gilt bis zum heutigen Tag. Die letzte Enzyklika des Papstes „Dives in Misericordia“ handelt hiervon.

Die Christen müssen Hüter dieser uralten Ehrenpflicht der Kirche sein. Die Klöster sind sicher in besonderer Weise aufgerufen, dies alles zeichenhaft zu leben.

Mit dem Almosen, um das mancher Gast – zumal der Bettler – bittet, steht es ähnlich wie mit dem Gastrecht: Wer etwas besitzt, verdankt Gott diesen Besitz – mehr noch, Gott bleibt sogar der Eigentümer der Güter, man hat nur ihren Nießbrauch, und man muß sie ihm zurückgeben. Es besteht also für den Besitzenden eine juristische Verpflichtung, seine Güter im Sinne oder im Auftrag des Evangeliums zu verwenden. Bei einigen Kirchenvätern heißt es sogar direkt, daß man das Geld empfangen habe, um es – gewissermaßen als ausführendes Organ Gottes – unter die Armen zu verteilen<sup>11</sup>). Und da Gott selbst im Armen erscheint, gibt man hier in Gottes Auftrag Gott selbst sein Eigentum zurück.

Gast- und Asylrecht sind sicher zu den Werken der sogenannten *leiblichen Barmherzigkeit* zu rechnen. Besonders hohen Wert haben jedoch daneben auch die Werke der *geistigen Barmherzigkeit*, die bei den Kirchenvätern zu den Almosen gerechnet werden<sup>12</sup>): „Trauernde trösten, Tote begraben, Sünder bekehren, allen Frohe Botschaft verkünden . . .“ Die Werke der Barmherzigkeit sind uns bekanntlich nicht von Jesus aufgelistet worden. Die frühen Kirchenväter haben sie bereits aus dem Evangelium herausgeschält.

Welch hohen Wert gerade diese Werke haben, wird uns heute sehr eindringlich vor Augen geführt, wenn wir z. B. die jährlichen Selbstmordziffern erfahren. Warum tun Menschen, und warum sogar Kinder so etwas? Offensichtlich doch deshalb, weil es in ihrer (und damit in unserer aller) Welt an Liebe, Zuwendung, Aufmerksamkeit und ganz gewiß Froher Botschaft fehlt.

In Klöstern klopfen heute viele an, die vor allem dies Letzte erbitten oder stumm erhoffen: Ein aufmerksames Anhören, ein aufmunterndes Wort, einen Rat, ein geistliches Gespräch. Auch diese Anfragen zählen zu den Rechten der Gäste an Klosterpforten und zu den heiligen Pflichten aller Christen, sich um jeden zu bemühen.

---

<sup>10</sup>) Plassmann aaO, S. 81

<sup>11</sup>) Plassmann aaO, S. 47

<sup>12</sup>) Plassmann aaO, S. 47f.

Jeder, der als Fremder, Bettler oder mit einem Anliegen jedweder Art zum Kloster kommt, ist Gast und genießt Gastrecht.

Kein Gast steht höher als der andere. Wenn überhaupt in Rangordnungen gedacht wird, dann steht der Arme am höchsten, weil Gott selbst in ihm anklopft (Mt 25,35 ff.)

Der Gast hat ein Recht auf jedes Almosen, um das er bittet. Alle leiblichen, alle geistigen Werke der Barmherzigkeit sind sein Recht.

Der Gast genießt auch den Schutz, den das Kloster oder die Kirche jedem gewährt, und sei er ein von der Polizei gesuchter Verbrecher. Wir Deutschen brauchen nur in die jüngste Geschichte unseres Volkes zu schauen, um uns ins Gedächtnis zu rufen, wieviele im 3. Reich in Klöstern Schutz und Überleben gefunden haben<sup>13)</sup>. Das gilt bis heute.

Als wir in Münster mit unserer NICHTSESSHAFTENHILFE MÜNSTER begannen, hörten wir oft von Pförtnern, die Polizei führe gelegentlich Ausweiskontrollen unter ihren zum klösterlichen Abendmahl versammelten Gästen durch. Sie notiere sich dann auch mal Namen von denen, die keinen Ausweis zeigen können . . .

Wir haben die Klöster damals informiert, daß sie das nicht zuzulassen brauchen, aufgrund des anerkannten Asylrechtes der Gäste nicht einmal dürfen. Klöster sind – wie jedes Privathaus auch – sogenannte befriedete Besitztümer. Sie brauchen keine Überprüfung von Einzelpersonen zuzulassen. Sie sind seit jeher Orte des Schutzes für Menschen, die aus welchen Gründen auch immer, die Gesellschaft der übrigen meiden. Wir haben diese Information in eine sogenannte HELFER FIBEL geschrieben in der eine Reihe von Ratschlägen gegeben werden, die Menschen nötig brauchen, wenn sie sich auf Anfragen von Nichtseßhaften oder auch nur auf angetroffene Situationen von Auffälligkeiten einlassen<sup>14)</sup>. Heute werden keine Polizeikontrollen mehr in Klöstern durchgeführt, aber es bedurfte hierzu noch der Einschaltung des Herrn Generalvikars, der eine entsprechende Anordnung an alle Polizeibeamten beim örtlichen Polizeipräsidenten erwirkte.

Das Beispiel aus den Begegnungen mit der Polizei an Klosterpforten macht deutlich, wie stark dieses kirchliche Recht auf Schutz der Kloster Gäste auch heute noch ausgeprägt ist. Es handelt sich ja um rein kirchliches Recht, nicht um heute bei uns geltendes Staatsrecht, wie das einmal zur Zeit des römischen Weltreiches war. Da den Kirchen der Bundesrepublik im Grundgesetz die Freiheit der Religionsausübung zugestanden worden ist, muß der Staat dieses Recht respektieren.

---

<sup>13)</sup> Für andere Quellen: „Nonnen unter dem Hakenkreuz“ vom B. M. Kempner, Würzburg 1979

<sup>14)</sup> „Helfer-Fibel“, vervielfältigtes Manuskript, herausgegeben von der Helfergemeinschaft für Nichtseßhafte im Bistum Münster e. V., Münster 1979

Es gibt gewiß schwierige Menschen unter den Klostergästen, vielleicht sind zuweilen auch solche darunter, die mit Recht von der Polizei gesucht werden. Und dennoch genießt jeder Gast das Schutzrecht der Kirche, und obliegt der Kirche und den Christen die Schutzpflicht derer, die bei ihnen um Aufenthalt nachsuchen.

Nicht alle Gäste sind schwierig und problematisch. Manche Gäste tragen Schätze ins Haus. Im Hebräerbrief steht, manchmal habe sich einer als Engel erwiesen.

Gäste können auch Freunde werden. Das gilt sogar von denen, die im Ruf stehen, schwierig zu sein. Sie können zu Freunden werden, mit denen man sogar feiern möchte. Damit konnten die Helfer der NICHTSESSHAFTENHILFE MÜNSTER viele Erfahrungen machen.

---

*Literaturangaben*

Kötting, Bernhard, Peregrinatio Religiosa, Wallfahrten in der Antike und das Pilgerwesen in der alten Kirche, Münster 1950

Uhlhorn, G. (Abt von Loccum), Die christliche Liebestätigkeit, Stuttgart 1895

Plassmann, Otto, Das Almosen bei Johannes Chrysostomus, Münster 1961

Wolfensberger, Wolf, Elemente der Identität und Persionen des christlichen Wohlfahrtswesens, Vortrag, gekürzt abgedruckt in DIAKONIE, Nr. 3 Mai/Juni 1980

Wiefels, J., Römisches Recht, Rechtsgeschichte und Privatrecht, Düsseldorf 1950

Dulkeit, Gerhard, Römische Rechtsgeschichte, München 1952

Papst Johannes Paul II., Enzyklika Dives in Misericordia, 3011. 80

## Zusammenarbeit zwischen Ordensmännern und Ordensfrauen

Von Josef Scherer MSF, Rom\*

1. Lassen Sie mich mit dem Grundwort „ZUSAMMENARBEIT“ beginnen. In einem alten Artikel in der Ordenskorrespondenz fand ich folgende Definition: „Patres und Schwestern sind Mitarbeiter der Freude, sie dienen einander gegenseitig, aber die eine Seite ist der anderen nicht unterworfen. Der Pater ist kein geistlicher Hausdiener und die Schwester keine Dienstmagd des Paters.“ Vielleicht ließe sich auch der Satz aus dem Schlußdokument der diesjährigen Bischofssynode anwenden: „Die Verschiedenheit ist zu beachten, soll jedoch nie als Vorwand gebraucht werden, um die Vorherrschaft des einen Teiles über den anderen zu rechtfertigen“ (19).

Beim Wort von der Zusammenarbeit lassen Sie mich an ein anderes erinnern: Es gibt in der Kirche keine Partnerschaft als Verhältnis zwischen schlechthin Gleichberechtigten. Lebensgrundlage (geistlich wie soziologisch) ist eine brüderschaftliche Struktur. Diese aber muß die gleichen Merkmale aufweisen wie eine echte Partnerschaft, wie etwa: Fairnis im Umgang miteinander, Freisein von Prestigedenken, Einsatz aller um der Sache willen, gegenseitige Offenheit und Verständnisbereitschaft für die Argumente des andern, Bereitschaft zur Kooperation und zur Selbstkorrektur.

2. Diese Grundforderungen für eine Zusammenarbeit vertiefen sich aufgrund des einen und gleichen Grundauftrages, der Ordensmännern wie Ordensfrauen gegeben ist, nämlich: auf dem Wege der Nachfolge Christi den Dienst eines armen, demütigen Glaubens zu leisten und den Menschen die frohe Botschaft Christi vorzuleben und zu verkünden. Und von hierher haben wir alle ja nach dem eigenen Charisma und der je eigenen Möglichkeit eine gemeinsame Aufgabe und damit drängt sich von dieser inneren gemeinsamen Aufgabe auch eine äußere Zusammenarbeit auf.

3. Nun ließe sich vielleicht vorerst fragen, wie denn die Mitarbeit der Schwestern von den Patres eingeschätzt wird. Ich kann die Antwort nur in Fragen versuchen. Diese Einschätzung erwächst zumeist aus einer Kombination von allgemeinen Urteilen und von persönlichen Erfahrungen, die der Ordensmann mit Schwestern gemacht hat. Sie hängt ab, welche Wertschätzung er einer unverheirateten Frau, einer Frau eines gewissen Alters und einer gewissen Frömmigkeit entgegenbringt, welche Erwartungen er an eine Ordensfrau stellt, was er darunter versteht, wenn er von „guten“ und „frommen“ Schwestern spricht. Und so gehen denn die Urteile von einer Heroisierung der Schwester bis hin zum „man braucht sie halt eben“. Immer wieder kehren Wer-

---

\* Bei dem folgenden Beitrag des Generalobers der Missionare der hl. Familie, P. Josef Scherer MSF, handelt es sich um ein „offenes“ Referat anlässlich des jährlichen Treffens der deutschsprachigen Mitglieder der Generalate in Rom (Vgl. den Bericht S. 196: Zusammenkunft der deutschsprachigen Mitglieder der UISG und der USG).

tungen wie fleißig, im Dienste der Armen verpflichtet, fromm, Hilfskräfte der Seelsorge wieder, aber auch gleich daneben stehen solche wie: gefühlsbetont, führungsbedürftig, unselbständig, wenig urteilsfähig oder einfach: es sind halt Frauen. Und daraus leitet man dann die Legitimation der eigenen Führungsrolle ab. – Das heißt wohl nichts anderes, daß auch die Ordensmänner so sehr auf ihre „männliche“ Rolle fixiert sind, daß es nur in seltenen Fällen zu einer objektiven Beurteilung kommt.

4. Für uns alle aber scheint mir entscheidend, daß wir nicht nur theoretisch, sondern auch in der Praxis zur Kenntnis nehmen, was P. Häring schon vor zehn Jahren für wichtig hielt: „Entsprechend der neuen Rolle der Frau in der Gesellschaft wächst die Ordensfrau immer mehr in die aktive Teilnahme in der Gesamt-Seelsorgeaufgabe der Kirche hinein.“ Nicht zu Unrecht betonte eine Schwester in der französischen Gruppe der letzten Cavalettitagung der USG, die mater ecclesia sei immer noch eine echte Männerherrschaft, neue Rollen in der Seelsorge, wie sie von den Schwestern etwa in Brasilien übernommen werden, seien immer noch eher selten, dabei warten so viele Arbeitsgebiete auf sie, als Seelsorgshelferin, Katechetin, in der Erwachsenenbildung, in der Predigt von Exerzitien, in der psychologischen und pastoralen Fachberatung.

Das bedeutet wie das auch das Konzil fordert (ad gentes 25/30), daß die Schwestern nicht nur ausführende Organe sind, man wünscht sie als initiativfreudige Menschen. Sie sind selber zum Mitdenken aufgerufen, und dies nicht nur in außerordentlichen Fällen, sie sollen regelmäßig ihre Erfahrungen und Vorschläge einbringen können; damit wird auch ein Nebeneinander (wenn nicht gar ein Gegeneinander) in der Pastoral EINEM ECHTEN MITEINANDER Platz machen können.

Dieses Miteinander denke ich mir auch in spezifischen Instituten der Orden, wie etwa in der Schule. Man kann es immerhin in Europa noch erleben, daß zwei Schulen ums Überleben kämpfen, „aber sie können zueinander nicht kommen, der Graben war viel zu tief“.

Ich glaube, um diese Zusammenarbeit zu fördern, müßte man etwas mehr wagen und ausprobieren, Erfahrungen sammeln und wohl auch Risiken eingehen. Dies ist um so notwendiger, als bei der Zuteilung der Arbeitsfelder es ja gar nicht immer so leicht auszumachen ist, was denn nun der Natur der Frau entspricht und was nur kulturell bedingt oder anerzogen ist. Das, was dem Wesen und der Person einer Frau zukommt, wie auch der große Bereich, der von ihr wahrgenommen werden kann, entzieht sich ja einem nur theoretischen Zugriff, man muß es ausprobieren und wagen.

5. Der Dienst der Schwestern muß von den Ordensmännern nicht nur gebraucht, sondern im tieferen Sinne des Wortes angenommen werden. Wir finden zwar bei Profießpredigten erhabene und vielleicht auch überzeugende Worte, aber wenn es um deren Anwendung in der Seelsorge geht, verweisen wir sie auf ihre Dienerinnenrolle. Daher mag es kommen, daß sich viele Schwestern nicht ernst genommen fühlen und in eine Einsamkeit hineinma-

növriert werden, die oft zu echten menschlichen Problemen führt. Das liegt sicher nicht nur am guten Willen der Ordensmänner. Aber viele sind es einfach nicht gewohnt und kommen nicht auf die Idee, die Schwestern echt mitentscheiden zu lassen. Schwierigkeiten ergeben sich auch aus der Ausbildung. Die der Schwestern liegt meist auf einer anderen Ebene als das Studium der Priester. Daher sehen beide das gleiche Problem ganz anders und erschweren eine gemeinsam getragene Entscheidung.

Hier scheint mir mehr Zusammenarbeit und Miteinander auch in der Ausbildung wichtig zu sein. Es wäre für die Ausbildung von Ordensmännern nur von gutem, wenn diese die Schwestern nicht nur als Pforten- und Küchenschwestern erföhren, sondern auch als Ausbildnerin. Das Bild, das der Pater von der Schwester hat, könnte sich wesentlich zum Besseren ändern. Von der Ausbildung der Schwestern muß man allerdings erwarten, daß sie zu einer echten menschlichen Reife führt, die keiner auch noch so sublimen Kompensation bedarf, ein gesundes Selbstbewußtsein schenkt, das es nicht nötig hat, die vermeintliche innere Unterlegenheit durch kleine Racheakte auszugleichen. – Die Schwestern müssen aber auch kompetent sein in ihrem Beruf – vor allem brauchen sie eine gute, gesunde religiöse Schulung und Vertiefung.

6. Und ein letztes: Ich möchte es in Übernahme eines Zitates OFFENE MENSCHLICHKEIT nennen. Offen steht im Gegensatz zu geschlossen, gesperrt, verkrampft, gehemmt, blockiert, überformt. Wir kennen alle unter uns Brüder und Schwestern, deren Menschlichkeit gleichsam eingefroren, eingesperrt, vergittert oder verkürzt ist. Sie wagen es nicht, sich frei in ihrem Menschsein zu fühlen, auf andere zuzugehen, vielleicht weil sie von Richtlinien verformt sind, die sie für wichtiger halten als die offene menschliche Begegnung.

Mit offener Menschlichkeit meine ich in diesem Zusammenhang, daß wir in der gemeinsamen Arbeit, die wir zu erfüllen haben, die Kategorie des Menschlichen möglichst gelten lassen, einander aufsuchen, uns nicht voreinander verschweigen, aufeinander zugehen, miteinander beten, planen und arbeiten, die Arbeiten aufteilen, und zu gegebenen Zeiten auch miteinander einmal Rekreation halten, einfach das, was man unter menschlichem Kontaktbedürfnis, menschlichem Mitgefühl und Solidarität, Interessier am gleichen Ziele versteht.

Dabei denke ich gar nicht daran, die Regeln der Klugheit und jene des Schutzes für das eigene links liegen zu lassen. Wir wollen ja nicht einfach paradisiische Zustände schaffen und auf Sicherungen natürlicher Überlegungen verzichten – wir brauchen nicht gleich alle Bastionen zu schleifen.

Nur müssen wir uns bewußt untereinander um diese offene Menschlichkeit mühen, sie ist nicht so selbstverständlich. Die Jüngeren tun sich hier vielleicht leichter. Die meisten von uns sind aber noch in einer Welt aufgewachsen, in der alles parzelliert war, nicht nur die Felder draußen und die Wohnungsein-

heiten, sondern auch die kirchlichen Gliederungen und Gemeinschaften. Die Absonderung war wohl meist stärker als die Gemeinschaft, als das Miteinander und Füreinander.

Vielleicht kann diese Begegnung etwas dazu beitragen, unsere Haltung zu überprüfen.

## Gegenseitige Hilfe von Ordensmännern und Ordensfrauen in der Mission

Von M. Edeltrud Weist OSB, Rom

Vor einigen Jahren hatte ich in Korea einen der Bischöfe zu einem Oberinnentreffen eingeladen mit der Bitte, uns einige hilfreiche Punkte für die gemeinsame Arbeit von Priestern und Schwestern zu sagen. Er begann seine Konferenz mit folgenden Worten: „Meine lieben Schwestern, wenn Priester und Schwestern zusammen arbeiten, dann gibt es gewöhnlich einige Schwierigkeiten. Aber warum sollen wir darüber sprechen? Ich möchte lieber über unsere gemeinsamen Ziele und unsere gemeinsamen Aufgaben in der Kirche Koreas von heute reden.“ Er gab uns dann eine sehr positive Sicht unserer gemeinsamen Arbeit. Pater General Scherer hat es vorhin ähnlich ausgedrückt, als er über die „gemeinsame Grundausrichtung von Ordensmännern und Ordensfrauen“ sprach.

Als mich Sr. Jovina anrief und mir die dringende Bitte vortrug, heute einige Worte über gegenseitige Hilfe von Ordensmännern und Ordensfrauen in der Mission zu sagen, hat sie das Thema ganz positiv gestellt. Gegenseitige Hilfe! So möchte ich schlicht einige Erfahrungen aus meiner 15jährigen Tätigkeit in Korea erzählen und von Erlebnissen berichten, die ich während meiner Reisen durch Afrika und Südamerika in den letzten Jahren machte. Ich werde mich dabei im Wesentlichen auf unsere eigene Kongregation beziehen, obwohl sich ähnliche Dinge auch von anderen Kongregationen berichten ließen. Erwarten Sie nicht mehr als vielleicht einige Anstöße zum Nachdenken oder zu nachfolgenden Gesprächen.

Gegenseitige Hilfe von Ordensmännern und Ordensfrauen in der Mission. Als unser Gründer, ein Mönch der Benediktinerabtei Beuron vor fast 100 Jahren die erste Missionskongregation auf deutschem Boden, nämlich die Missionsbenediktiner von St. Ottilien gründete, rief er gleichzeitig eine benediktini-

sche Schwesterkongregation ins Leben, damit „die Schwestern den Missionären in der Bekehrung der Heiden behilflich sein können“, wie es in der 1. Konstitution hieß. Unseren Ordensmitbrüdern in der Mission „Hilfe“ zu sein, war also mit ein Gründungszweck für uns Missionsbenediktinerinnen. Dieser Gedanke als Frau Gehilfin des Mannes zu sein, ist immerhin ganz biblisch (Gen 2,18) und sollte sicher keine Minderwertigkeitsgefühle in uns wecken. Anscheinend hat unser Gründer nicht daran gedacht, daß auch Ordensmänner für uns Schwestern in der Mission „Hilfe“ sein können, jedenfalls steht darüber nichts in den Konstitutionen der Missions-Benediktiner. Und wenn wir heute von „gegenseitiger Hilfe“ sprechen, so kommt das der Wirklichkeit viel näher. Ich möchte Ihnen einige Beispiele echter, wirklich positiver Möglichkeiten und Modelle gegenseitiger Hilfe von Ordensmännern und Ordensfrauen aufzeigen, so wie ich sie erlebt habe.

Schon unsere ersten Missionare zogen 1887 gemeinsam nach Afrika, d. h. Priester, Brüder und Schwestern. Die Brüder bauten Häuser, Kirchen, Schulen und Hospitäler, sie rodeten das Land, pflanzten Gärten und Felder, sorgten in landwirtschaftlichen Betrieben für die nötigen Lebensmittel der Mission. Die Schwestern führten den Haushalt, sie kochten, sie backten Brot, machten Käse und Wurst, sie versorgten die Wäsche und sie nähten. Sie unterrichteten die Jugend und sie pflegten die Kranken. Den Priestern oblag der Dienst am Wort und den Sakramenten. Heute nach fast 100 Jahren benediktinischer Missionsgeschichte in Afrika hat sich diese Art von Teamarbeit als gut und erfolgreich erwiesen. Es war das Modell der gegenseitigen Hilfe und der gegenseitigen Ergänzung von Ordensmännern und -frauen, wie sie schon die ersten Missionare der frühen christlichen Jahrhunderte in der Missionierung Europas benutzt hatten: Bonifatius rief seine Base Lioba nach Mainz in Deutschland, um dort die weibliche Jugend zu erziehen, Willibald und Wunibald errichteten zusammen mit ihrer Schwester Walburga das Doppelkloster in Heidenheim für die Bekehrung der Germanen. Der Franke Rupert missionierte zusammen mit Ehrentrud und ihren Nonnen von Salzburg aus das Alpenland, um nur einige Beispiele zu nennen.

Unsere Missionsklöster in Afrika, besonders in Tanzania, aber auch in Südafrika zeugen noch heute von dieser Form benediktinischer Evangelisierungsarbeit: In der Mitte steht das gemeinsame Gotteshaus, auf der einen Seite das Kloster für die Patres und Brüder, auf der anderen Seite der Schwesternkonvent (jemand sagte mir spaßhaft: beide getrennt durch die Kirche!), rundherum die verschiedenen Werkstätten, Schule, Krankenhaus, die Wohnungen der Angestellten und Schüler. Eigentlich hat sich nicht viel daran geändert: noch heute ist man im afrikanischen Busch auf diese gegenseitige Hilfe einfach angewiesen:

Was wären unsere Missionsschwestern ohne die geistliche Hilfe der Priester, ohne Sakramente, ohne Eucharistie und ohne deren Dienst am Worte Gottes? Was wären sie ohne die Hilfe der Missionsbrüder, die einfach für alles sorgen:

für Licht und Wasser, für alle nötigen Werkzeuge, für Transporte, und die mit so viel Geschick und wahrhaft brüderlicher Liebe für uns Schwestern alles richten.

Umgekehrt wissen unsere Mitbrüder auch die pflegerischen und hausfrau-lichen Qualitäten unserer Schwestern zu schätzen: als Ärztinnen (nicht selten im Umkreis von 100–200 km der einzige Arzt in Tanzania), als Krankenschwestern, Köchinnen u. a. auch heute noch. Nach dem diesjährigen Äbtekongreß in Rom kamen 3 Äbte aus Afrika zu uns ins Generalat, um Köchinnen für Afrika zu bitten: Köchinnen, bitte, schicken Sie uns eine Köchin. Aber unsere Generalpriorin mußte ihnen leider sagen: „Eher könnte ich Ihnen 2 Theologinnen schicken als eine Köchin. Wir haben keine.“

Als ich vor 2 Jahren zum ersten Male unsere afrikanischen Klöster besuchte, war ich von dieser Art gegenseitiger Abhängigkeit überrascht. Das Modell gegenseitiger Hilfe, wie ich sie in Asien erfahren hatte, sah ganz anders aus. Ich fragte unsere Schwestern: „Bringt diese gegenseitige starke Abhängigkeit zwischen Patres, Brüdern und Schwestern keine Schwierigkeit mit sich?“ Gewöhnlich bekam ich die Antwort: „Warum? Uns fehlt doch gar nichts. Die Herren sorgen so gut für uns.“ Und wenn ich bei den Patres fragte, so hörte ich: „Was sollen wir ohne unsere Schwestern tun? Schicken Sie uns mehr!“

Und mehr als einmal geschah, daß ein Bruder mir irgendetwas Gutes tat oder schenkte, „weil eine unserer Schwestern ihm das Leben gerettet hätte“ nach einer Krankheit im Hospital oder während der gemeinsamen Gefangenschaft, wo sich die Schwestern von der eigenen Hungerration noch etwas vom Munde absparten für die Mitbrüder, da diese mehr unter dem Hunger litten als die Frauen.

In kleineren Gemeinschaften haben unsere Mitbrüder und Schwestern nicht nur gemeinsame Eucharistiefeier am Morgen, sondern sie halten auch in einigen Stationen das Offizium gemeinsam. Auch das kann in geistlicher Hinsicht eine Hilfe bedeuten. Es spornt z. B. die Schwestern an, wenn sie sehen, daß der Bruder schon lange vor dem Frühoffizium still in der Kapelle betet. Es gibt den Priestern und Brüdern Kraft, wenn die Fürbitten der Schwestern ihre persönlichen Sorgen und die der Mission vor Gott tragen.

Vielleicht sollte ich hier noch erwähnen, daß gerade auf ganz einsamen Missionsstationen, wo eine kleine Gruppe von Ordensmännern und -frauen zusammen in völlig fremder Umgebung lebt, sich diese menschliche und religiöse Hilfe geben können und sollen. Allerdings hat das auch seine Schwierigkeiten. Eine solche Situation erfordert reife Menschen auf beiden Seiten. Aber ich könnte eine Reihe von Beispielen erzählen, wo ein reifer Priester einer Schwester (noch unreifen) geholfen hat, daß sie zu einer menschlichen und religiösen Reife kommt und zu einer tiefen Freundschaft mit Christus. Umgekehrt wüßte ich konkrete Fälle zu berichten, daß durch die Hilfe der Schwestern der Priester oder der Bruder durchhalten konnte in Zeiten der Dunkelheit und der Versuchung, getragen vom Verständnis der Schwestern, von ihrem Gebet und

bewußten Opfern (um einmal heute diesen unmodernen Ausdruck zu gebrauchen) – auch wohl durch gemeinsame Freizeiten und Feste.

Ich glaube aber nicht, daß es eine Hilfe ist, wenn Ordensmänner und -frauen tagelang durch den Busch auf gemeinsame Safari gehen oder irgendwo am Meer gemeinsame Ferien verleben, wie es in den letzten Jahren hie und da vorgekommen sein soll. – Gewöhnlich ist es auch keine Hilfe, wenn ein Priester meint, er müsse sich besonders einer Schwester annehmen – und dabei die anderen vernachlässigt. Dasselbe trifft auch für Schwestern zu im Verhältnis zu einem Priester.

Ein anderes Modell (2.) gegenseitiger Hilfe – ich fand es besonders in Brasilien, Südafrika und auf den Philippinen – ist das Nebeneinander von Instituten: Schulen, Kollegs, wobei sich die Ordensmänner um die Jungen kümmern und die Schwestern sich der Erziehung der Mädchen annehmen. Dazu gehören auch gemeinsam geführte Institute, wo Patres und Schwestern zusammen als Lehrer und Erzieher arbeiten. Auch von dieser Form gegenseitiger Hilfe habe ich eigentlich viel Gutes gesehen.

Vielleicht könnte hier ein Experiment eines unserer brasilianischen Klöster erwähnt werden, wo die Noviziate der OSB-Patres und Schwestern teilweise gemeinsamen Unterricht haben. Die Patres lehren die theologischen Fächer, die Schwestern Psychologie, Musik, Liturgie und Benediktusregel. (Bei meinem Besuch in Brasilien erzählte mir der Abt recht begeistert von diesem Experiment. Man hätte ihn anfangs gewarnt: „Wenn die jungen Leute im Noviziat sich verlieben und heiraten?“ – Das macht doch nichts, meinte er, dann gibt es gute, christliche Familien. Besser vor der Profeß als nachher.“ Aber so etwas ist bisher nicht passiert.)

In Brasilien machte ich übrigens eine Reihe anderer, recht positive Erfahrungen gegenseitiger Hilfe durch die gemeinsame Arbeit von Ordensmännern und -frauen in der Familienpastoral, in Exerzitienkursen, in der katechetischen Ausbildung, beim Unterricht von entsprechend ausgebildeten Schwestern in kleinen und großen Seminarien – und auch in einigen priesterlosen Pfarreien. Ebenso bei Ausbildungskursen für sogenannte „Helfer der Eucharistie“. In zwei unserer Klöster in Brasilien erteilen Schwestern und Priester gemeinsam wöchentlich 3 Stunden lang solche 2jährige Kurse. 80–100 Männer und Frauen werden jeweils vorbereitet, in ihren priesterlosen Dorfgemeinschaften am Sonntag den Wortgottesdienst zu halten, wo sie auch die Eucharistie austeilten dürfen. Sie erhalten jeweils eine Anleitung für die liturgische Gestaltung des kommenden Sonntags, Tonbänder oder Schallplatten mit den entsprechenden Liedern, Hilfen für die Predigt oder Katechese.

Ein weiteres (3.) Modell der gegenseitigen Hilfe von Ordensmännern und -frauen bei verschiedenen pastoralen Aufgaben haben wir in Korea. 35% aller unserer Schwestern – und das trifft in etwa auch für andere Schwesternkongregationen in Korea zu – stehen in der direkten Evangelisierungsarbeit: sei es in Pfarreien, bei Studenten und Schülern, bei Arbeiten, im Gefängnis bei zum

Tode Verurteilten, bei Soldaten und im Krankenapostolat. Zu einer gutgeführten Pfarrei in Korea gehört ein kleines Schwesternkloster neben dem Pfarrhaus, wo eine Gruppe von Schwestern völlumtlich in der Pfarrpastorale eingesetzt ist. In keinem Fall sind in Korea unsere Schwestern im Haushalt des Pfarrers engagiert. Dafür besteht keine Notwendigkeit. Aber sie sorgen für Sakristei und Kirche, für die Gestaltung der Liturgie, für Gesang und Orgelspiel, sie halten Katechesen, bereiten Katechumenen vor, predigen hier und da und beteiligen sich aktiv an Pfarrexerziten und Gruppenarbeit.

Wir arbeiten in Korea sowohl mit unseren benediktinischen Mitbrüdern, mit Columbanerpriestern, mit Jesuiten in Exerzitenarbeit und mit den Missionaires étrangers de Paris, sowie mehr und mehr mit koreanischen Weltpriestern.

Im großen und ganzen ist die Zusammenarbeit gut und fruchtbar, Menschlichkeit gibt es überall. Aber ohne diese echte, partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Priestern und Ordensfrauen, kann man sich wohl überhaupt nicht mehr die Missionsarbeit in Korea vorstellen.

Wöchentlich gehaltene Bibel- und Gebetskreise von Pfarrer, Kaplan und Schwestern, mit dem Ziel der gemeinsamen religiösen Ausrichtung und der Ausbildung von Multiplikatoren, in dem dann die Schwestern und Kapläne mit Gruppen von Laien ihr gemeinsam erarbeitetes Wissen und ihre geistliche Erfahrung weitergeben, so daß diese Laien wiederum einige ihnen zugeteilten Familien um sich sammeln können, hat in der einen und anderen Stadtpfarrei in Korea sehr gute Erfolge gezeigt.

Exerzitenarbeit im Team, gemeinsam gehaltene Seminare werden mehr und mehr gewünscht.

Bis vor kurzem waren es immer nur die Priester, die für uns Schwestern Konferenzen und Exerziten hielten, die die geistliche Führung hatten, in Einzelexerziten oder im Beichtstuhl – und ich denke, wir Schwestern sind für diese geistliche Hilfe besonders unseren Ordenspriestern ungemein dankbar – und wir bitten auch weiterhin gerade um diesen Dienst, weil sie von der theologischen Ausbildung und vom priesterlichen Charisma her dafür besonders befähigt sind. Immerhin mehren sich in letzter Zeit Fälle, wo auch die eine oder andere Schwester ein ähnliches Charisma zu erhalten scheint, z. B. unsere koreanische Novizenmeisterin gibt mit gutem Erfolg Einzelexerziten und hatte sogar einen Bischof und eine Anzahl von Priestern als Exerzitanten. Von zwei Priestern hörte ich direkt, daß sie durch diese Exerziten bei der Schwester ihre Freude am Priester- und Ordensberuf wiedergewonnen hätten. So etwas gibt es also heute auch.

Ich selbst habe eigene Erfahrungen in der Teamarbeit mit Ordenspriestern in Korea – und vor 15 Jahren in Deutschland, wo ich fünf Monate bei einer Gruppe der MISSIO mitarbeitete: Wir waren vier Priester und vier Schwestern verschiedener Ordensgemeinschaften, die von Ort zu Ort reisten, um in Schulen, Pfarreien und Krankenhäusern Missionsvorträge zu halten, Missionsausstellungen aufzubauen, Missionspredigten zu halten, auch die Schwestern. Abge-

sehen, daß ich persönlich das Leben im Kloster lieber habe als ein solches Vagabundieren, kann ich auf diese Zeit gemeinsamer Arbeit mit Ordensmännern und -frauen als eine sehr positive Lebenserfahrung zurückblicken. Ich glaube, daß wir wirklich mehr schaffen konnten durch diese unsere gegenseitige Ergänzung und Hilfen. Wir haben auch gemeinsam gebetet, selbst, wenn wir spät und todmüde von den Veranstaltungen in unsere Unterkünfte kamen. Die tägliche gemeinsame Eucharistiefeier war uns Selbstverständlichkeit. Religiöse Gespräche und damit gegenseitige geistliche Hilfen ergaben sich aus der Art unseres Einsatzes.

Ich selbst könnte nur danken den Priestern und Brüdern, denen ich in der Mission begegnet bin. Viele haben mir persönlich geholfen, sehr selbstlos geholfen: als unsere Spirituale, als Exerzitenmeister, als Seelsorger in unseren Krankenhäusern, bei der Mitarbeit, den Armen zu helfen, materielle Hilfe zu finden. Unsere Brüder in Korea haben die Möbel gezimmert nach unseren Angaben und die Formulare und andere Schriften gedruckt, um nur einige Dinge zu nennen. Ich empfinde diese Erfahrung meiner Missionszeit als ein richtiges Geschenk, und ich bin dankbar, dies hier einmal so sagen zu dürfen.

Natürlich gibt es auch einige wenige negative Erfahrungen. Wie sollte das anders sein. Auch Ordensmänner und -schwestern sind Menschen. Sympathien und Antipathien lassen sich nicht weglegen oder durch Glaubensgeist fortblasen – mit allen ihren Folgen. Es schmerzt, wenn man selbst bei Bischöfen oder Ordensobern Indiskretion erlebt, denen man „im Vertrauen“ wirklich aus einer Not heraus etwas gesagt hat. Wenn man seine eigene Geschichte, die man sich einmal bei einem Priester von der Leber reden wollte, in gutgemeinter Absicht in der nächsten Konferenz vor allen Schwestern präsentiert bekommt – wie es mir persönlich in der ersten Zeit meines Missionslebens begegnet ist – so macht einen das sehr vorsichtig; oder es macht nachdenklich, wenn die von einem Priester uns Schwestern gehaltenen Konferenzen, zwar recht väterlich freundlich, doch im Niveau weit niedriger liegen, als wenn Ordensmänner unter den Zuhörern sind. Vielleicht machen wir Schwestern vielfach einen geistig so tiefen Eindruck auf Ordensmänner . . . Aber solche Konferenzen, auch wenn sie ganz einfach sind, geben den Schwestern Hilfe, und ich denke auch den Priestern selbst, die sie halten.

Im ganzen gesehen überwiegen die positiven Seiten der gemeinsamen Arbeit von Ordensmännern und -frauen und sind eine nicht fortzudenkende gegenseitige Hilfe.

Und wenn hie und da bei Priestertreffen auch über „die lieben Schwestern“ hergezogen wird, oder wenn die Schwestern in der Rekreation einmal über Patres und Brüder „sich Luft machen“, so sollte man es vielleicht so beurteilen, wie es ein Abt getan haben soll, dem jemand sagte: „Vater Abt, wissen Sie, daß Ihre Mönche, wenn sie zusammenkommen, über Sie herziehen und alle Ihre Fehler durchhecheln?“ „Mein Sohn“, antwortete er, „laß sie doch! Sie müssen doch ein Gesprächsthema haben, wo sie alle mitreden können. Das hilft zur brüderlichen Einheit.“

# Satzungsreform in den Ordensgemeinschaften

Von Ansgar Faller SAC, Rom

*Mit dem Motupropio „Ecclesiae Sanctae“ (ES) vom 6. August 1966 gab Papst Paul VI. allen Ordensgemeinschaften den Auftrag, ihre Satzungen sowie das Zusatzrecht gemäß den Weisungen des 2. Vaticanums zu überarbeiten. Der Auftrag sollte durch ein spezielles Generalkapitel, dem besondere Vollmachten gegeben wurden, ausgeführt werden (ES II, 3, 4, 6). Bei nicht wenigen Ordensgemeinschaften ist nun der in ES (II, 6) vorgesehene Zeitpunkt gekommen, da die Früchte des speziellen Kapitels und die inzwischen gemachten Erfahrungen gesammelt, erneut geprüft, redigiert und für eine definitive Approbation bereitgemacht werden müssen (ES II, 8). Diese endgültige Guttheißung erfolgt durch den Apostolischen Stuhl oder, bei Verbänden des bischöflichen Rechts, durch den Diözesanbischof.*

Die nachfolgenden aus der unmittelbaren Praxis und Erfahrung erwachsenen Ausführungen wollen eine Hilfe bieten für diese für die gesamte Ordensgemeinschaft wichtige Aufgabe.

Sie handeln (I) vom Inhalt und (II) von der Form der Satzungen und des Zusatzrechtes, sowie (III) von der Verantwortung der Generalkapitel in ihrer Rolle als Gesetzgeber der Ordensgemeinschaft.

## I. Zum Inhalt der Satzungen und des Zusatzrechts

Die Satzungen sind weder Traktat noch Handbuch der Askese. Vielmehr schreiben sie die verpflichtenden Ziele und Leitlinien der Gemeinschaft und deren Aufbau, Leitung und Wirksamkeit vor. Sie enthalten die maßgebenden Gesetze. Mit andern Worten: sie sind die Summe dessen, was wesentlich ist und die Mitglieder, Obere und Unterebene, zu tun und lassen haben.

Theologische Begründung und Zielsetzung geben auch in den Kapiteln, die nicht über Ziel und Apostolat handeln, den Unterton an.

Alles, was den Beginn und das Erlöschen der Mitgliedschaft, Aufnahmebedingungen und Ausbildung, Grundrechte und Grundpflichten betrifft, muß eindeutig ausgesagt sein.

Doch Aufnahmebedingungen und Ausbildung dürfen in den Satzungen nicht einen breiten Raum einnehmen. Einzelheiten der Ausbildung gehören ins Zusatzrecht oder vielmehr in den Bildungsplan. Auf kanonische Bedingungen wird verwiesen.

Die Sprache sei so, daß sie die moralische Verpflichtung abstufe: das Mitglied muß, soll, möge, darf, kann etwas tun oder unterlassen.

Wie immer die Vorschrift oder Empfehlung sei, man fasse sie nicht passiv, sondern aktiv, nicht statisch, sondern dynamisch.

Weil die Satzungen Gesetz und Eigenrecht einer kirchlichen Gemeinschaft darstellen, dürfen sie nicht alles Mögliche weitschweifig sagen. Mit Abstand gilt das auch vom Zusatzrecht. Die Satzungen enthalten nur das Grundgesetz, das sie klar und erschöpfend, unmißverständlich und gut begründet, dicht und gegebenenfalls hart darstellen. Es gelte gleichsam als Richtschnur der Satz: „Euer Wort sei ja, ja – nein, nein. Was darüber ist, ist vom Bösen“ (Mt 5,37). Wenn vornehmlich die Satzungen sich darin auszeichnen „ja sei ja, nein sei nein“, wird aus allen Bestimmungen die Leuchtkraft eines bindenden Grundgesetzes strahlen.

Auch im Zusatzrecht erübrigen sich Kleinigkeiten. In das Zusatzrecht gehören nur Ausführungsbestimmungen, die einschneidend für das Leben der Gemeinschaft sind. Ausführungsbestimmung sagt, wie im einzelnen eine Regel angewendet wird. Als Anwendung komme sie unmißverständlich in das Zusatzrecht, während die Begründung dafür in den Satzungen steht.

Obschon beiden Gediegenheit eignen muß, gilt um so mehr für die Satzungen die Mahnung von Mt 7,24–26: Nicht auf Sand bauen! Vielmehr auf Fels bauen!

Offensichtlich besteht ein innerer Zusammenhang zwischen geistiger Auslotung, theologischer Verankerung, Gediegenheit in jeder Beziehung, Verhaltenheit der Aussage, Beschränkung des Stoffes einerseits und andererseits Vollständigkeit in allem, was naturrechtlich unerläßlich ist.

Ist eine Gemeinschaft auf eine Regel im alten Sinne verpflichtet (z. B. die augustinische, benediktinische, franziskanische, mericianische, pallottische Regel), dann muß diese in allen Teilen der Satzungen als maßgebend vorausgesetzt und an entscheidender Stelle als das ursprüngliche Gesetz zitiert sein. In diesem Fall obliegt den Satzungen die Aufgabe, die Regel authentisch zu erklären und konkret nach dem neuen Kirchenrecht anzuwenden.

Fehlt die vom alten Recht vorgesehene Regel, wächst die Bedeutung der Satzungen außerordentlich. In diesem Fall müssen die Satzungen die sogenannte Spiritualität – das, was theologisch-apostolisch den Geist und die geistliche Grundlage der Gemeinschaft ausmacht – stärker hervorheben. Zumal dann, wenn die Gründer nicht mehr dabei mitsprechen, ist deren Geist in das Gesetzeswerk einzufangen, damit in allen Vorschriften der Geist Gottes, der die Gründung zuwegegebracht hat, im Eigenrecht lebendig sei.

Bei jeder Anpassung zeit- und ortsbedingter Aussagen leite die Hochschätzung des Heiligen Geistes – weniger die Vorliebe für bestimmte Formen – jene, die verantwortlich sind für die Reform oder Neugestaltung der Gesetzgebung.

## II. Zur Gestalt der Satzungen und des Zusatzrechtes

Satzungen und Zusatzrecht seien in Form und Inhalt, im Aufbau und in der Ausführung gehaltvoll, schlicht, durchsichtig, homogen und einheitlich. Ein hoher Grad von Ebenmaß in Sprache und Anordnung macht sie schön und verehrungsvoll. Was lebensmäßig wichtig, was aber nur dann erreichbar ist, wenn grundsätzlich jede Feinheit beachtet wird und ein hohes Idealbild vor Augen steht.

Satzungen und Zusatzrecht müssen Kunstwerk sein. Selbstverständlich sind sie es in ihrer Art, das Gegenteil von Künstelei und Ziererei. Kunstwerk sind sie als Gesetzbuch nach juridischen Maßstäben, in der Sprache nach literarischen Grundsätzen, als Lebensregeln nach human-religiösen Kriterien, als Dokument asketisch-mystischen Strebens im kirchlichen Bereich gemäß theologisch unmißverständlicher Aussagen.

Wie es bei einem Kunstwerk in der Musik, Malerei, Dichtkunst und Architektur nicht nur auf die Feinheiten in der Ausführung ankommt, sondern vor allem auf den großen Wurf, so auch bei den Satzungen. Beiderseits ist die Vollkommenheit erstrebenswert.

Das gilt mit gebührendem Abstand auch vom Zusatzrecht. Auch dieses sollte sich durch Ausgewogenheit, Klarheit und Schönheit auszeichnen.

Während man indes beim leicht veränderlichen Zusatzrecht auf den letzten Schliff verzichten oder ihn auf eine spätere Zeit verschieben kann, sollte man dies nicht leichtfertig bei den Satzungen tun. Erst der letzte Schliff in jeder Beziehung beseitigt etwaige Ungenauigkeiten oder Unausgeglichenheiten. Zu einer letzten Durchleuchtung verhilft die Anlegung eines genauen Sach- und Wortverzeichnisses, das – wie es sich von selbst versteht – in den gedruckten oder sonst vervielfältigten Satzungen nicht fehlen darf.

## III. Verantwortung des Gesetzgebers

In entstehenden Gemeinschaften ist die Verantwortung des Gesetzgebers un-  
gemein groß. Das versteht sich von selbst. Aber nicht nur die erste Erstellung  
der Satzungen und des Zusatzrechtes, sondern auch deren Neufassung gesche-  
he in großer Verantwortung. So sei jede Art von Gesetzgebung vom Ernst au-  
ßerordentlicher Verantwortlichkeit getragen.

Man sage nicht, die kirchliche Behörde gebe den Ausschlag. Sie kann nicht ge-  
ben, was sie nicht hat. Sie vermittelt nicht das, was die Durchdringung des gan-  
zen Textes durch eine geistige Grundhaltung ist. Sie bietet nicht das Konzept,  
den Aufbau, die Zuordnung der einzelnen Teile und ähnliches mehr. Sie  
nimmt meistens nur kleine Korrekturen vor und ändert auch bei größeren

Korrekturen verhältnismäßig wenig am Konzept. So liegt die Hauptverantwortung nicht bei der kirchlichen Behörde, welche die Satzungen gutheißt, sondern beim Gesetzgeber, der sie entwirft, neuschafft, ausarbeitet und feilt.

Sofern alles organischer Weiterbau ist, ist dabei das Wort des Völkerapostels anwendbar: „Jeder schaue aber, wie er weiterbaue“ (1 Kor 3,10). Das gilt zumal für die immer wieder neu zu vollziehende Grundlegung: „Niemand kann ein anderes Fundament legen als das, welches gelegt ist. Das ist Jesus Christus“ (ebd. 11). Die Ordensgründer sind um so größer, je mehr sie sich als unmaßgebliche Werkzeuge hielten und je mehr der eigentliche Gründer der Geist Jesu Christi ist. So kommt es darauf an, wie man weiterbaut, mit „Gold, Silber, kostbaren Steinen, Holz, Heu, Stroh. Das wird sich bei eines jeden Werk herausstellen . . . Das Feuer wird erproben, wie das Werk eines jeden beschaffen ist“ (ebd. 12–13)

Diese Mahnung ist auf die Gesetzgebung auch insofern anwendbar, als Paulus sich als „kundigen Baumeister“ ausweist, der meisterhaft „den Grund gelegt hat“ (ebd. 10), und der nicht ohne Furcht die Verantwortung für „Gottes Bauwerk“ (ebd. 9) trägt und daher die Mitarbeiter mahnt:

*„Wenn jemandes Werk, das er darauf gebaut hat, Bestand hat, so wird er Lohn empfangen. Wenn jemandes Werk verbrennen wird, so wird er bestraft werden; er selbst wird zwar gerettet werden, jedoch so wie durch Feuer hindurch“ (ebd. 14–15).*

Was vorzüglich ist, verdient Lohn. Nach paulinischer Lehre kann aber nicht ausbleiben, daß Stümperei nicht nur Tadel verdient, sondern vor Gott strafbar wird, weil eine dürftige Gesetzgebung sich ungünstig auswirkt, sofern sie den geistlichen Aufbau in Christus beeinträchtigt. Was notwendigerweise so ist. Denn wie in einer vorzüglichen Gesetzgebung, so sind auch in einer dürftigen Gesetzgebung die Folgen unausbleiblich.

Wer indes darf sich herausnehmen, ein Gesetzeswerk als mittelmäßig zu bezeichnen? Gibt es Kriterien dafür? Je schwieriger sie zu finden sind, desto mehr darf man im Sinne von 1 Kor 3,14–15 vor einem Enthusiasmus warnen, der ohne Selbstkritik das einmal erarbeitete als das Richtige ausgibt. Man vermeide also, sich in einem oberflächlichen Enthusiasmus zu sonnen. Vielmehr lege man die hohen Maßstäbe einer womöglich vollkommenen Gesetzgebung an. Das gelte in jeder Hinsicht, dem Geist wie dem Buchstaben nach. Das sei gleichsam die Voraussetzung auf jeder Stufe der Arbeit. Dazu komme die Meidung einiger Gefahren im Hinterhalt.

Man laufe z. B. nicht folgender Mode ins Garn: Bar einer wirklichkeitsnahen Schau, meint mancher, die Versuchungen des Bösen übersehen zu dürfen; bisweilen wähnt er gar, die übergehen zu sollen. Diese Haltung entspringt der heute bewußt gepflegten Überschätzung des „Positiven“. Freilich kann man das „Positive“ nicht hoch genug schätzen. Jedoch darf der Gesetzgeber nicht wirklichkeitsfremd sein, sondern muß die Handhabe bieten, um dem Unguten

zuvorzukommen oder ihm entgegenzuwirken. Täte er das nicht, verfiere er der Schönrederei und unterließe es, etwaige Gefahren abzuwehren und die dazu gehörigen Mittel anzugeben.

Nach der Warnung vor der Schönrederei darf man vor der Vielrederei, Wortschweifigkeit und Aufblähung der Gesetzgebung warnen. Die stete Wiederholung ein und derselben Norm in den verschiedenen Teilen ist nicht ein Vorteil, sondern ein Nachteil. Sie bedeutet Inflation. Es ist eine Entwertung, wenn eine Vorschrift zuerst in der Regel, dann in den Satzungen, sodann im allgemeinen Zusatzrecht und schließlich in der Sondergesetzgebung einzelner Länder oder Niederlassungen wiederkehrt.

Ferner ist die undeutliche Aussage zu meiden. Etwas ist die absichtlich allgemein gehaltene Aussage, etwas anderes ist die undeutliche Rede oder der Hang nach dem Ungefähren. Darauf darf man die paulinische Abwertung der Zungenrede (vgl. 1 Ko 14) anwenden und lebensnah die Frage stellen: „Wenn eine Trompete einen undeutlichen Ton gibt, wer wird sich da zum Kampfe rüsten?“ (1 Ko 14,8). Sie ist mehr Ausruf als Frage. Paulus antwortet nicht darauf, weil sich für den Verantwortungsbewußten eine Antwort erübrigt. Denn Wachsamkeit und Kampfbereitschaft gehören wesentlich zum Christlichen. Das Gesetz hat die Aufgabe, das Gewissen zu schärfen und die Verantwortung im Lebenskampf deutlich zu machen. Die gesetzliche Aussage verpufft, wenn sie „keine deutliche Rede hervorbringt“ (1 Ko 14,9).

Dazu komme folgendes: Jede Gesetzesvorschrift und jede Faser der Gesetzgebung muß wirklichkeitsbezogen sein, auch in diesem Sinne, daß sie unerbittlich die Umsetzung in die Tat fordert. Die Erziehung zum Ernstnehmen des Gesetzes ist eine der erstrangigen Aufgaben.

Das paulinische Bild vom Bauwerk ist das von Jesus am Schluß der Bergpredigt gebrauchte (Mt 7,24):

*„Jeder der diese meine Worte hört und sie befolgt, gleicht einem klugen, verständigen Mann, der sein Haus auf Fels gebaut hat.“*

Ihm gegenüber stellt Jesus den „törichten Mann“, „der sein Haus auf Sand gebaut hat“ (ebd. 26) und der nicht mit dem Unwetter rechnet (ebd. 27). Jesus bezeichnet ihn sogar als „Übeltäter“: „Ich habe euch niemals gekannt. Weichet von mir, ihr Übeltäter“ (ebd. 23)! Das ist die Entgegnung auf deren Behauptung: „Herr, haben wir nicht in deinem Namen prophetisch gesprochen . . . Teufel ausgetrieben . . . Wunder gewirkt“ (ebd. 22)?

Kein Zweifel: echte Satzungen sind meilenweit von der Verniedlichung des Religiösen entfernt. Sie zerreden nicht die wahre Verpflichtung. Wie die Regeln der Heiligen Basilius und Benedictus atmen sie jene Ernsthaftigkeit, die aus dem Herrenwort spricht (ebd. 21):

*„Nicht jeder, der mich ‚Herr, Herr‘ anredet, wird ins Himmelreich eingehen, sondern nur wer den Willen meines Vaters tut.“*

Der Gesetzgeber tut also gut daran, die beschriebene paulinische Sicht zu übernehmen, ans Herz zu legen und aus ihr heraus Leben und Gesetz einander zuzuordnen, nicht nur grundsätzlich auf einander abzustimmen, sondern auch die Übereinstimmung als das auszugeben, worauf alles ankommt.

Die Verantwortung des Gesetzgebers ist demnach in die göttliche Sendung eingebunden. Sie kann nicht jener Furcht entbehren, die Paulus beim Aufbau des geistlichen Baues voraussetzt. Mit erschreckender Härte fährt er, im Bilde bleibend, in der Auseinandersetzung mit den allzu „naturhaften“ (1 Ko 2,14) Korinthern fort:

*Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wer den Tempel Gottes vernichtet, den wird Gott vernichten; denn der Tempel Gottes ist heilig, und der seid ihr (1 Ko 3,16–17).*

Daher die Warnung: „Niemand täusche sich selber!“ (ebd. 18) und die Aussage, daß Gott „die Weisen in ihrer Schlauheit fängt“ (ebd. 19).

Es darf also nicht „die Weisheit dieser Welt“ (ebd.) den Ton angeben. Vielmehr wisse sich Gesetzgeber wie Gefolgschaft „als Diener Christi und Verwalter der Geheimnisse Gottes“ (ebd. 4.1). Es strahle die Gottesweisheit über alles ihr Licht aus. Und diese fördert Frieden und Ordnung, stellt eine Rang- und Wertordnung auf, lehrt neben den positiven Tugenden auch Zucht, Selbstverleugnung und Wachsamkeit. So bedeutet vollkommene Gesetzgebung die unverkürzte und unverwässerte Darbietung der christlichen Botschaft. Nur auf diesem Wege wird sie zur Frohbotschaft Christi, welche die Gemeinschaft in die Kirche einbringt und an die Welt weitergibt.

# Die Rechtsstellung der Ordensmitglieder

Von Gottfried Oppinger, Berlin

## Problemstellung

Zur Frage, welche Bezüge bei Ordensmitgliedern der Krankenversicherungsbeitragsbemessung zugrunde zu legen sind, wurde von Schulin<sup>1)</sup> im März 1980 ein Rechtsgutachten erstellt (nachfolgend mit RGA bezeichnet). Nach diesem RGA setzt die beitragsrechtliche Beurteilung der Einkommenslage von Ordensmitgliedern eine Klärung der Frage voraus, wie das Ordensverhältnis zwischen Orden und Mitglied staatlich-rechtlich aus der Sicht der Sozialversicherung zu werten ist. Das RGA kommt zu dem Ergebnis, daß der Lebenssachverhalt eines in der Ordensgemeinschaft tätigen Ordensmitgliedes alle Kriterien erfüllt, die auch ein weltliches Beschäftigungsverhältnis kennzeichnen, insbesondere das Merkmal der persönlichen Abhängigkeit. Diese Beurteilung stehe auch mit der ordentlichen Ausgestaltung des Ordensverhältnisses im Einklang. Wegen der Bedeutung, die den tatsächlichen Umständen für die sozialversicherungsrechtlichen Beurteilungen zukomme, wegen der geltenden Regelungen im Renten- und Unfallversicherungsrecht, die den Ordensangehörigen grundsätzlich zum Kreis der versicherungspflichtigen Personen zählten und vor allem wegen der neuen Bestimmung des IV § 7 i. V. m. § 2 SGB müsse nach Meinung des RGA davon ausgegangen werden, daß nach heutiger Rechtslage Ordensangehörige als abhängig Beschäftigte im Sinne der Sozialversicherung anzusehen seien.

Dieses Fazit hat zu einer ganz erheblichen Diskussion geführt, zumal der Kreis der Verantwortlichen und Eingeweihten auf der breiten Grundlage von Gesetz, Rechtsprechung und Literatur bislang vom Gegenteil ausgehen durfte und auch stets ausgegangen ist. Es war daher intern zunächst zu prüfen, ob das solchermaßen extrem von der Norm abweichende Ergebnis des RGA eine Entgegnung erforderlich macht oder stillschweigend geduldet werden konnte. Wegen des bekannten Eigenlebens solcher RGA und der deshalb zu besorgenden anderweitigen Fehlentscheidung infolge mangelhaften Problembewußtseins erschien letztlich doch eine öffentliche kritische Besprechung sinnvoll, zumal das RGA zahlreiche diskussionswürdige Detailprobleme enthält.

Grundlage der folgenden Untersuchung ist das geltende Recht der gesetzlichen Rentenversicherung. Die Erörterung wurde strikt beschränkt auf die Fragen der Versicherungspflicht und damit im Zusammenhang stehend des Beschäftigungsverhältnisses.

---

<sup>1)</sup> Professor Dr. jur. Bertram Schulin, Universität Freiburg

Zu den Detailproblemen vertritt das RGA im Ergebnis folgende Auffassung (Abschn. 1–4):

### 1. Die dogmatische Konsequenz der Versicherungsfreiheit

Die dogmatische Konsequenz der Versicherungsfreiheit von Ordensangehörigen im Rahmen des § 172 Abs. 1 Nr. 6 RVO hat als Voraussetzung die Versicherungspflicht gem. § 165 RVO und damit das Vorliegen eines abhängigen Beschäftigungsverhältnisses.

### 2. Besondere Detailprobleme

a) Beurteilt aus der Sicht des staatlich-rechtlichen Sozialversicherungsrechts – unabhängig vom Kirchenrecht – weist das Verhältnis Ordensmitglied/Orden alle Kriterien eines Beschäftigungsverhältnisses auf, wie dies auch auf ein weltliches Arbeits- oder Dienstverhältnis zutrifft.

b) Auf das Ergebnis zu a) kommt es nur für den Bereich der Krankenversicherung, nicht aber für die Rentenversicherung an, weil die rentenrechtlichen Bestimmungen die Versicherungspflicht von Ordensleuten unabhängig vom Bestehen eines Beschäftigungsverhältnisses vorsehen.

c) Zwar steht fest, daß der historische Gesetzgeber der RVO/AVG das Ordensverhältnis nicht als sozialversicherungsrechtlich relevantes Beschäftigungsverhältnis angesehen hat. Doch muß eine Berücksichtigung der gewandelten Rechtsauffassungen und der neueren Gesetzgebung heute zur gegenteiligen Beurteilung führen.

### 3. Der Gesetzgeber des AVG und der RVO

Wenn der Gesetzgeber auch davon Abstand genommen hat, die Ordensverhältnisse ausdrücklich als Beschäftigungsverhältnisse zu bezeichnen, so hat er doch in der Sache die Konsequenz aus der Erkenntnis gezogen, daß die Ordensangehörigen in abhängiger Stellung Tätigkeiten verrichten und sie daher folgerichtig in den Kreis der Personen miteinbezogen, deren Schutz die gesetzliche Rentenversicherung primär zu gewährleisten hat.

### 4. Der Gesetzgeber des SGB

Da der Gesetzgeber bei den Beratungen des IV § 7 SGB das Problem der Ordensverhältnisse offenbar nicht gesehen hat, ist es geboten, Ordensstätigkeiten vom Begriff des Beschäftigungsverhältnisses im Sinne dieser Vorschrift als mitumfaßt zu betrachten.

#### Stellungnahme zu 1.

Es ist denkgesetzlich zutreffend, daß die Versicherungsfreiheit in der Krankenversicherung wie in der Rentenversicherung eine Ausnahme von der Versicherungspflicht ist und daher Versicherungspflicht voraussetzt. Auch die Praxis möchte auf diese Folgerichtigkeit bauen, ohne daß ihr der Gesetzgeber aber immer folgt, wie ein Blick auf §§ 169, 1229 Abs. 1 Nr. 2 und 3 RVO, § 6 Abs. 1 Nr. 2 und 3 AVG zeigt. Hiermit ist die Versicherungsfreiheit der Beam-

ten statuiert, obgleich sie von den Vorschriften über die Versicherungspflicht nicht erfaßt werden (§§ 165, 1227 RVO, § 2 AVG), weil sie keine Arbeitnehmer sind<sup>2)</sup>.

Fazit: Die Vorschriften über die Versicherungsfreiheit sind, obgleich Versicherungsfreiheit denkgesetzlich die Befreiung von einem Zwang (Versicherungspflicht) darstellt, nicht so auszulegen, daß sie schlechthin nur Personen erfassen, die beim Fehlen der Vorschrift über die Versicherungsfreiheit der Versicherungspflicht unterliegen würden. Dies ist von der h. L. schon immer erkannt und anerkannt worden, weil die Praxis sonst zu ähnlich grotesken Fehlinterpretationen kommen würde wie sie letztlich dem RGA in bezug auf die Einschätzung der Rechtsstellung der Ordensmitglieder unterlaufen sind.

### Stellungnahme zu 2a) und b)

Es ist zutreffend, daß „die rentenrechtlichen Bestimmungen die Versicherungspflicht von Ordensleuten unabhängig vom Bestehen eines Beschäftigungsverhältnisses vorsehen“. Hierfür dient als Begründung der Artikel von Oppinger in OK 1981 S. 46 (Abschn. I bis IV).

Unzutreffend ist die Schlußfolgerung des RGA bzgl. des Beschäftigungsverhältnisses (Abschn. 2a). Es ist nämlich gesicherte Rechtsauslegung, daß die Mitglieder geistlicher Genossenschaften nicht Arbeitnehmer oder arbeitnehmerähnliche Personen sind (Ordensangehörige werden aus religiösen und karitativen Gründen tätig und nicht aus Gründen des Erwerbszweckes – Urteil des BSG vom 26. 8. 75 in SozR 4100 zu § 36 Nr. 8 S. 17<sup>3)</sup>).

Die Meinung des RGA, auf die Frage des Beschäftigungsverhältnisses komme es für den Bereich der Rentenversicherung nicht an, ist nur richtig im Zusammenhang mit § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO. Damit erschöpft sich indessen die Anwendungsmöglichkeit des geltenden Rentenversicherungsrechts nicht. Nach § 16 Satz 1 FRG steht nämlich eine nach vollendetem

<sup>2)</sup> BGHZ 9, 322

<sup>3)</sup> BSG 21 S. 247–251 – SozR AVG § 2 Nr. 3 – DOK 65 S. 156 – BeitragsR 65 S. 27 und S. 43, BSG 13 S. 76 – DAngVers. 61 S. 177 – Breith. 50. Jg. S. 197 – BeitragsR 60 S. 378; BSG 25 S. 24–S. 26 – SozR ArVNG Art. 2 § 3 Nr. 6 – BeitragsR 66 S. 250 – Die RentVers. 66 S. 227 – AP Nr. 1 zu § 611 BGB – Ordensangehörige; Bayer. LSG in Breith. 54, Jg. S. 916, hier S. 917 – Amtsbl. 65 S. B 74; Bayer. LSG in Breith. 59, Jg. S. 651 – Amtsbl. 70 S. B 13; LSG NRW in DAngVers. 60 S. 332; LAG Hamm in AP Nr. 3 zu § 611 BGB – Ordensangehörige – Der Betrieb 72 S. 295; BAG in AuR 56 S. 115, 57 S. 59 – MDR 56 S. 392, SAE 76 S. 204; ebenso ferner zur grundsätzlichen Verneinung der Arbeitnehmerzugehörigkeit Schr. der BfA vom 22. 7. 58 in ErsK S. 9/206 – WzS S. 345 – RGT – RVS/RentVers.; Zweng-Scheerer, Das neue Recht der RentVers. der Arbeiter und der Angestellten, 2. Aufl., Anm II C zu § 1227; VerbKom., Stand Jan. 78, Anm. 24a zu § 1227; Backe, Die VersPflicht und Vers Freiheit der Mitglieder geistlicher Genossenschaften in der Kr-, Rent- und ArblVers. sowie ihre Nachvers. in den RentVers.en 1965, S. 9, 18; Oppinger in DAngVers. 73 S. 70; Eicher/Haase/Rauschenbach, Die RVdArbuAng., 6. Aufl., S. 47 Anm. 18.

16. Lebensjahr vor der Vertreibung in den in § 1 Abs. 2 Nr. 3 BVFG genannten ausländischen Gebieten oder nach dem 8. Mai 1945 in den unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten verrichtete Beschäftigung einer versicherungspflichtigen Beschäftigung im Geltungsbereich des Gesetzes, für die Beiträge entrichtet sind, gleich, wenn diese Beschäftigung nach dem am 1. März 1957 geltenden Bundesrecht Versicherungspflicht begründet hätte, wenn sie im Bundesgebiet verrichtet worden wäre (§ 16 Satz 2 FRG).

Bei der Anwendung des § 16 FRG bleiben die Vorschriften des § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO alter oder neuer Fassung außer Betracht. § 16 FRG stellt nämlich auf eine im fremden Gebiet „verrichtete Beschäftigung“ ab. § 16 FRG verbindet also mit dem Begriff der Beschäftigung den gleichen Sinn wie § 2 Abs. 1 Nr. 1 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 1 RVO (BSG 23, 71). Danach ist Beschäftigung eine fremdbestimmte Tätigkeit in persönlicher Abhängigkeit (BSG 38, 53, 57).<sup>4)</sup>

Entgegen der Auffassung des RGA spielt demnach auch im Bereich der gesetzlichen Rentenversicherung die Frage nach dem Beschäftigungsverhältnis eines Ordensangehörigen eine gewichtige Rolle, und zwar bei Anwendung des § 16 FRG<sup>4)</sup>.

Hierzu liegt zwischenzeitlich ein rechtskräftiges Urteil des Bayer. LSG vom 17. 7. 80 – L 11 An 114/78 – mit folgenden tragenden Urteilsgründen vor:

„Unter Beschäftigung wird ein abhängiges Arbeitsverhältnis verstanden, das persönliche und wirtschaftliche Abhängigkeit von einem Arbeitgeber voraussetzt. Merkmale hierfür sind die feste Vergütung, Vereinbarungen über Arbeitszeit und Arbeitsort, das Verbot, für Dritte tätig zu sein, die persönliche Leistungspflicht und der Anspruch auf bezahlten Urlaub. § 16 FRG verbindet mit dem Begriff der Beschäftigung den gleichen Sinn wie § 2 Abs. 1 Nr. 1 AVG. Danach ist eine Beschäftigung eine fremdbestimmte Tätigkeit in persönlicher Abhängigkeit (vgl. hierzu BSGE 23, 69, 71; 38, 53, 57 und Urteil des BSG vom 15. 3. 79 – 11 RA 46/78 –; Sgb 1979 S. 227 Nr. 26). § 7 Abs. 1 SGB IV definiert als Beschäftigung die nicht selbständige Arbeit, insbesondere in einem Arbeitsverhältnis.

Ordensmitglieder einschließlich der Ordensgeistlichen stehen zu ihrem Orden nicht in einem Beschäftigungsverhältnis im sozialrechtlichen Sinne; ihre Bindungen zum Orden sind vielmehr im Regelfalle genossenschaftlicher Art. Dies trifft auf den Kläger als Mitglied des . . . Ordens in der streitigen Zeit zu. Denn bei den Knabengymnasien handelte es sich ausschließlich um Schulen dieses Ordens. Eine Lehrtätigkeit außerhalb der Ordensgemeinschaft hat in dieser Zeit nicht stattgefunden. Daraus folgt, daß der Kläger als Chorherr dieser regulierten Lebensgemeinschaft an diesen Orten neben seiner Verpflichtung zum monastischen Leben als Erzieher und Lehrer an Ordensschulen (katholi-

---

<sup>4)</sup> Urteil des BSG vom 15. 3. 79 – 11 RA 46/78 –

sche Privatschulen), die von der Ordensgemeinschaft unterhalten wurden, beschäftigt gewesen ist. Bei der Beurteilung dieser Beschäftigung kann es in tatsächlicher Hinsicht nur auf die damals gegebenen Verhältnisse und auf den in der deutschen gesetzlichen Rentenversicherung geltenden Begriff des Beschäftigungsverhältnisses ankommen. Das aber bedeutet, daß der Kläger zu seiner Lehrtätigkeit nicht aufgrund besonderen Vertrages mit seinem Orden oder einem anderen Schulträger verpflichtet gewesen ist. Seine Lehrverpflichtung ergab sich allein aus seiner Stellung als Kanoniker des Ordens, d. h. seine Tätigkeit bestand in einer Verflechtung zwischen persönlicher Ordensbindung und dem Arbeitsleben auf der Grundlage der genossenschaftlichen Lebensgemeinschaft des Ordens; er war somit nicht Arbeitnehmer.“

### Stellungnahme zu 2c)

Der Versuch des RGA, den „gewandelten Rechtsauffassungen“ (nämlich einzig und allein die eigene) und der „neueren Gesetzgebung“ (gemeint ist das SGB) der Meinung des „historischen Gesetzgebers der RVO“ bzgl. des Nichtvorliegens eines Beschäftigungsverhältnisses bei Ordensangehörigen den Vorzug zu geben, ist eine Verkennung der objektiven Realität.

Einerseits ist die hL so repräsentativ und aktuell (Fn 3), daß sie allein von einer Einzelmeinung nicht tangiert wird. Andererseits beruft sich heute ohnehin niemand auf die Meinung des „historischen Gesetzgebers der RVO“ („Schaffung der RVO vor dem Ersten Weltkrieg“), weil weitaus aktuellere Verlautbarungen des Gesetzgebers zur Hand sind. So findet sich im Schriftlichen Bericht des Ausschusses für Sozialpolitik (28. Ausschuß) BT-Drucks. 3080, 2. Wahlperiode 1953 zu § 1227 Abs. 1 Nr. 5 folgender Bericht:

„Auf Antrag wurde vom Ausschuß mit Mehrheit eine neue Nr. 5 eingefügt, deren Fassung mit den Vertretern der betreffenden Gemeinschaften und Genossenschaften abgestimmt war. *Obwohl auf diesen Personenkreis der Arbeitnehmerbegriff nicht anzuwenden ist*, soll er unter bestimmten Voraussetzungen der Versicherungspflicht unterliegen.“

Diese und keine andere Meinung trägt auch das aktuelle Recht!

Was dann noch bleibt, ist die „neuere Gesetzgebung“. Das RGA meint insoweit vor allem IV § 7 SGB, wonach Beschäftigung die nichtselbständige Arbeit, insbesondere in einem Arbeitsverhältnis ist. Über die Erkenntnis, daß mit dieser Definition am übernommenen Rechtszustand nichts geändert werden soll<sup>5)</sup>, setzt sich das RGA massiv hinweg mit dem lapidaren Einwand, diese Äußerung entspreche der für das bisherige Gesetzgebungsverfahren am SGB typischen Furcht des Gesetzgebers vor allzu konkreten Abweichungen von den bestehenden Regelungen der RVO (AVG). Doch würde es den we-

---

<sup>5)</sup> BT-Drucks. 7/4122 S. 29 zu II 1

sentlichen Zielen der Sozialrechtsmodifikation im Sinne von Rechtsbereinigung und -vereinfachung widersprechen, wollte man im Zusammenhang mit den neuen SGB-Normen *sämtliche* dogmatische Probleme und Unklarheiten des früheren Rechts... unbesehen in die neue Sozialrechtsordnung des SGB hinübernehmen und dort festschreiben.

Eine solche Argumentation ist pures Schattenboxen. Denn die dogmatischen Probleme und Unklarheiten existieren nur im RGA, und sie lassen sich durch die wenig besagende Kurzformel „nichtseltständige Arbeit insbesondere in einem Arbeitsverhältnis“ (IV § 7 SGB)<sup>6)</sup> ebensowenig zu einem Scheinleben erwecken und einer Beantwortung im Sinne des RGA zuführen wie durch IV § 2 SGB.<sup>7)</sup>

Zu der Hoffnung des RGA, daß auch das BSG das SGB als Kodifikation „mit begrenzter Sachreform“ sieht<sup>8)</sup>, scheint eine spezielle Prüfung entbehrlich. Denn es steht für den Bereich der gesetzlichen Rentenversicherung inzwischen bereits fest, daß das BSG die vom RGA gewünschte extensive Auslegung des IV § 7 SGB nicht in Erwägung zieht. Auf dem Boden des geltenden Rechts (siehe Fn 3) hat es lange nach dem Inkrafttreten des IV § 7 SGB (1. 7. 77) bei der Untersuchung der hier strittigen Ordensverhältnisse im Zusammenhang mit der Anwendung des § 16 FRG – also nicht zu § 2 Abs. 1 Nr. 7 AVG, § 1227 Abs. 1 Nr. 5 RVO – die Möglichkeit der Begründung eines Beschäftigungsverhältnisses zwischen Orden und Ordensmitglied überhaupt nicht in Betracht gezogen (Fn 4). Es hat lediglich die insoweit seit jeher in der Literatur und Rechtsprechung gebilligte Möglichkeit der Begründung eines Beschäftigungsverhältnisses z. B. zu Schulträgern eingeräumt, und zwar unter Hinweis auf BSG 13, 76, 77; 28, 208, 210; Brackmann, Handbuch der Sozialversicherung, 40. Nachtrag S. 618a; Eicher/Haase/Rauschenbach, Die Rentenversicherung der Arbeiter und der Angestellten, 6. Aufl., Anm. 19a zu § 1227 RVO). Dabei wäre nach Meinung des BSG in erster Linie darauf abzustellen, ob der Vertrag zwischen dem Ordensangehörigen und dem Schulträger oder zwischen diesem und dem Orden abgeschlossen ist; es sei aber auch die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß der Ordensangehörige durch einen zwischen dem Orden und dem Schulträger abgeschlossenen Vertrag unmittelbar verpflichtet wird oder daß er einem Weisungsrecht im Rahmen der Dienstaufsicht unterworfen ist, das über das fachliche Weisungsrecht etwa des Arztes gegenüber der aufgrund eines Gestellungsvertrages tätigen Krankenschwester (vgl. BSG 28, 208, 210) hinausgeht und den Tatbestand einer vollen Eingliederung in den „Betrieb“ des Schulträgers erfüllt.

---

6) Kritische Betrachtung zum praktischen Nutzen dieser Vorschrift Bley, Soz. Ges. Buch – Gemeinsame Vorschriften für die Soz. Vers., SGB 1977, 85, 86; Seiter aaO, S. 208)

7) ebenso kritisch wie Fn 6 Töns in DOK 1979, 811 zu IV § 2 SGB

8) Urteile des BSG vom 20. und 22. 6. 79 (SozR 2200 § 205 Nr. 22 und 23)

Nicht zuletzt durch die Rechtsprechung (siehe Fn 4 und das in Ok 1981 S. 52) zitierte rechtskräftige Urteil des Bayer. LSG vom 17. 7. 80) ist nach alledem auch die vom RGA als einzigem positivem Beleg angeführte Kommentierung von Kaltenbach/Maier<sup>9)</sup> überholt, die die Ordensmitglieder aber ohnehin nicht als Arbeitnehmer, sondern als „arbeitnehmerähnliche Personen im weitesten Sinne“ verstanden hatten, und zwar von vornherein mit dem Hinweis auf die aA von Oppinger in DAngVers. 1973, 70. Schließlich haben Kaltenbach/Maier noch einschränkend hinzugefügt, daß dies nicht zu einer Änderung der bisherigen versicherungsrechtlichen Beurteilung der Ordensmitglieder führe, da in IV § 7 SGB lediglich der Begriff der Beschäftigung definiert sei und im übrigen sich die Versicherungspflicht weiterhin nach den besonderen Vorschriften in den einzelnen Versicherungszweigen richte.

### Stellungnahme zu 3.

Der Gesetzgeber hat es nicht nur unterlassen, die Ordensverhältnisse als Beschäftigungsverhältnisse zu bezeichnen, er hat vielmehr ausdrücklich das genaue Gegenteil statuiert (siehe Anm. zu 2c und BT-Drucks. 3080): „Obwohl auf diesen Personenkreis (Ordensangehörige) der Arbeitnehmerbegriff nicht anzuwenden ist, soll er unter bestimmten Voraussetzungen der Versicherungspflicht unterliegen.“

Damit ist dem weitergehenden Argument des RGA die Grundlage genommen, der Gesetzgeber habe die Konsequenz aus der erkannten abhängigen Beschäftigung der Ordensangehörigen gezogen und sie daher folgerichtig in den Kreis der Personen miteinbezogen, deren Schutz die gesetzliche Rentenversicherung primär zu gewährleisten habe. Denn der Gesetzgeber hatte stets die entgegengesetzte Erkenntnis: Ordensangehörige sind keine abhängig Beschäftigte (BT-Drucks. 3080 a. a. O.)!

Es nimmt deshalb auch nicht Wunder, daß die weitere Annahme des RGA – die sich wie eine *Maxime* liest und offenbar auch als solche verstanden werden muß –, die Rentenversicherung habe den Schutz der Ordensangehörigen primär zu gewähren, falsch ist.

Nach dem Schriftlichen Bericht über die 184. Sitzung des DBTg. vom 16. 1. 57 hat sich der Berichterstatter, der Herr Abgeordnete Dr. Berg, zu dem Problem der Ordensangehörigen anläßlich der 2. Beratung des Entwurfs eines Gesetzes zur Neuregelung der gesetzlichen Rentenversicherung wie folgt geäußert:

„Das recht schwierige Problem der Angehörigen geistlicher Orden wurde einstimmig zu der in der Vorlage niedergelegten Lösung gebracht. Auch hier war der Grundsatz maßgebend, denen, die aus der Gebundenheit dieser Gemein-

---

<sup>9)</sup> Koch/Hartmann – Die RV im SGB – Bd. I, IV SGB, K 79, Liefg. Nov. 77

schaften herausstreben sollten, durch Zusicherung des Versicherungsschutzes den Weg in die Freiheit eines selbstgewählten Berufes nicht zu versperrern.“

Diesem gesetzgeberischen Anliegen, die Rentenversicherung habe den Schutz von Ordensangehörigen in der Regel nur bei ihrem Ausscheiden aus dem Orden zu gewährleisten, hat das BSG später dann folgendermaßen Rechnung getragen<sup>10)</sup>:

„Sinn und Zweck der Nachversicherung nach § 9 Abs. 5 AVG können nur darin bestehen, ausscheidende Mitglieder der näher bezeichneten Gemeinschaften davor zu schützen, daß ihnen durch ihre gemeinnützige Tätigkeit in bezug auf die Entstehung und Höhe einer späteren Rente Nachteile erwachsen. Auch diesen Mitgliedern soll, wenn sie die Gemeinschaft verlassen, der sie sich zu gemeinnütziger Tätigkeit zur Verfügung gestellt hatten, diese Tätigkeit bei der Zukunftssicherung angerechnet werden (so mit Recht Böcker, Die Nachvers. von ausgeschiedenen Mitgliedern geistlicher Genossenschaften in der sozialen RentV, Kölner Dissertation 1962 S. 28 ff).“

#### Stellungnahme zu 4.

Die Lösung der Probleme von Einzelgruppen war und ist nicht Gegenstand des SGB. Vielmehr soll das bisher zum Teil mehr oder weniger unübersichtlich geregelte Soz.Recht mit den Mitteln der Neukodifikation überschaubar gestaltet werden. Das SGB soll dazu dienen, das Vertrauen des Bürgers in den sozialen Rechtsstaat zu fördern. Dies wiederum ist nur möglich, wenn die Rechtsanwendung für Verwaltung und Rechtsprechung vereinfacht und somit auch für den Bürger überschaubar wird.<sup>11)</sup>

Rechtsänderungen waren ganz besonders im Rahmen des IV. Buches des SGB, und hier vor allem im Zusammenhang mit den Regelungen über die versicherten Personenkreise und die Beschäftigung mit nichtselbständiger Arbeit in einem Arbeitsverhältnis nicht beabsichtigt. Die speziellen Vorschriften der einzelnen Versicherungszweige sollten grundsätzlich unangetastet bleiben.<sup>12)</sup>

Also selbst wenn dem Gesetzgeber die allein vom RGA behaupteten Probleme der Ordensverhältnisse gegenwärtig gewesen wären, hätten diese ihre Regelung niemals im SGB erfahren können.

Schulins Gebot, die Ordensangehörigen vom Begriff des Beschäftigungsverhältnisses im Sinne von IV § 7 SGB mitumfaßt zu betrachten, ist nach alledem auch unter diesem Gesichtspunkt unbegründet.

<sup>10)</sup> Urteil des BSG vom 18.5.66 – 11 RA 249/64 (SozR Nr. 6 zu Art. 2 § 3 ArVNG)

<sup>11)</sup> BT-Drucks. 7/4122

<sup>12)</sup> ebenso Koch/Hartmann, Die RV im SGB – Bd. I, IV SGB, 4. Lfg. Nov. 1977/Casselmann Anm. 1

# Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. März 1981)

## VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

### 1. Cyrillus und Methodius – Pa- trone Europas

Papst Johannes Paul II. hat am 31. Dezember 1980 die beiden Slawenapostel Cyrillus und Methodius neben dem hl. Benedikt zu Patronen Europas erhoben. Mit der Ernennung der Slawenapostel, die im neunten Jahrhundert im Auftrag des Patriarchates von Konstantinopel und in Einheit mit dem Papst die Slawen missionierten und die altslawische Kirchensprache in der Liturgie einführten, unternahm Johannes Paul II. einen wesentlichen Schritt hin zur Vereinigung der Kirchen in West- und Osteuropa. Noch im gleichen Jahr, in dem der 1500. Geburtstag des hl. Benedikt gefeiert wurde (den Papst Paul VI. zum Patron Europas ernannt hatte), stellte Papst Johannes Paul II. die heiligen Cyrillus und Methodius als Väter des griechisch-orientalischen Christentums gleichberechtigt neben ihn. Die neuen Europaheiligen symbolisieren die byzantinisch-slawische Kultur gegenüber der römisch-lateinischen, als deren Vertreter St. Benedikt gilt. 1980 jährte sich zum 100. Mal der Erlass der Enzyklika „Grande munus“, in der Papst Leo XIII. das liturgische Fest von Cyrillus und Methodius in den Heiligenkalender der Gesamtkirche aufgenommen hat. Außerdem waren es 1980 elfhundert Jahre her, daß Papst Johannes VIII. in einem Brief an den Fürsten Swatopluk („*Industriae Tuae*“) den Gebrauch der slawischen Sprache in der Liturgie ausdrücklich empfohlen und gelobt hat. Dem Apostolischen Brief „*Egregiae virtutis*“ Papst Johannes Paul II. ist deshalb eine weitreichende kirchenpolitische Bedeutung zuzumessen (L'Osservatore Romano n. 1 v. 1. 1. 81).

### 2. Schutz von Ehe und Familie

Papst Johannes Paul II. hat die kirchlichen Ehegerichte aller Instanzen aufgefordert, den „allzu leichtfertigen und übereilten“ Ehenichtigkeitserklärungen ein Ende zu setzen und auf diese Weise auch von der kirchlichen Rechtsprechung her zum Schutz von Ehe und Familie beizutragen. Wie der Papst bei einer Audienz für die Richter, die Anwälte und das übrige Personal der Römischen Rota, des Vatikanischen Berufungsgerichts vor allem in Ehefragen, betonte, müssen zu diesem Zweck auch die diözesanen und kirchlichen Gerichte zu treuer Befolgung der vom Heiligen Stuhl erlassenen Vorschriften und zur Berücksichtigung der kontinuierlichen Rechtsprechung der Rota bereit sein.

Die untergeordneten kirchlichen Ehegerichte dürften sich nicht dazu verleiten lassen, sich auf angebliche oder mögliche Neuerungen in den einschlägigen Rechtsvorschriften der Kirche oder auf Auslegungen zu berufen, die im Kirchenrecht oder in der kirchlichen Rechtsprechung keinen objektiven Beleg finden. Volle Übereinstimmung mit der wahren Lehre der Kirche und dem geltenden Kirchenrecht müsse an erster Stelle stehen. Das Wohl der Familie erfordere dies. Die kirchlichen Richter sollten sich dabei stets vor Augen halten, daß der Schutz der rechtmäßigen Familie immer auch dem Wohl der Einzelperson diene, während sich die einseitige Überbetonung der Interessen des einzelnen zu dessen Schaden wie auch zum Schaden von Ehe, Familie überhaupt auswirken könne, die zu den höchsten menschlichen und gesellschaftlichen Gütern zählen. Die Rechtsprechung der kirchlichen Ehegerichte müsse vielmehr dem Menschen helfen, die objektive Wahrheit über Ehe und Familie zu finden und anzuerkennen, damit er die ihm

übertragene Rolle in dem von der Liebe erfüllten Plan Gottes erkennt und verwirklicht.

In einem geschichtlichen Rückblick hob Johannes Paul II. hervor, daß es zu allen Zeiten ein Anliegen der Kirche gewesen sei, die Familie zu schützen und zu unterstützen. Die Achtung vor den gottgewollten Normen für die Begegnung von Mann und Frau und vor der Dauerhaftigkeit ihrer Ehe sei geradezu „das neue Element“ gewesen, das vom Christentum in die damalige griechisch-römische und jüdische Praxis eingebracht worden sei (MKKZ v. 1. 2. 81, S. 4).

### 3. Apostolat der Laien in Lateinamerika

Johannes Paul II. hat es als Hauptaufgabe der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika bezeichnet, die Gemeinschaft der Gesamtkirche und ihre Institutionen im Blick auf den amerikanischen Subkontinent zum Tragen zu bringen. „Kernanliegen eurer ganzen Tätigkeit ist es, eine echte ‚Concordia‘ unter den Teilkirchen zu suchen, eine Bereitschaft, die über das rein Gefühlsmäßige hinausgeht, und zu einem gegenseitigen Dienst wird“, sagte der Papst in einer Audienz für die Teilnehmer an der 9. Vollversammlung des Generalrates dieser von Kardinal Sebastiano Baggio geleiteten Kommission, der auch Bischof Dr. Franz Hengsbach von Essen angehört.

Der Generalrat der Päpstlichen Lateinamerika-Kommission befaßte sich auf seiner Sitzung vor allem mit seelsorglichen und praktischen Fragen, wie dem Problem der Verteilung der Priester in Lateinamerika, der Assistenz für Priester und Studenten im Ausland, dem Unterhalt des Klerus und anderem. Als einen notwendigen weiteren „Schritt vorwärts“ bezeichnete es der Papst, den im aktiven Dienst stehenden Kräften des Apostolats, insbesondere den nach Lateinamerika entsandten freiwilligen Laien-Mitarbeitern, mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden (RB n. 4 v. 25. 1. 81, S. 9).

### 4. Engagement für die Kirche

Papst Johannes Paul II. hat die Gläubigen an ihre ernste Verpflichtung erinnert, „der Stimme Gottes zu folgen, wenn er zum Engagement der totalen Hingabe für sein Reich ruft“. In einem Gruß an die Teilnehmer eines Kongresses über „Neue Wege der Weckung von Berufungen bei der jungen Generation“ wies der Papst darauf hin, daß die Zukunft der Kirche vom „Vorhandensein großmütiger Seelen abhängt, die fähig sind, ja zu sagen wie Maria bei der Verkündigung“. Das Beispiel Mariens möge bei vielen jungen Menschen den Wunsch wecken, die eigene Existenz ganz in den Dienst jener Liebe zu stellen, „die Fleisch geworden ist, um den Menschen zu erlösen“ (RB n. 4 v. 25. 1. 81, S. 5).

### 5. Brief an die niederländischen Bischöfe

Unter dem Stichwort „communio“ legte Papst Johannes Paul II. in einem Schreiben vom 2. Februar 1981 den niederländischen Bischöfen ans Herz, die Beschlüsse ihrer Sondersynode, die am 31. Januar vergangenen Jahres im Vatikan zu Ende ging, zu verwirklichen. Die damaligen Beschlüsse seien „von großer Bedeutung für das Leben der Kirche und für die Niederlande und in indirekter Weise auch für die Universalkirche“ (L'Osservatore Romano n. 35 v. 12. 2. 81).

### 6. An die Ordensleute

Gegenüber dem Geist der Welt, der das Ziel und das Glück des Menschen in Reichtum, Vergnügen und der Selbstbestätigung der eigenen Individualität sieht, sind die Ordensleute ein „Zeichen des Widerspruchs“. Bei der Eucharistiefeier aus Anlaß des Festes „Darstellung des Herrn“ (Mariä Lichtmeß) erneuerten die Ordensleute ihre Gelübde. Zuvor nahm der Papst die traditionelle Weihe der Kerzen vor.

Johannes Paul II. unterstrich in seiner Predigt vor allem die „heiligen Bande“, die die Ordensleute durch die Ablegung ihrer Ge-

lücke mit Christus verbinden. Durch diese Gelübde sind die Ordensleute „wie Christus und wie Maria zum Zeichen des Widerspruchs gegenüber dem Zeitgeist“ geworden. Das Gelübde der Keuschheit mache das Herz des Menschen in besonderer Weise frei für die Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Durch das ebenfalls freiwillig auf sich genommene Gelübde der Armut stellen sich die Ordensleute in die Nachfolge Christi und nehmen teil an dessen Armut. Im Gelöbnis des Gehorsams bringen die Ordensleute „die volle Hingabe ihres Willens gleichsam als Opfer ihrer selbst Gott dar“. Hierdurch „werden sie mit dem göttlichen Heilswillen vereint“ (RB n. 7 15. 2. 81, S. 7).

### 7. Der Papst im Fernen Osten

Vom 16.–27. Februar 1981 dauerte die neunte und bisher längste Reise Papst Johannes Paul II.: Pakistan – Philippinen – Guam – Japan – Alaska. In Manila wurde der Papst vom Präsidenten Marcos begrüßt: „Wir sehen in Ihnen die Hoffnung, daß Staat und Kirche auf Christus hin zusammengeführt werden können. Christus hat die Liebe gepredigt und nicht Haß, Reinheit und keinen schmutzigen Materialismus, Demut nicht Arroganz, Spiritualität und nicht zeitliche Macht.“ Der Heilige Vater sagte in seiner Antwort, „selbst in außergewöhnlichen Situationen“ sei es nicht gerechtfertigt, die fundamentale Würde der menschlichen Person und die sich daraus ergebenden Rechte zu verletzen. Zum Thema „Armut“ sprach der Papst bei seinem Besuch im Elendsviertel Tondo. Er ersuchte die Armen, sich vor Ideologien, die nur materielle oder rein irdische Werte verkünden, zurückzuhalten. Alle Verantwortlichen in Politik, Kultur und Wirtschaft sollten sich nicht in Selbstzufriedenheit wiegen, sondern sich „ihrer Verpflichtung im Kampf gegen jegliche Form von Unrecht bewußt zu sein“.

Die katholischen Führungskräfte erinnerte Papst Johannes Paul II. in einer Ansprache

an ihre Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft. Den Jugendlichen der katholischen St. Thomas-Universität stellte er ihre Verantwortung für ihr Land von Morgen vor Augen.

Im Luneta Park von Manila fand die Seligsprechung von 16 Mätyrern statt. Es war dies die erste Seligsprechung, die ein Papst außerhalb Roms vornahm. Unter den seliggesprochenen christlichen Pionieren im asiatischen Raum befindet sich ein gebürtiger Philippine, Lorenzo Ruiz, Familienvater; er war bei einer Missionsexpedition nach Japan ermordet worden. Von den anderen 15 Missionaren stammen neun aus Japan, vier aus Spanien und je einer aus Frankreich und Italien. Sie alle haben das Martyrium in den Jahren von 1632 bis 1636 erlitten. Durch die Seligsprechung in Manila wollte der Papst die Philippinen an den missionarischen Auftrag für Asien und Ozeanien erinnern. 84% der 41 Millionen der Bevölkerung der Philippinen sind Katholiken, weitere 7% Protestanten, der Rest Moslems oder Animisten. Die philippinischen Katholiken machen über die Hälfte aller in Asien lebenden Katholiken aus.

Von der Apostolischen Nuntiatur in Manila aus richtete der Papst eine Grußadresse an die Katholiken in China: „Es ist meine ehrliche und tiefe Hoffnung, daß wir uns bald im Lobpreis des Herrn vereinen können.“

Am 19. Februar zelebrierte der Heilige Vater in Manila eine „Messe für den Frieden“. In der Predigt sprach er vom inneren Frieden Christi, durch den die Welt die Fähigkeit erhalten habe, friedfertig zu sein. Bei einem Gottesdienst, den der Papst am selben Tag auf der Insel Cebu hielt, sprach er zum Thema Scheidungsgesetz und Empfängnisverhütung. Er unterstrich die Ehe als „unauflöslichen Bund“ und das Recht der Ehepaare, „in Freiheit und Liebe“ menschliches Leben weiterzugeben. Die Kirche denke nicht daran, ihre Lehre über

Familie und Ehe zu ändern; sie ist im Evangelium begründet.

In einer Begegnung mit Priestern sprach der Papst von deren pastoralem Dienst, von der Pflege und guten Ausbildung der Berufe und von der Zeugniskraft des priesterlichen Lebens. In diesem Zusammenhang bekräftigte er auch den Zölibat als Lebensform des Priesters.

Einen Versöhnungsappell zur Zusammenarbeit zwischen Christen und Moslems formulierte der Papst bei einer Ansprache auf der Insel Mindanao, als er in deren Hauptstadt Davao einen Gottesdienst hielt.

Den Besitzern der Zuckerplantagen in Cebu gab der Heilige Vater die Mahnung, „nicht zu Werkzeugen der Unterdrückung“ zu werden; er bekannte sich zum sozialen Apostolat der Kirche.

Über den sendestarken katholischen Sender „Radio Veritas“ richtete Johannes Paul II. am 21. Februar eine „Botschaft an die Völker Asiens“. Was er über die Flüchtlingsstragödie Asiens sagte, führte er in einem Besuch im Flüchtlingslager Morong weiter aus. Der Papst appellierte an alle Länder, noch mehr als bisher für die Flüchtlinge zu tun und Strukturen zu schaffen, die die Menschen nicht mehr zum Flüchtlingwerden zwingen.

In Hiroshima/Japan richtete der Papst eine Botschaft an die Nationen der Welt und forderte die Ächtung sämtlicher Kernwaffen. Vor 25000 Menschen, die trotz des Schneetreibens auf den Friedensplatz der 1945 durch den Abwurf der ersten Atombombe zerstörten japanischen Stadt gekommen waren, beschwor er in acht Sprachen (darunter in Deutsch, Chinesisch und Russisch) alle Staats- und Regierungschefs, niemals mehr Krieg als Mittel zur Lösung von Streitigkeiten zuzulassen oder gar zu suchen. In dem in deutscher Sprache gehaltenen Teil seiner Rede sagte der Papst u. a.: „Versprechen wir unseren Mitmenschen, uns uner-

müdllich um Abrüstung und für die Ächtung aller Kernwaffen zu bemühen. Laßt uns Gewalt und Haß ersetzen durch gegenseitiges Vertrauen und Solidarität. Jedem Menschen in diesem Land und in der Welt rufe ich zu: Fühlen wir uns verantwortlich füreinander und für die Zukunft – über alle politischen und gesellschaftlichen Grenzen hinweg“.

In Tokio sprach Johannes Paul II. von der „kleinen Herde“, welche die katholische Kirche in Japan bildet: unter dem 117 Millionenvolk machen die Christen nur 1% und die 40000 Katholiken nur 0,3% der Bevölkerung aus.

Über den Inhalt des 40minütigen Gesprächs mit Kaiser Hirohito wurde strenges Stillschweigen bewahrt.

In Nagasaki wurden 77 Katechumenen getauft. In Nagasaki, das ebenfalls durch die Atombombe heimgesucht worden ist, griff der Papst das Thema seiner Ansprache von Hiroshima nochmals auf. „Die Menschheit ist nicht zur Selbstzerstörung bestimmt.“

Den letzten Besuchstag in Nagasaki hatte der Heilige Vater begonnen mit einer Ansprache an die japanischen Ordensfrauen in der Kathedrale. Dabei unterstrich er den „hohen Wert christlichen Zeugnisses“, das die katholischen Schwestern in Japan geben. Er rief die Schwestern dazu auf, auch weiterhin „sich nicht von blindem Aktivismus oder von Zerstreuungen verführen zu lassen, die die moderne Konsumwelt mit ihren materialistischen Tendenzen mit sich bringt“. Ein besonderes Grußwort richtete er an die Klausurschwestern, deren unablässiges Gebet er als eine „Herausforderung an die heutige Welt“ bezeichnete.

Auf der Reise von Rom nach den Philippinen hat Papst Johannes Paul II. der kleinen Christengemeinde von Pakistan einen Besuch gemacht. Auf dem Flughafen von Karachi feierte er Eucharistie und sprach im Cricket-Garden zu den Gläubigen.

Auf der Reise von den Philippinen nach Japan besuchte Papst Johannes Paul II. die Insel Guam im Pazifischen Ozean. In der Hauptstadt Agana feierte er mit rund 70000 Gläubigen unter freiem Himmel die hl. Messe.

Auf der Rückreise von Japan nach Rom hielt sich der Heilige Vater einige Stunden in Anchorage/Alaska auf. Bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt zelebrierte er im Delaney Park von Anchorage einen Gottesdienst. In seiner Predigt rief er die Jugend Alaskas auf, die neuen Chancen und Möglichkeiten für die Kirche zu nutzen. „Die Kirche braucht Menschen, die predigen, unterrichten und die Sakramente der Liebe Christi spenden. Ich zögere nicht, die Jugend Alaskas aufzufordern, auf diese Chancen zu antworten“ (KNA).

#### AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

##### 1. Fünfzig Jahre Radio Vatikan

Am 12. Februar 1931, um 16.30 Uhr, bat Guglielmo Marconi, der Erfinder des Radios, Papst Pius XI., den Sender des Vatikans in Betrieb zu nehmen. In ein für unsere Zeit erstaunlich großes und umständlich konstruiertes Mikrophon, welches heute im Vorzimmer des Generaldirektors zu sehen ist, sprach der Papst: „Da Wir Uns als erste von hier aus der wunderbaren Erfindung Marconis bedienen können, wenden Wir Uns an alle geschaffenen Dinge und an alle Menschen und sagen ihnen jetzt und in Zukunft mit den Worten der heiligen Schrift: Hört, ihr Himmel, was ich euch verkünde, Erde, lausche den Worten meines Mundes. Hört ihr Völker alle.“

Inzwischen hat sich die Technik geändert, konnte die Programmgestaltung qualitativ verbessert und quantitativ erweitert werden. Radio Vatikan sendet heute rund um

die Uhr in 34 verschiedenen Sprachen in 170 Länder der Erde. Die Hauptaufgabe ist aber die gleiche geblieben: „Den Mittelpunkt der katholischen Kirche mit den verschiedenen Ländern der Erde zu verbinden, dem Papst die Möglichkeit zu geben, sich direkt an alle Gläubigen der Erde zu wenden, sein Wort und seine Gedanken zu verbreiten, über die Tätigkeit des heiligen Stuhls zu berichten, sich zum Echo des katholischen Lebens in der Welt zu machen, den Standpunkt der Kirche aufzuzeigen und ganz allgemein die christliche Botschaft darzulegen“, wie es in den Statuten von Radio Vatikan heißt.

Johannes XXIII. fügte eine weitere Bestimmung hinzu: „Nicht nur ein Werkzeug der wechselseitigen Verständigung unter den Völkern, sondern auch ein universales Zeichen der Brüderlichkeit“, zu sein. Das Resultat der modernen Technik solle in Radio Vatikan dazu genutzt werden, um über die nationalen Grenzen hinweg „die Brüderlichkeit der gläubigen Völker, die der gemeinsam bekannte Glaube und eine vorbildliche Liebe vereinen, durch die Stimme aus dem Mittelpunkt der katholischen Welt deutlicher spürbar“ zu machen.

Daher gibt es bei Radio Vatikan nicht die Unterscheidung von Inlands- und Auslandsdienst, und keine Sprache wird als Fremdsprache gewertet, wengleich aus naheliegenden Gründen die italienische Sprache eine Vorrangstellung einnimmt.

Im Lauf seiner 50jährigen Geschichte änderten sich die Schwerpunkte. Neue Aufträge kamen hinzu. In den Jahren zwischen 1940 und 1946 strahlte der Sender 1240728 Suchdurchsagen mit einer Gesamtdauer von 12105 Stunden aus, was einer durchschnittlichen Sendezeit von acht Stunden pro Tag entspricht. Pius XII. zählte zur Zielsetzung seines Vorgängers, „Stimme des Papstes“ zu sein auch als „Stimme des christlichen Roms in der gigantischen geistigen Auseinandersetzung von heute“ zu wir-

ken. Paul VI., der als „Papst des Dialogs“ diese Auseinandersetzung vor allem im Gespräch mit den getrennten Christen, mit den nichtchristlichen Religionen und mit dem modernen Atheismus suchte, wollte, daß Radio Vatikan „den Bereich der Ökumene, dem stets unsere Gedanken gelten“, in seine Aufgaben einbeziehe. Seither nimmt dieser einen wichtigen Platz im Sendeprogramm, zumal in den deutschsprachigen Sendungen, ein. Johannes Paul II. nannte als sein besonderes Anliegen, „die Glaubensverkündigung in jene Ortskirchen, die sich hinsichtlich ihrer Religionsfreiheit in schwieriger Lage befinden“. Dementsprechend hat Radio Vatikan nach der Aufnahme chinesischer Sendungen im letzten Jahr nun auch mit einer sonntäglichen Übertragung der heiligen Messe in chinesischer Sprache begonnen, und seit Beginn dieses Jahres strahlt der Sender auch Sendungen in vietnamesischer Sprache aus.

Eine neue Aufgabe erwuchs Radio Vatikan durch die zahlreichen apostolischen Reisen Johannes Pauls II. Ein Team von Radio Vatikan begleitet den Papst auf allen größeren Reisen und errichtet überall dort, wo er sich aufhält, ein vorübergehendes Studio. Dieses ist dann mit dem Zentralstudio im betreffenden Besuchsland – während der Deutschlandreise wurde es im Gebäude des Bayerischen Rundfunks eingerichtet – in Verbindung. Da das Zentralstudio immer über eine Standleitung zum Vatikan verfügt, ist die Möglichkeit einer ständigen Kontaktnahme des Papstes mit den wichtigsten Persönlichkeiten und Ämtern im Vatikan sichergestellt. Außerdem dienen diese Verbindungen zur raschen Informationsübermittlung für die Berichterstattung des Senders.

Der Personalstand von Radio Vatikan ist im Verhältnis zu seinen umfangreichen Aufgaben erstaunlich klein. Er zählt 330 feste Mitarbeiter, unter ihnen 33 Mitglieder der Gesellschaft Jesu, der die Päpste die Leitung des Senders übertragen haben. In der Programmgestaltung arbeiten 180, auf dem

technischen Sektor 100 und in der Verwaltung 20 Personen. Hinzu kommen 20 Hilfskräfte, wie Chauffeure, Boten und Portiers; außerdem noch 200 Laien-Mitarbeiter (KNA).

## 2. Kongregation für die Glaubenslehre

Unter dem Datum des 20. Oktober 1980 wurde von der Kongregation für die Glaubenslehre eine Instruktion über die Kindertaufe veröffentlicht. In 33 Punkten wird die Lehre der Kirche dargelegt. In der Einführung wird auf die Pastoral der Kindertaufe bezug genommen, wie sie gemäß den Richtlinien des 2. Vaticanums und nach Veröffentlichung des neuen Rituale (vgl. OK 10, 1969, 487) zu tätigen ist. Durch die Infragestellung der überlieferten und vom 2. Vatikanischen Konzil gewollten Pastoral sei es notwendig geworden, die Lehre der Kirche bezüglich der Kindertaufe unter allen ihren Aspekten darzulegen.

Im ersten Teil der Instruktion wird die Lehre der Tradition zur Kindertaufe vorgelegt (n. 4–15). Die Kindertaufe sei eine Praxis, die seit unvordenklichen Zeiten in der Kirche, und zwar schon zur Zeit der Urkirche, geübt wird. Das Lehramt hat in kontinuierlicher Weise die Kindertaufe nicht nur empfohlen sondern vorgeschrieben. Die Instruktion führt eine Reihe von Zeugnissen an. Die Kindertaufe entspreche dem innersten Wesen der Sendung der Kirche.

Der zweite Teil der Instruktion gibt Antworten auf heute vorgebrachte Einwände (n. 16–26). Im Rahmen dieser Antworten wird Stellung genommen zur Frage der Verbindung von Taufe und Glaubensakt, zur Frage der Taufe und der personalen Annahme der Gnade, zur Frage der Taufe und der Freiheit des Kindes und schließlich zur Frage der Taufe und der gesellschaftlichen Verhältnisse. Abschließend wird noch die grundsätzliche Frage der Kindertaufe und ihre Einfügung in die Sakramentenpastoral behandelt.

Im dritten Teil der Instruktion werden einige pastorale Richtlinien vorgelegt (n. 27–33). Die Grundsätze dieser Pastoral gehen davon aus, daß eine schwerwiegende Verpflichtung für die Seelsorge und für die Eltern vorhanden ist, den Kindern die Taufe zu gewähren. Wichtig ist in diesem Zusammenhang das Gespräch der Seelsorger mit den christlichen Familien sowie mit den wenig gläubigen oder nichtchristlichen Familien. Unumgänglich ist eine intensivere Familienpastoral, die schon bei der Ehevorbereitung beginnen und die Familie auf ihren Weg der Christusbefolgung begleiten muß. So wird die christliche Familie imstande sein, ihre Aufgaben zu erkennen und zu erfüllen. Eine nicht unwichtige Rolle fällt der Pfarrgemeinde zu.

Ein Schlußwort richtet sich an die Bischöfe. Es wird von ihnen erwartet, daß sie in ihren Bistümern einer pastoralen Linie folgen, wie sie von der Tradition der Kirche vorgezeichnet und in dieser Instruktion erneut dargelegt worden ist. Papst Johannes Paul II. hatte die Veröffentlichung dieser Instruktion angeordnet (L'Osservatore Romano n. 271 v. 22. 11. 80).

### 3. Glaubenskongregation

Antworten auf vorgelegte Fragen: Die Väter der Glaubenskongregation haben sich in einer ordentlichen Sitzung mit folgenden Fragestellungen befaßt und folgende Antwort gegeben:

I) Ob Artikel 4 Nummer 1 des Dekretes über die Überwachung des Schrifttums durch die Oberhirten der Kirche (AAS 67, 1975, 283) die Verpflichtung aufhebt, für die Herausgabe von Katechismen und nationalen katechetischen Direktorien die Approbation des heiligen Stuhles einzuholen, gemäß n. 134 des von der Kleruskongregation promulgierten allgemeinen katechetischen Direktoriums (AAS 64, 1972, 173). – Antwort: NEIN.

II) Ob das Wort „commendatur“ (es wird empfohlen) in Artikel 5 Nummer 1 des oben

genannten Dekretes das Recht der Ordinarien abzuschaffen beabsichtigt, wonach es den Ordinarien zusteht zu verlangen, daß die oben genannten Bücher oder Schriften nur mit ihrer Gutheißung veröffentlicht werden können. – Antwort: NEIN.

Papst Johannes Paul II. hat die oben dargelegten Antworten approbiert und ihre Veröffentlichung angeordnet. Rom, den 25. Juni 1980 (AAS 72, 1980, 756).

### 4. Kommission für die Auslegung der Konzilsdekrete

Antworten auf vorgelegte Fragen: Die Väter der Kommission für die Interpretation der Dekrete des 2. Vaticanums haben sich in einer Vollversammlung mit folgenden Fragestellungen befaßt und folgendermaßen geantwortet:

I. Über die Mitglieder des Rates des Generalsekretariates der Bischofssynode:

I) Ob kraft Art. 13 der Verfahrensordnung der Bischofssynode die Mitglieder des Rates des Generalsekretariates der Synode von rechtswegen Mitglieder der Versammlung der Bischofssynode sind, für die sie gewählt oder ernannt worden sind.

II) Welchen Anteil haben die Mitglieder des Rates des Generalsekretariates der Bischofssynode bei der Durchführung der Versammlung, für die sie gewählt oder ernannt worden sind.

Antwort: ad I) Nein. – ad II) Sie haben nur jene Aufgaben, die in der Verfahrensordnung der Bischofssynode Art. 13 § 5–6 angegeben sind.

II. Über die Wahl eines ständigen Vikars:

I) Ob die Normen, die im Apostolischen Schreiben vom 6. August 1966 (Ecclesiae Sanctae) I, Nr. 18 und Nr. 21 § 2 festgelegt sind, präzeptiven oder nur direkten Charakter haben; und im Fall, daß ersteres zu bejahen ist:

II) Ob kraft der vorgenannten Normen der Wahlmodus eines Kapitels hinsichtlich der Wahl eines Vikars für eine für dem Kapitel durch Partikularrecht, das vom Papst speziell approbiert ist, übergebene Pfarrei abgeschafft worden ist.

Antwort: ad I) Ja zum ersten Teil; nein zum zweiten Teil, d. h. die angeführten Normen sind präzeptiv und nicht nur direktiv. · ad II) Nein; d. h. jeder einzelne dieser Fälle ist dem Papst vorzutragen.

Papst Johannes Paul II. hat die oben dargelegten Antworten approbiert und ihre Veröffentlichung angeordnet. Rom, den 13. Juni 1980 (AAS 72, 1980, 767).

#### AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

##### 1. Novizenmeisterwerkwoche

Die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Novizenmeister lud wiederum zu einer Werkwoche ein, die vom 23.–27. Februar 1981 im Bonifatiuskloster Hünfeld stattfand. Das Thema der Werkwoche lautete: „Grundlagen und Kriterien geistlicher Berufung heute.“ Die gemeinsame Arbeit konzentrierte sich um folgende Schwerpunkte: Die religiöse Grundstimmung der Jugend heute und ihre Erwartungen an uns – Gestalt und Wandel der Berufsmotivation – Voraussetzungen und Kriterien geistlicher Berufung – Grundlagen geistlicher Berufung nach der Heiligen Schrift – Geistliche Führung im Noviziat – Ideale und Motive für den Ordensberuf, wenn das Priestertum nicht angestrebt wird – Sichtung und Wertung des verfügbaren Materials für Berufswerbung und Pastoral der geistlichen Berufe – Gespräch über grundsätzliche Fragen der Noviziatsführung, besonders für solche Mitbrüder, die neu im Amt sind.

Die Leitung der Werkwoche lag in den Händen von Pater Dr. Edgar Friedmann OSB, Abtei Münsterschwarzach.

##### 2. Zusammenkunft der deutschsprachigen Mitglieder der UISG und der USG

Es gehört bereits zur guten Tradition, daß die deutschsprachigen Mitglieder von Generalaten der Frauen- und der Männerordensgemeinschaften in Rom sich jährlich einmal zu einem Gedankenaustausch treffen. Die Zusammenkunft am 1. Dezember 1980 fand in der Bibliothek der UISG statt. Sr. Juvina Esseling SND hatte die organisatorische Leitung übernommen; das Einführungsgebet sprach P. Wolfgang Weiss, Generalsekretär der Pallottiner. Im Laufe der Zusammenkunft wurden zwei Referate vorgelesen: 1. Zusammenarbeit zwischen Ordensmännern und Ordensfrauen (von P. Josef Scherer, Generalsuperior der Missionare von der heiligen Familie). – 2. Gegenseitige Hilfe von Ordensmännern und Ordensfrauen in der Mission (von Sr. Edeltrud Weist, Generalvikarin der Missionsbenediktinerinnen von Tutzing).

[Die Vorträge sind in diesem Heft der Ok S. 166–174 abgedruckt.]

##### 3. Bemühungen um zeitgemäße Bildung der Ordenspriester

Im Jahre 1978 legte die Deutsche Bischofskonferenz die Rahmenordnung für die Priesterbildung vor. Die Priesterbildung erfolgt unter den Gesichtspunkten als Einheit von geistlichem Leben und menschlicher Reifung, von theologischer Bildung und pastoraler Befähigung. Die VDO hat die Rahmenordnung 1978 grundsätzlich übernommen und hat dazu ordensspezifische Leitlinien und Anregungen zur sinnmäßigen Übernahme herausgegeben (OK 19, 1978, 337).

Die VDO hat inzwischen ihre Kommission „Bildung und Erziehung“ beauftragt, die Anregungen und Leitlinien zu konkretisieren. Eine maßgebende Rolle innerhalb der einzelnen Ordensprovinzen wird dabei dem neu geschaffenen Amt des Ausbildungsleiters zufallen.

Die Kommission lud daher zu einer Tagung der Ausbildungsleiter ein. Diese Tagung fand, unter Leitung von P. Dr. Robert Anlauf SSCC, vom 20.–22. Februar 1981 in Ellwangen statt.

Eingeladen zur Tagung waren auch die Rektoren der in der Bundesrepublik Deutschland bestehenden sieben Ordenshochschulen: der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuren, der Pallottiner in Vallendar und Friedberg, der Redemptoristen in Hennef, der Jesuiten in München und St. Georgen, der Franziskaner und Kapuziner in Münster und der Steyler Missionare in St. Augustin. Vertreten war auch das Institut der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS) in Frankfurt durch P. Dr. Felix Schlösser CSSR und Sr. Marianne Kübrich, ferner die Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen (AGO) durch P. Dr. Stephan Wisse OFMCap aus Münster.

Die Tagung zeigte, daß die Teilnehmer unterschiedliche Voraussetzungen mitbrachten. Hatten einige Ordensprovinzen schon länger einen Ausbildungsleiter, so war für andere die Tagung selbst der Anlaß, einen Ausbildungsleiter zu bestellen. Deutlich wurde, daß jede Provinz gemäß ihrem eigenen Selbstverständnis und Auftrag eine Rahmenordnung erstellen muß. Die Tagung konnte und wollte nicht für die verschiedenen Ordensprovinzen eine gemeinsame Rahmenordnung vorlegen.

Der veranstaltenden Kommission ging es vor allem darum, die Ausbildungsleiter selbst zu Wort kommen und sich ihrer Aufgabe bewußt werden zu lassen. Von den Ausbildungsleitern wird in Zukunft die Priesterbildung in hohem Maße verantwortet werden. Ihre Aufgabe besteht darin, die Ausbildung zu koordinieren, zu motivieren, zu konkretisieren. Sie müssen ihren Dienst geistlich verstehen und in Zusammenarbeit mit den jungen Ordensleuten Konzepte entwickeln für die Bewältigung der Anforderungen der Zeit an die Orden.

Die Tagung behandelte nicht das Noviziat und die 1. Phase der Ausbildung zum Priester (1.–5. Schuljahr bis zum Diplomexamen). Hauptthema war die Gestaltung der 2. Phase der Priesterbildung. Sie ist in zwei Stufen aufgeteilt. Die 1. Stufe, das 6. Studienjahr, bildet das Pastoraljahr, in welchem der junge Ordensmann die Priesterweihe erhält und in die Praxis eingeführt wird. Da der junge Ordenspriester vom Noviziat an durch das ganze Studium hindurch in der Regel in seine Gemeinschaft eingebunden ist, wurde die Dauer von einem Jahr als hinreichend angesehen. Wenn die Diözesen diese Zeit u. U. auf zwei Jahre verlängern, dann deswegen, weil sie jetzt erst stärker die spirituelle Bildung ihrer Kandidaten durchführen können.

Die 2. Stufe dauert vom 7.–10. Jahr. In diesen Jahren wird der junge Priester noch zu besonderen Kursen von vier Wochen, die aufgeteilt werden können, zusammengefaßt. Am Ende steht eine Abschluß- oder Dienstprüfung, die dem Pfarrexamen in den Diözesen gleichwertig ist.

Die genannte 2. Bildungsphase mit ihren zwei Stufen fällt insbesondere in die Verantwortung der Ausbildungsleiter. Die Betreuung und Fortbildung der jungen Priester ist hier um so wichtiger, da nicht wenige einen sog. Praxisschock erleiden und u. U. ihren Beruf aufgeben, wenn ihnen die entsprechende Begleitung fehlt.

Besonderer Überlegungen bedurfte und bedarf es, die Identität des Ordenspriesters in der modernen Welt zu umschreiben. Die Auffassung wurde vertreten, daß sie sich nicht einfachhin decke mit dem Verständnis des Diözesanpriesters als Gemeindeleiters mit den drei Aufgaben der Verkündigung (martyria), Liturgie und Diakonie. Die Ordenspriester betonen eine der drei Aufgaben unter Einbeziehung der anderen. Sie wollen nicht flächendeckend alles übernehmen, sondern impulsgebende Knotenpunkte bilden. Damit greifen sie eine Vorstel-

lung auf, der sich bereits Bischof Klaus Hemmerle auf der letzten Tagung der VDO im Jahre 1980 zugewandt hat (OK 21, 1980, 428ff.). Ist z. B. ein Ordenspriester als Erzieher, Lehrer oder Erwachsenenbildner tätig, so wird er neben der Deutung seiner Arbeit aus dem Geist seines Ordens heraus zugleich seine geistliche priesterliche Existenz von den drei Aufgaben her bedenken und akzentuieren, um sie in seiner Tätigkeit sich auswirken zu lassen.

Am Ende der Tagung votierten die Teilnehmer dafür, daß die Arbeitsgemeinschaft der Magister, die für die 1. Phase der Priesterbildung, also für das 1.-5. Studienjahr der Priesterkandidaten bis zum Erwerb des Diploms zuständig sind, wieder zum Leben erweckt wird.

Eine Arbeitsgemeinschaft der Ausbildungsleiter wurde noch nicht beschlossen. Die Tagungsteilnehmer wollen zunächst auf einer weiteren Sitzung unter Federführung der VDO-Kommission „Bildung und Erziehung“ das Thema der Ausbildung weiter behandeln. Dabei sollen einerseits Fragen der Organisation der Bildung, andererseits aber vertieft Inhalte der Identität des Ordenspriesters erörtert werden.

(Gekürzter Bericht von P. Prov. Dr. Heribert Schneider OFM, Düsseldorf.)

## NACHRICHTEN AUS ORDENSVERBÄNDEN

### 1. Kloster auf Zeit bei den Karmeliten

Ich wurde darum gebeten, einige Worte zum Thema „Kloster auf Zeit“ zu sagen. Da ich der Meinung bin, daß manche Ordensgemeinschaften in einer ähnlichen Situation wie die unsere sich befinden, versuche ich, eine sehr nüchterne Überlegung und Überprüfung dieser Thematik darzustellen.

Zuerst möchte ich ein wenig erklären, wie es dazu gekommen ist.

*Entstehung dieses Versuchs.* Eine Notsituation, da wir bereits 15 Jahre keinen Nachwuchs hatten, hat uns dazu geführt, uns die Frage zu stellen: Bei uns schaut es nicht gut aus, was können wir also tun? Es muß etwas geschehen, jammern allein ist zuwenig. Und so kamen wir zu dem Gedanken „Kloster auf Zeit“. Sicherlich war dieser Begriff bei manchen unserer Mitbrüder mit falschen Hoffnungen verbunden. Sie erwarteten sich vielleicht eine Zauberformel oder gar Geheimrezepte, so daß auf einmal viele da wären. Kaum waren einige da, versuchte man, im wahrsten Sinn des Wortes, „sie zu fischen“. Und Sie wissen schon, was passiert, wenn man Fische fangen will – sie sind so rutschig, daß sie auf einmal davonspringen. Und so geschah es tatsächlich, sie liefen davon.

Wir erwarten uns allerdings bei dem Versuch die Möglichkeit der Begegnung mit jungen Menschen, denn Begegnung mit jungen Menschen ist für uns außerordentlich wichtig, da so viele Menschen den Karmeliten gegenüber Vorurteile haben. Sie denken dabei an die Karmelitinnen, und so ist die Möglichkeit der Verwechslung gegeben.

Zugleich erwarteten wir uns von diesem Versuch, daß junge Menschen, indem sie mit uns leben, die Glaubwürdigkeit unserer Lebenshaltung überprüfen können.

*Die Durchführung dieses „Klosters auf Zeit“.* Wir haben im Laufe der Zeit positive und negative Erfahrungen gemacht oder, anders formuliert, wir haben uns im Laufe der Zeit mit mehreren Situationen auseinandersetzen müssen. Zum Beispiel haben wir erfahren, daß es doch viel zuwenig ist, jungen Menschen ein Zimmer zur Verfügung zu stellen, sie beim Gebet und beim Essen dabei sein zu lassen und die übrige Zeit sich selbst zu überlassen.

Eine andere Erfahrung war für uns die Tatsache, daß es nicht sinnvoll ist, Extraveranstaltungen zu organisieren, die nicht das Alltagsleben wiedergeben. Ich finde, sie wären unecht!

Eine dritte Erfahrung hat ein bißchen mehr zu tun mit den jungen Menschen selbst. Die meisten sind einfach unfähig, die Zeit auszunützen, das heißt, die Freizeit, die Zeit im Zimmer auszunützen. Da sie es ja erstens nicht gewohnt sind und da sie zweitens keine besondere Aufgabe während der Zeit, die sie im Kloster verbringen, haben.

Durch diese Erfahrungen sahen wir uns gezwungen, das ganze noch einmal zu überprüfen. Uns wurde dann klar, was notwendig wäre. Es wäre notwendig, in der Gemeinschaft und von der Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Allerdings, dies verlangt sehr viel von der Gemeinschaft. Denn es genügt nicht, daß die Gemeinschaft den Wunsch hat, die festzuhalten, die kommen, oder den Wunsch hat, in jedem, der kommt, einen Kandidaten zu sehen. Es wird hier von der Gemeinschaft sehr viel Reife verlangt. Reife, um sich anschauen zu lassen, Reife, um sich kritisieren zu lassen. Das wäre notwendig gewesen, nur war bei uns nicht diese Möglichkeit gegeben. Unsere Generalleitung in Rom beschloß daher die Schaffung einer Ausbildungsgemeinschaft, die sich für diese Menschen verantwortlich weiß, die ihnen zur Verfügung steht und mit ihnen spricht.

Wir haben versucht, unsere Tagesordnung noch bewußter und unserer Karmelspiritualität mehr entsprechend zu gestalten. Alles andere also als eine Abschwächung oder Erleichterung, um eventuell dadurch Leute „fangen“ zu können.

*Die Dauer dieser Zeit, die sie bei uns verbringen.* Normalerweise ist es ein Wochenende. Erst dann ist es manchen möglich, einige Tage bei uns zu verbringen oder gar längere Zeit.

Wir sind davon überzeugt, daß es für sie besser ist und auch für die Gemeinschaft. Übrigens, wir nehmen immer nur einzelne Personen. Die Schwerpunkte, die bei uns eine Rolle spielen, sind bei diesem Versuch: Jene, die zu uns kommen, müssen die ganze Tagesordnung mitmachen, Gemeinschaftsleben und Gebetsleben. Sicherlich sind manche Strukturen notwendig, doch wir glauben, daß nur ein Strukturwechsel nicht genug ist. Strukturen dürfen nicht Ersatz für den Geist sein. Daher haben wir den Rahmen gleich gelassen, damit sie unseren Lebensrahmen kennenlernen. Wir hoffen, daß dieser Rahmen so durchsichtig ist, daß sie auch den Geist und unsere Spiritualität kennenlernen.

Wenn ich es kurz zusammenfasse, könnte ich sagen, daß dieser Versuch uns manches gebracht hat. Dieser Versuch hat uns den Kontakt mit mehreren Jugendlichen gebracht; wir haben im Laufe der Zeit einigen helfen können, ihren Lebensweg zu finden. Egal, ob es in unserem Orden war oder in einem anderen Orden, außerhalb jeder Ordensgemeinschaft als Weltpriester oder bei vielen als Christen, die ihren Lebensweg in der Welt weiterleben. Wir glauben, daß dieser Versuch uns auch ermöglicht hat, in aller Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit mit jungen Menschen zu sprechen und sie zu beraten. (P. Antonio Sagardoy OCD, in: Ordensnachrichten 20, 1981, 53).

## 2. Kloster auf Zeit bei den Salesianerinnen

Unser Ordensstifter – der hl. Franz v. Sales – hat das schon von der Ordensgründung an in unseren Satzungen festgelegt.

Wir bieten zwei Möglichkeiten an: *Kloster auf Zeit* und *Exerzitien*.

Bei „Kloster auf Zeit“ können die Damen und Mädchen außer der Teilnahme an der hl. Messe, dem Chorgebet und der Betrachtung auch in den verschiedenen Ämtern des Hauses mitarbeiten. Dabei sind sie natür-

lich *ganz frei* – und nicht gebunden wie etwa eine Postulantin. Wenn sie sich z. B. einmal mehr dem Gebete oder der Betrachtung hingeben wollen oder auch nur ausruhen und im Klostergarten spazieren gehen möchten, können sie das jederzeit frei tun.

Bei den sogenannten „*Exerzitien*“ nehmen die Damen teil an der hl. Messe, am Chor-gebet, an der Betrachtung und am Speisen im Refektorium. Sonst aber bleiben sie für sich allein. Es stehen ihnen Schwestern zur Aussprache zur Verfügung, ferner unsere Klosterbibliothek. Auch ein Priester ist zur Aussprache bereit, wenn es gewünscht wird. Aber meist haben die Damen ihre eigenen geistlichen Herrn, von denen sie entweder während ihres Aufenthaltes bei uns im Sprechzimmer besucht werden – oder die sie vor- oder nachher aufsuchen.

Manche Damen haben z. B. schon in der Welt Exerzitien gemacht und sich dann ein paar Resttage vom Urlaub aufgehoben, um bei uns in der Stille des Klosters noch einmal alles durchzuarbeiten und sich zu vertiefen. Auch geistliche Schwestern aus Apostolatsklöstern, die aus irgendeinem Grund die Exerzitien in ihrer Kommunität nicht mitmachen konnten, haben sie bei uns nachgeholt.

Wenn jemand bei uns anfragt sowohl für „Kloster auf Zeit“ als auch „Exerzitien“ und uns die Personen nicht bekannt sind, dann verlangen wir eine priesterliche Empfehlung. Ferner bitten wir die Damen, während der *Zeit* ihres Aufenthaltes bei uns in der Klausur *das Haus nicht zu verlassen*. Darum nehmen wir sie auch gewöhnlich für das erste Mal – *nur für eine Woche*. Kommen sie aber öfter und haben sie sich gut bei uns eingelebt, dann können sie auch zwei Wochen oder noch länger bleiben. Wir haben nämlich die Erfahrung gemacht, daß ihnen der Wechsel aus dem Getriebe der Welt in diese gänzliche Abgeschlossenheit doch nicht ganz leicht fällt. Aber bei einem kontemplativen Kloster mit päpstlicher Klausur ist das Ein- und Ausgehen nicht gestattet.

Wir haben laufend Damen und Mädchen – auch solche, die sich für das Ordensleben interessieren. Wir machen damit *sehr gute Erfahrungen*: die Damen fühlen sich sehr wohl bei uns und kommen immer wieder, aus Wien, aus den Bundesländern – ja sogar aus dem Ausland.

Besonders tief und erfreulich ist der Niederschlag in den Aussprachen, die sie auf eigenes Verlangen mit mir führen – und in den Briefen, die sie uns schreiben, wenn sie wieder in der Welt sind.

Die Atmosphäre der Stille, des Schweigens, der Harmonie und Ruhe, der Ausgeglichenheit – kein Streß und kein Hetzen – finden sie besonders wohlthuend und geeignet, sich einmal *ganz in Gott* zurückziehen zu können und alles andere abzuschalten.

Auch für uns Schwestern ist dies eine große Freude, daß wir trotz päpstlicher Klausur und Abgeschlossenheit von der Welt *auf diese Weise apostolisch tätig sein* dürfen! . . . Und immer wieder ist es uns ein neuer Ansporn und Auftrieb für unser Ordensleben. Wir fassen diese ganze Sache als ein rein *geistiges und geistliches Apostolat* auf und verlangen daher *kein Pensionsgeld* von den Damen. Die Damen nehmen dies auch mit Verwunderung und großer Hochachtung zur Kenntnis und wissen es auch in unseren Intentionen – rein übernatürlich – zu schätzen. Wer will, gibt aus sich freiwillig eine Spende. –

Auch seine Eminenz, der hochwürdigste Herr Kardinal, hat sich darüber sehr *lobend* ausgesprochen, als er anlässlich des 250-Jahr-Jubiläums unserer Kirche unsere Gemeinde besucht hat. Er sagte:

. . . „Ich bin sehr zufrieden, daß hier in diesem Hause ein ‚doppeltes Apostolat‘ geübt wird: Kloster auf Zeit in der Klausur – und das ‚Gästehaus‘ an der äußeren Pforte.“

(Sr. Maria Caritas Haubelt, Oberin, in: Ordensnachrichten 20, 1981, 55.)

### 3. „Tage der Begegnung“ bei Missionsschwestern

Wir laden Mädchen ab 16 Jahren, die das Ordensleben etwas kennenlernen wollen, in unsere Klostersgemeinschaft ein. Dieses Angebot unterscheidet sich von „Kloster auf Zeit“ dadurch, daß es zwei *Schwerpunkte* hat: Die Mädchen dürfen Erfahrungen sammeln über das Leben im Kloster und erhalten gezielte Information. Es soll ein Dienst an denen sein, die sich mit der Berufsfrage auseinandersetzen. Dienst an der Berufung verlangt aber von uns unbedingte Wahrung der Freiheit, Offenheit allen Fragen gegenüber und Diskretion. Darauf legen wir bewußt großen Wert, wofür die Mädchen sehr dankbar sind.

Bei diesem Bemühen soll allein das Ziel im Blick stehen, ihnen zu helfen, den Weg zu finden, den Gott sie führen will, und sie zu ermutigen, ihn zu gehen.

Für die Gestaltung und Durchführung dieser Tage ist ein Team, bestehend aus einem Priester und vier bis sechs Schwestern, verantwortlich. Ein ca. einwöchiges Programm sieht vor, daß die Mädchen in dieser Zeit gewöhnlich mit der Hausgemeinschaft die Gottesdienste feiern, vormittags ein bis zwei Stunden in verschiedenen Arbeitsbereichen helfen und mit einer kleineren Gemeinschaft die Mahlzeiten einnehmen. Die Mädchen begrüßen es sehr, wenn sie einmal in der großen Gemeinschaft eingeladen sind.

Um den Mädchen Gelegenheit zu bieten, sich in den Geist des Ordenslebens zu vertiefen, stellen wir jeden Tag unter ein bestimmtes Thema, z. B. Berufung, Leben in der Gemeinschaft etc. Morgens und nachmittags kommen wir in der Gruppe zusammen, um uns gemeinsam mit Hilfe von verschiedenen Methoden – Gesprächen, Meditationen, Erstellung von Collagen u. ä. – mit Fragen und Problemen eines Lebens in der

Nachfolge Christi auseinandersetzen. Vor allem kommt bei diesem gemeinsamen Suchen und Erarbeiten das Lebenszeugnis der mitwirkenden Schwestern zum Tragen.

Auch für Entspannung wird gesorgt. Auf unserem Wochenprogramm stehen gewöhnlich ein Bastelabend, ein Bunter Abend (wichtig!), eine Exkursion in die Missionsausstellung St. Gabriel, Mödling, und je nach Jahreszeit und Witterung, eine Wanderung.

Dem Rückblick der Mädchen war zu entnehmen, daß das tiefgreifende Erlebnis dieser Tage für sie die Eucharistiefeier in der kleinen Gruppe war, in die Freude über das Schöne des Ordenslebens und Dank einfließen, wo aber auch die Not des Suchens und der Auseinandersetzung mit Familie und Freunden vor Gott getragen werden durfte. Sie schenkte uns auch jene Verbundenheit, aus der die Mädchen die Gewißheit mitnehmen konnten, daß wir sie weiter mit unserem Gebet begleiten werden.

(Sr. Mariredenta Falch SSPS, in: Ordensnachrichten 20, 1981, 56).

### 4. Stellungnahme des Generalates der Salesianer Don Boscos zu den Vorwürfen des Russell-Tribunals

Beim vierten Russell-Tribunal, das sich mit den Rechten der eingeborenen Bevölkerung Amerikas befaßte und vom 24.–30. November 1980 in Rotterdam stattfand, wurde die Kongregation der Salesianer wie auch Bischof Miguel Alagna des Völkermordes, der Ausrottung von Völkern und der Diskriminierung im Gebiet der Rio Negro-Prälatur (Amazonas, Brasilien) angeklagt.

Die Anklage erhob Mario Souza, ein in Manaus lebender Theaterschriftsteller. Er hatte niemals die Region am oberen Rio Negro gesehen. Als Zeuge trat auf Alvaro Sampaio vom Stamm der Tucanos, ein ehe-

maliger Schüler der Salesianerschulen der Prälatur. Er lebt in Sao Luis Maranhao, viertausend Kilometer von dem Gebiet des oberen Rio Negro entfernt.

Die Angeklagten waren gemäß des offiziellen Textes „der Salesianer-Orden und sein Bischof Miguel Alagna.“ Von Seiten der Salesianer-Kongregation haben weder der Obere der Salesianerprovinz von Amazonas noch der Generalobere der Salesianer in Rom irgendeine Nachricht über das Faktum der Anklage erhalten. Auch haben sie keinerlei Mitteilung in Bezug auf die Anklagepunkte erhalten. So war auch nicht die geringste Möglichkeit gegeben, eine Verteidigung vorzulegen.

Msgr. Miguel Alagna hat erst drei Tage vor dem Eröffnungsdatum des Tribunals eine Nachricht erhalten. Es handelte sich um sieben Zeilen, in denen die Anklage enthalten war, jedoch nur in zwei Worten: „Rassenmord und Ausrottung des Stammes.“

Die einzelnen Anklagepunkte und die ihnen zugrundeliegenden Zusammenhänge wurden nach Abschluß des Tribunals am 30. Nov. 1980 bekannt. Die drei Teile der Anklage „Völkermord“, „Ausrottung von Volksstämmen“ und „Diskriminierung“ wurden vom Ankläger in einem 35seitigen Dokument der Jury übergeben. Im Schlußdokument des Tribunals heißt es dann zusammenfassend wie folgt: „Illegale Enteignung und Registrierung auf den Namen der Salesianer-Mission von Ländereien, die traditionsgemäß den eingeborenen Aruak und Tucanos am Rio Negro gehörten. Dieses Vorgehen hat die Transformation eines ganzen Volkes mit sich gebracht einschließlich seiner Sprache und seiner Kultur. Die einst Besitzer eines ausgedehnten Territoriums waren, wurden zu einer großen Randgruppe von Bauern ohne eigenes Land, den miserablen Bedingungen ihres Eingeborenenlebens unterworfen.“

„Das radikale Herausreißen der Eingeborenen aus ihrer Stammesgemeinschaft am Rio

Negro geschah durch bewußte Zerstörung ihres sozialen Gefüges, welches auf örtlichen Clans gegründet ist. Die Zerstörung bestand in der Auflösung der traditionellen Familie, deren Angehörige nun in kleineren Lebensgemeinschaften zerstreut wurden, die dem christlichen Ordensmodell angepaßt wurden.“

„Hinzu kam die Einführung eines autoritären Erziehungssystems, das die Trennung von Eltern und Kindern und die Eingliederung der Kinder in Internate bewirkte. Als Argument diente die Verheißung eines sozialen Aufstiegs, aber in Wirklichkeit wurden diese Jungen vom Leben ihres Volkes ausgeschlossen, während die Mädchen für Hausdienste bestimmt waren oder der Prostitution verfielen.“

„Bei diesem Vorgehen erhielt der Salesianer-Orden reichlich Zuschüsse von der brasilianischen Regierung oder von internationalen Hilfsorganisationen. Der Salesianer-Orden konnte auf diese Weise von ihm abhängige Einrichtungen schaffen und er mißbrauchte für seine Zwecke die wenigen Dinge, die bestimmt waren, die Bedürfnisse der Eingeborenen am Rio Negro zu befriedigen.“ (Vgl. Russell-Tribunal „Fall vom Rio Negro“)

#### *Notwendige Erklärungen:*

Die Salesianer Don Boscos wünschen die wahren Sachverhalte klarzustellen und fühlen sich daher verpflichtet, folgendes zu erklären:

1) Die Salesianer-Kongregation, die in diesem Gebiet vertreten ist (die Missionsprovinz der Salesianer am Amazonas), besitzt kein Territorium im Gebiet des oberen Rio Negro. Zur Prälatur vom Rio Negro gehören Grundstücke, auf denen Pfarrkirchen, Schulen und Kliniken der neun Missionsstationen errichtet sind, ebenso Sportplätze, Gärten, Wiesenflächen und für die Kultivierung bestimmte Felder.

Dieses ganze Eigentum wurde rechtmäßig erworben in Hinblick auf die Bedürfnisse der Prälatur, um den Eingeborenen helfen zu können. Die Salesianer am Rio Negro haben ständig die Rechte der in diesem Gebiet lebenden Eingeborenen verteidigt, ebenso wie auch die Mitbrüder im Gebiet von Mato Grosso. Einer dieser Mitbrüder, Pater Rudolf Lunkenbein SDB, gab für die Rechte der Eingeborenen sein Leben hin. In den letzten Jahren haben die Salesianer wiederholt Anträge und Vorschläge an die brasilianische Regierung gerichtet, bei denen es um die Festlegung dieses Eingeborenenreservates ging.

2) Weder die Prälatur noch die Provinz der Salesianer haben Transportmittel oder Kommunikationsmittel zur Verfügung. Die Prälatur besitzt nur einige Motorboote, um die in den verschiedenen Missionsstationen verstreut lebenden Missionare mit dem Notwendigsten zu versorgen. Die Beförderung von Personen oder Gegenständen ist frei und in den Händen von privaten und staatlichen Firmen. Die Eingeborenen haben vollkommene Bewegungsfreiheit und zwar sowohl als Einzelne wie auch als Gruppe.

3) Die Salesianer haben die Eingeborenen ermutigt, Kooperativen zu schaffen, um mit ihren Produkten Handel zu treiben. Seit einigen Jahren funktionieren schon zwei dieser Kooperativen und eine dritte steht kurz vor der Fertigstellung. Die Salesianer haben sich als Vermittler eingesetzt, um von den internationalen Hilfsorganisationen die entsprechenden Mittel für die Eingeborenen zu erhalten.

4) Wenn wir aus der heutigen Sicht die ersten Kontakte zwischen den Missionaren und den Eingeborenen betrachten, so ist eine gewisse Kritik an der Haltung gegenüber bestimmten Elementen der Eingeborenen-Kultur vielleicht gerechtfertigt. Aber die Entwicklung des Missionswerkes ist vorangegangen im Sinne eines wachsenden Re-

spektes vor der Kultur der Eingeborenen. Die Mission hat versucht, das Mögliche zu tun, um diese Kultur zu bewahren, ohne jedoch einen Fortgang der Entwicklung auf der Grundlage realistischer Gegebenheiten und im Lichte des Evangeliums zu hemmen. Überall in der Welt sind in den letzten Jahrzehnten beschleunigte kulturelle Übergänge zu verzeichnen, weshalb man heute nicht ein lebendes anthropologisches Museum schaffen kann.

Im Gebiet des Rio Negro führen die drei- und dreißig Stämme ein freies Leben, feiern ihre Feste, vollziehen ihre Riten. Ihre Tänze und ihre Musik bleiben erhalten, ihre Ordnung des Zusammenlebens und die Wahl ihrer eigenen Vorgesetzten, die der Tradition entsprechende Ehe und ihre Sprache werden respektiert. Gerade die Salesianer haben ihre Sprachen studiert und deren Erhaltung sowie die Bewahrung der Riten gefördert. Sie haben Grammatiken und Wörterbücher zusammengestellt und sogar die Bräuche und Mythen in von Anthropologen geschätzten Publikationen beschrieben.

5) Außer den sechs größten Schulen in den bevölkerungsdichten Zentren bestehen bislang entlang der Flüsse einhundertneunzehn kleine Schulen in den Eingeborenen-siedlungen. In diesen Schulen wird der Unterricht ausschließlich von eingeborenen Lehrerinnen erteilt, wobei die Eingeborenen-sprache benutzt wird. In der gesamten Prälatur gibt es dreihundertsiebzehn Lehrpersonen, davon ungefähr zweihundertachtzig Eingeborene.

Die Mission betrachtet die Schulen, besonders die kleinen, die entlang der Flüsse liegen, als entscheidende Faktoren für die Bewahrung der Einheit zwischen den kleinen Siedlungen. Sie sind ein wirksames Mittel, um die Kultur einer jeden Gruppe zu erhalten und zu fördern.

Gleichzeitig helfen sie mit, daß die Eingeborenen ihren eigenen Platz und ihre eigene Stimme innerhalb der modernen Gesell-

schaft finden. Sie sollen durch ihre Identität und ihre Kultur einen spezifischen Beitrag leisten. Es ist gewiß einsichtig, daß es auf dem Weg der allmählichen Anpassung der Lehrinhalte an die örtlichen Gegebenheiten und die Eingeborenen-Kultur noch ein ganzes Stück zurückzulegen gilt. Aber die Salesianer sind zusammen mit anderen Missionaren und Fachkräften bemüht, diesen Weg ganz zu gehen.

6) Die Eingeborenen, die ihre Studien fortsetzen wollen, können dies in den größeren Zentren im Gebiet des Rio Negro tun. Sie können auch, wenn sie wollen und mit Zustimmung ihrer Eltern, als Interne studieren. Im gesamten Missionsgebiet der Prälatur gibt es zur Zeit sechs Internate mit neunhundertdreißig Internen. Die hohen Unterhaltskosten für diese Internen belasten die gesamte Prälatur. Viele Spenden, die ihr zukommen, werden hierfür aufgewandt.

Im Oktober 1979 hat der Bischof die Eingeborenen-Häuptlinge befragt – und zwar wegen Kritik, die aufgekommen war –, ob nach ihrer Meinung diese Internate geschlossen werden sollten. In einer Versammlung, bei der keine Missionare anwesend waren, kam es zu folgendem Beschluß: „Wir sind fähig, selbständig über diese Sache zu entscheiden. In der augenblicklichen Situation bestimmen wir, daß die Internate weitergeführt und funktionsfähig bleiben sollen.“

7) Die Mission hat sich bemüht, die Richtlinien des zweiten Vatikanischen Konzils bezüglich der Evangelisation immer mehr zu verwirklichen. Die Eingeborenen wurden niemals gezwungen Christen zu werden. Man muß auch immer unterscheiden zwischen Gruppen von Eingeborenen, mit denen man vor nicht allzu langer Zeit Kontakt aufgenommen hat, und anderen, die schon seit Jahrhunderten mit den Missionaren in Berührung stehen und dadurch schon lange Zeit einen Austausch mit Nicht-Eingebore-

nen pflegen (seit einigen Jahrzehnten sind die Salesianer in Kontakt mit den Yanomani, aber bisher hat noch keine Taufe stattgefunden).

In ihrer Arbeit passen sich die Salesianer der missionarischen Erneuerung an, die heute in der Kirche vollzogen wird. Jedes Jahr finden in Manaus theologische und auf die Arbeit mit den Eingeborenen bezogene Weiterbildungskurse statt. Jedes Jahr findet auch in Sao Gabriel ein Prälatur-Tag statt, an dem sich nicht nur die Salesianer und die Don Bosco-Schwestern sowie die Laiengruppen um den Bischof versammeln, sondern auch die Repräsentanten der Eingeborenen, die von ihren Gruppen selbst gewählt sind.

8) Es ist nicht gerecht, heute Situationen zu beurteilen, die in der Vergangenheit liegen und sie nach heutigen Kriterien zu verurteilen (die Salesianer arbeiten seit 1915 am Rio Negro). Das gilt vor allen Dingen für Missionare und Missionarinnen, die ihre ganze Lebenszeit und -kraft aufgeopfert haben, um das Leben dieser Bevölkerung zu retten, die von Krankheit, Hungersnot und Mangel an Verteidigungsmitteln gegenüber einer wachsenden „Zivilisation“ war. Die Missionare haben sich nach Kräften bemüht, das große und befreiende Ereignis verstehbar zu machen, das die Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus bedeutet. Viele der Eingeborenen-Gruppen würden ohne die Arbeit der Missionare und Schwestern sicherlich heute nicht mehr existieren. Man müßte eigentlich wissen, was die Eingeborenen selbst, die im Negro-Gebiet leben, von ihren Missionaren und Missionarinnen sagen.

Der Zeuge der Anklage, Aldaro Sampaio, der in Sao Louis Do Maranhao lebt, scheint nicht sehr glaubwürdig zu sein: Im Oktober 1979 war er nämlich bei der dreizehnten Vollversammlung der Stammeshäuptlinge von ganz Brasilien Verteidiger der Tätigkeit der Salesianer besonders in ihren Schulen: „Danke den Missionaren“, so sagte er.

„Mein Vater hat von ihnen seine ersten Belehrungen erhalten. Bevor sie ankamen, wurde mein Großvater verkauft für einen Kochtopf. Der Eingeborene muß lernen wollen. Das ist von großer Wichtigkeit. Nur so können wir ein Volk werden!“

(Boletim do CIMI, April 1980, Seite 36).

#### *Schlußfolgerung:*

1) Die Kongregation der Salesianer ist betroffen und sehr erbittert, daß das vierte Russell-Tribunal niemanden über die Anklage auf dem laufenden gehalten hat, weder den Bischofsprälaten von Rio Negro noch die Verantwortlichen der Salesianer-Kongregation, den Provinzial oder Generaloberen. Auch wurden keine Vertreter der Kongregation zu der Sitzung nach Rotterdam eingeladen. Objektiv gesehen ist es eine Verletzung der Menschenrechte, wenn die Kongregation oder die Prälatur angeklagt wird und keine Möglichkeit der Verteidigung eingeräumt ist.

2) Aus den oben abgeführten Klärungen ist ersichtlich, daß die Anklagen, die von dem Russell-Tribunal vorgebracht und von diesem angenommen wurden, der Grundlage entbehren und der wahren Situation im Gebiet am Rio Negro nicht gerecht werden, ja, in einigen Fällen handelt es sich um Verleumdungen. Insgesamt wird deutlich, daß keine ernste Prüfung des Sachverhaltes stattgefunden hat weder in Bezug auf die Glaubwürdigkeit des Anklägers und des Zeugen der Anklage noch in Bezug auf die Gültigkeit der Anklagen selbst. Wir bedauern ausdrücklich diesen Tatbestand, der gegen die Ehrenhaftigkeit des vierten Russell-Tribunals spricht, das sich, wie es erklärt, einsetzt für die Rechte der eingeborenen Völker in Amerika.

3) Die Salesianer erklären, daß sie redlicherweise offen sind für gerechte Kritik und gültige Vorschläge, die von Sachverständigen vorgetragen werden und mithelfen, ihre Arbeit zugunsten der Eingebore-

nen am Rio Negro zu verbessern. Sie erkennen dabei an, daß es sich dabei um eine niemals fertige und schwierige Aufgabe handelt, und daß eine ständige Revision notwendig ist, um die Methoden zu verbessern. Aber die Salesianer meinen auch, daß eine solche komplexe und schwierige Problematik in besonderer Weise jene Arbeitskräfte erfordert, die von der Liebe geleitet sind und hochherzig ihr eigenes Leben dafür hingeben. Es werden Kräfte gebraucht, die brüderlich das Leben der Eingeborenen zu teilen wissen, um mit ihnen den integralen Befreiungsprozeß zu verwirklichen, der fundamentales Recht eines jeden Menschen und eines jeden Volkes ist.

Rom, 15. Dezember 1980

#### KONTAKTGESPRÄCH ZWISCHEN DER DEUTSCHEN BISCHOFS- KONFERENZ UND DER VDO

Am 16. Dezember 1980 fand in Köln das vierte Kontaktgespräch zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und den Höheren Obern der Priesterorden (VDO) statt. Über die Gesprächsthemen informiert folgendes Protokoll (vgl. auch OK 21, 1980, 205).

#### Anwesend:

Erzbischof Kardinal DDr. Josef Höffner, Köln, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz; Bischof Dr. Klaus Hemmerle, Aachen, Vorsitzender der Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste; Weihbischof Matthias Defregger, München, Vorsitzender der Ständigen Arbeitsgruppe für Ordensfragen der KIV der DBK; Prälat Dr. Josef Homeyer, Bonn, Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz; Abt Dr. Anselm Schulz OSB, Schweiklberg, Erster Vorsitzender der VDO; P. Provinzial Dr. Paul Zepp SVD, St. Augustin, Zweiter Vorsitzender der VDO; P. Dr. Karl Siepen CSSR, Köln, Generalsekretär der VDO.

## Tagesordnung:

1. Bischöfe und Priesterorden nach dem Besuch des Heiligen Vaters in Deutschland (DBK und VDO nach dem Papstbesuch).
2. Weiterarbeit an der übernommenen Rahmenordnung für die Priesterbildung unter besonderer Berücksichtigung der 2. Stufe der II. Bildungsphase.
3. Schritte zur Verwirklichung im Kontakt zwischen Diözesanbischöfen und Ordensoberen auf Bistumsebene (Empfehlung 8 des Dokumentes der DBK für die Zusammenarbeit zwischen Bistümern und Ordensgemeinschaften).
4. Anteil von Beratern aus den Reihen der VDO in den Kommissionen der DBK angesichts des bevorstehenden Endes des ersten Quinquenniums.
5. Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit zwischen Missionsorden und Missionswerken (Projektpartnerschaft, Kirchenkollektiven).

Das vierte Kontaktgespräch zwischen den Vertretern der DBK und den Vertretern der VDO, das zunächst für den 25. 11. 1980 vereinbart worden war, wurde auf Bitten des Vorsitzenden der DBK mit Rücksicht auf den unmittelbar vorangehenden Besuch des Papstes (15.–19. 11.) auf den 16. Dezember 1980 verlegt. Eine schriftliche Einladung zum neuen Datum ist allen Mitgliedern des Kontaktgespräches in einem Schreiben des Sekretärs der DBK vom 28. 11. 1980 zugegangen. Darin ist auch die von den Teilnehmern aus den Reihen der VDO erbetene und rechtzeitig unterbreitete Tagesordnung enthalten, ausgenommen Top 1b.

Eingangs begrüßt der Vorsitzende der DBK, Herr Kardinal Höffner, die vollzählig erschienen Teilnehmer sehr herzlich und bittet um die Zustimmung, der vorgeschlagenen Tagesordnung im Ablauf des Gesprächs zu folgen. Danach werden alle Fragen in einem freimütigen Austausch erör-

tert, an dem sich die Mitglieder des Kontaktgespräches intensiv beteiligen.

### TOP 1

a) Der Vorsitzende der DBK eröffnet das Gespräch über Top 1a und nennt die Schwerpunkte. Im lebhaften Dialog haben alle Gelegenheit, ihre Scheweise gebührend zur Sprache zu bringen.

Die den Papstbesuch auswertenden gemeinsamen Überlegungen kreisen vor allem um die Konsequenzen, und zwar richtet sich das Augenmerk insbesondere auf die spirituellen Folgen des Papstbesuches.

Es herrscht volle Übereinstimmung darüber, daß die Kirche in Deutschland den Kairos nicht versäumen dürfe, wobei für das Kontaktgespräch zwischen Bischöfen und Obern der Priesterorden die Weiterarbeit und das vertiefte Bedenken der päpstlichen Anregungen für die Priester im Vordergrund steht. Ausgehend von der Predigt des Papstes im Dom zu Fulda und von seiner Ansprache an die DBK werden von den Gesprächsteilnehmern einschlägige Aspekte angeführt, die dazu geeignet sind, das gesamte Umfeld einer realistischen priesterlichen Spiritualität zu vertiefen. Im Verlauf des Austausches äußert der Vorsitzende der DBK mehrfach die Bitte, gerade die Priesterorden sollten aufgrund ihrer vielfältigen Mitarbeit in der Priesterseelsorge darum bemüht sein, alle jene Anregungen aufzugreifen und vor den Diözesanpriestern zu verdeutlichen, welche der Papst als Wegzeichen aufgerichtet hat. Die Gesprächsteilnehmer stimmen darin überein, daß es derzeit nicht genügt, alle den Sinn der priesterlichen Ehelosigkeit bestimmenden Motive mit besonderer Berücksichtigung der christologischen Komponente aufzuzeigen, sondern daß eine das ganze priesterliche Leben umgreifende Spiritualität geradezu existenznotwendig ist. Bezüglich der Dringlichkeit des Anliegens und hinsichtlich seiner wichtigsten Elemente besteht volle Übereinstimmung.

Die VDO-Teilnehmer erklären sich gern bereit, ihre Mitglieder und durch sie alle Ordenspriester auf die im Vorstehenden skizzierte Priorität ihrer Bemühungen im Dienst an den Diözesanpriestern eigens hinzuweisen und dazu zu ermutigen. Zudem ist die K IV der DBK derzeit ebenfalls mit Nachdruck darum bemüht, echte Hilfen in Form von konkreten Anregungen zum Gelingen der priesterlichen Existenz zu erarbeiten und anzubieten.

b) Der Vorsitzende der VDO spricht eine das Miteinander belastende Frage an und bittet die Teilnehmer der DBK, um eine hilfreiche Klärung bemüht zu sein.

Die Bitte der Orden (sie betrifft alle Geistlichen Gemeinschaften in der BRD, die deutsche Mitglieder als Missionskräfte im Ausland einsetzen) zielt auf eine Angleichung der den Missionsorden dankenswerterweise seit 1973 vom VDD gewährten Beiträge zur Altersversorgung der im Ausland wirkenden Missionskräfte.

Aufgrund eines Beschlusses der Vollversammlung der DBK vom 18./21. September 1972 und der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands am 4. Dezember 1972 zahlt der VDD seit dem 1.1.1973 an die Missionsorden zur Sicherung der Altersversorgung deutscher Missionskräfte Beiträge zur Altersversicherung (1973 = DM 108,- monatlich, seit 1976 = DM 126,-, seit 1978 = DM 132,-). Mit diesen Beiträgen wollte die DBK den Missionsorden die Möglichkeit geben, eine Basis der Altersversorgung für ihre Missionskräfte sicherzustellen und zugleich eine evtl. anfallende staatliche Nachversicherung abzudecken.

Der Beitrag zur Nachversicherung betrug 1973 = DM 82,80, 1976 = DM 111,60, 1978 = DM 133,20. Die Höhe dieses Betrages hängt ab von der Beitragsbemessungsgrenze, die staatlicherseits jährlich festgesetzt wird. Der Antrag des DKMR vom 5.1.1979 um eine weitere entsprechende Anhebung

der Beiträge ist bisher nicht entschieden worden, obwohl die Beiträge zur pflichtgemäßen Nachversicherung inzwischen dreimal erhöht wurden und heute DM 162,80 betragen.

Im Verlauf des Gesprächs werden aufgetretene Unklarheiten und mögliche Bedenken so weit abgeklärt, daß sich der Vorsitzende der DBK und die anderen Bischöflichen Mitglieder damit einverstanden erklären, daß die unmittelbar damit befaßten Gremien die anstehende Frage zur Entscheidung vorbereiten. Dabei sollen die Vertreter der Orden, insbesondere der Generalsekretär der VDO, der gleichzeitig Generalsekretär des DKMR ist, hinzugezogen werden.

Für die anstehende Entscheidung faßt der Vorsitzende der DBK abschließend zwei Ergebnisse des Austauschs als hilfreich zusammen; beide sind im Grunde korrelativ:

1. Alle Beiträge zur sogenannten Altersversicherung sind einzig und allein eine Form der Hilfe, welche die Kirche Deutschlands den Ordensgemeinschaften zukommen läßt, welche aufgrund ihrer Berufung zum unmittelbaren Missionsdienst Kräfte in die jungen Kirchen entsenden. So werden die Ordensgemeinschaften entlastet, da sie nach der eindeutigen ordens theologischen Deutung des Armutsgelübdes mit der Profeß ihrer Mitglieder die Sorge für deren Wohl auch in den Tagen des Alters und der Krankheit übernehmen. Diese Sorgepflicht besteht ganz unabhängig von der erbetenen Finanzhilfe. Die Zuschüsse, die der Verband der Diözesen gewährt, sind daher eine solidarische Hilfe – „nobile officium“ – der deutschen Ortskirche für ihre Missionskräfte in den missionarischen Orden. Sie werden keineswegs zu einem Vorwand mißbraucht, um das ursprüngliche Verständnis von Armut des einzelnen Ordensmitgliedes durch einen Schritt der Individualisierung aufzuweichen. Ein Beitrag zur Entlastung der Gemeinschaft tangiert den Verzicht auf

den selbständigen Umgang mit den zahlreichen Gütern, der mit der Probe geleistet wird, nicht.

2. In der bisher schon geübten Praxis spiegelt sich im Grunde nur das vom Vaticanum II und der Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland angenommene Verständnis von Mission. Die Missionare einer Ortskirche, auch die Angehörigen der Orden dieses Bistums bzw. dieses Landes, sind deren Vertreter. Sie verwirklichen konkret die Sendung, welche eigentlich der entsendenden Ortskirche insgesamt obliegt.

#### TOP 2

Der Vorsitzende der VDO berichtet über den Fortgang der Bemühungen. Nachdem die DBK die auf dem 3. Kontaktgespräch bereits genannten Bitten für eine erfolgreiche Durchführung der 2. Stufe der II. Bildungsphase (Studienurlaub und ordenseigene Pastorale Abschlußprüfung) im Verlauf des Studientages Orden, Frühjahr 1980, gebilligt hat, konzentrieren sich die Bemühungen innerhalb der VDO darauf, daß die verschiedenen ordenseigenen Träger intensiv kooperieren und auf diese Weise ein differenziertes Angebot ermöglicht wird, das eine erfolgreiche, den jungen Mitbrüdern nützliche Weiterbildung vor dem förmlichen Abschluß nach dem 10. Jahr einschließt. Offen sind bis auf weiteres die Aufgaben, welche die 3. Bildungsphase auch den Ordenspriestern stellt. Die Mitglieder der DBK nehmen das Erreichte zur Kenntnis.

#### TOP 3

Mittels eines freimütigen Austausches wird auch in dem den Top 3 betreffenden Anliegen unschwer Übereinstimmung erzielt. Zwar fehlt es zur Zeit noch an einer genauen Übersicht, ob und wie sich das Anliegen in den einzelnen Bistümern verwirklichen läßt, doch sind alle von der Notwendigkeit, ja Dringlichkeit überzeugt. Vor allem die

beiden Felder: Pastoral und Schule bzw. Internat werden als res mixtae künftig vorranglich werden.

Über das Gelingen wird eine auf beiden Seiten gleichermaßen dringliche intensive Vorbereitung letztlich entscheiden. Dabei wird von den Ordensobern erwartet, daß sie sich schon im Vorhinein auf eine gemeinsame Plattform als Gesprächsbasis einigen; ebenso sollen aber auch die Bistumsleitungen alle vorbereitenden Schritte so gestalten, daß sie die aktive Präsenz der Orden erkennbar wünschen.

Um dem Anliegen gebührenden Nachdruck zu verleihen, plant die KIV, in absehbarer Zeit zu prüfen, ob und wie das Anliegen der Empfehlung 8 in den verschiedenen Bistümern ernst genommen wird. Man sollte aber nicht übersehen, sondern es bejahen, daß eine gewisse Anlaufphase dazu erforderlich ist.

#### TOP 4

Der Vorsitzende der DBK stellt die Möglichkeit in Aussicht und die bischöflichen Mitglieder drücken ihre Zustimmung aus. Dabei sollen Berater aus den Orden besonders in jene bischöflichen Kommissionen berufen werden, die Aufgaben und Bereiche des kirchlichen Heildienstes behandeln, die zu den res mixtae zwischen Orden und Bistümern zählen.

Unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes in der Aufgabengliederung werden folgende Kommissionen genannt: K III (Pastoralkommission), K IV (Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste), K VII (Kommission für Erziehung und Schule), K VIII (Kommission für Fragen der Wissenschaft und Kultur), K X (Kommission für weltkirchliche Aufgaben). Derzeit hat nur die K IV formell Berater, die als Glieder der Ordensgemeinschaften darin wirken.

Im Interesse des eigentlichen Anliegens wird vereinbart, daß bei künftigen Berufen-

gen von Beratern sowohl die Ordensvereinigungen als auch der Höhere Obere der betreffenden Gemeinschaft auch insofern befragt werden sollen, ob ein zu berufener Ordensmann neben seiner fachlichen Qualität auch in der Lage ist, die spezifische Dimension der Orden in der Kirche angemessen zu berücksichtigen.

#### TOP 5

P. Provinzial Zepp, Leiter der VDO-Kommission Weltkirche und als solcher Mitglied der Arbeitskonferenz Weltkirche erläutert die beiden bereits in der Einladung genannten Problempunkte. Beide Gesprächspartner stimmen darin überein, daß eine Bereinigung der entstandenen Schwierigkeiten mittels der zuständigen Gremien eigentlich un schwer gelingen müßte.

So wird sich die Arbeitskonferenz Weltkirche des Anliegens der Projektpartnerschaft und des Anteils der Missionsorden daran nochmals annehmen. Dabei könnte der Konsens des gegenwärtigen Kontaktgesprächs auf eine positive Lösung nur förderlich einwirken.

Um in einigen Bistümern aufgetretene Schwierigkeiten wegen eines nicht präzisiert verstandenen Begriffs „Kirchenkollekte“ möglichst umgehend zu bereinigen, wird P. Zepp vom Vorsitzenden der DBK aufgefordert, unter Berufung auf die einhellige Meinung der Mitglieder des Kontaktgesprächs auf eine rasche Rücknahme bzw. die sachgerechte Interpretation einer Verlautbarung zu drängen.

Die Sitzung des 4. Kontaktgesprächs endet gegen 12.30 Uhr mit einem gemeinsamen Gebet und dem Dank des Vorsitzenden an die Teilnehmer. Der fortgeschrittene Advent legt es dabei nahe, auch die guten Wünsche für Weihnachten und zum Jahreswechsel miteinander auszutauschen.

Zuvor wird auf Bitten des Sekretärs der DBK der Termin des nächsten Kontaktgesprächs festgelegt. Man kommt überein,

sich wieder im Erzbischöflichen Haus in Köln zu treffen, und zwar am Mittwoch, dem 28. Oktober 1981, 10.00 Uhr.

### VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

#### 1. Kardinal Ratzinger – Religionsunterricht

In einem Brief an die Eltern von Schülerinnen und Schülern spricht der Münchner Erzbischof Kardinal Ratzinger zum neuen Lehrplan für den katholischen Religionsunterricht an Grund- und Hauptschulen, den es seit Beginn des Schuljahres 1979/80 gibt.

Religion befaßt sich mit dem, was dem Menschen Halt und Sinn für sein Leben gibt. Der katholische Religionsunterricht zeigt Wege und Hilfen dazu auf. Er will dem jungen Menschen eine geistige Grundhaltung und eine ganzheitliche Lebenshaltung mitgeben. Deshalb geht es ihm nicht nur um Wissensvermittlung, sondern auch um Gemüts- und Herzensbildung. Das Anliegen des Religionsunterrichts ist heute wie eh und je: mit dem Glauben vertraut machen.

Verändert haben sich allerdings die Bücher und die Art und Weise, Unterricht in der Schule zu halten. Der Religionsunterricht ist davon in ganz besonderer Weise betroffen.

Unsere Kinder verstehen oft gar nicht mehr, was unsere Glaubensaussagen meinen, weil sie den Glauben im Alltagsleben nur noch selten erfahren.

Nach Sinn und Wert des Lebens fragen: Der Religionsunterricht zeigt Ihrem Kind den Weg, die Welt als Ganzes zu verstehen.

Den Glauben einsichtig machen: Im Religionsunterricht lernt Ihr Kind den christlichen Glauben kennen, was er für unser heutiges Leben bedeutet, wie er es bereichert und vertieft, wo er in Frage stellt und neue Wege aufzeigt.

Gemeinsam glauben lernen: Im Religionsunterricht lernt Ihr Kind, was es mit der Kirche auf sich hat. Im Religionsunterricht will die Kirche nichts anderes, als „dem Menschen mit dem dienen, was sie ist und was sie hat“.

Was ein Lehrplan will, steht zunächst auf dem Papier. Es hängt alles davon ab, ob die Buchstaben mit Leben und Geist erfüllt werden. Lehrer wollen dazu ihr Bestes geben. Aber es kommt zuerst auf die Familie an, in der die Kinder groß werden. Die Einstellung der Eltern zu Religion und Glauben zählt noch mehr als der beste Lehrplan (MKKZ 2. 3. 80, S. 7).

## 2. Kardinal Ratzinger – Familie

Das Verhältnis der Geschlechter, die einander von Gott zugegeben sind, damit sie einander im Geschenk der Liebe das Land des Menschseins erschließen, verkehrt sich in den Krieg der Geschlechter, in die unübersteigliche Trennung, die Empörung und Feindschaft auslöst. Die Trennung der Geschlechtlichkeit von einer Liebe, die Treue ist, d. h. von Ehe und Familie, ist die Trennung der Menschen voneinander, die Zerstörung der Menschlichkeit. Sie ist auch die Trennung von Leib und Geist und von daher noch einmal Verneinung des Menschen: Das Geschlechtliche wird zum bloß biologischen Nebenbei; zur Sache, die man verkaufen kann. Wenn aber der Mensch seinen Körper zur verächtlichen Sache macht, dann wird er selbst zur Sache; dann wird er nicht frei, sondern dann wird er entwürdigt.

Mit der Zerstörung der Familie wird der Mensch nicht befreit, sondern es wird die entscheidende Voraussetzung aller Freiheit beseitigt. Denn dann gibt es ja nicht mehr den vom Schöpfer verbürgten eigenen Raum der Familie und ihr eigenes Recht. Dann gibt es nur noch die gegeneinander gewendeten einzelnen und die Allmacht des Staates oder der Partei, die nun die Rolle Gottes übernehmen und alles wissen und können, was der einzelne oder die Familie

nicht weiß und nicht kann. Der Angriff auf die Familie als die grundlegende Bastion der Freiheit des Menschen ist daher seit je die erste Waffe der Diktatur und derer, die die Diktatur wollen (MKKZ 11. 1. 81, S. 7).

## 3. Bischof Brems – Taufscheinchristen

„Eine schwere Last für die Kirche“ hat der Eichstätter Bischof Dr. Alois Brems die vielen Taufscheinchristen in seiner Silvesterpredigt genannt. Schwerer als lauter Protest wiege die stille Auswanderung aus der Kirche, die auch das kleinste Bistum in der Bundesrepublik erfaßt habe. Dies gehe alle an, die den Namen Christi tragen (KNA).

## AUS DEM BEREICH DER DEUTSCHEN DIÖZESEN

### 1. Bezirksversammlung

Das Bistum Limburg veröffentlichte am 15. Dezember 1979 einen Erlaß zur Änderung der Ordnung für die Konstituierung der Bezirksversammlung, für die Wahlen in die Bezirksversammlung und für die Benennung von Kandidaten für die Zuwahl in der Diözesanversammlung (Amtsblatt Limburg 1980, 165).

### 2. Pflichtbeiträge

Das Bistum Münster wurde am 8. November 1979 durch den Indult der Kleruskongregation ermächtigt, von allen aktiven und pensionierten Seelsorgsgeistlichen folgende Pflichtbeiträge zu erheben: 5% für die Diaspora, 3% für die Ruhegehaltskasse, 3% für das Haushälterinnenversorgungswerk (Amtsblatt Münster 1980, 25).

### 3. Dienstfahrten

Vorläufige Richtlinien des Bistums Aachen vom 1. August 1979 zur Durchführung einer Kostenerstattung für Dienstfahrten von Geistlichen und Laienangestellten im pastoralen Dienst mit eigenen PKW: Amtsblatt Aachen 1979, 80).

Erlaß des Bistums Augsburg vom 3. September 1979 zur Änderung der Sätze für die Wegstreckenentschädigung für privateigene anerkannte und nicht anerkannte Kraftfahrzeuge der Geistlichen und Laienangestellten: Amtsbl. Augsburg 1979, 340.

Erlaß des Bistums Fulda vom 24. Oktober 1979 zur Neuordnung des Kilometergeldes für Dienstfahrten: Amtsbl. Fulda 1979, 83.

Richtlinien des Erzbistums Freiburg vom 17. Dezember 1979 zur Regelung der Anschaffung und Benutzung von Dienstwagen sowie von privaten zum Dienstverkehr: Amtsblatt Freiburg 1980, 293.

Verordnung des Bistums Münster vom 10. Dezember 1979 über die Nutzung von Kraftfahrzeugen im dienstlichen Interesse und die Gewährung von Zuschüssen: Amtsblatt Münster 1980, 9.

#### KIRCHLICHE BERUFE

Das Informationszentrum „Berufe der Kirche“ (Schoferstraße 1, 7800 Freiburg) bietet ein Tischgebetbuch „Segne uns, Herr“ an (40 Seiten, 16 Bilder, Plastik-Einband); Preis: 3,-DM. „Bringt das Gebet in Eure Familien hinein! Eine Familie, die zusammen betet, hält auch zusammen.“ (Mutter Teresa).

Ferner werden 2 Sonderdrucke angeboten: Robert Schlund, Pastoral der geistlichen Berufe nach dem Konzil (Entwicklungslinien, Wegkreuzungen). – Heinz Schürmann, Christus als Lebensraum und als Lebensform (Grundlegung einer theologischen Ständelehre bei Paulus).

#### MISSION

Bildungsangebote für die Missionskräfte

Der DKMR bietet drei Studienwochen für Urlaubermisionare(innen) an: (1) 29. Juni

bis 9. Juli 1981 im Kardinal-Döpfner-Haus in Freising. (2) 20.–30. Juli 1981 im Bonifatiuskloster in Hünfeld. (3) 14.–24. September 1981 im Exerzitienheim Himmelsporten in Würzburg. Ausführliche Einzelprogramme können beim Generalsekretariat des Deutschen Katholischen Missionsrates, Kieler Straße 35, 5000 Köln 80, angefordert werden.

#### ÖKUMENISMUS

Kardinal Hermann Volk (77), Bischof von Mainz, Kardinal Joseph Ratzinger (53), Erzbischof von München und Freising, Bischof Friedrich Wetter (52) von Speyer, Bischof Paul-Werner Scheele (52) von Würzburg und Prälat Alois Klein (46), Mitglied des Vatikanischen Sekretariats für die Einheit der Christen, wurden von katholischer Seite in die Ökumenische Kommission berufen, die während der Begegnung des Papstes mit Vertretern des Rates der evangelischen Kirche in Deutschland vereinbart und jetzt gegründet wurde. Von evangelischer Seite wurden ebenfalls fünf Mitglieder in die Kommission berufen (KNA).

#### STAAT UND KIRCHE

##### 1. Beitragspflicht kirchlicher Friedhöfe

Urteil des Bundesverwaltungsgerichtes vom 4. Mai 1979 über die Beitragspflicht kirchlicher Friedhöfe (Deutsches Verwaltungsblatt 94, 1979, 748). – Leitsatz: Kirchliche Friedhöfe gehören zu den erschlossenen Grundstücken i.S. des § 131 Abs. 1 BBauG als auch zu den nach § 133 Abs. 1 Satz 1 und 2 BBauG der Beitragspflicht unterliegenden Grundstücken (im Anschluß an das Urteil vom 3. Juni 1971 – IV C 10.70–, Buchholz 406.11 § 133 BBauG Nr. 40). Verfassungsrecht steht einer Heranziehung der Träger kirchlicher Friedhöfe

nicht entgegen. Kirchliche Friedhöfe können ihrer Funktion wegen die Voraussetzungen für einen Billigkeitserlaß erfüllen.

## 2. Grunderwerbsteuer bei Bestellung eines Erbbaurechts

Urteil des Bundesfinanzhofs vom 9. August 1978 über die Grunderwerbssteuer bei Bestellung eines Erbbaurechts (NJW 32, 1979, 392). – Leitsatz:

1. Ein Rechtsgeschäft, das den Anspruch auf Bestellung eines Erbbaurechts begründet, unterliegt der Grunderwerbsteuer (BFH 91, 191).

2. Der in Bayern gebotene Ansatz des Kapitalwerts des Erbbauzins wird dort nicht durch den gemeinen Wert des Grundstücks begrenzt.

## 3. Hausverbot

Beschluß des Oberlandesgerichts Hamm vom 21. Dezember 1978 über die Erteilung eines Hausverbots durch den Schulleiter gegen einen Schüler (NJW 32, 1979, 728). – Leitsatz: Ein Schüler, dem vom Schulleiter ein unbefristetes Hausverbot mit der Folge, daß er nicht mehr am Schulunterricht teilnehmen darf, erteilt wird, kann wegen Hausfriedensbruch nach § 123 StGB dann nicht bestraft werden, wenn er im Zeitpunkt des Verstoßes gegen das Verbot noch jederzeit durch Einlegung des Widerspruchs die aufschiebende Wirkung der Anordnung herbeiführen kann.

## 4. Rechtsstellung eines „Lebensgefährten“

Urteil des Oberlandesgerichts Düsseldorf vom 10. April 1979 über die Rechtsstellung des „Lebensgefährten“ (Familienrechtszeitschrift 26, 1979, 581). – Leitsatz: Wenn ein Mann und eine Frau zusammenleben, ohne einander zu heiraten, besteht allein dadurch, daß sie einen gemeinsamen Haushalt führen und intime Beziehungen unterhalten, weder eine Gesellschaft noch ein gesellschaftsähnliches Verhältnis.

## 5. Entlassung aus dem kirchlichen Kindergarten

Urteil des Oberverwaltungsgerichtes Rheinland-Pfalz vom 28. November 1977 über die Entlassung eines Kindes aus einem kirchlichen Kindergarten (Zeitschrift f. ev. Kirchenrecht 24, 1979, 411). – Leitsatz: Die Kirchen wirken als Träger eines Kindergartens in ihrem eigenen Aufgabenbereich; für Klagen gegen die Entlassung eines Kindes aus einem kirchlichen Kindergarten ist deshalb nicht der Rechtsweg zu den Verwaltungsgerichten eröffnet.

## 6. Gestaltung des Religionsunterrichts

Beschluß des Oberverwaltungsgerichtes Koblenz vom 14. September 1978 über die innere Gestaltung des Religionsunterrichts durch die Kirchen (NJW 32, 1979, 941). – Leitsatz: Die Schule kann evangelische oder katholische Schüler der reformierten Oberstufe des Gymnasiums vom Religionsunterricht des anderen Bekenntnisses fernhalten, ohne daß die Voraussetzungen für diese Maßnahmen rechtssatzförmig geregelt sein müssen. Die Beschränkung des Teilnahmeanspruchs ist vielmehr durch Art. 7 III 2 GG i. V. mit den Äußerungen der beiden großen Kirchen in dieser Frage hinreichend legitimiert.

## 7. Einschulung evangelischer Kinder in eine katholische Bekenntnisschule

Beschluß des Oberverwaltungsgerichtes Münster vom 31. August 1978 über die Einschulung evangelischer Kinder in eine katholische Bekenntnisgrundschule (NJW 32, 1979, 942). – Begründungen:

Evangelischen Erziehungsberechtigten steht ein materiell-rechtlicher Anspruch auf Aufnahme ihrer Kinder in die katholische Bekenntnisgrundschule zu. Rechtsgrundlage für diesen Anspruch ist der § 26 I NRWSchulOG. Danach steht den Erzie-

hungsberechtigten die Wahl der Schulart zu Beginn eines jeden Schuljahres frei, wenn in einer Gemeinde verschiedene Schularten bestehen. Der Begriff der Schulart i. S. des § 26 NRWSchulOG erfaßt bei öffentlichen Grundschulen die Gemeinschafts-, Bekenntnis- und Weltanschauungsschulen. Die durch § 26 I NRWSchulOG gewährleistete Wahlfreiheit kann allerdings im Einzelfall durch die mit Art. 12 VI 2 NRWVerf. wörtlich übereinstimmende Vorschrift des § 20 S. 1 NRWSchulOG begrenzt sein, wonach in Bekenntnisschulen „Kinder des katholischen oder des evangelischen Glaubens oder einer anderen Religionsgemeinschaft nach den Grundsätzen des betreffenden Bekenntnisses unterrichtet und erzogen“ werden.

#### 8. Friedhofsgebühren

Urteil des Oberverwaltungsgerichts Münster vom 23. Oktober 1978 über die Unzulässigkeit von Auswärtigenzuschlägen bei Friedhofsgebühren (NJW 32, 1979, 565). – Leitsatz: In Gebührensatzungen für kommunale Friedhöfe dürfen die Benutzungsgebühren nicht um sogenannte Auswärtigenzuschläge erhöht werden.

#### 9. Konkursfähigkeit der Kirchen

Urteil des Sozialgerichts Hildesheim vom 11. Dezember 1978 über die Konkursfähigkeit der Kirchen (Zeitschrift f. ev. Kirchenrecht 24, 1979, 413). Leitsatz: Kirchen als Körperschaften des öffentlichen Rechts sind nicht konkursfähig, sie können daher zur Umlage für das Konkursausfallgeld nicht herangezogen werden.

### PERSONALNACHRICHTEN

#### 1. Neue Ordensobere

Nach Ablauf der neunjährigen Amtszeit von Pater Dr. Johannes Gerhartz SJ als Provinzial der Niederdeutschen und der Norddeutschen Provinz der Jesuiten wurde am

1. Januar 1981 der bisherige Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, P. Rolf Dietrich Pfahl SJ, als neuer Provinzial der Norddeutschen Provinz SJ eingeführt.

Am 18. Februar 1981 wurde P. Norbert Böhr OMI zum neuen Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Oblaten ernannt. P. Böhr ist Nachfolger von P. Provinzial Bernd Ferkinghoff OMI, der zum Generalrat der Kongregation gewählt worden ist.

Zum neuen Generalobern der Portugiesischen Missionsgesellschaft wurde P. Manuel Augusto Trindade gewählt. Die 1930 gegründete Missionsgesellschaft zählt 148 Mitglieder.

Am 10. Oktober 1980 wurde P. Francisco Javier Ruiz Pasqual zum neuen Generalprior der Augustiner Rekollekten gewählt. Der Orden (gegründet 1588) zählt 1272 Mitglieder.

Am 16. Oktober 1980 wurde P. Sisto Caccia zum neuen Generalsuperior der Missionare vom Hl. Karl (Scalabrinianer) gewählt. Die 1887 für die italienischen Auswanderer gegründete Kongregation hat 768 Mitglieder.

Die Franziskanerbrüder vom Hl. Kreuz (Waldbreitbach) wählten am 16. Oktober 1980 Fr. Hieronymus Roeger zum neuen Generalobern. Die Brüdergemeinschaft zählt 86 Mitglieder und 8 Niederlassungen.

Die Kongregation der Dienerinnen der Makellosen Jungfrau Maria (orientalischer Ritus) wählte die 56jährige Kanadierin Sr. Francisca Eudochia Bybliv zur neuen Generaloberin. Die Kongregation zählt etwas über 1000 Schwestern (SICO nn. 415/416, S. 13).

Die Kongregation der Söhne der Hl. Familie (Barcelona, Spanien) wählte P. José Maria Blanquet zum neuen Generalsuperior. Die Kongregation (gegr. 1864) zählt 178 Mitglieder, davon 123 Priester.

## 2. Berufung in die Hierarchie

Der frühere Generalobere der Xaverianer-Missionare (bis 1977), Giovanni Gazza SX, wurde am 24. November 1980 zum Bischof von Aversa (Süditalien) ernannt.

Bischof Karl Hesse MSC aus Voßwinkel, bisher Weihbischof von Rabaul, wurde zum Bischof von Kavieng (Papua-New-Guinea) ernannt. Die Amtsübernahme war im Januar 1981.

## 3. Berufungen und Ernennungen

Auf dem Generalkapitel der Hünfelder Oblaten wurde am 2. Dezember 1980 P. Provinzial Bernhard Ferkinghoff OMI zum Generalrat für die Region Europa gewählt. Am 24. Dezember 1980 ist er aus dem Amt als Provinzial der deutschen Provinz ausgeschieden, um seine neue Aufgabe in Rom zu übernehmen.

Anstelle von P. Lucio Migliaccio OMD wurde am 25. Oktober 1980 durch die Union der Generalobern (USG) der Generalobere der Kamillianer, P. Calisto Vendrame, in den Rat der USG gewählt (vgl. OK 20, 1979, 330).

Papst Johannes Paul II. hat am 17. Januar 1981 den Kapuziner P. Raniero Cantalamessa zum Konsultor der Kongregation für die Glaubensverbreitung ernannt (Fides).

Bruder Edouard Sami Martin Sabaneh FSC wurde am 14. November 1980 zum Abteilungsleiter für den Islam im Päpstlichen Sekretariat für die Nicht-Christen ernannt (AAS 72, 1980, 1175)

John A. Collins (50), Redemptoristenpater und Dozent an der Schule der US Air Force für Militärpfarrer, wurde zum Brigadegeneral befördert und zugleich zum stellvertretenden Chef des Korps der Luftwaffen-Militärpfarrer in Washington ernannt (KNA).

Der Rat der Union der Generalobern hat den Generalprior der Beschulten Karmeli-

ter, P. Falco Thuis O.Carm., zum neuen Vorsitzenden der Kommission „Iustitia et Pax“ ernannt.

## 4. Heimgang

Wenige Monate nach Niederlegung seines Amtes als Abt der Benediktiner-Abtei Kornelimünster starb am 18. Dezember 1980 im Alter von fast 62 Jahren Abt Dr. Berthold Simons OSB (vgl. OK 22, 1981, 81).

Am 11. Januar starb im Alter von 80 Jahren in Köln P. Heinrich Hack CSSp. Der Verstorbene war am 8. März 1900 in Ripsdorf in der Eifel geboren. Am 25. März 1922 schloß er sich der Kongregation vom Heiligen Geist an und empfing am 11. April 1926 die Priesterweihe. Von 1954–1962 leitete P. Hack als Provinzial die Deutsche Provinz der Spiritaner. Im Jahre 1956 übernahm er den Vorsitz der VDO, den er bis 1962 innehatte. Von 1962–1968 war er als Mitglied des Generalrates in Paris und Rom stellvertretender Generaloberer seiner Kongregation. Nach seiner Rückkehr aus Rom übernahm er eine Religionslehrerstelle und war zugleich bis zu seinem Tode Hausgeistlicher der Augustinerinnen in Königsdorf bei Köln.

Am 13. Februar starb in Rom P. Aniceto Fernandez Alonso OP, Generalmeister des Dominikanerordens von 1962 bis 1974 und 82. Nachfolger des hl. Dominikus. Der Verstorbene war 1895 in Spanien geboren. 1913 trat er in den Dominikanerorden ein und wurde 1921 zum Priester geweiht. Vor seiner Wahl zum Generalmeister war P. Fernandez 18 Jahre lang Professor am Angelicum in Rom, 12 Jahre Provinzial in Spanien und Generalvikar. Der Verstorbene war einer der markanten Konzilsväter des 2. Vaticanums.

Am 23. Dezember 1980 starb in Rom Don Bartolomeo Quetglas CR, Generaloberer der Theatiner von 1971 bis 1977 und zuletzt Generalprokurator seines Ordens. Der Verstorbene war 1911 auf der Insel Mallorca (Spanien) geboren. 1928 trat er

bei den Theatinern ein und wurde 1937 zum Priester geweiht. Vor seiner Wahl zum Generaloberen war P. Quetglas hauptsächlich in der Erziehung der Novizen und Studenten tätig; seit 1951 war ihm der Aufbau einer Provinz seines Ordens in den USA übertragen, deren erster Provinzial er 1960 wurde.

Am 5. Dezember 1980 starb in Rom, im Alter von 65 Jahren, der Generaloberer der Kongregation Don Guanella, P. Olimpio Giampedraglia. Der Verstorbene war seit 1970 Generaloberer.

Am 10. Oktober 1980 starb in Bodmin (England), im Alter von 66 Jahren, Don Anthony Bull. Der Verstorbene war von 1970 bis 1976 Generalabt der Lateranensischen Augustiner-Chorherren und anschließend Abt-Primas der Konföderation der Augustiner-Chorherren. 1979 war er zugleich zum Delegierten Generaloberen des Ordens der Regular-Kanoniker vom Heiligen Kreuz ernannt worden. Für diesen 1131 gegründeten und 1979 wiedererrichteten Orden hat der Heilige Stuhl nun den Altbischof von Leiria, Mons. Venancio Joao Pereira, zum Delegierten Generaloberen ernannt (Annuario Pontificio 1981, 1207).

P. Johannes Hirschmann SJ, Gesellschaftswissenschaftler und Theologe von der Jesuitenhochschule St. Georgen in Frankfurt, verstarb am 8. Februar im Alter von 73 Jahren in Duisburg. P. Hirschmann war maßgebend mitbeteiligt an der Gründung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und bei der Wiederbelebung der katholischen Verbandsarbeit nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (KNA).

Am 12. März 1981 starb im Alter von 77 Jahren Pater DDr. Alois Guggenberger C.Ss.R. Der Verstorbene hat durch Jahrzehnte an der phil.-theol. Ordenshochschule der Redemptoristen in Gars am Inn Philosophie doziert. Durch seine Veröffentlichungen und durch seine zahlreichen Vorträge war er in Deutschland und darüber hinaus bekannt. Wie wenige andere hat Pater Guggenberger vielen das Verständnis für die Weltsicht des P. Pierre Teilhard de Chardin erschlossen. Seine Philosophie war nie abstrakt oder gar lebensfremd. Er philosophierte mit dem Blick auf das Leben und den Dienst am Menschen.

*Joseph Pfab*

# Neue Bücher

## Bericht

### Hinführungen und Hilfen für den Umgang mit der Heiligen Schrift

Vorgestellt von Heinz Giesen C.Ss.R., Hennef/Sieg

Seit Abfassung der letzten Schrift des Neuen Testaments sind nunmehr fast 1900 Jahre vergangen. Die Denkweise, Voraussetzungen und Gewohnheiten der Menschen haben sich im Laufe der Zeit in vielerlei Hinsicht verändert. Deshalb ist es kein Wunder, daß vieles in den Heiligen Schriften nicht ohne sachkundige Einführung verstanden werden kann. Die Bibelwissenschaft sucht mehr und mehr die Umwelt des alttestamentlichen und neutestamentlichen Schrifttums, seinen soziokulturellen Hintergrund und die Art und Weise des jeweiligen schriftstellerischen Vorgehens zu erschließen. Da die Bibel nicht einem esoterischen Kreis von Gelehrten vorbehalten sein darf, weil sie Gotteswort an alle Menschen enthält, ist es erfreulich, daß die Ergebnisse der Forschung immer wieder einem weiteren Publikum vorgestellt werden. Diesem Ziel dient auch die Reihe „Biblische Basisbücher“, von denen bislang zwei Bände vorliegen, die zunächst vorzustellen sind.

B. Lang<sup>1)</sup> führt in die kritische Lektüre der Bibel ein. Im ersten Teil seines Buches erfährt der Leser, wie die Schriften entstanden sind und wie sich allmählich im Judentum wie im Christentum ein Kanon Heiliger Schriften herausgebildet hat. Informiert wird auch über die Ursprachen der Bibel und über das Problem der Übersetzungen sowie über die Auswertung biblischer Handschriften. Der zweite Teil macht mit den Ergebnissen, Arbeitsweisen und der Geschichte der historisch kritischen Methode vertraut. Dazu gehört auch die Problematik einer Rückfrage nach dem historischen Jesus. Aus der Umwelt der Bibel werden z. B. der Codex Hammurabi sowie jüdische Gruppen (Qumrangemeinde, Pharisäer etc.) und deren Bedeutung herausgestellt. Selbst über die besondere Art der Todesstrafe durch Kreuzigung in der Antike wird der Leser unterrichtet. Ein besonderes Augenmerk gilt auch dem Verhältnis von kritischer Exegese und katholischer Kirche, die sich offiziell erst spät zur modernen Bibelwissenschaft bekannte. Den Wert kritischer Lektüre der Bibel für die Kirche als ganzer und für jeden einzelnen Christen betont L. im letzten Teil des Buches. Dabei spricht er von der oft geäußerten Skepsis gegenüber der Bibelwissenschaft, die sich etwa in der Frage äußert, was denn nun noch zu glauben sei. Aber auch die Schwierigkeiten eines veränderten Weltbilds (Entmythologisierung) und der Tatsache, daß Gotteswort immer nur in Menschenwort (Inspiration) zugänglich ist, kommen zur Sprache. Schließlich behandelt L. die ethischen Weisungen der Bibel sowie die besonderen Probleme im Umgang mit Schriften des Alten Testaments.

Dem Vf. gelingt es in hervorragender Weise, selbst schwierige Fragen der Bibelwissenschaft so aufzubereiten, daß der moderne Leser das Buch mit Gewinn und wegen des flüssigen Stils auch nicht ohne eine gewisse Spannung lesen kann. Komplizierte Sachverhalte werden zwar nicht vereinfacht, aber in einer Weise dargestellt, daß dem Leser, für den das Buch vor allem bestimmt ist, dem Nichtfachmann nämlich, ein guter Zugang zum Verständnis der Bibel geboten wird.

---

<sup>1)</sup> LANG, Bernhard: *Ein Buch wie kein anderes*. Einführung in die kritische Lektüre der Bibel. Reihe: Biblische Basis-Bücher, Bd. 3. Stuttgart 1980: Verlag Kath. Bibelwerk i. Gem. m. d. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer. 241 s., kt., DM 26,-.

O. Knoch<sup>2)</sup> legt in dem zweiten nun vorliegenden Band der „Biblischen Basisbücher“ im wesentlichen die gängigen Einleitungsfragen des Neuen Testaments dar. Das Werden des Neuen Testaments von den Anfängen der mündlichen apostolischen Verkündigung bis hin zur Schriftwerdung und Kanonbildung wird im einleitenden Kapitel nachgezeichnet. Nach einer Kurzinformation über das Griechisch des Neuen Testaments diskutiert er die üblichen Einleitungsfragen. In einem ersten Abschnitt behandelt er die sogenannten Geschichtsbücher (Evangelien, Apostelgeschichte). Im Zusammenhang mit den drei ersten Evangelien bespricht er auch die synoptische Frage, wobei er sich für die Zweiquellentheorie entscheidet, die sicherlich die beste Lösung des Problems bietet.

Im zweiten Abschnitt beschäftigt sich K. mit der neutestamentlichen Briefliteratur. Bevor er die Paulusbriefe und deren Abfassungsverhältnisse darstellt, sagt er einiges Wissenswerte über den Brief als Literaturform. Bei der Frage nach der Echtheit und Einheitlichkeit der im Corpus Paulinum gesammelten Briefe urteilt K. sehr zurückhaltend. Abgesehen vom Hebräerbrief, der auf einen gut gebildeten Theologen zurückzuführen ist, hält er nur die Pastoralbriefe und den Epheserbrief für Pseudographien. Daß der Kolosser- und Zweite Thessalonicherbrief von Paulus verfaßt sein könnten, hält er dagegen für durchaus wahrscheinlich. Paulus habe nach dem Zeugnis der Korintherbriefe vier Korintherbriefe geschrieben. Neben den uns überkommenen beiden Korintherbriefen habe es noch den „Unzuchtsbrief“ nach 1 Kor 5,9f und den „Tränenbrief“ nach 2 Kor 2,4 gegeben. Extreme Teilungshypothesen werden nicht einmal erwähnt. Die „Katholischen Briefe“, die sich nicht an einzelne Gemeinden, sondern an die ganze Kirche richten, werden als zweite Gruppe von Briefen vorgestellt. Erstaunlicherweise nimmt K. sowohl für den Jakobus- als auch für den Judasbrief an, daß sie durchaus vom jeweiligen Herrenbruder geschrieben sein könnten. Die Tatsache, daß zwei Briefe unter dem Namen des Petrus überliefert sind, wertet K. mit Recht dahingehend, daß Petrus zur Zeit der Abfassungszeit der Briefe große Autorität in der Gesamtkirche besaß. Die Johannesbriefe glaubt K. demselben Verfasser zuschreiben zu können, der auch das Johannesevangelium verfaßt habe. Im Zusammenhang mit dem vierten Evangelium diskutiert er mehrere Möglichkeiten der Verfasserschaft, ohne sich jedoch auf eine dieser Möglichkeiten festzulegen. Abschließend geht K. auf das „prophetische Buch“ des Neuen Testaments, die Offenbarung des Johannes, ein. Er erörtert die literarische Eigenart des letzten Buches der Bibel und vergleicht es mit seinen frühjüdischen Parallelen, wobei er das Unterscheidende herausstellt, das das letzte Buch des Neuen Testaments zu einem Christusbuch macht.

Alles in allem erhält der Leser eine gute Einführung in die neutestamentlichen Schriften, die dazu beitragen kann, das Eigentliche des Neuen Testaments, nämlich den Zugang zu Gott in Jesus Christus, zu gewinnen.

Mit der Behandlung der Passionsgeschichte schließt das als Studienhilfe gedachte Werk R. Peschs und R. Kratz' „So liest man synoptisch“<sup>3)</sup>. Nach dem Urteil der beiden Verfasser setzt die Passionsgeschichte bei Mk 8,27 ein. Im sechsten Teilband verfolgen die Vf. die vor-

2) KNOCH, Otto: *Begegnung wird Zeugnis*. Werden und Wesen des neuen Testaments. Reihe: Biblische Basis-Bücher, Bd. 6. Stuttgart 1980: Verlag Kath. Bibelwerk i. Gem. m. d. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer. 260 S., kt., DM 26,-.

3) PESCH, Rudolf – KRATZ, Reinhard: *So liest man synoptisch*. Anleitung und Kommentar zum Studium der synoptischen Evangelien, Bd. 6 + 7: Passionsgeschichte, Teil 1 + 2. Frankfurt 1979/80: Verlag J. Knecht. Bd. 6: 112 S., br., DM 16,80; Bd. 7: 175 S., br., DM 23,-.

markinische Passionsgeschichte, soweit sie sich in Mk 8,27–13,37 rekonstruieren läßt. Die als markinische Einschübe betrachteten Stücke bleiben unkommentiert. Der Leser wird schon dadurch darauf aufmerksam, daß die fortlaufende Numerierung der Perikopen nach der Patmosynopse dann jeweils eine Lücke aufweist. Da es sich um eine Hilfe zum Studium der Synoptiker handelt, versteht sich von selbst, daß die synoptischen Parallelen jeweils mitbehandelt werden, wobei deren besondere Aussageabsicht herausgearbeitet wird. Ein Exkurs am Ende des Teilbands faßt die von den Vf. vorausgesetzte Rekonstruktion, die R. Pesch genauer in seinem Markuskommentar (Bd. 2) begründet hat, zusammen.

Im siebten Teilband kommentieren die Vf. die Passionsgeschichte des Markustextes von 14,1–16,8, der sich nach ihrer Auffassung völlig mit der vormarkinischen Passionsgeschichte deckt. Daß eine solche Auffassung stark hypothetisch ist, muß nicht eigens betont werden. Neben der Kommentierung der Seitenreferenten Matthäus und Lukas sowie des johanneischen Textes werden auch weitere neutestamentliche Texte, die die Passionstradition widerspiegeln, miteinbezogen, zuweilen auch der Text eines Kirchenvaters oder eines apokryphen Evangeliums. Als Arbeitsbuch geben beide Teilbände wie die 5 vorangegangenen Anweisungen zur Selbsterarbeitung von Texten. In je einem Exkurs werden die besondere Aussageabsicht der matthäischen und lukanischen Passionsgeschichte dargestellt. Die Literaturhinweise am Ende der beiden Teilbände beziehen sich nur auf Veröffentlichungen der beiden Verfasser, bei der Kommentierung werden allerdings auch andere Autoren angeführt.

Insgesamt bietet das nunmehr abgeschlossene Werk eine wertvolle Hilfe zum Studium der Synoptiker, auch wenn man in manchen Einzelheiten, insbesondere auch über Umfang und Alter der vormarkinischen Passionsgeschichte, anderer Auffassung sein kann.

Das „Synoptische Arbeitsbuch zu den Evangelien“<sup>4)</sup> bietet drei fortlaufende Synopsen und eine Wortkorkordanz, die alle wichtigen Begriffe in den synoptischen Evangelien mit den entsprechenden Stellenangaben aufführt. Um ein solches Wörterverzeichnis möglich zu machen, war es notwendig, alle griechischen Wörter des neuen Testaments mit entsprechend gleichen deutschen Wörtern wiederzugeben. Bei der Übersetzung wurde auch die Satzstruktur und die Wortfolge des griechischen Textes beibehalten. Bei einem solchen Vorgehen lassen sich sprachliche Härten im Deutschen nicht vermeiden, der Vorteil liegt jedoch auf der Hand: Auch jene, die nicht der griechischen Sprache mächtig sind, können möglichst nahe an die ursprüngliche Sprachgestalt der synoptischen Evangelien herangeführt werden. Eine derartige Übersetzung fehlte bisher im deutschen Sprachraum. Zur besseren Übersicht ist das Evangelium, das jeweils als Leitfaden gilt, auf grauem Hintergrund gedruckt. Die Parallelen der beiden anderen Synoptiker wie des Johannesevangeliums sind ebenso abgedruckt wie die des apokryphen Thomasevangeliums.

Mit dem „Synoptischen Arbeitsbuch“ ist uns sicherlich ein gutes Arbeitsinstrument in die Hand gegeben, das sich besonders gut eignet in all den Kreisen, die sich um die synoptischen Evangelien mühen, aber nicht auf den griechischen Urtext zurückgreifen können. Für Bibelkreise und Veranstaltungen der Erwachsenenbildung, aber auch für den Religionsunterricht ist das Arbeitsbuch deshalb nachdrücklich zu empfehlen.

<sup>4)</sup> *Synoptisches Arbeitsbuch zu den Evangelien*. Bearbeitet u. neu übersetzt von Rudolf PESCH in Zusammenarbeit mit Ulrich Wilckens und Reinhard Kratz. Zürich, Einsiedeln, Köln 1980: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Gütersloher Verlagshaus G. Mohn, Gütersloh. 4 Einzelbände im Schubert, ca. 296 S., DM 58,-.

Innerhalb unseres Berichtes zu neueren Hilfen für das Verständnis des neuen Testaments und der Bibel überhaupt konnten wir nur auf wesentliche Dinge aufmerksam machen. Alle vier vorgestellten Bücher können auf ihre Weise einen Beitrag zum besseren Verstehen der Bibel leisten.

## Besprechungen

SCHELLENBERGER, Bernardin: *Ein anderes Leben*. Was ein Mönch erfährt. Freiburg 1980: Verlag Herder. 136 S., geb., DM 16,80.

Erich Kock beschließt sein Nachwort zu diesem Buch: „Darum erhoffe ich ihm viele sorgfältige Leser“ (135). Diesem Wunsch kann sich Rez. vorbehaltlos anschließen. Das Buch verdient mehr Aufmerksamkeit. Man sollte es sorgfältig und kritisch lesen. Hier stellt sich ein Ordensmann, Trappist in Mariawald, den entscheidenden Fragen nach Möglichkeit, Sinn und Wahrheit authentischer Christusbachfolge im Kloster. Diese Fragen sind nicht neu, gewiß, aber selten findet sich in den gängigen Veröffentlichungen über Ordensleben heute eine derart radikale, nüchterne, unverblümete Bestandsaufnahme, selten wagen Autoren einen so offenen Vergleich zwischen Anspruch und Wirklichkeit derzeit beobachtbarer Kloster- und Christenpraxis. Dabei kommt es nicht zur plumpen Aufdeckung von Versagen und Mängel, es fehlt jede Polemik, jeder Groll. Schellenberger dringt bis zu dem Punkt vor, wo Ordensleben an den Nerv geht, er räumt Klischees beiseite, entlarvt fragwürdige Ideale, sperrt sich gegen die permanente Positivfolie, die Christen und zumal Ordensleute sich gerne unterschieben lassen, vor der dann die tatsächliche Christlichkeit oberflächlich und wenig begeisternd wirkt. Begeisterung für Ordensleben schafft dieses Buch kaum. Dazu ist es zu unbequem, weist es zu wenig an frommem Programm auf. Die Ausführungen, eigenwillig oft und sehr subjektiv, der persönlichen Erfahrung und Geschichte des Autors entwachsen, aber stets glaubwürdig, decken den Kern auf, wo Mönch- und Christsein sich bewähren muß. Der Gläubige als Pilger, in der Unbehaustheit aufgrund der Vorläufigkeit der Erfüllung seiner Existenz, als Fremdling und prophetische Erscheinung, als Wartender und ins Leiden Christi Hineingenommener – all das gilt es tatsächlich wieder zu bedenken, wenn nach der Wahrheit des Mönch- und Christseins gefragt wird. Fragen wirft dieses Buch viele auf, auch Richtungen werden angezeigt, wo eine Antwort zu suchen ist. Der Leser wird sich aufgefordert, aber auch ermutigt erfahren, die Antwort für sich zu finden. – Dieses Buch ist in erster Linie für Ordensleute geschrieben; von diesen sollte es gelesen, diskutiert werden. Viele Überlegungen aber betreffen die Substanz des Christseins überhaupt, sind exemplarisch auf Ordensleben hin gesagt und meinen christliche Existenz überhaupt. Deshalb sind diesem Buch viele kritische Leser auch außerhalb des Bereichs der Klöster und Orden zu wünschen.

M. Hugoth

HOLZHERR, Georg: *Die Benediktsregel*. Eine Anleitung zu christlichem Leben. Zürich, Einsiedeln, Köln 1980: Benziger Verlag. 370 S., br., DM 24,80.

*Benedictus*. Eine Bild-Biographie. Hrsg. u. eingeleitet v. Emmanuel JUNGCLAUSSEN mit Bildern v. Claudio PASTRO. Regensburg 1980: Verlag Fr. Pustet. 144 S., geb., DM 34,-.

Als Nachtrag zum vergangenen Benediktus-Jahr ist noch auf zwei Bücher hinzuweisen, die beide für je verschiedene, bestimmte Leserinteressen beachtenswert sind. Der Abt von Einsiedeln legt eine Übersetzung der Regula Benedicti samt einem ausführlichen Kommentar vor. Dieses Buch ist wohl eher für Nicht-Benediktiner gedacht. „Die Regel ist eine Kurzfassung der heiligen Schrift. . . . Die geistliche Lehre der Regel ist weitgehend identisch mit der altkirchlichen Spiritualität überhaupt. . .“ (Einführung, S. 9). So hofft der Vf. „. . . daß aus den Wurzeln der Benediktusregel spirituelle Lebenskräfte der frühen, ungeteilten Christenheit in unsere Gegenwart hineinfließen“ (ebd., 10). So dürfen wohl auch einige Beobachtungen aus „nichtbenediktinischer Sicht“ zum Buch gemacht werden. Der Regeltex selbst liest sich gut und flüssig. Schriftzitate sind durch Hervorhebung gekennzeichnet. Dem historisch Interessierten wird der mit großer Beharrlichkeit durchgehal-

tene Vergleich mit anderen Quellen zum altkirchlichen Möchtum (Augustinusregel, Basiliusregel, Pachomius, Kassian) sowie vor allem mit der Regula Magistri vielerlei Aufschluß bringen, gleichzeitig auch – im Vergleich mit dem Magister – die oft gerühmte Ausgewogenheit Benedikts deutlich machen. Dennoch bleibt ein deutliches Unbehagen. Gewiß sagt Vf. vorweg: „Gegenwartsfragen diskutiere ich nicht ausdrücklich“ (10). Dies ist, wie ich meine, doch ein ebensolcher Mangel wie die Tatsache, daß auch eine Hermeneutik der Umsetzung ins Heute nicht versucht wird. Was soll ein Mensch von heute aber ohne Hilfe anfangen mit Stellen über das Lachen (Kap 7), die Ausschlußpraxis (24–27), die Sakralisierung des Alltäglichen (31,10) die Bestrafung von Fehlern im Oratorium (45) und die Kontrollen (56,16) zusammen mit anderen Vorschriften wie das Offenbaren des Inneren an den Abt (7,44–48), d. h. ohne Trennung von forum internum und forum externum? Schließlich bildet die berühmte Legende über den von Benedikts Schwester Scholastika erbetenen Regen schon ein wichtiges kritisches Potential gegenüber manchen Zügen des Menschenbildes der Regula, die ohne behutsame und methodisch geklärte Erschließung befremden müssen, wenn anders die Leitlinien aus *Perfectae Caritatis* (nr. 2 und 3) nicht schon wieder außer Kraft sind. . . Innerhalb solcher Zusammenhänge dienen Bücher wie das von C. Bamberg (Rez. ist erfolgt) dem Anliegen eines Benedikts-Jahres wohl sehr viel besser. Daß Vf. für die Umsetzung in die Gegenwart auf das Buch von W. Nigg verweist (von uns besprochen), erstaunt einmal mehr. . . Herzerfrischend wirkt dagegen die von E. Jungclaussen besorgte Neuausgabe des zweiten Buches der Dialoge Gregors d. Gr., einer Biographie, freilich eigener Art. Der brasilianische Künstler C. Pasto hat in guter Naivität illustriert, was Gregor erzählt – Textgestaltung und Bilder passen zusammen. Ich halte auch die Einführung des Vf. zu Gregors Dialogen für sehr hilfreich und gut gelungen. Hier wird der nicht-eingeweihte Leser wirklich abgeholt und ein Stück weitergeführt. Dem Leser sei angeraten, die einzelnen Abschnitte einmal in der Reihenfolge der Aufschlüsselung zu lesen, wie Jungclaussen sie vorstellt, dann entsteht ein plastisches Bild, das noch durch das gute Inhaltsverzeichnis (25ff.) vertieft wird. Dieses „Bild-Biographie“ genannte, Buch wird wohl nicht wenige dankbare Leser und Betrachter finden.

P. Lippert

GRAEF, Hilda: *Edith Stein. Zeugnis des vernichteten Lebens*. Freiburg 1979: Verlag Herder. 320 S., geb., DM 29,80.

STEIN, Edith: *In der Kraft des Kreuzes*. Freiburg 1980: Verlag Herder. 120 S., kt., DM 11,80.

H. Graef schrieb ihr Buch bereits vor mehr als 20 Jahren. Daß es jetzt in neuer Auflage erscheint, ist sehr zu begrüßen. Denn es gibt nur wenige Biographien über Edith Stein. Dies ist um so mehr zu bedauern, da es sich um eine ausgesprochen „moderne“, heutige Gestalt des Glaubens handelt: als Philosophin und Frauenrechtlerin nahm sie eine für die Zeit der 20er und 30er Jahre außergewöhnliche, vorbildhafte Stellung in der Gesellschaft ein; und als Ordensfrau hat sie genau das gefunden, was heute in einer Zeit allgemeiner Orientierungslosigkeit so not tut: Sie erkannte das für sie Entscheidende: sie erkannte ihre Bestimmung! Man kann auch sagen: sie fand zu ihrer Identität. Bis dahin aber mußte auch sie einen langen Weg zurücklegen, mit Licht und Schatten, Erfolgen und Rückschlägen. Es war ein Weg, den sie in bewußter Kreuzesnachfolge ging. Er endete in den Gaskammern von Auschwitz. Diesen Lebensweg zeichnet H. Graef in ihrer Biographie nach. Man spürt: das Werk ist in mühsamer Kleinarbeit gewachsen. Lobenswert vor allem, daß die Autorin häufig noch lebende Zeitgenossen von Edith Stein – Freunde, Schülerinnen, Lehrer, Mitschwestern – und sie selbst zu Wort kommen läßt. Das Buch erhält dadurch eine durchgehende Lebendigkeit und Plastizität. Auch wenn die Sprache bisweilen für unsere Ohren zu wenig nüchtern klingt und die Autorin hier und da allzu sehr in Spekulationen verfällt über Regungen in der Seele E. Steins und über ihre Erfahrungen mit Gott, so kann diese Biographie doch nicht als frömmelnd-erbauliches Lebensbild bezeichnet werden. Über lange Strecken hin setzt sich Verf. mit den Schriften E. Steins, vor allem mit den beiden großen Spannungsbögen in ihrem Leben auseinander: der Spannung zwischen ihrer jüdischen Herkunft, der bleibenden existentiellen Verwurzelung in ihrem Volk, und der Konversion zum Christentum, sodann mit der Spannung zwischen der Philosophin E. Stein – sie war als Schülerin E. Husserls ganz dem phänomenologischen Denken verschrieben – und der einfachen, in ihrer Frömmigkeit naiv-ernsten Klosterfrau. Diese Auseinandersetzung kommt zu keiner Auflösung. Aber vielleicht liegt gerade darin das Überzeugende dieses Buches. –

Das Lebensbild der Edith Stein gewinnt an Farbe und Profil, wenn man begleitend ihre eigenen Schriften liest. Dazu eignet sich ausgezeichnet die von Waltraud Herbstrith herausgegebene, ebenfalls bei Herder erschienene Textauswahl „In der Kraft des Kreuzes“. Hier kommt E. Stein selbst zu Wort und bestätigt, was H. Graef als ihren geistigen Weg und ihre religiöse Haltung aufgezeichnet hat. Die Lektüre beider Bücher vermag dem Zeitgenossen eine heilige Frau unserer Tage nahezu bringen, die fast schon vergessen war und die doch gerade heute Bedeutsames zu sagen hat.

M. Hugoth

*Maximilian Kolbe*. Der Märtyrer von Auschwitz. Mit einem Essay v. Walter NIGG. Freiburg 1980: Verlag Herder. 93 S., geb., DM 19,80.

„Der Heilige ist eine verblaßte, überholte Erscheinung und findet als solche im modernen Leben keinen Platz mehr. Er hat dem Menschen von heute nichts mehr zu sagen, weil er von ganz anderen Problemen bedrängt ist“ (69), so charakterisiert Verf. die Haltung des modernen Menschen Heiligen gegenüber. Sein Ziel ist es, an der Gestalt des Auschwitz-Märtyrers Maximilian Kolbe die Bedeutung heiliger Gestalten der Christenheit gerade für den Menschen von heute aufzuweisen. Es muß ihm bescheinigt werden, daß ihm dieser Aufweis gelungen ist. Das mag einerseits an der Gestalt Maximilian Kolbes gelegen sein, der, noch ein Zeitgenosse fast, durch sein Engagement für das Reich Gottes und vor allem durch seinen Opfertod anstelle eines Mithäftlings im KZ ein Beispiel konsequenter Christus-Nachfolge im Dienst an den Menschen gab. Das mag aber auch der Art zuzuschreiben sein, in der Verf. das Leben und Wirken dieses Mannes dem Leser zugänglich macht. Man spürt das Bemühen um eine objektive Darstellung. Auch Widersprüchliches, Verstiegenes im Denken und Tun Kolbes wird als solches beim Namen genannt: Maximilian Kolbe läßt sich nicht zum Tugendheiligen hochstilisieren. Was an ihm überzeugt, ist der Ernst und die Konsequenz, mit der er seine missionarische Berufung und eine Nachfolge Christi in tätiger Nächstenliebe zu leben versuchte. Niggs Darstellung zeigt diese Haltung Kolbes glaubwürdig auf. Allerdings ist er hin und wieder auch der Gefahr erlegen, über historisch Belegbares hinaus Gedanken und Stimmungen in Kolbe hineinzuinterpretieren und, in Absetzung zu ihm, manche Erscheinungen im Leben des heutigen Menschen allzu schnell zu verurteilen. – Niggs Bemühen, die Gestalt Maximilian Kolbes dem Leser nahezubringen, wird unterstützt durch zahlreiche schwarz-weiße und farbige Bilder und Photographien.

M. Hugoth

KRÄMER, Peter – MOHR, Johannes: *Charismatische Erneuerung der Kirche*. Chancen und Gefahren. Trier 1980: Paulinus. 153 S., kt., DM 16,80.

Zwei Autoren, der eine (J. Mohr) Religionslehrer und Leiter einer Gebetsgruppe, der andere (P. Krämer) Kirchenrechtler, beschreiben je aus ihrer Sicht das immer weiter um sich greifende Phänomen der charismatischen Bewegung in Deutschland. Es wird in den leicht lesbaren und umfangreich dokumentierten Beiträgen eine Fülle von Informationen geboten, wobei im Beitrag von Mohr die dezidierte Befürwortung, bei Krämer eher das Abwägen des Pro und Contra im Vordergrund stehen. Das Buch ist gut geeignet für ein erstes Bekanntwerden mit dieser neuen Weise des Betens, die so neu ist und es auch nicht sein will. Mohr wählt als Einstieg den Vergleich mit dem (allerdings auch dem Historiker wegen der Quellenlage wenig zugänglichen Montanismus) – demjenigen, der erkannt hat, daß gerade auch aus der Kirchengeschichte gelernt werden kann, bietet sich hier ein origineller Blickwinkel. – Nur: dem Untertitel „Chancen und Gefahren“ wird das Buch nicht ganz gerecht, sieht man von den Ausführungen Krämers zur (auch dokumentierten) „Vorläufigen Ordnung“ ab. Mir scheint, daß es Zeit wäre, in eine Darstellung mit dem Ober- und Untertitel, wie ihn dieses Buch trägt, auch folgende Fragen einzubeziehen: wie kann das zweifellos besonders durch die Bemühungen H. Mühlens gewahrte „Niveau“ gehalten werden, und dies angesichts von problematischen Tendenzen, von denen amerikanische Beobachter berichten, wie z. B. Autoritarismus und Wissensgängelerei durch die Laienführer bis zu Anweisungen über Einzelheiten der Lebensführung, Wahl des Beichtvaters etc. in *einigen* (!) amerikanischen Gruppen; erwähnt sei auch die Hinwendung zu apokalyptischer Angst und die Absage an jede Beteiligung an Weltlichem einschließlich der Theologie, wie dies vor einigen Monaten auf dem gesamtamerikanischen Treffen von Delegierten der Gebetsgruppen durch einige „Propheten“ gefordert wurde ...

Eine zweite Frage scheint mir zu sein, wie weit Erfahrungen und Geistwirken oft leichtfertig in eins gesetzt werden. Hierzu wären Gedankengänge beizuziehen wie: K. Rahner, Unterscheidung der Geister, in: *Jetzt* Nr. 3/1974, 5–8; B. Grom, Die katholische charismatische Bewegung, in: *Stimmen der Zeit* 191 (1973) 651–671). Auch wäre der Topos zu differenzieren, der auch in diesem Buch vorkommt, daß viele Christen eigentlich keine Glaubensentscheidung vollziehen, weil sie diese nicht punktuell, in einem eigenen Akt der Leibeserziehung vollzögen (vgl. 64f; 92). Ich glaube, man kann vielen Christen eine „Entscheidung“ nicht absprechen, die sich durch gelebtes Leben im Alltag gegen ihren eigenen Egoismus und auf dem Weg der Nachfolge sowie im Reifen des Betens ihren Weg bahnen, ohne je eine Zeremonie der Übergabe in der von den Gebetsgruppen praktizierten Form zu vollziehen. – Hier wäre noch weiter zu fragen. Sicher könnten von den Vertretern der deutschen, eher ausgewogenen und trotzdem begeisterten Gruppen Antworten gegeben werden. Das sollte aber auch mehr geschehen, als es tatsächlich der Fall ist. – Vor Jahren schrieb K. H. Schelkle ein Büchlein mit dem biblisch richtigen Titel: „Ihr alle seid Geistliche“. Das „alle“ gilt auch gegenüber den Gebetsgruppen und ihrer Beziehung zu den anderen Christen.

P. Lippert

MULTHAUPT, Hermann: *Glaubensspuren*. Meditationen zu irischen Hochkreuzen. Regensburg 1980: Verlag Fr. Pustet. 136 S., geb., DM 22,–.

Bücher zur Meditation gibt es inzwischen in einer unübersehbaren Menge. Warum zu allen noch auf ein weiteres hinweisen? Weil der Gegenstand der Meditation des vorliegenden Buches außergewöhnlich ist: Verf. hat in jenem Land, von dem die Christianisierung maßgeblich seinen Ausgang nahm, in Irland, uralte Zeugen christlichen Glaubens aufgespürt, versteckt und nur am Rand alter Kulturstätten liegende Hochkreuze mit ihren eigenartigen Darstellungen biblischer Szenen und heilsgeschichtlicher Daten. Auf den ersten Blick wirken die Bilder befremdlich und unzugänglich, sind sie doch in einer Zeit entstanden, in der sich der Übergang von heidnischen Vorstellungen zum christlichen Glauben allmählich vollzog. Doch Verf. vermag es in ausgezeichneter Weise, diese Zeugnisse aus längst vergangenen Jahrhunderten für unsere Zeit zu aktualisieren, ihre bleibende Aussagekraft und Zeugnishaftigkeit zur Sprache zu bringen. Der gläubige Leser kann erfahren, daß er mit seinem Glauben in einer langen, bewährten Tradition steht. Das vermag aus augenblicklicher Enge zu befreien und läßt etwas erahnen von der Großartigkeit der Heilsgeschichte Gottes mit uns Menschen.

M. Hugoth

DOBACZYNSKI, Jan: . . . *nimm das Kind und seine Mutter*. Ein Joseph-Roman. Freiburg 1978: Verlag Herder. 351 S., geb., DM 32,–.

Die Gestalt Josephs, des Nährvaters Jesu von Nazareth, ist nach den Zeugnissen der Schrift dunkel und ohne merkliche Konturen. Gerade dieser Umstand mag Ursache dafür sein, daß sich im Laufe der Jahrhunderte viele legendenhafte Erzählungen um diese Gestalt gerant haben. Hier nun versucht ein moderner Autor – Dobraczynski gehört zu den namhaftesten Schriftstellern Polens –, in einem Roman der Person Josephs Profil zu geben. Joseph wird gezeichnet als ein Mann, der ein Leben lang in einer Spannung lebt; die Pole sind Miriam, seine Frau, und Jesus, dem er Vater sein soll, dessen Geheimnis er aber nie vollends begreift. Dieses Geheimnis auszuhalten, das seiner Frau anhaftet und sie nicht als Ehefrau zu einem gemeinsamen Leben nach natürlicher Ordnung zugänglich macht, und das Jesus umgibt, das ist die Großartigkeit dieses einfachen Zimmermanns. Großartig ist er in dem Glauben, daß Gott mit Miriam und mit Jesus Besonderes vorhat, und in dem Gehorsam, diesem Vorhaben, obgleich sein Leben davon „in Mitleidenschaft“ gezogen ist, nicht Hindernis, sondern Werkzeug zu sein. – Dobraczynski ist darum bemüht, seinen Roman in jener Zeit des Jesus von Nazareth handeln zu lassen, ihn mit dem Kolorit der Landschaft, der Menschen, der geschichtlichen Situation jener Jahre zu zeichnen. Er versteht es, die diffizilen psychischen Vorgänge in diesem Mann Joseph aufzuspüren und vor dem Leser die inneren einsamen Kämpfe, die letztlich Glaubenskämpfe sind, austragen zu lassen. Ein Entwicklungsroman, in dem es aber nicht allein um die psychische Reife eines Mannes geht, sondern um ein ständig bereiteres Ja zu dem Heilsplan Gottes, in den er sich glaubend eingebunden weiß. – Zugleich geht es um Jesus von Nazareth. Er ist die eigentliche Mitte dieses Romans. Alles Denken, Fühlen und Tun der beiden Hauptpersonen, Josephs und Miriams, wird von ihm bestimmt. Indirekt, aus der Sicht seines Pflegevaters, wird die

Kindheitsgeschichte Jesu romanhaft dargestellt, streng orientiert am biblischen Befund. Allerdings: es bleibt ein Roman, in der Schilderung der Begebenheiten und psychischen Vorgänge erfunden: so könnte es gewesen sein damals zwischen Joseph, Miriam und Jesus. Ernstzunehmen aber ist dieser Roman als das Zeugnis eines Schriftstellers, für den im Glauben feststeht, daß Gott wunderbar Menschen an seiner Heilsgeschichte teilhaben läßt. Mit den Augen eines solchen Glaubens muß der Roman gelesen werden. Dann ist manche Stelle, die zu „schön“ klingt und zu problemlos, naiv fast für den heutigen kritischen Leser, kein Stein des Anstoßes. M. Hugoth

*Gott bei den Tänzern und Narren.* Hrsg. v. Rainer RUSS. Trier 1980: Paulinus Verlag. 127 S., kt., DM 34,80.

Die Beiträge dieses Buches – Texte, Lieder, Abhandlungen und Bilder – verfolgen das Anliegen, elementare Momente unserer menschlichen Existenz neu ins Bewußtsein zu heben. Neu – weil dem in einer kopflastig gewordenen, technisierten und automatisierten Welt lebenden Zeitgenossen seine eigene kreatürliche Potentialität verlorengegangen zu sein scheint. Dazu gehören, so weisen die Autoren und Künstler in diesem Band auf, der Humor, der Tanz, Spontaneität und Körperlichkeit, die Freiheit zu atmen, die Empfänglichkeit für natürliches, unkäufliches Glück, dazu gehört auch jene eigentümliche Narrheit, der sich, nach Paulus, jeder verschreiben muß, der sein Leben nach Christus ausrichtet. Zumal die Beiträge, die dem Narr-Sein um Christi willen gewidmet sind, machen hellhörig, decken einen Zug am Wesen des Christseins auf, der im angepaßten und bequem gewordenen Christentum unserer Breiten untergegangen ist. Nicht alle Ausführungen scheinen mir gelungen, eine wirkliche Auseinandersetzung mit den drängenden Fragen, die bei mündigen Christen anzutreffen sind („Freude angesichts von Bedrohung und Leid?“), fehlt weithin. Es wird lediglich gezeigt, daß Freude, Tanz und Narrheit auch Züge wirklicher Christlichkeit sind. Das Ziel, verlorene Dimensionen menschlich-christlicher Existenz aufzuzeigen, dürfte im ganzen verwirklicht sein. Zumal die bildnerischen Darstellungen – von Roland P. Litztenburger, Sieger Köder, Sr. M. Sigmunda May – machen das Buch wertvoll. M. Hugoth

SCHAEFFLER, Richard: *Glaubensreflexion und Wissenschaftslehre.* Thesen zur Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte der Theologie. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 82. Freiburg 1980: Verlag Herder. 200 S., kt., DM 34,-.

Ist Theologie Wissenschaft, und wenn ja, in welchem Sinn? Eine schon häufig gestellte Frage, deren Ursprünge in der Begegnung einer aus jüdisch-christlicher Glaubenserfahrung erwachsenen Theologie mit der sokratisch-platonischen Vorstellung vom Wissen liegen. Die Frage heute neu stellen bedeutet, Theologie und Wissenschaftstheorie miteinander in Verbindung zu bringen. Der oft vorausgesetzten Auffassung, es gäbe einen unveränderlichen Begriff von Wissenschaft, an dem Theologie zu messen sei, setzt der Verfasser die These entgegen, daß beide in einem geschichtlichen Wandlungsprozeß stehen, im Verlauf dessen sich auch die normativen Vorstellungen von Wissenschaft ändern. Deshalb kann die Aufgabe, die hier gestellt ist, nicht darin bestehen, zwei feste Größen miteinander zu vergleichen, sondern man wird nach der Spiegelung der allgemeinen Wissenschaftstheorie in der theologischen Wissenschaftspraxis fragen, nach deren Einwirkungen auf den allgemeinen Wissenschaftsbegriff und nach den Möglichkeiten der heutigen Theologie, der Weiterentwicklung des Wissenschaftsbegriffs Impulse zu verleihen.

Beginnend mit einer vorläufigen Charakterisierung von Wissenschaftstheorie und Theologie entwickelt der Verfasser sein Thema in neun Kapiteln (Zur Erläuterung des Themas – Die Ursprünge der Wissenschaftstheorie und die Theologie – Das mittelalterliche Wissenschaftsverständnis und die „*Reductio artium ad theologiam*“ – Von der theologischen Vernunftkritik zur philosophischen Theologiekritik – Von der philosophischen Theologiekritik zur Selbstkritik der philosophischen und theologischen Vernunft – Theologie und transzendente Reflexion: Möglichkeiten und Programme – Vom denkenden Ich zur Existenz – Von der Strukturanalyse zur Praxis-Anleitung – Die Rolle der Theologie in der Geschichte der Wissenschaftsideen), die jeweils mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse in Thesenform schließen.

Ausführlich zeichnet der Verfasser das sich wandelnde Wissenschaftsverständnis vom Mittelalter bis zur Gegenwart nach und bestimmt das sich damit ergebende jeweilige Verhältnis von Wissenschaftsbegriff und Theologie. Die Fülle an Beobachtungen und Überlegungen, die er vor uns verbreitet, kann hier nicht einmal angedeutet werden. Auf einen Punkt aber möchte Rezensent hinweisen, da er ihm bemerkenswert erscheint: auf eine mögliche Kritik von Seiten der Theologie am Wissenschaftsbegriff der Ideologietheorie und der Curriculartheorie, die zum Teil auch in die Theologie übernommen wird. Beide bestimmen Wissenschaft als Theorie, die zu Handlungen, zur Praxis zu qualifizieren hat. Demgegenüber kann die Theologie auf die in dieser Sicht liegende Verkürzung hinweisen, insofern in der Theologie nicht zuerst die Rede ist vom Tun des Menschen, sondern vom vorgängigen Handeln Gottes am Menschen, so daß eine so verstandene Theologie nicht in erster Linie zum Handeln zu qualifizieren hätte, ihre Aufgabe bestünde in erster Linie darin, das ergangene Wort Gottes vernehmbar zu machen. Eine sicher bedenkenswerte und beherzigenswerte Weiterführung. S. Hammer

MENKE, Karl-Heinz: *Vernunft und Offenbarung nach Antonio Rosmini*. Der apologetische Plan einer christlichen Enzyklopädie. Reihe: Innsbrucker theologische Studien, Bd. 5. Innsbruck, München 1980: Tyrolia Verlag. 312 S., kt., DM 54,-.

Die vorliegende Dissertation ist von dem Bemühen bestimmt, das Werk Rosminis in den Gesichtskreis der deutschen Philosophie und Theologie hineinzutragen. Man könnte geradezu von einer Rehabilitation eines der bedeutendsten, zugleich aber vor allem auch im deutschen Sprachraum wenig beachteten, italienischen Denker des 19. Jahrhunderts sprechen, die Menke mit seinem hervorragenden Buch leistet. Rosmini faßte als junger Student den Plan zu einer christlichen Enzyklopädie als Pendant zur Diderotschen Enzyklopädie, durch die er einen apologetischen Dienst leisten wollte. Die Frage der vorliegenden Arbeit heißt: welches ist das Grundanliegen, das diesen Plan und den nicht zu Ende geführten Versuch seiner Verwirklichung und damit das Denken Rosminis überhaupt leitet? Nach einem ausführlichen Bericht über den Stand der Rosmini-Interpretation und der Rosmini-Forschung entwickelt der Verfasser sein Thema in zwei Teilen. Der erste Teil stellt die Frage, worin das Grundanliegen Rosminis besteht. Durch eine ausführliche Darstellung der Genese des Rosminischen Denkens, ihrer geistesgeschichtlichen und existenziellen Faktoren, soll geklärt werden, wie und auf dem Boden welcher Grundfrage der enzyklopädische Plan zustande kam. Das Ergebnis lautet: es geht Rosmini um die Bestimmung des Verhältnisses der natürlichen menschlichen Vernunft zur übernatürlichen Offenbarung des Christentums. Damit verbindet sich eine apologetische Grundabsicht im Sinne jenes Apostolates: die Menschen auf dem Wege der Vernunft zur christlichen Religion zu führen. Der zweite Teil bietet eine ins Detail gehende interpretierende Darstellung dieses Grundanliegens, indem er Rosminis Bemühen um die adäquate Zuordnung von Vernunft und Offenbarung entfaltet. In der Auseinandersetzung mit zeitgenössischen philosophischen und theologischen Richtungen gewinnt er eine erkenntnistheoretische und ontologische Position, die die Vernunftkenntnis durch die Idee des Seins konstituiert werden, die Glaubenserkenntnis durch die Gnade als Realität des Seins ermöglicht werden läßt. Die Analyse der Strukturen der natürlichen Vernunftkenntnis einerseits und der übernatürlichen Glaubenserkenntnis andererseits sichert die relative Autonomie beider Bereiche und macht so die wechselseitige Verwiesenheit von Vernunft und Offenbarung, Wissen und Glauben sichtbar. Zwar werden auf diese Weise beide Bereiche abgegrenzt, ihre Verbindung ist jedoch noch nicht hinreichend reflektiert. Dieser Umstand führt Rosmini zu der Aufgabe, das Zueinander von Natur und Gnade philosophisch zu ergründen. Zu diesem Zweck wird im Ausgang von der Selbstoffenbarung des zunächst auf natürliche Weise erkannten Gottes das natürliche Sein im Lichte der übernatürlichen Offenbarung betrachtet. So tritt die Kohärenz der übernatürlichen mit der natürlichen Wirklichkeit hervor und läßt auf die Wahrheit des Geoffenbarten schließen. Philosophisches und theologisches Denken werden in einer gleichsam zirkelhaften Einheit verbunden. Der Mensch, der durch rein philosophisches Denken sein Wesen, seinen Ursprung und seinen Sinn nicht angemessen erklären kann, erkennt in der Selbstoffenbarung Gottes die Möglichkeitsbedingung seiner Selbst und gelangt infolge der Kohärenz von Natur und Gnade dazu, die geoffenbarte Wirklichkeit glaubend zu bejahen. – Rezensent ist sich dessen bewußt, daß mit den knappen Andeutungen des Inhalts dieses Buches weder die Reichhaltigkeit der Analysen, noch die Darlegung der vielfältigen Beziehungen zwischen den einzelnen Gedanken-

komplexen, noch die spezifische Eigentümlichkeit von Rosminis Verhältnisbestimmung von Vernunft und Offenbarung, wie sie Menke herausarbeitet, hinreichend deutlich werden. Hier ist an das Buch selbst zu verweisen. Es ist zu wünschen, daß diese Arbeit nicht nur als Darstellung einer historischen Position aufgenommen wird, sondern auch, wie der Autor selbst es möchte, zur grundsätzlichen Besinnung auf das Verhältnis von Philosophie und Theologie beitragen könnte. S. Hammer

*Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert.* Sonderausgabe. Hrsg. v. Heinrich FRIES u. Georg SCHWAIGER. Bd. 1–3. München 1980: Kösel-Verlag, kt., DM 98,-.

In einer Zeit, da das schwindende Bewußtsein um Geschichte allgemein beklagt wird und uns (auch in der Theologie) manche Wege doppelt gehen, bisweilen auch Umwege und Irrwege beschreiten läßt, ist diese Porträtsammlung der bedeutendsten katholischen Theologen des vergangenen Jahrhunderts ein Geschenk. Sie überblickt so „die letzte Epoche der abendländischen Geschichte, die äußerlich abgeschlossen hinter uns liegt“ (Vorwort) und in ihr einen Zeitraum, der von der französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg reicht und als Zeit der großen Umbrüche angesprochen werden muß, in denen sich auch das Auseinandergehen von Glaube und Wissen greifen läßt. In dieser Epoche haben große Theologen versucht, den Umbruch zu einem Neuaufbruch werden zu lassen und das Zusammengehen von Glaube und Wissen zu leben und zu lehren. Namhafte Wissenschaftler führen in deren Leben und Lehre ein, machen ihre Bedeutung sichtbar und stellen ihre Werke und über sie informierende Literatur vor.

Im ersten Band handelt es sich um die Theologen Benedikt Sattler, 1728–1797 (F. Scholz); Engelbert Klüpfel, 1733–1811 (W. Müller); Johann Michael von Sailer, 1751–1832 (G. Schwaiger); Patriz Benedikt Zimmer, 1752–1820 (Ph. Schäfer); Aegidius Jais, 1750–1822 (E. Müller); Vitus Anton Winter, 1754–1814 (G. Schwaiger); Johann Anton Dereser, 1757–1827 (E. Hegel); Ignaz Heinrich von Wessenberg, 1744–1860 (W. Müller); Alois Gügler, 1782–1827 (E. Klinger); Bernhard Galura, 1764–1856 (G. Biemer); Johann Leonhard Hug, 1765–1846 (E. Keller); Franz von Baader, 1765–1841 (H. Grassl); Georg Hermes, 1775–1831 (E. Hegel); Bernard Bolzano, 1781–1848 (E. Winter); Anton Günther, 1783–1863 (J. Pritz); Heinrich Klee, 1900–1840 (J. Ulacia).

Im zweiten Band finden sich Johann Sebastian von Drey, 1777–1853 (J. Rief); Johann Baptist Hirscher, 1788–1865 (E. Keller); Johann Adam Möhler, 1796–1838 (P.-W. Scheele); Franz Anton Staudenmaier, 1800–1856 (P. Hünermann); Johannes Evangelist von Kuhn, 1806–1887 (Fr. Wolfinger); Karl Joseph von Hefele, 1809–1893 (R. Reinhardt); Friedrich Pilgram, 1819–1890 (B. Casper); Joseph Franz von Allioli, 1793–1876 (E. M. Buxbaum); Martin Deutinger, 1815–1864 (F. Wiedemann); George Phillips, 1804–1872 (J. Neumann); Joseph Kleutgen, 1811–1883 (J. Finkenzeller); Johann Baptist Franzelin, 1816–1886 (L. Scheffczyk); Clemens Schrader, 1820–1875 (H. Schauf); Matthias Joseph Scheeben, 1835–1888 (E. Paul); Franz Seraph Hettinger, 1819–1890 (E. Biser); Johann Baptist Heinrich, 1816–1891 (A. Ph. Brück); Joseph Hergenröther, 1824–1890 (M. Weitlauff).

Im dritten Band endlich stehen Ignaz von Döllinger, 1799–1890 (G. Schwaiger); Johann Baptist Alzog, 1808–1878 (P. Stockmeier); Franz Xaver Dieringer, 1811–1876 (E. Gatz); Ferdinand Probst, 1816–1899 (W. Dürig); Valentin Thalhofer, 1825–1891 (W. Dürig); Alois von Schmid, 1825–1910 (J. Finkenzeller); Carl Werner, 1821–1888 (J. Pritz); Jakob Frohschammer, 1821–1893 (R. Hausl); Paul von Schanz, 1841–1905 (H. Fries); Franz Xaver Linsenmann, 1835–1898 (A. Auer); Franz Xaver Kraus, 1840–1901 (O. Köhler); Franz Xaver von Funk, 1840–1907 (H. Tüchle); Hermann Schell, 1850–1906 (G. Bleickert).

Ein weiter Bogen von 46 Theologen des deutschen Sprachraumes, deren Darstellung die heutige Theologie besser verstehen läßt, die ohne sie nicht geworden wäre, was sie ist. So ist dieses Sammelwerk nicht nur ein Genuß für den an der Geschichte Interessierten, es ist auch eine Hilfe für das Studium der Theologie (Lernenden wie Lernenden), für die man den Herausgebern, den Verfassern der einzelnen Beiträge, den beteiligten Institutionen, dem Verlag und den Geldgebern (Thyssen-Stiftung und deutsche Bischöfe) nur danken kann, auch wenn der Disput um die Einzeldarstellungen den Fachleuten überlassen bleibt. Schade ist, daß ein Sachregister fehlt, das den Gebrauch des Werkes von Einzelfragen her erleichtern würde und es so ein Arbeitsbuch hätte werden lassen kön-

nen; auch wenn ein solches Register eine immense Arbeit unterstellt, sollte es bei einer eventuellen Neuauflage erwogen werden; oder wäre die Nachlieferung in Form eines Faszikels nicht möglich?

Eine zusätzliche Bereicherung sind die Fotos zeitgenössischer Porträts von 37 der vorgestellten Theologen. Auch dafür Dank.

V. Hahn

GRESHAKE, Gisbert – LOHFINK, Gerhard: *Naherwartung – Auferstehung – Unsterblichkeit*. Reihe: *Quaestiones disputatae*, Bd. 71. 3., erweiterte Aufl. Freiburg 1978: Verlag Herder. 208 S., kt., DM 34,-.

Wie sehr die Thematik von Naherwartung, Auferstehung und Unsterblichkeit eine *Quaestio Disputata*, ein diskutiertes Problem darstellt, wird deutlich, wenn die vorliegende dritte Auflage zwischen die ursprünglich beiden Teile („Untersuchungen“ und „Konkretionen“) einen dritten einschieben kann, den „Disput“ nämlich, der nach Erscheinen des Buches statthatte. Da die ursprünglichen, in jeder Hinsicht ernstzunehmenden und dem Theologen hilfreichen, Darlegungen in dieser Zeitschrift bereits besprochen sind (OK 17, 1976, 236f), soll hier nur der neue zweite Teil angesprochen sein.

In diesem Disput nehmen Lohfink („Das Zeitproblem und die Vollendung der Welt“, 131–155) und Greshake („Die Leib–Seele–Problematik“, 156–184) noch einmal präzisierend die Thematik auf und zu ihren Kritikern Stellung, an erster Stelle zu den Einwänden, die der jetzige Erzbischof von München/Freising, Joseph Kardinal Ratzinger, in seiner „Eschatologie – Tod und ewiges Leben“ (= J. Auer – J. Ratzinger, *Kleine Katholische Dogmatik IX*, Regensburg 1977) erhoben hat.

Lohfink verdeutlicht manche Aussage und bleibt bei seiner Ansicht, im Tod erfahre der Mensch nicht nur seine Auferstehung, vielmehr komme im Tod des einzelnen auch die Gesamtgeschichte zur Vollendung, weil in ihm der Mensch in eine „verklärte“ Zeit eintrete, die (mit der irdischen Zeit nicht vergleichbar) ewig jetzt ist. Diese Sicht der Letzten Dinge erlaube es, die zum Kern der Botschaft Jesu gehörende drängende Naherwartung auch heute noch zu verkünden, ohne sie existentiell auflösen zu müssen. L. sieht (abgewogen urteilend) in dieser Deutung ein Modell, daß diese Seite der Botschaft besser anzusprechen vermag, während das andere Modell, das mit Ratzinger eine Zwischenzeit zwischen dem Tod des einzelnen und der Vollendung der Geschichte annimmt, besser dem Gewicht der noch ausstehenden menschlichen Geschichte gerecht wird. So sei die Wirklichkeit der letzten Dinge am ehesten in der gegenseitigen Ergänzung der verschiedenen Modelle zur Sprache zu bringen.

Greshake nimmt seinerseits zu Mißverständnissen Stellung, verdeutlicht seine Position, die vor allem gegen einen platonischen Dualismus gerichtet ist (den Ratzinger nicht überwunden habe) und von daher zunächst in der Frage des Fortlebens nach dem Tode gegen die Existenz einer leibfreien Seele die im Tod erfolgende Auferstehung setzt. Dann aber siedelt auch er die Vollendung der Welt (und hier scheinen die Argumente problematischer und weniger eindrucksvoll) im Augenblick des Todes an, so daß sich auch hier die Frage nach der weitergehenden Geschichte der Menschheit mit aller Schärfe stellt und nicht befriedigend beantwortet ist.

In der Tat ein Disput, der weitergeführt werden muß, vielleicht auch im persönlichen Gespräch der Kontrahenten, das vor Mißverständnissen bewahren könnte. Wie leicht solche möglich sind, zeigt z. B. G's Hinweis, er habe nicht gesagt, die Seele „nehme die Materie in sich auf“ (164), wenig später aber „verwandelt der Mensch die Dimension des Materiellen in sein Leben hinein“ (170, vgl. die ähnlichen Begriffe 116f). Es ist eben mehr als schwer, in unserer Sprache über dieses Leben nach dem Tod zu reden. So scheint mir das, was Ratzinger mit der „unsterblichen Seele“ meint (eben nicht Platons Seelenbegriff!), nicht unvereinbar mit dem, was G. „Auferstehung“ nennt, auch wenn ich den Hinweis auf die Vielschichtigkeit des Begriffes (180) nur bedingt hilfreich finde, weil sie (wenn auch schon die Taufe – und das mit Recht – „Auferstehung“ ist) allenfalls die Frage nach der „Auferstehung im Tode“ neu stellt. Problematischer ist die Frage nach der Vollendung der Welt im Augenblick des Todes, weil sie bei aller Scharfsinnigkeit der Argumente die Hoffnung auf eine Heilung der Welt und menschlichen Lebens in ihr (was doch nach L. zum Kern der Botschaft gehört) zu-

mindest schwächt, wie sie denn auch bei den beides ansprechenden Verkündigungsbeispielen weder bei L. noch bei G. eigentlich zur Sprache kommt.

Ein Disput also, der noch vieles zu klären hat (etwa Begriff und Wirklichkeit der Materie auch vom Energie-Stoff-Problem her), auch wenn er das Geheimnis (und keiner der an ihm Beteiligten erwartet das) der ‚Letzten Dinge‘ nie klären wird. Ein Disput, dem man Gelassenheit wünscht und Überwindung der Nervosität, die sich bisweilen in die Formulierungen des Buches drängt, das an ein paar Stellen ums Haar vom Streitgespräch zum Streit geraten wäre.

Ein Disput endlich, dessen schriftliche Fixierung den Verfassern ausdrücklich gedankt sein soll, weil er das Fachgespräch präzise lokalisiert. V. Hahn

FRIES, Heinrich: *Glaube und Kirche im ausgehenden 20. Jahrhundert*. München 1979: Don Bosco Verlag. 175 S., kt., DM 19,80.

Der emeritierte Münchener Fundamentaltheologe und Ökumeniker hatte mit der ihm eigenen Gabe zu einfacher, verständlicher Darstellung theologischer Probleme 1968 ein Buch vorgelegt, in dem der damalige Bewußtseinsstand mit seinen damals brennenden Problemen gut und hilfreich beschrieben wurde (Herausgeforderter Glaube, München 1968, von uns besprochen). Nun, zwölf Jahre später legt Vf. ein ähnlich anmutendes Buch vor. In diesen zwölf Jahren ist auch geistlich sehr viel geschehen. Fries bietet nach einem Eingangskapitel („Wie heute von Gott reden?“, 9–29) einen Abschnitt: „Zur Situationsbestimmung von Religion und christlichem Glauben“ (30–74), und zwar in mehreren Teilschritten: Aufbruch des religiösen Geistes; der christliche Glaube im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert; der Nonkonformismus des Christen. Er bemüht sich dabei immer wieder, der Resignation über nicht gelungene Aufbrüche oder über angebliche Totalzerstörungen des kirchlichen Lebens durch den „Zeitgeist“ oder das Konzil entgegenzuwirken. Bei manchen Diagnosen, etwa bezüglich der Tiefe und Dauer neuer religiöser Sehnsüchte, wird man angesichts auch „religiöser“ Phänomene wie dem militanten Islam vielleicht vorsichtiger sein mögen. Aber der Grundtenor ist erfreulich und m. E. richtig; ein paar Einwände, die gemacht werden müssen: auf 31f. wäre man D. Bonhoeffer schon eine differenzierte Stellungnahme schuldig, wenn er auch in Bezug auf die angeblich bald völlig religionslose Welt tatsächlich geirrt hat. Das Rombild auf S. 64 ist doch ziemlich einseitig gezeichnet. Die Reform des Heiligenkalenders war m. E. nicht überflüssig (vgl. 91), weil sie den Advent und die Fastenzeit neu profiliert hat und durch die geringere Zahl der Heiligenfeste des Generalkalenders einen regionalen Heiligenkalender ermöglicht hat (immerhin hat das deutsche Meßbuch über 160, z. T. freiwillige, Heiligtage im Jahr!). Zwei Details: Das Buch von Garaudy heißt „Parole d’homme“ und der tschechische Philosoph wird trotz fast überall geübter Fehlschreibung mit einem „c“ am Ende geschrieben (sprich: Machowetz). – Wenn das Buch nicht den mitreißenden Schwung des seinerzeitigen Werkes erreicht, so liegt dies an den z. T. weniger erfreulichen Zeiträufen, z. T. aber auch an einer ökumenischen Überfrachtung (ab S. 75). Doch werden auch dort viele nützliche Informationen geboten. Und gerade für Nichttheologen ist dies ein theologisches Buch, das man verstehen kann. P. Lippert

METZ, Johann Baptist: *Jenseits bürgerlicher Religion*. Reden über die Zukunft des Christentums. Reihe: Gesellschaft und Theologie, Forum Politische Theologie, Nr. 1. München 1980: Chr. Kaiser Verlag i. Gem. m. d. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz. 148 S., kt., DM 13,50.

Der Münsteraner Fundamentaltheologe J. B. Metz ist seit dem Erscheinen seines Buches über die „Zeit der Orden?“ wohl unter Ordensleuten weithin bekannt geworden. Da war ein Theologe, ein „kritischer“ zudem, der über Orden schrieb, und dies positiv. Viele Ordensleute spürten Anruf und geistlichen Schwung in dem Buch, wiewohl kritische Einschränkungen gemacht wurden, gemacht werden mußten: man vgl. F. Wulf, Die Orden, gefragt und nicht gefragt, in: „Geist und Leben“ 50 (1977), bes. 295–303; vgl. auch unsere Rez. in dieser Zeitschrift Jg. 13 (1977) 351f. Nun legt der Vf. einige „Reden“ vor, die in einem Bändchen gesammelt vor uns liegen. Vorweg bleibt zu sagen, daß die Anlage des Buches notwendig zu vielen Wiederholungen führt, es liest sich von Kapitel zu Kapitel wie ein Thema mit vielen, ähnlichen Variationen. Das Thema lautet etwa: das bürgerliche Zeital-

ter ist zu Ende (wenn man auch nicht sieht, wohin die Reise geht). Die Christen müssen sich von der Gesellschaft losmachen, wenn sie nicht auf Seiten der Ausbeuter stehen wollen; sie sollen nicht liberal, sondern radikal werden. – Die Reden sind prophetische Bußreden. Solche haben es meist an sich, was auch hier begegnet: das Kritisierte wird pauschal skizziert, es wird vergrößert und „einseitig“ gesehen. Die angemahnten Forderungen zielen eher auf Gesinnungsänderungen als darauf, praktikable Lösungen auf reale Probleme zu finden. – Hier liegen die Schwächen eines Buches, das viele Leser ratlos fragen lassen wird, wer denn ein „Bürger“ sei, und was nach dem „Bürger kommen soll“ (auch Vf. gibt zu, das nicht genau zu wissen). Der Leser wird auch fragen, was er denn nun tun solle und wie er wovon aussteigen solle. Das Fragen mag dann auch ein wenig unwillig werden und nicht immer so, daß es „ins Herz schneidet“ (Apg 2,37). Aber solche Kritik allein wäre Flucht vor dem drängenden Anspruch, der auch im Buch ist. Kapitel wie das über Auschwitz oder die Eucharistie verdienen ein aufmerksames Herz und Ohr. Um ihretwillen sollten viele in dem Buch lesen.

P. Lippert

KLESSMANN, Michael: *Identität und Glaube*. Zum Verhältnis von psychischer Struktur und Glaube. Reihe: Gesellschaft und Theologie, Praxis der Kirche Nr. 33. München 1980: Chr. Kaiser Verlag i. Gem. m. d. Matthias-Grünwald Verlag, Mainz. 226 S., kt., DM 32,-.

Der Vf. legt hier „eine leicht überarbeitete Fassung“ (Vorwort) seiner Dissertation vor. Er ist als Supervisor am Seelsorgeinstitut der evangelischen Kirchlichen Hochschule Bethel und als Krankenhausseelsorger an der dortigen Anstalt Bethel tätig. Erstmals unternimmt er den systematischen Versuch, die gegenseitige Verbundenheit von Glaubenshaltung und psychischen Reifungs- und Selbstfindungsprozessen theoretisch zu thematisieren. Dabei greift er vor allem auf die epigenetische Theorie Erik H. Eriksons zurück. Mit ihrer Hilfe und unter Rückgriff auf das Modell des psychischen Feldes nach Kurt Lewin kommt er zu einem Ergebnis, das sich vorwissenschaftlich bereits durch mancherlei Erfahrungen vermuten ließ: Glaube und Gläubigwerden hat sehr viel mit Reife und psychischer „Identität“ zu tun. Beide durchdringen einander. – Der Vf. geht schrittweise vor. Nach der Problemstellung (7–20) zeichnet er die Entwicklung „Von Freud zu Erikson“ (21–32) sowie „Eriksons epigenetische Theorie“ (33–63). Nach einem Exkurs bringt er im vierten Kapitel Ausführungen zum „Verhältnis von psychischer Struktur und Glaube in der neueren Religionspsychologie“ (71–82) und über „Psychische Struktur und Glaube im Modell des Feldes“ (83–142). Ein Kapitel über den „hermeneutische(n) Zusammenhang von Theologie und Religionspsychologie“ (143–170) beschließt das Buch. Die Lektüre ist nicht leicht und erfordert nicht wenig Fähigkeit und Bereitschaft zu theoretischem Denken. An dem recht hohen Abstraktionsgrad ändern auch die Fallbeispiele nicht allzuviel. Ob es verantwortbar wäre, die hier gewonnenen und sicher beachtlichen Erkenntnisse und Einsichten auch einmal in vereinfachter Form weiteren Kreisen zugänglich zu machen?

P. Lippert

PIEPER, Josef: *Über das Ende der Zeit*. Eine geschichtsphilosophische Betrachtung. München 1980: Kösel-Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Die philosophische Frage nach dem Ende der Geschichte kann nicht unterlassen werden, was an der Geschichte philosophisch interessiert, sind ihr Ausgang und ihr Ziel. Hierbei gerät das philosophierende Denken in eine Verlegenheit, der es nur entgehen kann, wenn es sich glaubend auf die Ankunft einer göttlichen Offenbarung einläßt, die für unseren Kulturraum durch das Christentum vermittelt ist. Wie nun ist das Ende der Geschichte zu denken? Sehr energisch verwirft Pieper den Fortschrittsoptimismus, der die Offenbarungsaussage von der „Stadt Gottes“ zur Überzeugung von einem endgültigen innerweltlichen Heilszustand umfälscht. Dem gegenüber macht er die Prophetie der Apokalypse geltend, nach der die menschliche Geschichte in einen Zustand ausläuft, der durch die Herrschaft des Antichrist geprägt ist und mit einer innerweltlichen Katastrophe endet. Gleichzeitig wendet sich Pieper aber auch gegen einen die Hoffnung nicht kennenden Pessimismus, der das innerweltliche Handeln als sinnlos ansehen muß. Beiden möglichen Stellungnahmen zum Ende der Geschichte stellt er die christliche Geschichtshaltung gegenüber, die angesichts der Herrschaft des Antichrist zwar mit dem Blutzeugnis rechnet, die aber nüchtern die konkret vorgefundenen Aufga-

ben zu erfüllen sich bestrebt. Die Bewältigung dieser Aufgaben wird dann als sinnvoll erfahren „von jener gleichen Hoffnung her, von der her auch das Blutzeugnis als eine Gestalt der Heilwerdung faßbar und bejahbar wird“ (145). S. Hammer

ZENGER, Erich: *Der Gott der Bibel*. Sachbuch zu den Anfängen des alttestamentlichen Gottesglaubens. Stuttgart 1980: Verlag Kath. Bibelwerk. 159 S., geb., DM 35,-.

Ein Sachbuch über die Anfänge des alttestamentlichen Gottesglaubens zu schreiben, ist wegen der komplizierten Quellenlage äußerst schwierig; denn die alttestamentlichen Geschichten „erzählen nicht einfach, wie es damals war, sondern sie erzählen zugleich, wie dieser Anfang sich zur Zeit des jeweiligen Erzählers auswirken“ mußte (S. 18). Um was es diesen Leuten letztlich ging, schildert in eindrucksvoller Weise das erste Kapitel dieses Buches „Der Gott, der auf dem Weg begegnet“ (S. 9–28). Ausgehend von den Götterbildern der altorientalischen Welt und dem Bilderverbot Israels wird mit Hilfe des eigenartigen, mythisch eingefärbten Textes Ex 33,11–23 die Besonderheit des biblischen Gottesglaubens herausgearbeitet, „alle Wege des Lebens mit einem Gott zu gehen, der den Einsatz für das Leben und die Freiheit der anderen will“ (S. 7).

Was läßt sich historisch zu den Anfängen dieses Gottesglaubens sagen? Zunächst fällt auf, daß er mit drei verschiedenen Regionen eng verknüpft ist: mit dem Sinai, Ägypten und mit Kanaan. Entsprechend dieser Dreiteilung setzt der Verfasser in den folgenden Kapiteln aus den Steinen, die Bibelwissenschaft und Archäologie, Religions- und Kulturgeschichte in den letzten Jahrzehnten bereit gestellt haben, ein Bild zusammen, das den frühen Gottesglauben Israels in anschaulicher Weise vor den Augen des Lesers entstehen läßt. Im zweiten Kapitel „Der Gott, der in der Wüste Leben gibt“ (S. 29–80) werden zunächst der Sinai als möglicher Lebensraum von Vorfahren Israels, archäologische Zeugnisse aus dem 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. und ägyptische Nachrichten über die Sinainomaden vorgestellt. Auf dem Hintergrund dieses reichen Materials, das der Verfasser aufgrund zahlreicher Reisen selbst kennengelernt hat, wird dann die Vorstellung von Jahwe als Gott vor dem Sinai, der in der Wüste Brot vom Himmel gibt, und die Erzählungen von den Zehn Geboten näher erläutert. Das dritte Kapitel „Der Gott, der befreit“ (S. 81–112) befaßt sich mit dem Geschehen des Exodus, seinen Voraussetzungen, seinem Ablauf, seinem mutmaßlichen Termin und der Grunderfahrung, die er den betroffenen Sippen vermittelte. Das vierte Kapitel „Der Gott, der in gutes Land führt“ (S. 113–156) beschreibt das Land der Verheißung, versucht die Landnahme Israels als historisches Ereignis einzuzordnen, untersucht die Beziehungen der Patriarchen zu Kanaan und zeigt, wie neue Lebenserfahrungen den Gottesglauben entscheidend geprägt haben.

Eine überzeugende Darstellung, deren reiches Material den Leser gelegentlich erdrücken könnte, wenn ihm nicht ein so kundiger Führer zur Seite stände. Die von anderen Büchern dieser Reihe übernommene graphisch aufgelockerte Darbietung des Stoffes bewährt sich auch in diesem Fall. Zitate und Texte aus Bibel und anderen schriftlichen Quellen werden in anderer Farbe und gerahmt vom übrigen Text abgesetzt. Kurze Sätze und Stichworte am Rand gliedern zusätzlich den Gedankengang oder fassen ihn knapp zusammen. Ein gut ausgewähltes Bildmaterial, sowie verschiedene Karten, Skizzen und Übersichten erleichtern die Aufnahme des Gebotenen. Das Buch bietet auf diese Weise nicht nur reiche historische Informationen, sondern auch wichtige theologische Anregungen, die den eigenen Gottesglauben formen und vertiefen können. F. K. Heinemann

KENYON, Kathleen M.: *Die Bibel und das Zeugnis der Archäologie*. Düsseldorf 1980: Patmos-Verlag. 111 S., kt., DM 19,80.

Titel (auf Buchdeckel und Titelseite verschieden!) und Inhaltsverzeichnis der deutschen Ausgabe dieses ursprünglich englisch geschriebenen Buches könnten falsche Erwartungen wecken. Die 1978 verstorbene Autorin, die vor allem durch ihre Ausgrabungen in Jerusalem und Jericho einem größeren Publikum bekannt wurde, legt keine umfassende Darstellung biblischer Archäologie vor, sondern bietet lediglich einen knappen Überblick über neuere archäologisch-historische Erkenntnisse, die auf Ausgrabungen nach dem Zweiten Weltkrieg und auf Textfunde in Syrien in jüngster Zeit zurückgehen und das bisherige Bild der verschiedenen Perioden israelitischer Geschichte nicht unwe-

sentlich korrigieren oder präzisieren. Grundlage des Buches bilden vier Vorlesungen, die Frau Kenyon 1976 vor einem gemischten Hörerkreis der Oberlin-Universität in Ohio gehalten hat. Dementsprechend wenden sich die Ausführungen nicht an Spezialisten, sondern allgemein an Menschen, die sich für die Bibel und für die Schauplätze biblischen Geschehens interessieren.

Die Darstellung befaßt sich im wesentlichen mit Palästina und berührt dessen Nachbarn im Norden und Süden nur am Rande. Im einzelnen ist die Rede von der Zeit der Patriarchen, vom Einzug ins Land Kanaan, von Palästina zur Zeit Davids und Salomos, von der Zeit der getrennten Monarchien und von Palästina in neutestamentlicher Zeit. Der Leser erfährt eine Fülle interessanter Details, die ihn den historischen Hintergrund des Alten Testaments besser verstehen lassen, zumal es die Autorin versteht, den geschickt ausgewählten Stoff verständlich darzubieten. Die Folgerungen, die sie aus den verschiedenen Funden zieht, sind bei Fachkollegen gelegentlich umstritten, was bei der Schwierigkeit der Materie nicht überraschen dürfte, verdienen aber immer Beachtung. Das beigegebene Bildmaterial ist durchweg hilfreich und illustrativ, die Karten dagegen weniger brauchbar, da sie die im Text erwähnten Orte nicht immer zeigen (S. 13,36). Im Hinblick auf die erwartete Leserschaft hätte man sich die verschiedenen Geschichtsepochen wie Neolithikum u. ä. datiert gewünscht. Die angedeuteten Zweifel an der Historizität der Mosegestalt (S. 34) verwundern und dürfen wohl nicht mehr berechtigt sein. Von solchen und anderen kleinen Einwänden abgesehen, verdient jedoch die deutsche Ausgabe Anerkennung, weil sie neuere Erkenntnisse aus dem Bereich biblischer Archäologie einer größeren Öffentlichkeit zugänglich macht. F. K. Heinemann

SCHLIER, Heinrich: *Der Geist und die Kirche*. Exegetische Aufsätze und Vorträge, Bd. 4. Hrsg. v. Veronika KUBINA u. Karl LEHMANN. Freiburg 1980: Verlag Herder. 320 S., geb., DM 49,50.

Heinrich Schlier, der am zweiten Weihnachtstag 1978 starb, gehört zweifellos zu den führenden Exegeten und Theologen unseres Jahrhunderts. Deshalb ist es zu begrüßen, daß in einem vierten Sammelband Aufsätze und Vorträge des Verstorbenen zugänglich gemacht werden, die entweder in verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken oder noch nicht veröffentlicht sind.

In einem ersten Teil, der mit „Vermächtnis“ überschrieben ist, sind bibeltheologische Aufsätze zu wichtigen Themen des Neuen Testaments und seines Verstehens geboten: Verkündigung und Sprache (3–19). Wer ist Jesus? (20–32). Tod und Auferstehung (33–55). Eine christologische Credo-Formel der römischen Gemeinde. Zu Röm 1,3f (56–69). „Evangelium“ im Römerbrief (70–87). Zur Christologie des Hebräerbriefes (88–100). Der Tod im urchristlichen Denken (101–116). Der Friede nach dem Apostel Paulus (117–133). Fragment über die Taufe (134–150). Über den Heiligen Geist nach dem Neuen Testament (151–164). Der Heilige Geist als Interpret nach dem Johannesevangelium (165–178). Über das Prinzip der kirchlichen Einheit im Neuen Testament (179–200).

Der zweite Teil zeichnet „Wegstationen“ nach, die bestimmend waren für das Leben H. Schliers. So wird an H. Schliers Lehrer Martin Heidegger (Martin Heidegger: Denken im Nachdenken, 202–206) erinnert sowie an die Zeit des Kirchenkampfes (Das Schiffelein der Kirche, 207–224). H.

Schlier nimmt Stellung zur kirchlichen Verantwortung des Theologiestudenten (225–240) und für den theologischen Unterricht (241–250). Er schreibt über das Menschenbild des Neuen Testaments (251–264) und ehrt in einem Nachruf Erik Peterson (265–269). In seiner kurzen Rechenschaft (270–289) begründet er seine Konversion zum katholischen Glauben.

Im vorliegenden Sammelband wird noch einmal brennpunktartig deutlich, wovon H. Schlier zeit seines Lebens erfüllt war. Er lebte aus dem Neuen Testament und war bestimmt vom Geist Gottes, den er in der Kirche, wenn auch allzu oft verdeckt, wirksam wußte. Deshalb ist der Titel „Der Geist und die Kirche“ nicht nur für den vorliegenden Aufsatzband kennzeichnend, sondern für das Leben des unermüdeten Forschers, dessen Bibliographie von 1915–1981 am Ende des Buches dankenswerterweise zusammengestellt ist. H. Giesen

FENEBERG, Rupert – FENEBERG, Wolfgang: *Das Leben Jesu im Evangelium*. Reihe: *Quaestiones disputatae*, Bd. 88. Freiburg 1980: Herder Verlag. 296 S., kt., DM 38,-.

Die kritische Forschung hält es für gesichert, daß die Quellenlage, ein Leben Jesu zu schreiben, nicht zuläßt. Die beiden Brüder Feneberg hinterfragen diese Position kritisch und suchen das Leben Jesu im Evangelium selbst zu entdecken.

Im ersten Teil des Buches entwickelt R. Feneberg die methodischen Voraussetzungen für einen Zugang zum irdischen Jesus. Dabei wendet er die Erkenntnisse der Formgeschichte hinsichtlich der Perikopenüberlieferung auf das Evangelium als Ganzes an. Das Evangelium wird folglich als „kleine Einheit“ und als „soziologische Tatsache“ angesehen. Es geht nicht auf einen bestimmten Verfasser zurück, sondern hat seinen Sitz im Leben, in der jüdischen Gemeinde. Jesu Leben werde von den jüdischen Traditionen weitgehend bestimmt, präge aber diese ihm vorgegebene Form durch seine Persönlichkeit und Lehre. Das so verstandene Evangelium lasse erkennen, daß Jesus mindestens seit der Johannaufeigang sich als Messias gewußt habe. Er habe das Passafest als seinen Todetermin gewählt, um diesen auf solche Weise als Heilstod zu interpretieren. Es lasse sich eine theologische Biographie Jesu schreiben, nicht eine historische, da es einen „undogmatischen“ Jesus nie gegeben habe.

Auf dem Hintergrund dieser methodischen Voraussetzungen stellt W. Feneberg „Bewußtsein, Entwicklung und Denken Jesu“ dar. Dabei wendet er die formgeschichtlichen Methoden bereits auf die vorösterliche Gemeinde an, die durch Setzungen Jesu entstanden sei. Indem er einen Ansatz der konsequenten Eschatologie A. Schweitzers weiter verfolgt, stellt er für den irdischen Jesus fest, daß er theologisch als Jude lebte. Die erkennbar durchgängige Haltung Jesu sei seine absolute Hingabe an den Vaterwillen. Diese Haltung werde durch seinen Tod und seine Auferweckung endgültig. Weil Jesus theologisch als Jude lebte, sei er wirklich anders als wir gewesen. Seine Andersartigkeit wird schließlich hinsichtlich der Tora und der Naherwartung dargestellt, bevor W. Feneberg aufzuzeigen sucht, wie sich die Entwicklung Jesu von der Verkündigung der Gottesherrschaft bis zum Sühnetod vollzog. Die Erfahrungen, die Jesus im Laufe seines Lebens machte, haben sich auf sein Selbstverständnis ausgewirkt.

Gegen die in diesem Buch vorgetragene Hypothese ist dogmatisch nichts einzuwenden, wie K. Rahner in seinem Geleitwort versichert. Die kritische Exegese muß jedoch schwerwiegende Einwände machen. Die Hypothese, die von der Ausweitung der formgeschichtlichen Methode auf die Form Evangelium lebt, ist zwar in sich stimmig; sie kann allerdings nicht überzeugen, da sie rein deduktiv gewonnen ist. Nur wenn die Hypothese auch im Evangelium selbst und in anderen zeitgenössischen Faktoren abgesichert werden könnte, wäre sie als Interpretationsraster für das Evangelium als Ganzes und seine Teile brauchbar. Damit soll nicht gelehnet werden, daß viele Ergebnisse des Buches akzeptabel sind. Allerdings müßten sie methodisch anders gewonnen werden. H. Giesen

BOUWMAN, Gijs: *Paulus und die anderen*. Porträt eines Apostels. Düsseldorf 1980: Patmos-Verlag. 188 S., geb., DM 22,80.

Der Heidenapostel Paulus war zweifellos von entscheidender Bedeutung für den christlichen Glauben und die Ausbreitung der jungen Kirche. Seine Briefe haben einen großen Einfluß in der Kirche, waren aber immer zugleich Mißverständnissen ausgesetzt. Weil Paulus von solcher Bedeutung für das Christentum war, wird ein Buch, das versucht, das Leben des Völkerapostels nachzuzeichnen, sicherlich großes Interesse erwecken. Der Vf. hat anders als die meisten Forscher großes Vertrauen in die historische Zuverlässigkeit der Berichte der Apostelgeschichte über Paulus. Der sogenannte Wir-Bericht geht nach ihm auf den Paulusbegleiter Lukas zurück, der ihn allerdings nur auf der ersten Missionsreise begleitete, als Paulus selbst noch keine eigene Theologie entwickelt hatte, weshalb fehlende paulinische Theologie in der Apostelgeschichte nicht gegen diese Hypothese angeführt werden könne. Eine ungewöhnliche These dieses Buches ist es auch, daß Paulus verheiratet gewesen sei, seine Frau ihn noch während seiner ersten Missionsreise begleitet habe, sich aber von ihm getrennt habe, weil sie nicht Christin werden wollte. Auf diesem Hintergrund könne man nicht sagen, Paulus habe in 1 Kor 7 grundsätzliche Aussagen über Ehe und Jungfräulichkeit machen wollen.

Insgesamt gibt das Buch einen guten Einblick in das Leben des Paulus und der frühen Kirche. Wegen seines lebendigen Stils und seiner leichten Lesbarkeit ist es auch für weitere Kreise geeignet. Die zuweilen überraschenden Thesen, die kaum allgemeinen Beifall finden werden, sind deshalb nicht störend, weil der Vf. sie ausdrücklich als seine persönliche Meinung bezeichnet. H. Giesen

LICHTENBERGER, Hermann: *Studien zum Menschenbild in Texten der Qumrangemeinde*. Reihe: Studien zur Umwelt des Neuen Testaments, Bd. 15. Göttingen 1980: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 282 S., kt., DM 56,-.

In seiner Marburger Dissertation fragt L. nach dem Seins- und Weltverständnis des Menschen vor Gott, wie es die Schriften, die mit Sicherheit in der Qumrangemeinde entstanden sind, erkennen lassen. Der Darstellung des Forschungsstandes folgen methodische Überlegungen, die den Weg der Untersuchung bestimmen sollen. Entsprechend diesen Überlegungen analysiert L. einzelne Texte, Gattungen und Gattungselemente und befragt sie nach ihrer anthropologischen Relevanz. Die bei der Analyse erkennbaren anthropologischen Aussagen werden anschließend in das theologische Denken der Qumrangemeinde überhaupt eingeordnet, um so die Vielfalt der Aussagen zu ordnen und ihre Beziehungen zueinander und zu vorgegebenen Überlieferungen aufzuzeigen. Das alttestamentliche Erbe zeigt sich vor allem in den schöpfungstheologischen Begründungen der Anthropologie sowie deren Bezug zum Gesetz. Aber auch außerjüdische Einflüsse (Dualismus, Determination, Prädestination) lassen sich wahrscheinlich machen. Der Mensch wird in Qumran immer in seiner Bindung an die Gruppe gesehen. Er ist von seinem Schöpfer oder vom Gesetz oder auch von beiden abhängig. Soweit das Menschenbild von der traditionell alttestamentlichen Sicht bestimmt ist, ist es einheitlich. Die außerjüdischen Einflüsse lassen dieses einheitliche Bild insofern verschwimmen, als diese Vorstellungen auf je verschiedene Art und Weise in die Argumentation eingeführt werden, um so die neuen Situationen in der Qumrangemeinde zu meistern.

Die eingehende Untersuchung zum Menschenbild in der Qumrangemeinde besticht vor allem wegen ihrer detaillierten Analysen, die von der Sache her bedingt den größten Raum des Buches einnehmen. Der Versuch, die Strukturen der theologischen Anthropologie der Qumranleute nachzuzeichnen, sowie die Frage nach der Einheit dieser Anthropologie lassen aus dem Mosaik der Einzelaussagen ein Bild entstehen, das uns die Menschen von Qumran in ihrem Denken und Handeln besser verstehen läßt. Die Sekte am Toten Meer lebte aus der Tradition des Judentums, vor allem des Alten Testaments. Zugleich bewies sie ihre Fähigkeit, fremde Traditionen aufzunehmen, wenn es die veränderte Lage der Gemeinde verlangte. Die Register (Autoren, Stellen, Namen und Sachen, hebräische Wörter) erleichtern die Arbeit mit der sorgfältigen und lehrreichen Untersuchung.

H. Giesen

HAAG, Herbert: *Du hast mich verzaubert*. Liebe und Sexualität in der Bibel. Reihe: Theologische Meditationen, Bd. 54. Zürich, Einsiedeln, Köln 1980: Benziger Verlag. 72 S., br., DM 9,80.

Mit diesem ansprechenden Titel „Du hast mich verzaubert“ stellt der erfahrene Alttestamentler Herbert Haag seinen weithin geglückten Versuch vor, die Bibel auf ihre Aussagen zu Liebe und Geschlechtlichkeit hin zu befragen. Daß diese Fragen aktuell sind, steht außer Zweifel, ob sie in kirchlichem Denken und Verkündigen wirklich einen so geringen Stellenwert einnehmen, wie es hintergründige Meinung des Verfassers ist, kann wohl mit Recht bezweifelt werden. Freilich bietet Haags Studie gegenüber anderen Arbeiten (und wohl auch kirchenamtlichen Stellungnahmen) den großen Vorteil, die Fragen auf einer anderen, menschlich tieferen Ebene anzugehen. Der Autor schöpft aus dem Lebensgefühl des Hebräers, läßt sich – v. a. von den Aussagen und „Geschichten“ des Alten Testaments (Gen. 1; 2; 4; Rut; Hld; Davidserzählung u. a.) – hinabführen zu den Tiefen und Wurzeln menschlicher Existenz und versteht es hervorragend, den Leser beschaulich dorthin mitzunehmen. Darin liegt sicher der große Wert dieses Büchleins. Jesu Stellung zur Frau wird begründeterweise kurz dargestellt, während die allzu negative Sicht des paulinischen Verhältnisses zur erotischen Liebe und Sexualität wohl doch von Vorentscheidungen geleitet zu sein scheint. Problematischer sind

die thematischen Abhandlungen zu „Liebe ohne Ehe“, Ehe, Ehebruch, Scheidung, Homosexualität, Ehelosigkeit, da sie allzusehr verleiten – und nicht nur den unbefangenen Leser, sondern mancherorts auch den Verfasser –, den biblischen Befund (der sicherlich richtig erhoben wurde) unreflektiert in die heutige Zeit zu übertragen. Für die Diskussion in unserer Zeit dürfen jedoch Tradition und neue Erkenntnisse nicht außer acht gelassen werden – genauso wenig freilich die Aussagen der Heiligen Schrift. Dafür einen Beitrag zu leisten, darin liegt die Bedeutung von Haags „Theologischer Meditation“.

G. Gnant

*Ein Leib und ein Geist werden in Christus.* Schreiben über die Eucharistie Papst JOHANNES PAULS II. Mit einem Kommentar von Walter Kasper. Freiburg 1980: Verlag Herder. 96 S., kt., DM 6,80.

Dieses Schreiben des Papstes über die Eucharistie, das ursprünglich vornehmlich an die Bischöfe (aber auch an die Priester) gerichtet war (als sogenanntes „Gründonnerstags-Schreiben“), wird hier vom Herderverlag einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht – wohl auch deswegen, weil es sich einer sehr gemischten Reaktion in der allgemeinen Diskussion erfreute. Die Veröffentlichung bietet zusammen mit dem Text einen Kommentar von Walter Kasper.

Der Papst sucht in seinem Schreiben nach einer Erneuerung des Eucharistieverständnisses von Christus und in ihm von Gott her. Er trägt eine Reihe von Gedanken vor, die der Wirklichkeit des auf uns zukommenden Gottes in Christus verpflichtet sind. Sie beanspruchen keine Vollständigkeit, zielen auch nicht auf eine autoritativ amtliche Unterweisung ab. Die bleibende Wirklichkeit des ankommenden Gottes in der von Christus eingesetzten Eucharistie gestaltet die Vorstellungen des Papstes über unsere Begegnung mit diesem Sakrament, unser Leben in ihm und unserem Dienst an ihm.

Walter Kasper nimmt zu diesen einer mehr anthropologisch ausgerichteten Theologie schwerer verständlichen Gedanken sehr umsichtig und positiv Stellung. Energisch hält er alle unfruchtbaren Schlagwörter einseitiger Klassifikationen des Schreibens fern. Aber er weist deutlich auf die anthropologischen Implikationen, die hinter der Theologie des Papstes gerade aufgrund seiner Christozentrik stehen, hin. Die theologischen Fragepunkte reichen vom Säkularisierungsverständnis bis hin zu praktischen Problemen wie die „kreative Autonomie“ in der Eucharistiegestaltung. Joh. Römelt

EIGENMANN, Urs – LEIMGRUBER, Stefan: *Firmung – eine Brücke ins Leben.* Lehrerbuch mit Kopiervorlagen und Dias. Köln 1980: Benziger Verlag. 96 S., kt., DM 29,-.

LEIMGRUBER, Stefan: *Firmung – eine Brücke ins Leben.* Schülerbuch. Köln 1980: Benziger Verlag. 32 S., geh., DM 4,80.

Das Werkbuch besteht aus zwei Teilen: einem Lehrerbuch mit 16 Dias und einem Schülerheft. Im Lehrerbuch werden zunächst die Voraussetzungen für den Firmunterricht erläutert. Dabei gehen die Verfasser auf die entwicklungspsychologische Situation der Firmenden und auf religionspädagogische Aspekte ein. Ferner bieten sie eine Einführung in das Wesen der Sakramente sowie historische und theologische Überlegungen zur Firmung.

Im zweiten Teil wird ein religionspädagogisches Konzept entfaltet, das auf der paulinischen Charismenlehre gründet und sie an der Leitidee „Brückenbauen“ veranschaulicht. Die vorgesehenen Unterrichtseinheiten stellen keinen geschlossenen Firmkurs dar, sondern sind Bausteine, die der jeweiligen Situation entsprechend zusammengesetzt, verändert und ergänzt werden können. Darüber hinaus enthält der zweite Teil Impulse für außerschulische Tätigkeiten, Hinweise zur Einordnung der Firmvorbereitung in die Gesamtpastoral, Materialien für begleitende Eltern- und Patenbildung, eine Übersicht über Medien, Materialien und Unterrichtshilfen sowie Kopiervorlagen.

Das Schülerbuch bietet Bild- und Textmaterial für den Firmunterricht mit Elf- bis Vierzehnjährigen. Der Aufbau entspricht den im Lehrbuch ausgeführten Unterrichtseinheiten.

Das Werk stellt eine ausgezeichnete Handreichung dar, die lebensnah und verständlich ist. Vor allem die Ausrichtung an der Charismenlehre des Paulus schafft die Möglichkeit, konkrete und anschauliche Geisterfahrung zu vermitteln.

Der einzige Nachteil des Angebots scheint mir darin zu bestehen, daß die Dias als Filmstreifen geliefert werden, die der Benutzer selbst auseinanderschneiden und rahmen muß. Dies exakt auszuföhren, ist erfahrungsgemäß nicht jedermanns Sache. J. Schmitz

BEEMT, Adri van den: *Krankenkommunion*. Eine Handreichung für Seelsorger und Kommunionhelfer. Würzburg 1980: Seelsorge Verlag Echter. 118 S., br., DM 12,80.

Kranke und schwache Menschen bilden weithin in unseren Gemeinden immer noch eine vernachlässigte Gruppe. Dies ist um so bedauerlicher, als Jesus durch sein Beispiel der Kirche die Sorge für Kranke und Leidende in besonderer Weise ans Herz gelegt hat. So können z. B. Kranke und Schwache meist höchstens einmal im Monat die Kommunion empfangen, auch wenn sie dies häufiger tun möchten. Abhilfe könnte durch eine größere Gruppe von Kommunionhelfern und -helferinnen geschaffen werden.

Für diese Kommunionhelfer(innen), aber ebenfalls für Seelsorger, legt Adri van den Beemt Kommunionfeiern für das ganze Kirchenjahr vor, die sich in fünf Abschnitte gliedern: 1. Lesung (die Vorschläge orientieren sich meist an der offiziellen Leseordnung der Meßfeier), 2. Gebet mit Gedanken des Sonn- oder Festtags, 3. Vaterunser und „Herr, ich bin nicht würdig . . .“, 4. Stille zur persönlichen Danksagung, 5. Schluß-/Dankgebet.

Die Gebete sind ansprechend formuliert und können von den Kranken leicht angeeignet werden. Bedauerlich ist nur, daß den Texten jeweils die Schlußformel fehlt, die zu erkennen gibt, wann das „Amen“ erfolgen soll. Der Vorschlag, das erste Gebet mit den Kranken zusammen zu sprechen, läßt sich häufig nicht verwirklichen. In solchen Fällen sollte wenigstens eine Zustimmung zu dem vorgebrachten Gebet erfolgen.

Noch weniger verständlich als das Fehlen der Schlußformel ist die Tatsache, daß das Gebet „Herr, ich bin nicht würdig . . .“ in einer von der Meßfeier abweichenden Textfassung geboten wird. Dieses Gebet sollte von den Kranken auswendig gesprochen werden können. Das ist jedoch nur möglich, wenn der aus dem sonntäglichen Gottesdienst geläufige Text verwendet wird. J. Schmitz

*Heilige in Geschichte – Legende – Kult*. Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Heiligenverehrung und zur Hagiographie. Hrsg. v. Klaus WELKER. Karlsruhe 1979: Badenia Verlag. 176 S., br., DM 27,80.

Das Buch stellt keineswegs, wie der Titel eventuell vermuten lassen könnte, ein Kompendium mit Darstellungen des Lebens und der Verehrung einer großen Zahl von Heiligen dar, sondern befaßt sich mit allgemeinen Fragen der Frömmigkeit und der Heiligenverehrung. Es geht hierbei um das Verstehen historischer und gegenwärtiger Probleme. F. Hensel gibt einen Überblick über die Frömmigkeit in Vergangenheit und Gegenwart. K. Welker fragt nach dem Aussagewert von Werken der Erbauungsliteratur als Quellen zur Erforschung regionalen Heiligenkultes. D. Kauß zeigt die Bedeutung der spätmittelalterlichen Heiligenverehrung im kirchlich-religiösen Leben des heutigen Stadtbereiches von Göppingen. W. Klaißer schildert, wie in der Reformationszeit die Antoniusvita, entsprechend den damaligen religiösen Bedürfnissen und theologischen Auffassungen, verändert wurde. G. Wolff bietet eine bibliographische Bestandsaufnahme der Wallfahrtsbücher in der Erzdiözese Freiburg, soweit sie sich auf Heiligenwallfahrten beziehen. J. Leibbrand weist nach, wie durch die Aufzeichnungen von Gebeterhörungen in Radolfzell versucht wurde, die Wallfahrt gezielt zu fördern. F.-X. Kyewalyanga stellt am Beispiel der 22 Märtyrer von Uganda den Prozeß vom historischen Glaubenszeugen zum verehrten Heiligen dar. Da das Buch dem bekannten Freiburger Diözesangeschichtler Professor DDr. Wolfgang Müller zum Goldenen Priesterjubiläum gewidmet

ist, folgt den Abhandlungen eine Bibliographie der Veröffentlichungen des Jubilars, die den Zeitraum von 1940 bis 1978 umfaßt.

Das Buch gibt Wissenschaftlern, die sich mit Fragen aus der Geschichte der Frömmigkeit und Heiligenverehrung befassen, Einblicke in wichtige Zusammenhänge.  
J. Schmitz

LAUTERBACHER, Franz: *Neues Andachtsbuch*. Kirchliche Festzeiten, Prozessionen und Wallfahrten. Besondere Anlässe. Graz 1980: Verlag Styria. 280 S., geb., DM 34,-.

Zwar hatte das II. Vatikanische Konzil die Absicht, im Rahmen der Liturgiereform die Vielfalt der Gottesdienste zu wahren, jedoch hat man dem in zahlreichen Gemeinden nicht entsprochen. So wurden z. B. die Andachten kaum gepflegt und verschwanden sehr rasch aus dem liturgischen Leben. Inzwischen empfinden immer mehr Gläubige die Beschränkung auf die Messe als Verarmung und wünschen zusätzliche Gottesdienstformen.

Um Seelsorgern die Vorbereitung von Andachten zu erleichtern, bietet Franz Lauterbacher in dem vorliegenden Buch eine Vielzahl von Modellen und Texten an. Der Inhalt gliedert sich in folgende Abschnitte: Andachten zu den Festzeiten des Kirchenjahres, Andachten, die Situationen im Leben der Gemeinde berücksichtigen (z. B. Um die Einheit der Christen, Um kirchliche Berufe, Jugendfeiern, Sendungsfeier für Firmgruppen, Dankfeier zur Erstkommunion, Zum Erntedank), Heiligenandachten, Prozessionen und Wallfahrten (z. B. Feier der Bittage, Gemeinewallfahrt, Jugendwallfahrt), Rosenkranz und moderne Litaneien, Texte für Andachten. In einem Anhang folgt eine Übersicht über die Andachten im Gotteslob.

In den Formularen und Texten werden durchweg gute Anregungen geboten, die sicherlich von vielen Priestern als hilfreich empfunden werden. Allerdings sind auch einige unübersehbare Schwächen vorhanden. Die erste Andacht ist reichlich geschwätzig angelegt. Sie beginnt mit einer Homilie, der im Laufe der Feier eine zweite folgt. Die Fürbitten enden mit einer langatmigen Oration. Außerdem sind die Fürbitten selbst mehr ein moralischer Appell als ein Ansprechen Gottes. Die Fürbitten S. 79 enthalten zu viele Gedanken, die von den Hörern bei der raschen Folge nicht zu eigen gemacht werden können. Verschiedentlich begegnet in Litaneien die stilistisch unglückliche Wendung „Daß du . . . wolltest“ (z. B. S. 21.124). Die Bezeichnung mancher Gebete als Fürbitten ist unzutreffend (z. B. S. 15f.59). Die Litanei S. 113 lenkt den Blick einseitig auf die Gegenwart Jesu im Tabernakel. Zuvor wäre der Gegenwart Christi in der liturgischen Versammlung zu gedenken. Es stellt geradezu eine Häresie dar, wenn S. 200 Maria mit der Formulierung „Du Mittlerin zwischen Gott und den Menschen“ angesprochen wird. Man vgl. dazu 1 Tim 2,5.  
J. Schmitz.

SCHILLING, Alfred: *Die Sonn- und Festtagsgebete der heiligen Messe*. Neue Übertragung der lateinischen Texte mit einem Anhang deutscher Gebete. Luzern, Stuttgart 1980: Rex Verlag. 216 S., geb., DM 24,-.

Alfred Schilling legt hier eine eigene Übertragung zahlreicher lateinischer Orationen des neuen Meßbuchs vor. Er versteht seine Publikation „als Beitrag zu einer weiter lebendigen Liturgie“ (S. 8). Als mögliche Leser und Benutzer der Texte denkt er sowohl an Priester als auch an die Mitglieder liturgischer Gruppen und Arbeitskreise, die sich der Vorbereitung von Gottesdiensten widmen.

Dem Hauptteil folgt ein mehrteiliger Anhang. Er enthält zunächst 51 Formulare, die einem bestimmten Thema zugeordnet sind und aus früheren Veröffentlichungen stammen, jedoch bearbeitet wurden. Ferner finden sich 19 Formulare, die nach lateinischen Vorlagen zusammengestellt wurden. Den Abschluß bilden ein Stichwortregister, das die Möglichkeit bietet, für bestimmte Zwecke oder Anlässe passendes Material zu finden, sowie ein Schriftstellenregister, das helfen soll, rasch entsprechende Lesetexte zu den Orationen bzw. passende Gebete zu vorgegebenen Lesungen zu finden.

Die hier gebotene Übertragung der lateinischen Orationen hat ohne Zweifel etwas Bestechendes an sich. Sie steht unserem Sprachempfinden oft näher als die Texte des deutschen Meßbuchs. Außerdem berücksichtigt sie stärker die Frage, ob sich die Gottesdienstteilnehmer den Inhalt der Gebete aneignen können.

Die 51 Formulare im ersten Teil des Anhangs scheinen mir aufs Ganze gesehen keine Bereicherung darzustellen. Sie verraten allzu deutlich die Mode ihrer Entstehungszeit. Es handelt sich dabei auch nach der Bearbeitung oft eher um einen moralischen Appell an die versammelte Gemeinde als um ein Ansprechen Gottes.

J. Schmitz

VISCHER, Georg Matthaeus: *Topographia Austriae Superioris modernae 1674*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen v. Anton Leopold SCHULLER. Graz 1977: Akademische Druck- und Verlagsanstalt. 226 Kupferstiche, 12 Karten und 39 S. Nachwort, Ln., 750 öS.

Georg Matthaeus Vischer (1628–1696), der „Historiker mit dem Stift“, widmete sich schon als Kaplan und Pfarrer mit großem Eifer der Kartographie und ist vermutlich einer der ersten Kartenmacher, der das aufzunehmende Land nicht mit Hilfe von Angaben aus zweiter Hand, sondern aufgrund eigener Bereisung zeichnete. Als er merkte, daß sein zeitaufwendiges Hobby zu Lasten der Seelsorge ging, gab er 1668 seine Pfarrei auf und widmete sich fortan ganz dem unsicheren Geschäft der Kartographie und Topographie. Zu seinen bedeutendsten Werken gehört eine große Karte von Oberösterreich, die in den Jahren von 1666–1669 entstanden ist. Parallel zur Arbeit an dieser Karte zeichnete Vischer zahlreiche Burgen, Schlösser, Klöster, Städte und Märkte des Landes, um sie später als Ansichtensammlung oder – wie es damals hieß – „Topographie“ verkaufen zu können. Nach vielen Schwierigkeiten wurde dieses einmalige Ansichtenwerk, das in der ersten Ausgabe 222 Stiche zählte, 1674 fertiggestellt. Es erlebte in der Folgezeit eine Reihe von Auflagen, deren Zahl und Merkmale nur schwer zu bestimmen sind.

Der akademischen Druck- und Verlagsanstalt Graz gebührt Dank, daß sie nach der Wiederveröffentlichung der Topographie Steiermarks und Niederösterreichs nun auch dieses dritte der drei großen geschlossenen topographischen Werke Vischers einer interessierten Öffentlichkeit neu zugänglich gemacht hat. In einem sehr gründlich gearbeiteten Nachwort stellt Leopold Schuller Leben und Gesamtwerk Vischers vor, untersucht alle mit der Herausgabe des Werkes zusammenhängenden Fragen und informiert den Leser mit Hilfe verschiedener Verzeichnisse, Konkordanzen und Register über die Lokalisierung der dargestellten Objekte, über die Besitzverzeichnisse und die Orts-, Gegend- und Gewässernamen in moderner und alter Schreibweise. Beigegeben ist dem stattlichen Werk auch die berühmte Karte Oberösterreichs, die freilich aus praktischen Gründen in zwölf Teilkarten zerlegt werden mußte. Die Kupferstiche sind von hervorragender Qualität, so daß selbst noch Einzelheiten bis ins kleinste Detail zu erkennen sind. Ein ähnlich großes topographisches Unternehmen über Oberösterreich ist seit der einzigartigen Leistung Vischers nie mehr zustande gekommen. Das allein rechtfertigt die Neuausgabe dieses hervorragenden Werkes, das nicht nur eine Bereicherung für die oberösterreichische Heimatforschung ist, sondern zugleich ein meisterliches Dokument der Kulturgeschichte.

F. K. Heinemann

KLEIN, Adolf: *Der Dom zu Köln*. Die bewegte Geschichte seiner Vollendung. Köln 1980: Wienand Verlag. 288 S., geb., DM 38,-.

Der Kölner Dom ist unbestritten das populärste Baudenkmal im Rheinland, das jährliche hunderttausende Besucher anlockt. Vielen von ihnen ist allerdings nicht bewußt, daß dieses unvergleichliche Bauwerk erst im vorigen Jahrhundert vollendet wurde. Das Jubiläumsjahr 1980 gab Anlaß, sich gründlicher mit seiner Bau- und Geistesgeschichte zu befassen. In der Reihe der Veröffentlichungen, die sich mit mehr oder weniger Erfolg dieser Aufgabe widmeten, nimmt das hier vorgestellte Buch einen guten Platz ein. Der Verfasser, promovierter Historiker, hat sich schon des öfteren mit der rheinischen Geschichte befaßt und legt hier ein fesselnd geschriebenes Sachbuch vor, das in Wort und Bild der Geschichte des Kölner Domes bis zu seiner Vollendung nachgeht.

Ein erster Abschnitt behandelt die Kölner Domgeschichte bis 1560 und erklärt, warum damals nicht weitergebaut wurde. Die beiden folgenden Abschnitte schildern die Geschichte des Domes in der Reichsstädtischen und Franzosenzeit. Welche Bedeutung einzelne Persönlichkeiten für die Dombaugeschichte haben konnten, geht aus dem Kapitel über Sulpiz Boisserée hervor. Die drei folgenden Abschnitte befassen sich mit dem Dombaugedanken nach den Befreiungskriegen und in der Zeit des „Kölner Ereignisses“ sowie mit der Restaurierung des Domes. Mit König Friedrich Wilhelm IV. begann endlich das Werk der Domvollendung. Welche Probleme finanzieller, künstlerischer, politischer und religiöser Art mit dieser letzten Phase des Dombaues verbunden waren, zeigen in eindrucksvoller Weise die sieben letzten Abschnitte des Buches. In einem sehr instruktiven Anhang, der 26 literarische Dokumente zur Geschichte der Domvollendung vereint, kommen recht unterschiedliche Autoren zu Wort und geben einen interessanten Einblick in den geistesgeschichtlichen Hintergrund der Dombaugeschichte der beiden letzten Jahrhunderte. Eine Bild- und Faksimiledokumentation, ein Verzeichnis der Textabbildungen, sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis samt Register und Bildnachweise beschließen das gut dokumentierte und sauber gedruckte Buch, dem man viele Leser wünscht.

F. K. Heinemann

## Hinweise

BALTHASAR, Hans Urs von: *Kennt uns Jesus – kennen wir ihn?*. Freiburg 1980: Verlag Herder. 120 S., kt., DM 11,80.

„Kennt uns Jesus – kennen wir ihn?“ ist ein lohnendes Büchlein aus der Reihe meditativer theologischer Schriften des Herder-Verlags. Sein Autor, Hans Urs von Balthasar, zeichnet darin dem Leser ein Bild von Jesus Christus, das auf dem Boden moderner Theologie den ganzen Jesus des Glaubens zu erfassen sucht. Von Balthasar bietet dabei einerseits eine ganz an der Bibel orientierte, sprachlich gekonnte Kurzform der Christologie, die die Menschheit und die Gottheit Jesu Christi ganz und unverkürzt ernst zu nehmen bemüht ist. Und er meditiert andererseits über die Heilsbedeutung von Leben, Tod und Auferstehung Jesu, der uns Menschen bis auf den Grund unseres Herzens kennt und von uns liebend erkannt werden will. Dabei ergibt sich, „nur wer überzeugt ist, persönlich von Jesus erkannt zu sein, gewinnt Zugang zu seiner Kenntnis, und nur wer die Zuversicht hat, ihn so, wie er ist, zu kennen, weiß sich auch von ihm erkannt“ (S. 6). So ist es letztlich der, der sich glaubend und betend der Person Jesu mit seiner ganzen Existenz öffnet, der Jesus wirklich erkennt. Ein Buch, das anregt, sich wieder neu auf dieses Abenteuer des „Kennenlernens“ Jesu einzulassen, das zu gläubiger Anbetung führt.

ROSA, Giuseppe de: *Wir sind alle Auserwählte*. Über das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen. Reihe: Theologische Meditationen. München 1980: Verlag Neue Stadt. 104 S., kt., DM 10,80.

Der Jesuit Giuseppe de Rosa zeichnet in seinem vom Verlag „Neue Stadt“ ins Deutsche übertragenen Werk „Wir sind alle Auserwählte“ eine Theologie vom „gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen“. Er legt die biblisch-theologische Grundlage dieser Lehre, ihre Entwicklung in der Theologiegeschichte und ihre erneute Betonung in den Texten des II. Vatikanischen Konzils dar. Nicht zuletzt versucht der Autor auch Anregungen zu geben, diese Lehre für eine Spiritualität des täglichen Lebens zu Nutzen zu machen.

EICHER, Peter: *Der Herr gib't den Seinen im Schlaf*. München 1980: Kösel-Verlag. 111 S., kt., DM 12,80.

Die in diesem Buch enthaltenen Reflexionen und Meditationen sind entstanden, indem Verf. „mit der Zeitung in der linken und der Bibel in der rechten Hand die Alltagswelt“ zu lesen unternommen hat. Nicht so, daß er eine Zeitungsmeldung aufgegriffen und darauf eine biblisch fundierte christliche Erwiderung gesucht hätte. Sondern „Zeitung“ steht hier für Beobachtung: Eicher hat das Treiben, Auftreten und Reden des Zeitgenossen beobachtet, den Zeitgeist aufgespürt und ist dann ins Nachdenken gekommen. Immer wieder versucht er, von der Bibel aus, von ihren Aussagen bezüg-

lich typisch menschlicher Situationen und Verhaltensweisen auf die abweichenden Lebensformen und -einstellungen in heutiger Gesellschaft und Kirche seine Finger zu legen. Es sind subjektive Gedanken und Betrachtungen, deshalb eigenwillig bisweilen, fast überzogen. Aber mit gutem Recht, scheint mir, und stets glaubwürdig in ihren Anliegen. Ein sehr anregendes Buch: erstaunliche Entdeckungen dürfte der machen, der selbst einmal versucht, die Alltagswelt „mit der Bibel in der Hand“ zu lesen.

FRIES, Heinrich: *Hoffnung, die den Menschen heilt*. Geistliche Orientierung. Freiburg 1979: Verlag Herder. 112 S., kt., DM 10,80.

In diesem Buch behandelt der Verfasser grundlegende Themen unseres Glaubens. Ein kurzer Gang durch das Kirchenjahr bildet den Rahmen seiner Überlegungen, die teils Meditation, teils theologische Reflexion sind. Die angesprochenen Themen sind: Hoffnung, Licht, Frieden, Vergebung u. a. Das Buch ist geeignet, die Heilszeiten des Kirchenjahres neu zu erschließen.

LOEW, Jacques: *Der verborgene Schatz*. Fabeln und Parabeln. Freiburg 1979: Verlag Herder. 120 S., geb., DM 17,80.

Der bekannte Autor präsentiert sich in dem vorliegenden Buch von einer ganz neuen Seite. In über 50 Fabeln und Parabeln, die dem Alltag entnommen sind, zeigt er, wie sich auf humorvolle Weise Glaube und reales Leben verbinden lassen. Die interessanten Karikaturen des französischen Zeichners J. Faizant verleihen dem kleinen Buch einen zusätzlichen Reiz.

THALMANN, Richard: *Zeit für die Ewigkeit*. Die drei Rosenkränze. Reihe: Offene Zeit, Nr. 8. Freising 1979: Kyrios-Verlag Meitingen. 64 S., kt., DM 9,80.

Alle fünfzehn Gesetze des Rosenkranzes stellt Thalmann in dem vorliegenden Buch dem Betrachter vor Augen. Mit jeweils einem meditativen Text und einem modernen ansprechenden Bild kann jedes Gesetz zu einer selbständigen Meditation anregen. Das uralte Gebet wird so in einer Form vorgestellt, mit der auch der moderne Leser noch etwas anfangen kann.

*Beten in unserer Zeit*. Hrsg. v. Joseph SAUER. Freiburg 1979: Verlag Herder. 200 S., kart.-lam., DM 19,80.

Das Buch enthält die Referate der Akademietagung „Beten in einer weltlichen Welt“, die 1978 in Freiburg stattgefunden hat. Die Ausführungen behandeln grundsätzliche Fragen des Betens und bieten praxisnahe Orientierung, die vor allem für Menschen gedacht ist, die nicht recht wissen, wie sie beten sollen. Dem, der sich von den Hinweisen leiten läßt, wird sich ein neuer Zugang zum Beten eröffnen.

*Lob- und Dankgebete*. Texte ausgewählt von Sr. M. Lucia OCD, hrsg. v. Heribert MÜHLEN. Luzern, Stuttgart 1979: Rex-Verlag. 131 S., geb., DM 18,80.

Dank und Lobpreis kommen in unserem Beten nicht selten zu kurz. Dies beruht nicht so sehr auf Undankbarkeit, als vielmehr auf Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit. Das vorliegende Buch verweist uns nachdrücklich auf die Grundhaltungen des Dankens und Lobens, indem es Dank- und Lobgebete aus über 2000 Jahren anbietet. Die Texte sind zum Nachsprechen und als Anregung für freies Beten geeignet. Nur am Rande sei vermerkt, daß die Autorenangaben nicht immer ganz exakt sind: so wenn Paulus als unbestrittener Autor eines Textes aus dem Epheserbrief und Ambrosius von Mailand als Verfasser des „Te Deum“ hingestellt wird.

GUARDINI, Romano: *Der Raum der Meditation*. Die Sammlung, das Gewissen und das Gute. Reihe: Topos Taschenbücher, Bd. 92. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 96 S., kt., DM 6,80.

Dieses Büchlein ist – man darf sich vom Titel nicht täuschen lassen – eine Neuauflage der Schrift Guardinis aus dem Jahr 1929 mit dem Titel: Das Gute, das Gewissen und die Sammlung. Was Guardini

damals über die religiöse Bedeutung des konkreten praktischen Lebens in einer sehr verständlichen Sprache, aber in grundsätzlicher Durchdringung seinen Lesern vortrug, bleibt auch heute treffend. Denn wenn dem Büchlein in einer Angleichung an den modernen Sprachgebrauch (so die Herausgeberin Ingeborg Klimmer) der Titel „Der Raum der Meditation“ gegeben wurde, dann ist damit nicht „östliche Leere“ gemeint, sondern konkrete Bewältigung des Alltags und der Lebenssituationen in unmittelbarer und tiefer Verantwortung vor Gott.

WIEDEMANN, Ernst: *Vieles ist Geschenk*. Meditative Texte zum Bedenken. Meitinger Kleinschriften, Nr. 76. Freising 1979: Kyrios Verlag. 40 S., kt., DM 4,50.

In diesen kurzen Besinnungen, die in der Reihe „Meitinger Kleinschriften“ erschienen sind, gibt der Autor, Ernst Wiedemann, Ermutigungen zur Hoffnung, die unsere Zeit so sehr nötig hat. Seine prägnanten Texte können auch für nur kurze Momente des Innehaltens mitten im Umtrieb des Alltags geeignet sein. Eine Kleinschrift, die sich auch besonders für den Schriftenstand anbietet.

BOROS, Ladislaus: *Gottesbild und Glaube*. Zwei Meditationen. Reihe: Theologie und Leben, Nr. 54. Freising 1979: Kyrios-Verlag Meitingen. 48 S., kt., DM 6,-.

Das Bändchen enthält zwei Meditationen über Gottesbild und Glaube. Der Autor versucht, auf die mit diesen Themen verbundenen Fragen, die sich dem heutigen Menschen immer dringender stellen, eine verständliche Antwort zu geben. Angesprochen wird dabei der glaubenswillige Mensch, der sich immer wieder neu um einen sinnvollen Glauben und das damit zusammenhängende Gottesbild müht.

FESTING, Heinrich: *Mit Gott durch das Jahr*. Im Geiste Kolpings beten. Meditationen für jeden Tag. Freiburg 1979: Verlag Herder. 783 S., geb., DM 45,-.

Das Buch bietet Meditationen für jeden Tag des Jahres auf der Grundlage der Soziallehre der Kirche. Jede Einheit beginnt mit einem Wort Adolf Kolpings und einer Lesung aus der Heiligen Schrift. Dem folgt ein Meditationstext, der meist den Rundschreiben der Päpste, den Konzilsdokumenten oder den Synodenbeschlüssen entnommen ist. Den Abschluß bildet ein Gebet. Die Zusammenstellung zeigt, wie aktuell die Gedanken Adolf Kolpings heute noch sind. Das Buch eignet sich zur Einzelmeditation, als Gesprächsanregung in Gruppen und für die Gestaltung von Wortgottesdiensten.

*Jesus Christus und die Religionen*. Salzburger Hochschulwochen 1979. Hrsg. v. Ansgar PAUS. Graz, Wien, Köln 1980: Verlag Styria i. Gem. m. d. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer. 320 S., kt., DM 16,80.

Wenn sich die Salzburger Hochschulwochen 1979 mit der Frage „Jesus Christus und die Religionen“ auseinandergesetzt haben, entsprachen sie der Notwendigkeit, die Absolutheit des Christentums in der heute gegebenen Auseinandersetzung mit anderen Religionen und im Dialog mit ihnen genauer zu bedenken. Der vorliegende Sammelband macht die Vorlesungen allgemein zugänglich: W. Dupré (Nijmegen), Die Religion in den Religionen; G. C. Anawati (Kairo), Die Botschaft des Koran und die biblische Offenbarung; P. Meinhold (Kiel), Die konkurrierenden Ansprüche der Religionen und Weltanschauungen heute als Herausforderung des Christentums; D. Wiederkehr (Luzern), Jesus Christus als die Erfüllung der Religionen; K. Schubert (Wien), Christentum und Judentum: Wandel des Verhältnisses beider Religionen zueinander; P. W. Scheele (Paderborn), Universaler Geltungsanspruch des Christentums; A. Camps (Nijmegen), Die heutige Stellung der röm.-kath. Kirche zu den nichtchristlichen Religionen; E. L. Stehle (Essen), Chancen der Evangelisation am Beispiel Lateinamerikas; S. Kardinal Pignedoli (Rom), Jesus Christus im Blick von Nichtchristen – Beispiele einiger Erfahrungen.

Eine weitgefächerte, von namhaften Fachleuten getragene Einführung in das Problem für den Interessierten.

*Gegenwart des Geistes*. Aspekte der Pneumatologie. Hrsg. v. W. KASPER. Reihe: *Quaestiones disputatae*, Bd. 85. Freiburg 1979: Verlag Herder. 206 S., kt., DM 34,-.

Der vorliegende 85. Band der *Quaestiones Disputatae* enthält die Referate, die auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Fundamentaltheologen und Dogmatiker im Januar 1979 in München gehalten wurden. Er ist ein Zeichen für die wachsende Aufmerksamkeit der westlichen Theologie dem theologischen Problem des hl. Geistes gegenüber. Man entdeckt, wie heutiger religiöser Erfahrungsdrang, Institutionskritik und Amtsverständnis, auch christologische Probleme gerade in einer unbewältigten Pneumatologie gründen. Ja das Thema des Verhältnisses der Christologie zur Pneumatologie scheint hier von zentraler Bedeutung.

Erste Klärungsversuche werden in diesem Buch von W. Kasper (Einführung), H. Mühlen, W. Kern, G. Kretschmar, A. Nossol, M. Kehl und K. Lehmann unternommen. Doch bedarf die vollständige Durchdringung weiterer Auseinandersetzungen und Arbeiten.

HÄRING, Bernhard: *Maria – Urbild des Glaubens*. Freiburg 1980: Verlag Herder. 136 S., kt., DM 15,80.

Nach vielen fremdsprachigen Übersetzungen dieser zunächst in italienischer Sprache erschienenen Betrachtungen liegt nun auch die deutsche Fassung vor. Die Meditationen über Maria weisen den gelehrten weltbekannten Moraltheologen wieder einmal als einen Autor aus, der aus seiner tiefen Gläubigkeit heraus seinem Mitmenschen in einfachen Worten die Wege zu echter Frömmigkeit zu führen vermag.

RATZINGER, Joseph – BALTHASAR, Hans Urs von: *Maria – Kirche im Ursprung*. Freiburg 1980: Verlag Herder. 80 S., kt., DM 9,80.

Der erste Teil dieses Büchleins ist eine Marien-Predigt von Kard. Ratzinger mit dem Titel „Mein Wort kehrt nicht erfolglos zu mir zurück“, der zweite bringt „Erwägungen zur Stellung von Mariologie und Marienfrömmigkeit im Ganzen von Glaube und Theologie“ von demselben Autor, der dritte eine Abhandlung über „Maria in der kirchlichen Lehre und Frömmigkeit“ von H. U. von Balthasar. Zurückgehend auf den „schlichten, christologischen Ausgangspunkt“ (5) wird in diesen Ausführungen die Marienfrömmigkeit in das Ganze des Glaubens an Jesus Christus eingebunden, ohne daß die theologischen Erwägungen die echte Innigkeit dieses Zweiges katholischen Glaubenslebens aufheben.

KALLIS, Anastasios: *Orthodoxie, was ist das?* Reihe: *Orthodoxe Perspektiven*, Bd. 1. Mainz 1979: Matthias-Grünwald-Verlag. 96 S., kt., DM 9,80.

Mit dem Papstbesuch in unserem Land hat das Thema Ökumene wieder neuen Auftrieb bekommen. Daß Ökumene nicht nur zwischen Katholiken und Protestanten besteht, sondern auch zwischen Katholiken und orthodoxen Christen, wird oft übersehen.

Das vorliegende Buch will einen Einblick geben in das Wesen und Werden der Orthodoxen Kirche, besonders auch unter theologischen Aspekten. Es will dem Leser den Zugang in die geistige und geistliche Dimension und Tradition der orthodoxen Kirche erleichtern.

Für das ökumenische Gespräch ist dieser Band ein guter Beitrag.

GROSS, Werner-Egon: *Die Bibel miterleben*. Berlin 1979: Morus-Verlag. 31 S., kt., DM 2,50.

Der Autor versucht in dem vorliegenden Heftchen den Leser zu einer tieferen Betrachtung der Bibel anzuregen. Der Leser soll sich in die jeweilige Situation der Schrift hineinversetzen, gewissermaßen als Hauptperson oder auch nur als „Zaungast“ eine Situation mitspielen oder nachempfinden. Dem einen oder anderen mag wohl eine solche Betrachtungsweise eine Hilfe sein.

SCHULTES, Josef L.: *Herr ist sein Name*. Ein Arbeitsheft zum Buch Amos. Reihe: Gespräche zur Bibel, Nr. 9. Klosterneuburg 1979: Österreichisches kath. Bibelwerk. 40 S., geh., DM 7,20.

Das neunte Heft dieser Reihe erschließt Texte des Buches Amos für die Gruppenarbeit. Der Aufbau entspricht dem der vorangegangenen Hefte, nur daß hier das Verhältnis von Text, Erklärung und methodischen Hinweisen für die praktische Arbeit wesentlich ungünstiger ausfällt. Statt über lange biblische Texte abzdrukken, die ohnehin in jeder Bibelausgabe nachzulesen sind, wäre es für den Benutzer hilfreicher gewesen, mehr Informationen zu Text und Botschaft der ausgewählten Perikopen zu erhalten. Nützlich dagegen ist der bibeltheologische Anhang für den Leiter des Gesprächskreises, der freilich durch einige Angaben über weiterführende Literatur noch hätte gewinnen können.

PRAGER, Mirjam: *Das neue Jerusalem*. Ein Arbeitsheft zur Offenbarung des Johannes. Reihe: Gespräche zur Bibel, Nr. 8. Klosterneuburg 1979: Österreichisches kath. Bibelwerk. 40 S., geh., DM 7,20.

Die Benediktinerin liefert ein Arbeitsheft zur Offenbarung des Johannes, in dem sie besonderes Gewicht auf die Darstellung des Kirchenbildes dieser ntl. Schrift legt. Entsprechend dem Aufbau der Reihe steht am Anfang eine Einführung in das Buch, das wichtige Einleitungsfragen in gebotener Kürze behandelt. Es folgen zehn methodisch für Gruppenarbeit aufbereitete Texte, von denen vier den Sendschreiben an Gemeinden Kleinasiens entnommen sind. Ein Hinweis auf benutzte Bücher und auf für den Leser geeignete Literatur beschließt das Heft. Da die Apokalypse für die meisten Christen weiterhin ein „Buch mit sieben Siegeln“ darstellt, ist seine Kommentierung in dieser praktischen, sich auf das Wesentliche beschränkenden Art besonders zu begrüßen.

SCHLIER, Heinrich: *Die Freude seiner Nähe*. Biblische Besinnungen. Hrsg. v. Veronika KUBINA u. Karl LEHMANN. Freiburg 1980: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 9,80.

Der schmale Band enthält drei Beiträge aus dem Nachlaß des 1978 verstorbenen Gelehrten. Der erste „Glaube und Liebe. Zum johanneischen Verständnis der Nachfolge“ wird hier zum ersten Mal veröffentlicht und untersucht sorgfältig alle Begriffe, die zum Umfeld des Wortes „nachfolgen“ gehören, also Worte wie: glauben, hören, sehen, erkennen, lieben. Bei dem zweiten Beitrag „Paulinische Schlüsselworte“ handelt es sich um bereits früher veröffentlichte durchweg kurze Erläuterungen von theologischen Begriffen, die in der paulinischen Literatur eine große Rolle spielen. Als Beispiele seien genannt: das neue Leben, Kreuz Christi, Leiden Christi, die Kraft Gottes, Gerechtigkeit Gottes und Macht des Glaubens. Der dritte bisher unveröffentlichte Beitrag „Lobpreis Gottes“ bietet eine Auslegung von 1 Petrus 1,3–12, jenem schönen Text, der dem Zeugnis und allen Mahnungen dieses Briefes vorangestellt ist. Das Lob wird hier als wesentliche Äußerung des Lebens mit Gott dargestellt, sein Grund und sein Inhalt näher entfaltet. Wie fast immer konfrontiert Schlier seine Leser nicht mit fertigen Ergebnissen, sondern läßt ihn teilnehmen am exegetischen Auslegungsprozeß. Die Lektüre bedeutet großen Gewinn, da es hier um zentrale Aussagen des neuen Testaments geht, die für das Verständnis des eigenen Glaubenslebens von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Ein weiterer kleiner Band mit biblischen Besinnungen und Predigten aus dem Nachlaß ist bereits angekündigt und wird wie der hier angezeigte sicher auf großes Interesse stoßen.

DASSMANN, Ernst: *Der Stachel im Fleisch*. Paulus in der frühchristlichen Literatur bis Irenäus. Münster 1979: Verlag Aschendorff. XII, 336 S., Paperback, DM 28,-.

Vorliegende Untersuchung befaßt sich mit der frühchristlichen Paulusrezeption; sie geht der Frage nach, ob und inwieweit der Apostel Paulus und seine Christusverkündigung als ein ‚Stachel im Fleisch‘ (2 Kor. 12,7) frühchristlicher Verkündigung und Theologie gewesen ist.

Ausgehend von der Paulusrezeption im Neuen Testament bis hin zu Irenäus von Lyon zeichnet der Verfasser die wichtigsten Stationen der Paulustradierung nach und zeigt das Ringen um Einfluß und Autorität des Apostels auf.

Da der Vf. sich eine Beschränkung des wissenschaftlichen Apparates auferlegt, weitgehend auf fremdsprachliche Zitate verzichtet, dafür aber die wichtigsten Quellentexte im Wortlaut anführt, ist das Buch auch für den Nichtfachmann eine ebenso gut lesbare wie fruchtbare Lektüre.

KAUFMANN, Franz-Xaver: *Kirche begreifen*. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums. Freiburg 1979: Verlag Herder. 224 S., kt., DM 24,80.

F. X. Kaufmann ist Soziologe und war seinerzeit Berater der Würzburger Synode. Religions- bzw. Kirchensoziologie treibt er, obwohl dies für ihn „beruflicher Luxus“ ist, „da Religionssoziologie weder in Lehre noch in Forschung nachgefragt wird. Es ist charakteristisch für die gegenwärtige Situation des Christentums in der Bundesrepublik, daß das gesellschaftliche Interesse an gründlichen religionssoziologischen Forschungen, welche über das Niveau von Meinungsumfragen hinausgehen, etwa gleich gering ist wie das kirchliche“ (7). So sind denn in diesem Band einige höchst lesenswerte, wenn auch leider z. T. nicht leicht lesbare Aufsätze zusammengefaßt. Man kann die Aufsätze so lesen, wie es das eigene Problembewußtsein einem nahelegt, etwa beginnend mit dem Kapitel 4 (Soziologische Überlegungen zur Zukunft des Christentums“ 82–110) oder dem Kap. 6 (Gesellschaftliche Bedingungen der Glaubensvermittlung“ 147–187). Amtsträger könnten in ihren Exerzitien das erste Kapitel überdenken (Soziologie und Kirchenverständnis, 11–29), das unter einem harmlosen Titel drängende Fragen aufwirft. Auch Kapitel 3. ist unter anderem Gesichtspunkt wichtig, nämlich die Situation der Kirche in unserem Land zu verstehen. All diese Kapitel sind keine flammenden Appelle, sondern nüchterne Überlegungen. Aber mancher Bußprediger könnte nicht dringlicher eine heilsame Unruhe hervorrufen und gelegentliche Wegleitungen geben.

WESSEL, Werenfried – KELLERHOFF, Reinhard: *Faszination Gemeinde*. Erfahrung, Besinnung, neue Impulse. Freiburg 1980: Verlag Herder. 120 S., kt., DM 18,–.

„Faszination Gemeinde“ ist ein weiteres Büchlein, das über die Gemeindepastoral in Dortmund-Scharnhorst berichtet. Entstanden aus zehnjähriger Arbeit in dieser Satellitenstadt, versuchen seine Autoren, P. Werenfried Wessel und P. Reinhard Kellerhoff, darin eine Zwischenbilanz zu geben. Vier Bereiche bilden die Säulen ihrer Gemeindegemeinschaft und dienen auch in diesem Buch als Raster: Information – Kommunikation – Engagement – Spiritualität. In diesen vier Begriffen ist eine Fülle von pastoralen Versuchen und Aktivitäten, von Erfahrungen und lebendigen Kontakten eingefangen, die im einzelnen auch ganz praktisch dargelegt werden (Probleme der Fernstehenden, Gesprächsbereitschaft für jedermann, Mitarbeitergewinnung, Gemeindebriefgestaltung). So ist das Buch eigentlich kein Jubiläumsbuch zehnjähriger Gemeindegemeinschaft, sondern Anregung für andere, in einen Prozeß einzusteigen, um von der oft herrschenden „service“-Mentalität zu einer lebendigen Gemeinde zu kommen. Sicher ist nicht alles und jedes auf andere Gemeinden übertragbar. Manches mag aktivistisch aussehen, als Modetrend erscheinen, dennoch gewinnt man den Eindruck: hier hat eine Gemeinde in einem lebendigen Prozeß ihre Erfahrungen gemacht; Irrwege, Fehleinschätzungen, Grenzen und Hindernisse eingeschlossen. Diese Gemeinde erscheint dem Leser als ein frischer Wind in der Kirche Gottes, ohne damit gleich „Modellfall“ zu sein.

FLECKENSTEIN, Karl-Heinz: *Für die Kirche von morgen*. Im Gespräch mit Kardinal Suenens. München 1979: Verlag Neue Stadt. 196 S., geb., DM 22,80.

„Für die Kirche von Morgen“ ist der Titel eines Buches über den früheren Kardinal von Mecheln-Brüssel Leo Suenens. Es enthält Gespräche, die der Journalist Karl-Heinz Fleckenstein mit ihm führte; dabei sind sie mehr als übliche Interviews. Kardinal Suenens zeichnet in dem Buch entscheidende Augenblicke seines Lebens nach, die auch entscheidende Stationen auf dem Weg der Erneuerung der Kirche waren: seine frühe ökumenische Begeisterung im Kontakt mit Kardinal Mercier, der damals die berühmten „Mechelner Gespräche“ mit anglikanischen Theologen leitete (1912–1925); seine engagierten und mutigen Interventionen auf dem II. Vatikanischen Konzil; seine weitere ökumenische Arbeit und schließlich sein Einsatz, um die charismatische Bewegung für die Erneuerung der Kirche nutzbar zu machen. Daneben spricht aus jeder Zeile seine einfache Gläubigkeit, sein unermüdliches Engagement für die Kirche und ihre Glaubwürdigkeit, sein Eifer für das

Heil und die Würde des Menschen. Das Buch muß als eine Ermutigung zum Einsatz und der aufbauenden Kritik an der Kirche gesehen werden. Der Optimismus und Tatendrang dieses Kardinals begeistert. Hier erscheint einer der bedeutendsten Kirchenführer unserer Zeit mehr als Prophet, der die Zeichen der Zeit für die Kirche von Morgen zu deuten weiß, denn als Amtsträger.

SCHNEIDER, Theodor: *Zeichen der Nähe Gottes*. Grundriß der Sakramententheologie. Mainz 1979: Matthias-Grünewald-Verlag. 332 S., Ln., DM 38,-.

Nach einem Kapitel über „Grundtaten heutiger Sakramententheologie“ behandelt der Ordinarius für katholische Dogmatik an der Universität Mainz der Reihe nach in diesem Buch die sieben Sakramente. Er will in einem Grundriß nachkonziliarer Sakramententheologie „die vielen Aspekte der Neubesinnung zusammenfassen und bündeln in einem Überblick, der einerseits das Ganze wirklich überschauen läßt, der andererseits noch ausreichende Detailinformationen anbietet für eine schnelle Orientierung bei Einzelfragen“ (15). Studierende, Seelsorger und interessierte Laien – welcher katholische Christ sollte dies eigentlich nicht sein? – finden in diesem Grundriß eine zuverlässige Information über den Stand heutiger Sakramententheologie und ihrer sinnvollen Anwendung in der Praxis.

*Ein Leib werden*. Zugänge zu einer eucharistischen Pastoral. Hrsg. v. Hanspeter HEINZ. München 1979: Verlag Neue Stadt. 104 S., kt., DM 10,80.

Das Büchlein „Ein Leib werden“ ist aus Vorträgen entstanden, die während einer Tagung der Priestergemeinschaft der Fokolare 1977/78 gehalten wurden; es versucht Zugänge zu einer eucharistischen Pastoral aufzuzeigen. Die verschiedenen Beiträge von Bischof Klaus Hemmerle, Bischof Josef Stimpfle, Wilfred Hagemann, Hanspeter Heinz und anderen machen von verschiedenen Seiten her deutlich, auf was es in der Gemeindepastoral ankommt: auf das Leben auf den Leib des Herrn hin und vom Leib des Herrn her. Mit dieser Doppelbewegung versucht das Buch, Chancen für eine Gemeindepastoral aufzuzeigen, die von allen Gliedern der Gemeinde mitgetragen und mitgelebt werden kann.

*Du gibst uns das Leben*. Ein Buch zur Kommunion. Hrsg. v. Josef SEUFFERT. Mainz 1979: Matthias-Grünewald-Verlag. 120 S., Pappbd., DM 17,50.

Ein Geschenkbuch zur Erstkommunion, in dem Josef Seuffert versucht, die Kinder zu einem tieferen Verständnis der Eucharistiefeyer hinzuführen. Den Hauptteil bildet eine kindgemäße Einführung in das vierte Hochgebet durch Bilder, Geschichten und Erläuterungen. Voraus gehen einige Erzählungen aus der Heiligen Schrift, dem Leben der Heiligen und der Erfahrungswelt der Kinder, die wichtige Gesichtspunkte der Meßfeier verdeutlichen. Im dritten Teil folgen Geschichten aus dem Alltag, Geschichten von Heiligen und einige Märchen, die veranschaulichen, was die Kommunion für Christen im Alltag bedeutet.

Das Buch ist ein ideales Kommuniongeschenk, das Kinder viele Jahre begleiten kann. Manch einer wird sicherlich auch als Erwachsener immer wieder gern hineinschauen und die eine oder andere Geschichte lesen. Er wird dabei stets Neues entdecken. Darüber hinaus eignet sich das Buch aber auch ausgezeichnet für die Kommunionvorbereitung.

NELS, Maria: *Tage im Krankenhaus*. Reihe: Sonne am Abend. München 1979: Verlag Ars Sacra J. Müller. 32 S., kt., DM 3,30.

Anknüpfend an kleine Erlebnisse gibt die Autorin in kleinen Besinnungen und Gebeten als Ermutigung an andere weiter, was ihr ein Aufenthalt im Krankenhaus bedeutet und gegeben hat. Das Büchlein ist ein gutes Geschenk für Kranke.

*Gott feiern*. Theologische Anregung und geistliche Vertiefung zur Feier von Messe und Stundengebet. Hrsg. v. Josef G. PLOGER. Freiburg 1980: Verlag Herder. 480 S., geb., DM 48,-.

Die Festschrift für den verdienten Liturgiker Theodor Schnitzler ist ein umfangreiches Buch, das bereits in 2. Auflage erschienen ist. Der Gang der Meßliturgie und wichtige Aspekte des Stundengebe-

tes werden von den einzelnen Autoren auf fundierte Weise behandelt. Dem geht als Teil I voraus: Von der Liturgie als Feier. Es sind dies wirklich viele „theologische Anregungen und geistliche Vertiefungen zur Feier von Messe und Stundengebet.“ Doch wirkt alles ein wenig akademisch und esoterisch. Das fängt bei dem Latinismus der Überschriften an (immer beginnen sie mit: „Von . . .“) und gipfelt in der traurig stimmenden Erkenntnis, daß der Suchende, in der Realität lebende, an ihr leidende und zu Gott rufende Mensch von heute eigentlich überhaupt nicht thematisiert wird. Die unruhige Frage aus den letzten Tagen R. Guardinis in seinem Brief zur liturgischen Frage hat hier nicht das Echo gefunden, das nötig wäre. Aber sie ist nicht erledigt und nicht überholt. Die ungeheure Erudition, die in den Beiträgen des Buches steckt, kann das wohl kaum ausgleichen.

RUPP, Walter: *Gottesdienste für heute*. 3., neu bearb. Aufl. Innsbruck 1979: Tyrolia Verlag. 216 S., Balacron, DM 36,-.

Nachdem bereits die erste Auflage dieses Buches in der OK (13, 1972, 234f) ausführlich vorgestellt worden ist, mag in bezug auf die dritte Auflage ein kurzer Hinweis genügen. Das Buch enthält Gottesdienstformulare (literarische Texte, Gebete, Schrifttexte und Fürbitten), die jeweils einem Leitmotiv zugeordnet sind. Gegenüber der ersten Auflage unterscheidet sich die Neuauflage hauptsächlich durch eine Bereicherung mit literarischen Texten, die für die Einführung in den Gottesdienst oder die Predigtvorbereitung verwendet werden können. Darüber hinaus sind an einzelnen Gebetstexten stilistische oder sachliche Änderungen vorgenommen und einige weniger passende Schrifttexte weggelassen worden. Bemerkenswert ist ferner, daß das Inhaltsverzeichnis vervollständigt wurde.

Der Autor bietet mit diesem Buch eine gute Hilfe für eine zeitgemäße Gestaltung von Gottesdiensten mit Jugendlichen, Familienrunden und anderen Gruppen.

FISCHER, Balthasar: *Von der Schale zum Kern*. Kurzansprachen zu Zeichen und Worten der Liturgie. Einsiedeln, Zürich 1979: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Herder Verlag, Freiburg. 96 S., kt., DM 11,50.

Seit einigen Jahren wächst das Verständnis dafür, daß Zeichen, Gebärden und Worte im Gottesdienst nicht belanglose und beliebig wechselbare Äußerlichkeiten sind, sondern die Schale eines tieferliegenden Kerns. Dort, wo man versucht „von der Schale zum Kern“ vorzudringen, erscheinen Zeichen, Gebärden und Worte plötzlich als sinnvoll und ansprechend, erfahren Gottesdienstteilnehmer, daß sie durch das „Außenwesen“ der Liturgie zu einer tieferen Begegnung mit Gott geführt werden.

Das vorliegende Büchlein von Balthasar Fischer sucht mit einfachen Worten und anschaulichen Formulierungen den Sinn verschiedener Zeichen, Gebärden und Worte des Gottesdienstes sowohl für Erwachsene als auch für Kinder zu erschließen. Die Erläuterungen eignen sich zur privaten Lektüre, zum Vorlesen in Gruppen und als Grundlage für die Predigt.

*Antiphonale zum Stundengebet*. Hrsg. von den Liturgischen Instituten Trier – Salzburg – Zürich in Zusammenarbeit mit den Mönchen der Abtei Münsterschwarzach. Freiburg 1979: Verlag Herder. 1616 S., Kunstleder, DM 94,-.

Godehard Joppich und Rhabanus Erbacher, Mönche der Abtei Münsterschwarzach, legen hier eine willkommene Ergänzung zum deutschen Stundenbuch vor, deren Gestalt das Ergebnis jahrelanger Versuche ist. Das Antiphonale ermöglicht es, das gesamte Stundengebet in gemeinschaftlichen Feiern zu singen. Die musikalische Fassung der Gesänge beruht auf der Gregorianik, die in gekonnter Weise den deutschen Texten angepaßt worden ist. Ohne Lobhudelei zu betreiben, darf man sagen: Besseres war gegenwärtig wohl nicht zu schaffen. Sicherlich erfordert die Gewöhnung an das Antiphonale einige Mühe; doch die Investition lohnt sich. Es wird sich sehr rasch Vertrautheit einstellen, so daß der Umgang mit dem Buch schon nach kurzer Zeit kaum noch ernsthafte Probleme aufwirft.

*Beten mit der Kirche.* Hilfen zum neuen Stundengebet. Hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Regensburg 1978: Verlag Fr. Pustet. 128 S., kt., DM 5,80.

Am ersten Adventssonntag 1978 wurde in den deutschsprachigen Ländern das neue Stundengebet eingeführt. Diese begrüßenswerte Tatsache wird allerdings bedeutungslos bleiben, wenn es nicht gelingt, Sinn und Gehalt dieses uralten Gebetes „im Namen der Kirche“ neu zu erschließen. Die hier gezeigte Handreichung ist eine erste Hilfe in dieser Richtung. In einem ersten Teil finden sich grundsätzliche Überlegungen zum Stundengebet, wobei die Beiträge von Klaus Hemmerle, Paul Josef Cordes, Alfons Deissler und Walter von Arx besonders gehaltvoll erscheinen. Der zweite Teil bietet praktische Anregungen für den Einzelbeter, durchweg persönlich gehaltene Erfahrungsberichte von Männern und Frauen, die wegen ihrer Offenheit überzeugen. Wer mit seiner bisherigen Praxis des Stundengebetes nicht zufrieden war, findet hier sicher brauchbare Anregungen, die ihm helfen können, aus einer ungeliebten Pflichtübung wieder ein persönlich lebendiges Gebet zu machen.

BRUIN, Paul – GIEGEL, Philipp: *Es geschah vor 1900 Jahren.* Die Anfänge des Christentums in Pompeji und Herculaneum. Luzern, Stuttgart 1979: Rex-Verlag. 45 S., 25 Bildtafeln, Pappband, DM 17,80.

Vor 1900 Jahren wurden die römischen Städte Pompeji und Herculaneum durch einen gewaltigen Vesuvausbruch innerhalb weniger Stunden zerstört und verschüttet. Ausgrabungen geben nicht nur einen unmittelbaren Eindruck von der Welt und Kultur der damaligen Zeit, sondern legen auch Zeugnisse des damals noch sehr jungen Christentums frei. Anknüpfend an die Umrisse eines Wandkreuzes, die bei den Ausgrabungen zum Vorschein kamen und unterstützt durch eine sorgfältige und eindrückliche photographische Gestaltung des Bandes erzählt P. Bruin die Geschichte des Sklaven Petronius, der sich den Christen angeschlossen hat und den Kindern seines Herrn vom Christentum erzählt, bis ihn das Schicksal vieler Christen jener Zeit ereilt.

HÄRING, Hermann: *Die Macht des Bösen.* Das Erbe Augustins. Reihe: Ökumenische Theologie, Bd. 3. Zürich, Köln 1979: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Gütersloher Verlags-  
haus Gerd Mohn, Gütersloh. 345 S., br., DM 48,-.

Die Frage nach dem Bösen, nach Erbsünde, Sünde und Teufel neu zu stellen, und die traditionellen Antworten neu aufzuarbeiten, dazu möchte der Vf. einen Beitrag leisten. Getragen von der Überzeugung, daß christliche Theologie zu ihren traditionellen Denk- und Sprachformen ein neues Verhältnis gewinnen muß, legt der Vf. im vorliegenden Band, dem ersten einer auf zwei Teile angelegte Studie, seine Auseinandersetzung mit Augustinus vor, dessen Denkweg in dieser Frage vier Themenkreise berührt: Die ontologische Frage nach dem Bösen an sich; die kosmologisch orientierte Frage nach der Sünde; das Problem der Erbsünde.

Ein Interpretationsverfahren, das sich stark an der aktuellen Fragestellung orientiert und sich mehr durch die Unmittelbarkeit der Texte inspirieren läßt, als sich auf die Abarbeitung einer großen und umfassenden Interpretations- und Wirkgeschichte augustiniischen Denkens einzulassen, wirft Fragen auf, die in einem zweiten Band im Rahmen der Verhaltenswissenschaften, moderner Anthropologie und gegenwärtiger theologischer Entwürfe einer Lösung näher gebracht werden sollen.

PADBERG, Rudolf: *Erasmus von Rotterdam.* Seine Spiritualität, Grundlage seines Reformprogramms. Reihe: Oecumenismus spiritualis, Bd. 2. Paderborn 1979: Verlag Bonifacius Druckerei. 14 S., Snolin, DM 9,80.

Erasmus von Rotterdam (1465 od. 66 – 1536) wird gelegentlich auch heute noch als Spötter und Skeptiker dargestellt. Vorliegendes Bändchen bemüht sich darum, den berühmten humanistischen Theologen als einen Reformator darzustellen, dessen erneuernde Kraft und Lebendigkeit bis heute nachwirken. Diesem Ziel dient sowohl die Einleitung (11–25), die einen Zugang zur Person und zur Zeit des Erasmus öffnen will, als auch das Schlußkapitel (103–120), das sich um den Zusammenhang von Reformprogramm und Spiritualität bei Erasmus bemüht. Die Textauswahl aus dem „Handbuch

des christlichen Streiters', den Einleitungsschriften zum Neuen Testament, seinen Briefen und Gebeten (26–73) und die Erläuterungen dazu (73–102) vermittelt einen Einblick in die Spiritualität und das Denken des Erasmus von Rotterdam und zeugt von der geistigen und geistlichen Tiefe dieses Mannes, der auch Christen des 20. Jahrhunderts noch unmittelbar anzusprechen vermag.

GRECO, Bernardino: *Ketzer oder Prophet?* Evangelium und Kirche bei dem Modernisten Ernesto Buonaiuti (1881–1946). Reihe: Ökumenische Theologie, Bd. 4. Zürich, Köln 1979: Benziger Verlag. 232 S., br., DM 48,-.

Im vorliegenden Band werden Leben und Werk des wichtigsten Vertreters des italienischen Modernismus, Ernesto Buonaiuti, dargestellt, der als katholischer Priester an einer staatlichen Universität in Rom Kirchengeschichte lehrte, bis er wegen gewisser theologischer Äußerungen von seiner Kirche exkommuniziert wurde. Es geht dem Vf. darum zu zeigen, daß Buonaiuti bei allen Einseitigkeiten und menschlichen Grenzen eine exemplarische Bedeutung in der Kirche gehabt hat und noch hat, weil sein ständiges Sichberufen auf die christliche Norm, sein unermüdliches Insistieren auf dem Reich Gottes als dem Endziel der Kirche, sein konsequenter Widerstand gegen ein erstarrtes kirchliches und politisches System, seine wachsame und kritische Stimme in einer des unkritischen Konformismus und des totalen Integralismus auch heute noch eine Herausforderung für Kirche und Gesellschaft darstellt.

KNAUFT, Wolfgang: *Katholische Kirche in der DDR. Gemeinden in der Bewährung 1945–1980.* Mainz 1980: Matthias-Grünewald-Verlag. 240 S., kt., DM 19,80.

Der Autor bietet ein Buch, das bei vielen westdeutschen Lesern eine beträchtliche Informationslücke schließen kann. Dargestellt wird die Situation der katholischen Kirche in der DDR von 1945–1980. Der Leser erhält eine Vorstellung von dem oft steinigen Weg der Diasporakirche im anderen Deutschland, wobei immer wieder der geschichtliche Hintergrund berücksichtigt wird. Es ist schon bewundernswert, wie die Christen „drüben“ versuchen, trotz Sozialismus und mancher Schikanen nach dem Evangelium zu leben.

*Christenverfolgung in Südamerika. Zeugen der Hoffnung.* Hrsg. v. Martin LANGE u. Reinhold IBLACKER. Herderbücherei, Bd. 770. Freiburg 1980: Verlag Herder. 192 S., kt., DM 7,90.

Die Schicksale, die in dieser sorgfältig recherchierten Dokumentation zu Wort kommen, verschlagen dem europäischen Leser den Atem. Für den nur neugierig Interessierten ist dieses Buch zu schade. Denn die Realität von Christenverfolgungen mitten im „katholischen Kontinent“ Lateinamerika machen betroffen. Und – wie Karl Rahner in seinem Nachwort u. a. schreibt – „Betroffensein heißt zunächst einmal, die Pflicht des Menschen und Christen, über die berichteten Ereignisse nachzudenken, ihnen die Möglichkeit einzuräumen, das eigene Leben zu verändern.“ (179)

FÄHRMANN, Willi: *Die Botschaft der Federn.* Erfahrungen und Bilder einer Rußlandreise. Würzburg 1979: Echter Verlag. 48 S., Ln., DM 19,80.

Der Verf. dieses Buches gehört zu den bedeutendsten Autoren deutscher Kinder- und Jugendliteratur, dessen Schaffen mit verschiedenen nationalen und internationalen Auszeichnungen bedacht wurde. In „Die Botschaft der Federn“ legt er Erfahrungen und Bilder vor, die er von einer Rußlandreise mitgebracht hat. Nicht um eine breit angelegte, zusammenhängende Reiseschilderung oder um Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse und des politischen Klimas geht es. Vielmehr gibt der Autor auf wenigen Seiten Beobachtungen wieder, Eindrücke, Stimmungen, Fragen, die seine Reise durch das weite Land, die Begegnung mit den Menschen, mit ihrem Alltag, ihrer Mentalität, ihrem Glauben in ihm wachriefen. Subjektiv das alles, gewiß, aber glaubwürdig und liebenswert.

## Eingesandte Bücher

*Unverlangt eingesandte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.*

BOMAN, Thorleif: *Einer namens Jesus*. Wie ihn die Jünger erlebt haben. Reihe: Herderbücherei, Bd. 842. Freiburg 1981: Verlag Herder. 144 S., kt., DM 6,90.

*Dizionario degli Istituti di Perfezione*, vol. VI: Monachesimo urbano-Pinzoni. Roma 1980: Edizioni Paoline. Geb. Preis nicht mitgeteilt.

ENGELHARDT, Paulus: *Max Josef Metzger*. Bruder Paulus. Reihe: Theologie und Leben. Nr. 62. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen. 64 S., kt., DM 5,-.

GAFNI, Shlomo S. – HEYDEN, A. van der: *Jerusalem, Du Schöne*. Neuhausen-Stuttgart 1978: Hänssler-Verlag. 126 S., geb., DM 29,80.

GNILKA, Joachim: *Der Kolosserbrief*. Reihe: Herders theol. Kommentar zum Neuen Testament, Bd. X/1. Freiburg 1980: Verlag Herder. 264 S., Ln., DM 74,-.

*Gottes Wort im Kirchenjahr 1981*. Lesejahr A – Band 2. Hrsg. v. Alfons SCHRODI. Würzburg 1981: Echter Verlag. 256 S., br., DM 18,-.

GUARDINI, Romano: *Johanneische Botschaft*. Meditationen über Worte aus den Abschiedsreden und dem ersten Johannesbrief. Reihe: Herderbücherei, Bd. 886. Freiburg 1981: Verlag Herder. 128 S., kt., DM 5,90.

HÄRING, Hermann: *Was bedeutet Himmel*. Reihe: Theologische Meditationen, Bd. 55. Zürich, Köln 1980: Benziger Verlag. 90 S., br., DM 9,80.

HONSEL, Bernhard: *Jeder Tag ein neuer Anfang*. Zwölf Bußgottesdienste. Mainz 1981: Matthias-Grünewald-Verlag. 147 S., kt., DM 18,80.

KASCHIK, Gerhard: *Vom Umgang mit mir und mit anderen*. Rezepte für den Alltag. Meitingen Kleinschriften 86. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen. 48 S., kt., DM 5,-.

LEGAUT, Marcel – VARILLON, Francois: *Zwei Christen auf dem Weg*. Freiburg 1981: Verlag Herder. 176 S., kt., DM 22,80.

MÜLLER-FELSENBERG, Alfred: *Große Christen*. Band 2. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 160 S., geb., DM 16,80.

PESCH, Otto Hermann: *Unsicherheit im Glauben*. Zur Frage nach dem Halt im Glauben. Reihe: Theologische Meditationen, Bd. 56. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 77 S., br., DM 9,80.

PETUCHOWSKI, Jakob J.: *Die Stimme vom Sinai*. Ein rabbinisches Lesebuch zu den Zehn Geboten. Freiburg 1981: Verlag Herder. 125 S., geb., DM 18,80.

RUF, Ambrosius Karl: *Miserere*. Meditationen zu Holzschnitten von Walter Habdank. Freiburg 1980: Verlag Herder. 53 S., kt.-lam., DM 22,80.

SARTORY, Gertrude und Thomas: *Die Meister des Weges in den großen Weltreligionen*. Guru, Roshi, Scheich, Zaddik, Starez. Meisterüberlieferungen der frühchristlichen Mönchsväter. Reihe: Herderbücherei, Bd. 847. Freiburg 1981: Verlag Herder. 175 S., kt., DM 6,90.

SCHWAIGER, Thomas: *Das vergebende Gespräch*. Grundlagen und Praxis des Beichtgesprächs. München 1981: Don Bosco Verlag. 80 S., kt., DM 9,80.

STECHER, Reinhold: *Liebe ohne Widerruf*. Betrachtungen. 2., verb. Auflage. Innsbruck 1981: Tyrolia Verlag. 60 S., Snolin, DM 14,80.

*Themenstudien für Predigtpraxis und Gemeindegearbeit*. Band 1–4. Hrsg. v. Peter KRUSCHE, Dieter RÖSSLER, Roman ROESSLER. Stuttgart 1977–1980: Kreuz-Verlag. Je Band ca. 250 S., Ln., DM 29,-.

UNTERGASSMAIR, Franz Georg: *Kreuzweg und Kreuzigung Jesu*. Ein Beitrag zur lukianischen Redaktionsgeschichte. Reihe: Paderborner theologische Studien. Bd. 10. Paderborn 1980: Verlag F. Schöningh. 237 S., kt., DM 48,-.

WALLNER, Leo – KARNER, Peter: *Ökumene zum Weitergeben*. Ökumenische Morgenfeier im ORF. Innsbruck 1980: Tyrolia Verlag. 160 S., Snolin, DM 16,80.

WILSON, Ian: *Eine Spur von Jesus*. Herkunft und Echtheit des Turiner Grabtuches. Freiburg 1980: Verlag Herder. 344 S., geb., DM 38,50.

ZULEHNER, Paul M.: *Übergänge zum Leben*. Reihe: Theologie und Leben Nr. 59. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen. 80 S., kt., DM 8,80.

# Zwei Dokumente der Hl. Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute zum Ordensleben

## Vorbemerkungen

Die Kirche, die sich unter dem Antrieb des Heiligen Geistes ständig erneuert, ist der lebendige und dynamische Organismus, in dem auch das Ordensleben Anregungen und Weisungen für seine geistliche und apostolische Erneuerung findet.

Die Begegnung zwischen der Sendung der Kirche und der Geschichte des Menschen in der heutigen Welt hat sich immer deutlicher und tiefer entwickelt und neue Wege gezeigt für das Zeugnis, die Evangelisierung und die Förderung des Menschen:

- von der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (GS) bis zur Bischofssynode von 1971 über die Gerechtigkeit in der Welt;
- von „Populorum progressio“ (1967) bis zu „Octogesima adveniens“ (1971);
- von „Evangelii Nuntiandi“ (1975) (EN) bis zur ersten Enzyklika des jetzigen Papstes „Redemptor Hominis“ (1979) (RH);

Christus steht immer mehr da als die „Mitte des Kosmos und der Geschichte“ (RH1) und die Sendung der Kirche als engagiertes und unermüdliches Bemühen, jeden Menschen zur Begegnung mit dem neuen Menschen Christus hinzuführen (GS 22; RH 8, 13–14).

Da aber die Ordensleute kraft ihrer Berufung „an der vordersten Missionsfront“ der Kirche stehen (EN 69), fühlen sie sich um so mehr gedrängt, eine Antwort auf die „brennende Frage“ des Apostolischen Schreibens „Evangelica Testificatio“ zu geben, damit ihre eigene Erneuerung zum Antrieb für die Erneuerung der Kirche und der Welt werde (ET 52).

Die Vollversammlung der Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute, die vom 25. bis 28. April 1978 stattfand, widmete daher ihre Aufmerksamkeit dem Thema „Ordensleute und Förderung des Menschen“. Sie bezog sich dabei auf die soziopolitischen Ausdrucksformen dieser Förderung. Man wollte so Unterscheidungskriterien bieten, die der Natur und Sendung des Ordenslebens und gleichzeitig den Hauptproblemen entsprechen, die aus der wirklichen Situation heraus besonders deutlich werden. Eine vorausgegangene weitgespannte Umfrage zeigte, wie nützlich und dringlich das war.

Jedoch „die ihr eigene Sendung, die Christus der Kirche übertragen hat, bezieht sich nicht auf den politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Bereich: das Ziel, das Christus ihr gesetzt hat, gehört ja der religiösen Ordnung an“ (GS 42). Das muß besonders bei jenen deutlich werden, die diese religiöse

Dimension zum charakteristischen Kennzeichen ihrer Lebensentscheidung und ihres Namens in Kirche und Gesellschaft gewählt haben (vgl. LG 44; ET 7; EN 69).

Eine spätere Vollversammlung vom 4. bis 7. März 1980 erschloß für die Sendung der Ordensleute in der Kirche eine Fülle von Bedeutungen, indem sie Grundlinien einer „kontemplativen Dimension“ aufzeigte, die jedes Ordensleben besonders kennzeichnet und fruchtbar macht.

Die Sorgen, die auch dieses Mal aus der vorbereitenden Umfrage sichtbar wurden, finden einen Niederschlag in den Weisungen, die die Mitglieder der Vollversammlung als besonders aktuell ansahen. Sie wurden darin bestärkt durch die Botschaft, die der Heilige Vater ihnen zukommen ließ. In ihr finden wir eine gelungene Synthese der Werte und Anforderungen eines kontemplativen Lebens, das für die Institute aktiven Lebens vor allem ein gegenseitiges Durchdringen von Weihe und Sendung erfordert. Für die spezifisch kontemplativen Institute aber geht es um die beglückende Überzeugung, eine Entscheidung getroffen zu haben, die die Gemeinschaft der Christen ständig an den „besseren Teil“ (vgl. Lk 10,42) erinnert.

Wir haben also zwei Thesen, die zwei wesentliche und untrennbare Komponenten des Lebens und der Sendung der Ordensleute in der Kirche darstellen. Die Weisungen, die die Vollversammlungen der Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute uns bieten und die hier, weil sie sich gegenseitig ergänzen, zusammen vorgelegt werden, bestätigen und verdeutlichen aufs neue die Aufgabe des Ordenslebens in der Gemeinschaft der Kirche, die die leitenden Grundsätze von „Mutuae Relationes“ vom 14. Mai 1978 schon vorher vertieft und beschrieben hatten.

Der Heilige Vater hat von den Dokumenten Kenntnis genommen, die geleistete Arbeit anerkannt und für die Veröffentlichung seine Zustimmung gegeben. Er wünscht, daß die Texte dazu beitragen, den Einsatz der gottgeweihten Menschen immer hochherziger, konsequenter und beharrlicher zu machen, damit sie immer besser dem Ruf Gottes entsprechen und in Freude und Treue alle seine Dimensionen leben.

# Das Ordensleben und die Förderung des Menschen

(Vollversammlung SCRIS vom 25. bis 28. April 1978)

## ÜBERSICHT

- 251 / Einführung.
- 254 / I – Vier Hauptproblemekreise.
- 254 / 1) Das bevorzugte Eintreten für die Armen und für die Gerechtigkeit heute.
- 256 / 2) Die Tätigkeiten und sozialen Werke der Ordensleute.
- 258 / 3) Die Einfügung in die Welt der Arbeit.
- 260 / 4) Das Eingreifen in die „politische Praxis“.
- 262 / II – Allgemeine Unterscheidungskriterien.
- 262 / 1) Dem Menschen und unserer Zeit nahe.
- 263 / 2) In der umgestaltenden Kraft Christi und des Evangeliums.
- 264 / 3) In organischer Gemeinschaft mit der Kirche.
- 267 / 4) In dynamischer Treue zur eigenen Lebensweihe gemäß dem Charisma des Gründers.
- 269 / III – Erfordernisse für die Ausbildung.

## Einführung

*Wichtigkeit und Dringlichkeit einer angemessenen Beteiligung der Ordensleute an der integralen Förderung des Menschen.*

– Die vom Evangelium bestimmten Ausrichtungen des Ordenslebens finden in den Zeichen der Zeit Anregung zur Erneuerung. Neu auftauchende Phänomene, die unsere moderne Zeit kennzeichnen, veranlassen die Kirche in bezug auf ihre Sendung in der Welt von heute zu ernsthafter Auseinandersetzung. Denn hier ist vor allem das Feld für die Evangelisierung und die Förderung des Menschen.

– Die Lehre der Kirche stellt immer deutlicher den tiefen Zusammenhang zwischen den Forderungen des Evangeliums für ihre Sendung und dem weit hin sichtbaren Bemühen der Völker um eine Förderung der Menschen heraus sowie für den Aufbau einer menschenwürdigen Gesellschaft.

Evangelisieren bedeutet für die Kirche, die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit hineinzutragen und durch deren Einfluß die Menschheit von innen her umzuwandeln: ihre Urteilkriterien, die bestimmenden Werte, die Motive und die Modelle der Lebensgestaltung, indem sie das alles in eine umfassende Sicht des Menschen integriert (1).

Die Erfüllung dieser Sendung verlangt von der Kirche, daß sie die Zeichen der Zeit erforscht, sie im Licht des Evangeliums deutet und so auf die bleibenden Fragen des Menschen antwortet (2).

– Von dieser prophetischen Dimension müssen die Ordensleute ein besonderes Zeugnis geben. Die ständige Bekehrung des Herzens und die geistige Freiheit, die von den Räten des Herrn angeregt und gefördert werden, machen sie für ihre Zeitgenossen präsent, so daß alle sich bewußt werden: der Aufbau der irdischen Gesellschaft kann sich nur auf den Herrn gründen und von ihm Weisung empfangen (3).

Da aber das Leben nach den evangelischen Räten die Ordensleute in besonderer Weise mit der Kirche verbindet (4), richtet sich an sie nachdrücklicher und vertrauensvoller die Aufforderung zu einer weisen Erneuerung, die für die Nöte der Menschen, ihre Probleme und Bestrebungen offen ist (5).

– Über die sozialen und politischen Auseinandersetzungen hinaus ist sich die Kirche nämlich bewußt, vor allem beauftragt zu sein, eine entscheidende Antwort auf die vielen Fragen des menschlichen Herzens zu geben (6).

Daher bemühen sich die jüngsten Dokumente des Lehramtes um die Verwirklichung einer angemessenen Integration zwischen Evangelisierung und Förderung des Menschen, und sie erklären, wie fruchtbar für die gemeinsame Sendung der Kirche das Verhältnis zwischen Evangelisierung und Ordensleben ist (7); wieviel zu allen Zeiten das Wirken der Ordensleute zur Förderung der menschlichen und geistigen Entwicklung der Völker beigetragen hat (8).

– Eine tiefreichende Überprüfung der Mentalität und der Haltungen (9) ist aber gefordert, wenn der Einsatz für die Evangelisierung ins Innere der konkreten und oft harten Probleme im Zusammenhang mit der Förderung des Menschen vordringt.

Es war unvermeidlich, daß sich auf diesem Weg des „Umdenkens“, der ja Personen und Prioritäten bei den apostolischen Initiativen und Werken einbezog, Unsicherheit und Schwierigkeiten ergaben.

Selbst das wissenschaftliche Neudurchdenken, das in verschiedenen Teilen der Welt das lobenswerte Bemühen um Verbindung mit der komplexen Wirklichkeit der Geschichte begleitete, ergab neben positiven und anregenden Aspekten auch verkürzende und unklare.

Die Überlegungen der Synode über die Evangelisierung in der Welt von heute (1974) sowie in ihrem Gefolge das Apostolische Schreiben „Evangelii Nuntiandi“ lieferten einen wertvollen Beitrag zur Klärung und Orientierung.

– Auf besondere Probleme und Schwierigkeiten stießen die Bemühungen von Ordensleuten, wenn sie sich dort, wo in größerem Umfang Ungerechtigkeit und Unterdrückung herrschten, durch direkteres Eingreifen profilieren wollten. Das Suchen nach Lösungen wurde noch erschwert durch unter-

schiedliche Bewertungen innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft und der Institute selber.

Die veränderten sozialen und politischen Verhältnisse schufen ferner neue und oft unerwartete Situationen. Die ungewohnten Ausdrucksformen des Ordenslebens waren, was den Stil der Präsenz und die apostolischen Zielsetzungen betrifft, schwierigen Problemen ausgesetzt. Die Forderung einer volleren Solidarität mit den Menschen ihrer Zeit, vor allem mit den ärmeren und den am Rande lebenden Menschen, veranlaßte Ordensmänner und -frauen zu einer unmittelbaren Beteiligung, die zuweilen die Welt der Arbeit und selbst die politischen Realitäten einbezog.

– Die Wichtigkeit und Dringlichkeit einer entsprechenden Beteiligung der Ordensleute an der integralen Förderung des Menschen veranlaßte daher die Kongregation für die Ordensleute und die Säkularinstitute, der besonderen Aufgabe des Ordenslebens innerhalb der Sendung der Kirche in dieser Sicht besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Man wollte so zu hochherzigem Bemühen um Erneuerung ermuntern und, von den Situationen und Erfahrungen ausgehend, Unterscheidungskriterien anbieten, die am Lehramt der Kirche, an der Natur und Aufgabe des Ordenslebens sowie an den Zielsetzungen einer Evangelisierung orientiert sind und in enger Verbindung mit der Förderung des Menschen in der geschichtlichen Wirklichkeit von heute stehen.

– Die Vollversammlung vom 25. bis 28. April 1978 studierte daher eine Reihe von Fragen, die sich aus einer umfangreichen internationalen Umfrage ergeben hatten, bei der die Bischofskonferenzen, Vertreter des Papstes, zahlreiche Institute von Ordensleuten und die Konferenzen der höheren Ordensobern und -oberinnen mitgearbeitet hatten.

– Vier Problemkreise waren von der Vollversammlung vor allem zu behandeln:

- 1) Das bevorzugte Eintreten für die Armen und für die Gerechtigkeit heute.
- 2) Die sozialen Werke und Tätigkeiten der Ordensleute.
- 3) Die Einfügung in die Welt der Arbeit.
- 4) Das direkte Eingreifen in die politische Praxis.

– Die Orientierungen, die sich ergaben, wollen vor allem einen gebührenden Beitrag zur Information, zur Ausbildung und Koordinierung leisten, die den für das Ordensleben verantwortlichen Organen innerhalb der Kirche aufgetragen ist.

Ihnen obliegt nämlich eine Überprüfung der Kriterien und Zielsetzungen, die bei aller Berücksichtigung der hier aufgezeigten Grundsätze und Weisungen auch der Verschiedenheit und Verflochtenheit der Situationen Rechnung trägt; so sollten in den verschiedenen Nationen die Bischofskonferenzen und

die Konferenzen der Ordensleute auf bestmögliche Weise die besondere Rolle aufzeigen können, die das Ordensleben beim gemeinsamen Einsatz für Evangelisierung und Förderung des Menschen spielt.

Die Pastorallehre Johannes Pauls II. hat inzwischen mit neuen Anregungen zum Nachdenken und Weitermachen die Präsenz und Beteiligung der Kirche an der Geschichte des Menschen von heute beleuchtet und gekennzeichnet. Sie stellt die Zuwendung zu den Problemen des Menschen heute und seine unverzichtbare Begegnung mit Christus und seinem Evangelium heraus.

Wir fühlen uns daher ermutigt, die Leitlinien einer Evangelisierung und Förderung des Menschen zu verdeutlichen, wie sie sich innerhalb der Kirche für die Ordensleute aufgrund des neuen und besonderen Titels ihrer Weihe an Gott und seinen Heilsplan innerhalb der Geschichte des Menschen ergeben.

## I.

### Vier Hauptprobleme

1. Die Aufforderung zu einer wachsenden aktiven Beteiligung innerhalb der heutigen geschichtlichen Situationen, in denen sich die Sendung der Kirche entwickelt, erscheint überall als eine Konstante der Erneuerung, um die sich die Ordensleute bemühen:

- sei es dort, wo sie durch die Werke ihres Institutes oder der Ortskirche eine „soziale“ Aufgabe zu erfüllen haben, die aber zugleich tief „religiös“ ist,
- oder sei es dort, wo die Umstände nach neuen Initiativen rufen, die sie dem Leben und den Problemen der Leute noch näherbringen.

In jeder Situation ist freilich ein aufmerksames Überlegen notwendig, um zu gemeinsamen Kriterien und Entscheidungen zu kommen. Daher möchten wir, ausgehend von den vier Hauptproblemen, die sich aus der erwähnten Umfrage ergeben haben, einige wichtige Hinweise zur Bewertung und Orientierung vorlegen. Es wird dann leichter sein, die allgemeinen Unterscheidungsgrundsätze herauszustellen.

#### *1. Das bevorzugte Eintreten für die Armen und für die Gerechtigkeit heute*

2. Die prophetische Sendung Christi, „den Armen die Heilsbotschaft zu bringen“ (Lk 4, 18), findet in der Kirche unserer Zeit lebhaftes Echo.

Das bezeugen die zahlreichen Verlautbarungen der Päpste und die klaren Abschnitte der Pastoralconstitution GS, die intensivere solidarische Beziehungen zwischen der Kirche und der Geschichte der Völker fordern. Die Bi-

schofssynode von 1971 hat in dem Dokument „Gerechtigkeit der Welt“ dringend gefordert, die Sendung der Kirche zur Evangelisierung besser ins Bewußtsein zu rufen.

Das Apostolische Schreiben EN hat diese Aufrufe verdeutlicht und alle Mitglieder des Volkes Gottes aufgerufen, ihre jeweilige Verantwortung zu übernehmen, um Leben und Geschichte „jener Völker zu erreichen, die sich mit all ihren Kräften dafür einsetzen und kämpfen, daß all das überwunden wird, was sie dazu verurteilt, am Rande des Lebens zu bleiben“ (10).

3. Die Themen über die „Befreiung im Sinn des Evangeliums“, die vom Reich Gottes ausgeht (11), müssen daher den Ordensleuten besonders vertraut werden.

Tatsächlich ist ja das Zeugnis der Ordensleute, die mutig die Unterstützung der Kleinen und die Verteidigung der Menschenrechte übernommen haben, zum wirksamen Echo des Evangeliums und der Stimme der Kirche geworden.

Doch haben wir schon darauf hingewiesen, daß die eingegangenen Antworten und Stellungnahmen nicht immer die gleiche Aufgeschlossenheit und Sorge innerhalb der Ortskirchen und der Ordensgemeinschaften und selbst der bürgerlichen Gesellschaft ergeben haben.

4. Es schien darum zweckmäßig, einige Leitlinien herauszuarbeiten, damit die besondere Hinwendung zu den Armen und das Bemühen um Gerechtigkeit den besonderen Zielsetzungen und dem Stil der Sendung der Kirche und des Ordenslebens in ihr entsprechen.

a) Die Ordensleute leben oft in größerer Nähe zu den Problemen, die die Bevölkerung belasten, deren Evangelisierung sie sich gewidmet haben. Gerade der prophetische Charakter des Ordenslebens verlangt von ihnen, „in konkreter Weise die Kirche zu leben, die danach trachtet, der Unbedingtheit der Seligpreisungen zu entsprechen“ (12). Man findet sie „oft an der vordersten Missionsfront, und sie nehmen größte Risiken für Gesundheit und Leben auf sich“ (13).

b) Dieser aufrichtige Wunsch, dem Evangelium und der integralen Förderung des Menschen zu dienen, erfordert, in die Mitte jeder Bemühung die Gemeinschaft zu stellen, die man geduldig und beharrlich aufbaut, indem man nach der Wahrheit in der Liebe trachtet.

c) Die Konferenzen der Ordensleute können hier in Achtung vor dem Charisma der einzelnen Institute eine wertvolle Anregungs- und Ausgleichsfunktion ausüben in Verbindung mit den Bischofskonferenzen (14) und besonders mit den Kommissionen *Justitia et Pax* und *Cor Unum*.

Es gelingt auf diese Weise leichter, unklare Positionen zu überwinden, sei es die einer angeblichen, aber trügerischen Neutralität, sei es die einer deutlichen und ins Totalitäre gehenden Abkapselung. Außerdem finden hier die

unterschiedlichen kulturellen und empfindungsmäßigen Voraussetzungen, aber auch die verschiedenen sozialen und politischen Zusammenhänge den entsprechenden Ort für das aufeinander Hören und eine gemeinsame Abmachung, die dann Garantie und sichere Wirksamkeit schenkt.

d) Besonders aufmerksam und aktiv müßte sich diese Präsenz der Verteidigung und Förderung der Gerechtigkeit auf jenen umkämpften Gebieten der „Ungerechtigkeit ohne Stimme“ erweisen, an die die Synode von 1971 erinnerte (15).

Während es nämlich einigen sozialen Gruppen gelingt, sich kräftige Strukturen für den Protest und die Unterstützung zu geben, stehen wir vor einer Menge von Leiden und Ungerechtigkeiten, die in den Herzen zahlreicher Zeitgenossen wenig Echo finden: das Drama der Flüchtlinge, der wegen ihrer politischen Ideen oder ihres Glaubensbekenntnisses Verfolgten (16); die Mißachtung des Rechtes des werdenden Lebens; die ungerechtfertigten Einschränkungen der menschlichen und religiösen Freiheit; das Fehlen sozialer Fürsorge, das die Leiden der Alten und an den Rand Gedrängten noch steigert...

Die Kirche möchte für sie vor allem Stimme, Gewissen und Hilfe sein (17).

e) Doch das Zeugnis der Ordensleute für die Gerechtigkeit in der Welt erfordert von ihnen vor allem eine ständige Überprüfung ihrer Lebensentscheidung, des Gebrauchs der Güter und der Art und Weise ihrer Beziehungen. Denn jeder, der es wagt, zu den Menschen von Gerechtigkeit zu sprechen, muß zunächst einmal selber in ihren Augen als gerecht dastehen (18).

Hier tritt die Beziehung zwischen Evangelisierung und Förderung des Menschen in Erscheinung, die aus jenem „stillen Zeugnis“ kommt, das EN 69 als erste und wirksamste Herausforderung an die Welt und die Kirche selbst darstellt.

In dieser Perspektive gewinnt auch die Rolle, „die bei der Evangelisierung Ordensmänner und Ordensfrauen haben, die sich dem Gebet, dem Schweigen, der Buße und dem Opfer geweiht haben“ (19), besonderen Zeichenwert und apostolische Fruchtbarkeit.

Die kontemplative Dimension, die zu jeder Form des Ordenslebens gehört, wird nämlich bei ihnen besonders ausgeprägt und beweist, daß das Ordensleben in all seinen Formen nicht nur nicht den Menschen gegenüber entfremdet oder für die irdische Gesellschaft unnützlich macht, sondern vielmehr das alles noch tiefer aufnehmen läßt in der Liebe Christi.

## *2. Die Tätigkeiten und sozialen Werke der Ordensleute*

5. Die vielfältigen Tätigkeiten und Werke, die in der Verschiedenheit ihrer Charismen die Sendung der Ordensleute kennzeichnen, erfüllen eine hervorragende Mittlerfunktion für die Evangelisierung und Förderung des Men-

schen, denen sich die Kirche in der Welt widmet (21). Von daher ergibt sich die Wichtigkeit der Erneuerung der Ordensleute, damit sich die Kirche in der Welt auch selber erneuern kann (22).

Daher ermahnt EN 31, die engen Bande zwischen Evangelisierung und Förderung des Menschen zu beachten. Sie zu vergessen, würde bedeuten, „die Lehre des Evangeliums von der Liebe zum leidenden und bedürftigen Nächsten zu vergessen“.

6. Offen für die Zeichen der Zeit, sollen die Ordensleute eine neue Form der Präsenz suchen und pflegen, die der Kreativität ihrer Gründer und den ursprünglichen Zielsetzungen ihrer Institute entspricht (23).

In dieser Perspektive gewinnen einige Akzente der Erneuerung Bedeutung:

a) Die Tätigkeiten und „sozialen“ Werke, die schon immer zum Wirken der Ordensleute gehört haben, bezeugen ihren ständigen Einsatz für die volle Entwicklung des Menschen.

Schulen, Hospitäler, Betreuungszentren und Initiativen zugunsten der Armen, der kulturellen und geistigen Entwicklung der Völker behalten nicht nur ihre Aktualität, sie erweisen sich vielmehr, wenn sie entsprechend angepaßt werden, oft als hervorragende Stätten der Evangelisierung, des Zeugnisses und echter Förderung des Menschen.

Durch den Dienst im Sinne des Evangeliums in vielen und immer dringenden Werken zur Förderung des Menschen und seiner sozialen Lage machen die Ordensleute das Geschenk eines ganz für Gott, die Kirche und die Brüder verfügbaren Lebens zu einem überzeugenden „Zeichen“ (24).

b) Der Geist, der als Antwort auf die Erfordernisse der Zeit immer neue Formen und Institute gottgeweihten Lebens weckt, regt auch die bereits vorhandenen neu dazu an, sich den gewandelten kirchlichen und sozialen Verhältnissen entsprechend ins Ganze einzufügen.

c) In der Kirche, die auf ständiges Wachstum der Gemeinschaft hingeeordnet und dabei für Dienste offen ist (25), können die Ordensleute neue Formen der aktiven Beteiligung finden, indem sie noch mehr die christliche Gemeinde in ihre Initiativen und Werke einbeziehen. Sie haben so Gelegenheit, ihr besonderes Charisma aufzuwerten als eine einzigartige Befähigung zur Förderung von „Diensten“, die den apostolischen und sozialen Zielsetzungen ihrer Institute entsprechen.

d) Die Beteiligung der Laien bei den Tätigkeiten und Werken der Ordensleute und die Entwicklung der kirchlichen Dimension der Mitverantwortung an einer gemeinsamen Sendung gewinnt neuen Raum. Ja, sie könnte sich bei entsprechender Vorbereitung in eigener Führung von Werken, die bisher nur Ordensleuten anvertraut waren, verwirklichen (26).

e) Die derzeitigen sozialen Verhältnisse rufen im übrigen nach neuen Formen der Solidarität und Beteiligung. An verschiedenen Stellen ist ein Umfor-

mungsprozeß der Gesellschaft darauf gerichtet, die Verantwortung aller zum Bereich des Sozialen gehörenden Kräfte zu entwickeln, auch durch Strukturen und Organe der Beteiligung. So wirken alle Bürger mit an dem aktiven Einsatz für die Probleme des Aufbaues eines sozialen Zusammenlebens.

Gegenüber dem mehr direkten Beitrag der Laien können Zeugnis und Erfahrung, wie sie den Ordensleuten eigen sind, auf diesem Gebiet einen wertvollen Beitrag zur Orientierung auf Lösungen hin leisten, die den Grundsätzen des Evangeliums und den pastoralen Weisungen der Kirche entsprechen.

### *3. Die Einfügung in die Welt der Arbeit*

7. Die pastorale Aufmerksamkeit der Kirche für die Welt der Arbeit hat sich in zahlreichen Stellungnahmen gezeigt. Die Enzyklika „Mater et Magistra“ greift sie wieder auf und fügt sie in Perspektiven ein, die für die neuen wirtschaftlichen und sozialen Wirklichkeiten offen sind.

Angesichts eines derart großen Sektors der menschlichen Gesellschaft, der die ganze Gemeinschaft der Christen in ihrer Sendung herausfordert, erfahren die Ordensleute ein noch tieferes Bedürfnis nach Solidarität und Beteiligung. Schon aufgrund ihrer Entscheidung für die evangelische Armut fühlen sie sich besonders aufgerufen, die echten Werte des für alle gemeinsamen Gesetzes der Arbeit zu bejahen (28).

8. Das Lehramt der Bischöfe hat für die Priester genau die Begründungen, Perspektiven und Bedingungen beschrieben, die den Entschluß, sich intensiver in der Welt der Arbeit zu engagieren, leiten müssen (29). Es ist selbstverständlich, daß diese Weisungen auch für Ordenspriester gelten. Wegen der besonderen Natur des Ordenslebens aber und wegen seiner besonderen Verbindung mit der Sendung der Kirche (30) sind sie analog auch auf alle anderen Ordensleute anzuwenden.

Die den Ordensleuten eigene Berufung und Sendung legt ferner einige Kriterien nahe, die ihre Präsenz in der Welt der Arbeit begründen und ordnen können:

- a) die dynamische Treue zu den Zielen, für die der Geist ihre Institute innerhalb der Kirche erweckt hat (31);
- b) das Bemühen um ein Zeugnis für die Werte des Evangeliums, die der Arbeit ihre Würde zurückgeben und ihre wahren Zielsetzungen aufzeigen (32);
- c) der Einsatz für die Festigung der „religiösen“ Dimension, die ihren Beruf kennzeichnet und die Anziehungskraft des Reiches Gottes erweist, das sie in seiner ganzen Radikalität bejahen (33);
- d) ein brüderliches Teilen, das die tägliche Gemeinschaftserfahrung im Ordensleben trägt und entwickelt, wobei eine neue Erfahrung der Liebe Christi für den Aufbau von Solidarität unter den Menschen sichtbar wird (34).

9. Besondere Kriterien für Entscheidung und Verhalten sind ferner von der Art und Weise der Beteiligung selber gefordert. Zwei Formen der Einfügung in die Welt der Arbeit bieten sich nämlich bei jeweils erwägenswerten Eigenarten:

I. Die Übernahme eines zivilen Berufes, der unter den sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen der übrigen Bürger ausgeübt wird (in Schulen, Krankenhäusern usw.).

In verschiedenen Ländern legen die gewandelten politischen Verhältnisse dies nahe, z. B. im Fall der Verstaatlichung, wo also der Staat die Trägerschaft übernimmt. Manchmal veranlassen neue Gesetze oder die Bedürfnisse des Ordensinstitutes selbst eine Präsenz wie die der Laien, um die apostolische Tätigkeit fortführen zu können. Auch das Suchen nach neuen Weisen der Präsenz hat Versuche der Einfügung in die allgemeinen sozialen Strukturen nahegelegt.

In jedem Fall verlangt die allgemeine Zielsetzung des Ordenslebens und die besondere des eigenen Institutes, daß diese neuen Situationen mit den Forderungen des Gemeinschaftslebens und denen des Gehorsams und der Ordensarmut konfrontiert werden.

Ein ziviler Beruf spannt die Ordensperson in der Tat in eine direkte persönliche Aufgabe ein und macht sie weitgehender abhängig von Organismen und Strukturen, die ihrem Institut fremd sind. Außerdem bringt er ein neues Verhältnis zu Arbeit und Lohn mit sich. Das sind einige Aspekte, die sich die Verantwortlichen der Institute vor Augen halten müssen, wenn sie solche Entscheidungen bewerten wollen. Dies fordert in der Tat eine Unterscheidungsaufgabe, die die religiöse Zielsetzung, deretwegen sie übernommen werden, bewahrt und bewertet.

II. Die Einfügung in das Arbeitermilieu bringt zugleich mit den Werten, die durch sie verwirklicht werden sollen, charakteristische Probleme mit sich. Die Ordensleute treten als Arbeiter nämlich in eine Welt mit Eigengesetzen ein, mit eigenen Spannungen und vor allem mit ihrer starken Ausprägung aufgrund von vorherrschenden Ideologien und gewerkschaftlichen Kämpfen, die oft belastend sind.

Es kann deshalb vorkommen, daß der Ordensmann, der das Los der Arbeiter teilen möchte, um Zeuge für die pastorale Sorge der Kirche zu sein (35), eine Sicht des Menschen, der Gesellschaft, der Geschichte und Arbeitswelt gewinnt, die nicht den Urteilkriterien und der Soziallehre der Kirche entspricht. Daraus folgt, daß eine solche Sendung besondere Aufmerksamkeit und Sicherungen erfordert (36).

10. Noch mehr erfordert die Beteiligung an gewerkschaftlicher Tätigkeit eine klare Kenntnis der pastoralen Perspektiven, aber auch der Grenzen und Risiken eines Mißbrauchs, der sich dabei für Leben und Tätigkeit der Ordensleute ergeben kann.

Die entsprechenden Überlegungen müssen sich daher von einigen klaren Normen leiten lassen:

a) Grundsätzlich besteht keine innere Unvereinbarkeit zwischen dem Ordensleben und dem sozialen Einsatz, auch nicht auf der Ebene der Gewerkschaften. Manchmal kann die Teilnahme an gewerkschaftlichen Tätigkeiten nach den verschiedenen Gesetzgebungen notwendig mit der Präsenz in der Welt der Arbeit verbunden sein; andererseits kann eine solche Teilnahme auch ratsam erscheinen aus Solidarität, zur rechtmäßigen Unterstützung der bestehenden Rechte (37).

b) Politische Einmischung bringt freilich oft Probleme, die nicht leicht zu lösen sind. Man muß solche Situationen nach Kriterien bewerten, wie sie für die politische Praxis gelten (vgl. den folgenden Abschnitt). Besondere Aufmerksamkeit ist gegenüber Ideologien nötig, die den sogenannten Klassenkampf fördern. Die Lehre von OA (26–36) würde sich in diesem Fall als sehr notwendig erweisen.

c) Aus den bisherigen Erfahrungen lassen sich ferner Verhaltensgrundsätze ableiten, die Zielsetzungen und Gestaltung ähnlicher Vorhaben leiten sollten. Gerade innerhalb einer für das soziale Leben derart einflußreichen Gruppe wie der der Arbeiter sind die Ordensleute Träger menschlicher und christlicher Werte, die sie gelegentlich zur Ablehnung gewisser gewerkschaftlicher Handlungsweisen oder politischer Bewegungen veranlassen, wenn sie nicht den klaren Forderungen der Gerechtigkeit entsprechen, für die allein sie sich eingesetzt haben.

Auch im Inneren der eigenen Gemeinschaften sollen diese Ordensleute die Werte der Gemeinschaft pflegen und unannehmbare Polarisierungen vermeiden. Ein solches Verhalten wird den Gemeinschaften ausgewogene und glaubwürdige Entscheidungen erleichtern.

d) Das Bewußtsein, daß den Laien aufgrund ihrer Berufung und Sendung besonders der Einsatz für die Förderung der Werte der Solidarität und Gerechtigkeit innerhalb der weltlichen Strukturen zukommt, muß als weiteres wesentliches Kriterium angesehen werden, das für die Präsenz der Ordensleute richtungweisend ist (38). Ihre ergänzende Funktion, besonders auf diesem Gebiet, wird sich vor allem im Zeugnis und im Beitrag zu einer immer sachgerechten Vorbereitung der Laien ausprägen.

#### 4. Das Eingreifen in die „politische Praxis“

11. Die Ordensleute haben im allgemeinen gezeigt, daß sie sich der Tatsache bewußt sind, daß ihre Mitwirkung bei der Förderung des Menschen ein Dienst am Evangelium und am Menschen ist, aber keine Bevorzugung von Ideologien und politischen Parteien.

Bei eventuellen Verwicklungen solcher Art sehen sie das Risiko, die dem Ordensleben eigene Identität und die der Sendung der Kirche zu verlieren (39). Dazu kommt eine gefährliche Tendenz, Ideen und Methoden absolut zu setzen, die leicht für eigensüchtige Ziele mißbraucht werden.

12. Einige Leitlinien, die dem Lehramt entsprechen, scheinen daher notwendig, um einen Sachverhalt zu beleuchten, der in sich ein heißes Eisen ist und manchmal zu Grenzüberschreitungen führt.

a) Politik kann in einem weiteren und allgemeinen Sinn verstanden werden, nämlich als dynamische Organisation des gesamten sozialen Lebens. In dieser Sicht sind alle Bürger zu einer menschlichen, verantwortlichen und aktiven Beteiligung verpflichtet.

In dieser Sicht erhält die Rolle der Ordensleute bei den Tätigkeiten und Werken große Bedeutung. Sie regen kulturelle und soziale Wandlungen an und tragen zur Förderung des Menschen bei.

b) Wenn aber „Politik“ eine direkte Beteiligung und Vertretung nur einer Gruppe meint – und das heißt ja „politische Praxis“ – gilt es, zurückzugreifen auf jene Qualifikationen, die Berufung und Sendung der Ordensleute in Kirche und Gesellschaft begründen, um so die richtigen Kriterien für einen eventuellen Einsatz zu gewinnen.

1) Die Ordensleute, die den wertvollen Beitrag ihres evangelischen Zeugnisses und der Vielfalt ihrer apostolischen Initiativen anerkennen, dürfen sich nicht von der Illusion verführen lassen, daß sie größeren Einfluß auf die Entwicklung der Menschen und Völker ausüben, wenn sie ihre spezifischen Aufgaben durch politischen Einsatz im engeren Sinn ersetzen (40).

2) Der Aufbau des Reiches Gottes innerhalb der Strukturen der Welt, der die Menschen mit dem Evangelium konfrontiert, ist sicher ein Thema von großem Interesse für alle Christen und darum auch für die Ordensleute. Das ist nicht in dem Sinn gemeint, daß sie sich selber direkt in die politische Praxis hineinziehen lassen.

Mit ihren Schulen, den Kommunikationsmedien und ihren vielfältigen religiösen und erzieherischen Initiativen können sie dagegen aktiv zur Vorbereitung vor allem der Jugendlichen beitragen und sie zu Führungskräften bei der Förderung des Menschen und der sozialen Gegebenheiten heranbilden; dann werden sich die Auswirkungen gewiß auch auf politischem Gebiet zeigen. Es geht dabei nicht um eine Eroberungsstrategie, sondern um den Dienst am Menschen und an der Gesellschaft, zu dem die ganze Gemeinschaft der Kirche von Christus eingeladen ist (Lk 22, 25–27).

3) In diesem Sinne werden Initiativen von Ordensschwwestern bejaht, die die Stellung der Frau heben und fördern wollen. Den Frauen soll geholfen werden, sich in Bereiche des öffentlichen Lebens einzufügen, die über den Bereich der Kirche hinausgehen und ihrer Natur und besonderen Begabung am besten entsprechen (41).

4) Auf diese Weise machen sich Ordensleute durch ihr Zeugnis und ihre Werke als „Experten des Evangeliums“ glaubwürdig, und als solche dienen sie der Heilung und dem Aufbau der Gesellschaft, auch wenn sie von spezifisch politischen Optionen sich fernhalten. So stehen sie nicht da als Männer und Frauen nur einer politischen Richtung, sondern als Werkzeuge des Friedens und der brüderlichen Solidarität.

In der Tat, durch den Primat der Gottesliebe, den die Wahl ihres Standes deutlich offenbart (42), stellen sich die Ordensleute als Menschen des Absoluten in das dynamische Leben der Kirche, die vom Absoluten, von Gott, ergriffen ist (43). Sie sind dazu berufen, für diese Grundentscheidung, die alle anderen fördert und bedingt, Zeichen und Impuls zu sein.

5) Aktive politische Beteiligung bleibt daher Ausnahme und kann nur als Vertretung gesehen werden, die nach besonderen Kriterien zu bewerten ist. Sollten ungewöhnliche Umstände sie fordern, kann man die einzelnen Fälle prüfen, um mit Billigung der Verantwortlichen der Ortskirche und der Ordensinstitute die Folgerungen zu ziehen, die dem Wohl der kirchlichen und der bürgerlichen Gemeinschaft entsprechen. Tatsächlich muß man sich immer die Priorität der spezifischen Sendung der Kirche und des Ordenslebens vor Augen halten, wie es ihrer Kompetenz entspricht (44).

## II.

### Allgemeine Unterscheidungskriterien

13. Eine vierfache Treue motiviert und leitet vor allem das Wirken der Ordensleute für die Förderung des Menschen. Sie liegt auf der Linie der Grundsätze, die das Konzil für die Erneuerung aufgestellt hat (45), und trägt den bisher behandelten Problemen Rechnung. Es geht um:

- die Treue zum Menschen und zu unserer Zeit,
- die Treue zu Christus und zum Evangelium,
- die Treue zur Kirche und zu ihrer Sendung in der Welt,
- die Treue zum Ordensleben und zum Charisma des eigenen Institutes.

#### *1. Dem Menschen und unserer Zeit nahe*

14. Die kulturellen, sozialen und politischen Umwälzungen, die nicht ohne Schwierigkeiten und Unruhen ganze Völker und Kontinente erfassen, rufen die Kirche zu einer dem Evangelium gemäßen Präsenz auf als Antwort auf die größten Hoffnungen und Erwartungen der Menschheit (46).

Diese brennende pastorale Sorge, die aufgrund der Überlegungen und Perspektiven des II. Vatikanischen Konzils noch deutlicher geworden ist, kam

bei den Bischofssynoden und in den Apostolischen Schreiben neu zum Ausdruck. All das ruft klar und nachdrücklich die Gemeinschaft der Kirche auf, in der Erneuerung mutige Schritte zu tun, um den Menschen von heute dem Evangelium näherzubringen, der Quelle aller echten Förderung des Menschen und seiner sozialen Lage (47).

15. Die Geschichte der Welt von heute, die sich inkarniert in der konkreten Existenz eines jeden Menschen, wird zu einem offenen Buch für die Meditation der Kirche und aller Christen (48). Diese Geschichte wird in der Tat zur Herausforderung für alle Berufungen innerhalb der Kirche und drängt sie zu einer gründlichen Überprüfung ihres Lebens und ihrer Aufgaben.

Die Ordensleute wissen sich noch tiefer angesprochen, weil sie sich radikal für das Evangelium entschieden haben. Sie begreifen, daß sie in dem Maß, wie sie sich zum ursprünglichen Plan Gottes mit dem Menschen „bekehren“, so wie er im neuen Menschen Jesus Christus sichtbar wird (49), die „Bekehrung“ von Mentalität und Haltung bei den anderen fördern. Dadurch kann eine Reform der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Strukturen echt und dauerhaft werden, so daß sie einem gerechteren und friedlicheren Zusammenleben dient (50).

16. Deshalb sollen alle Ordensinstitute beim Bemühen um Erneuerung ihres Zeugnisses und ihrer Sendung dafür sorgen, daß „ihre Mitglieder die Lebensverhältnisse der Menschen, die Zeitlage sowie die Erfordernisse der Kirche wirklich kennen, damit sie die heutige Welt im Licht des Glaubens richtig beurteilen und den Menschen mit lebendigem apostolischem Eifer wirksamer helfen können“ (51).

## *2. In der umgestaltenden Kraft Christi und des Evangeliums*

17. Die Evangelien geben von Christus Zeugnis, von der Treue, mit der er die Sendung erfüllt hat, für die ihn der Geist gesalbt hatte (52). Es war eine Sendung zur Evangelisierung und Erlösung des Menschen, die ihn mit seinem Volk leben ließ, dessen Sorgen und Nöte er teilte, das er aber auch belehrte und unterwies, indem er das Evangelium der Bekehrung zum Reich Gottes predigte und bezeugte (53).

Seine unwälzende Lehre von den Seligkeiten führte radikal neue Perspektiven für die Bewertung der irdischen Wirklichkeiten sowie für die menschlichen und sozialen Beziehungen ein. Er wollte, daß diese auf eine Gerechtigkeit und Heiligkeit gerichtet seien, die vom neuen Gebot der Liebe geprägt sein sollten (54).

Das Leben, das er wählte, kennzeichnet und qualifiziert vor allem die Ordensleute, die die gleiche „Lebensform (wählen), die der Sohn Gottes annahm, als er in die Welt eintrat“ (55).

18. Getreu dieser „letzten Norm“ (56) wissen sich die Ordensleute täglich auf den Weg der Bekehrung zum Reiche Gottes gestellt. Er macht sie in der Kirche und gegenüber der Welt zum anziehenden Zeichen, das zu tiefgreifender Überprüfung des Lebens und der Wertmaßstäbe aufruft (57).

Dies ist zweifellos der besonders erwartete und lohnende Einsatz, zu dem sie gerufen sind (58), auch dort, wo die Gemeinschaft der Christen für die Förderung des Menschen und die Entwicklung von sozialen Beziehungen arbeitet, die getragen sind von den Grundsätzen der Solidarität und brüderlichen Gemeinsamkeit.

Auf diese Weise helfen sie mit, „den ursprünglichen Charakter der christlichen Befreiung und der Energien, die sie freizusetzen vermag, zu bewahren, – Befreiung in ihrem vollständigen und tiefen Sinn, wie Jesus sie angekündigt und verwirklicht hat“ (59).

19. Die Kraft zum Wandel, die der Geist der Seligpreisungen enthält und das Leben der Ordensleute durchdringt und dynamisch macht, kennzeichnet ihre Berufung und Sendung (60). Sie bejahen als erste Seligpreisung und erste „Befreiung“ die Begegnung mit Christus, der arm war mit den Armen, und bezeugen so, daß sie wirklich an den Vorrang des Reiches Gottes vor allen Dingen dieser Welt und an seine höchsten Anforderungen glauben (61).

Indem sie so den christlichen und tief menschlichen Sinn der Wirklichkeit und der Geschichte sichtbar machen, der sich vom Geist der Seligpreisungen herleitet und der zum Entscheidungsmaßstab des täglichen Lebens geworden ist, zeigen die Ordensleute, wie eng die Beziehung zwischen dem Evangelium und der Förderung des Menschen im sozialen Zusammenleben ist. Daher kann die Kirche das dem Evangelium gemäße Zeugnis der Ordensleute als eine herrliche und einzigartige Möglichkeit hinstellen, die zeigt, daß der Weg der Seligpreisungen allein „die Welt zu verwandeln und Gott darzubringen“ vermag (62).

### *3. In organischer Gemeinschaft mit der Kirche*

20. Die den Christen gemeinsame Berufung zur Vereinigung mit Gott und den Menschen für das Heil der Welt (63) ist der Erwägung der unterschiedlichen Gaben und Dienstämter noch vorgeordnet.

Auf dieser gemeinsamen Berufung gründen sich die Beziehungen der verschiedenen Menschen und Gruppen in der Kirche, zumal die mit jenen, die der Heilige Geist als Bischöfe für die Leitung der Kirche Gottes bestellt hat (64).

21. Die Ordensleute sind inniger mit der Kirche verbunden (65) und nehmen in einer ihnen eigenen Weise an der sakramentalen Struktur des Volkes teil (66); in den Ortskirchen gehören sie in einer besonderen Weise zur Diözesanfamilie (67).

Das Konzilsdekret über das Hirtenamt der Bischöfe widmet der Aufgabe der Ordensleute seine Aufmerksamkeit und zählt sie in doppelter Hinsicht zu den Mitarbeitern des Bischofs:

- sie wollen sich den pastoralen Erfordernissen stellen, und
- sie wollen die charakteristische Zielsetzung der einzelnen Institute einbringen (68).

22. Die Identität des Ordenslebens und seiner besonderen Aufgabe wird neu beleuchtet durch die Vielfalt der Berufungen und Dienste in der Kirche, die einander ergänzen.

Es ist daher notwendig, die Aufgaben jedes Dienstes zu kennen und zu schätzen: den hierarchischen Dienst, das gottgeweihte Leben in seinen verschiedenen Formen und den Laienstand.

So wird die eigene Aufgabe erfüllt im ständigen Bemühen um brüderliche Übereinstimmung und Hilfe, wodurch gleichzeitig die eigene Identität und die Gemeinschaft der Kirche bejaht wird.

23. Es ist ein allgemeines Unterscheidungskriterium, das noch besser zum Tragen kommt, wenn man sich die Zuständigkeit der verschiedenen kirchlichen Gruppen klar vor Augen führt und die jeweils ergänzenden Aspekte ausfindig macht.

– Den Laien kommt es zu, das Reich Gottes zu suchen, indem sie sich mit den zeitlichen Dingen befassen und sie nach Gottes Willen ordnen (69).

– Der „säkulare“ Charakter einiger Institute des gottgeweihten Lebens gestattet eine direktere Präsenz und ein volleres Einsteigen in die weltlichen Wirklichkeiten und Strukturen. In diesen Instituten, die deswegen auch „säkular“ genannt werden, leisten die Mitglieder einzeln auf jedem entsprechenden Gebiet ihr besonderes Apostolat und bedienen sich dabei der Strukturen der Welt (70).

Wenn sich die Ordensleute dagegen aufgrund der Lebensentscheidung, die sie kennzeichnet, außerhalb der weltlichen Strukturen stellen, werden sie dadurch nicht dem Wirken der anderen Gruppen der Kirche entfremdet, wo es um den Aufbau der irdischen Gesellschaft geht als Ort, der das Reich Gottes aufnehmen kann (71).

Sie sind freilich dort auf eine ihnen eigene Weise präsent: Sie übernehmen nicht Aufgaben und Methoden, die anderen kirchlichen Gruppen zukommen, machen sich aber zu noch radikaleren Zeichen für einen dem Evangelium gemäßen Lebensstil, ferner für eine bestimmte Art der Beteiligung; denn sie geben das Zeugnis ihres Berufes öffentlich und in all seinen Ausdrucksformen gemeinschaftlich.

Wenn die Ordensleute dann als *Priester* am priesterlichen Dienstanteil haben, sind sie aufgrund dieses neuen Titels verpflichtet, den kirchlichen Ge-

meinschaften vorzustehen und zu dienen und dabei ein noch bewußteres Zeugnis der Einheit zu geben (72).

24. Als „Experten des gemeinschaftlichen Lebens“ sind die Ordensleute darum aufgerufen, in der Kirche, der kirchlichen Gemeinschaft und der Welt Zeugen und Baumeister im Sinne jenes göttlichen Planes für Gemeinschaft zu sein, der die Geschichte der Menschen krönen soll (73).

Vor allem werden sie durch das Leben nach den evangelischen Räten, das die Liebe von jedem Hindernis befreit, gemeinsam zu einem prophetischen Zeichen der innigsten Vereinigung mit dem über alles geliebten Gott (74).

Durch die tägliche Erfahrung eines Lebens in Gemeinschaft, des Gebetes und Apostolates als eines wesentlichen und unterscheidenden Elementes ihrer Form des gottgeweihten Lebens (75) werden sie ferner zum „Zeichen brüderlicher Gemeinschaft“, denn sie bezeugen in einer oft so tief entzweiten Welt und vor all ihren Glaubensbrüdern die Fähigkeit zur Gütergemeinschaft, zu brüderlicher Zuneigung sowie zu einem Plan ihres Lebens und Tuns. Dies wird ihnen dadurch möglich, daß sie den Anruf zu freierer und engerer Nachfolge Christi angenommen haben, der vom Vater gesandt wurde, um als Erstgeborener unter vielen Brüdern eine neue Gemeinschaft aufzubauen durch das Geschenk seines Geistes (76).

25. Von ihrem gemeinschaftlichen Lebensplan her ergibt sich für sie jene Art und Weise der Präsenz und Beteiligung, die sie innerhalb der Sendung der Kirche kennzeichnen muß, und die wir nun herausstellen im Hinblick auf den Einsatz für die Förderung des Menschen.

Wie aus der Verschiedenheit der Gaben und Dienste, von denen schon die Rede war, hervorgeht, haben die Ordensleute anders als die Laien und die Mitglieder der Säkularinstitute (die als einzelne apostolische, soziale und politische Verantwortlichkeiten übernehmen können, die den ihnen vom Geist zugewiesenen Zielen entsprechen) sich frei und bewußt entschieden, in allem ihre Sendung zum Zeugnis, zur Präsenz und zu apostolischer Tätigkeit im Gehorsam gegenüber dem gemeinsamen Programm und gegenüber den Obern des Institutes zu „teilen“.

Dieses Teilen bedeutet Brüderlichkeit und Halt, zumal wenn der apostolische Auftrag den Ordensleuten größere und anspruchsvollere Verantwortlichkeiten im Rahmen schwieriger sozialer Verhältnisse überträgt.

26. Die Dringlichkeit des fundamentalen Kriteriums für Gemeinschaft wird noch verschärft durch die Verschiedenheit der Situationen, in denen sich die Christen in der Welt vor allem auf soziopolitischem Gebiet befinden (77).

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, stets den Hinweis von OA 4 zu beachten (78), wenn es um Entscheidungen geht, die das Verhältnis Evangelisation-Förderung des Menschen betreffen und notwendigerweise außer der eigenen Ordensgemeinschaft auch die Gemeinschaft der Kirche mit einbeziehen.

27. Die zutiefst kirchliche Natur des Ordenslebens führt durch ihren Gemeinschaftscharakter, der die Strukturen des Zusammenlebens und der Tätigkeit durchformen muß, zu einem wichtigen Aspekt ihrer Sendung im Innern der Kirche und auch innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft (79).

Unter diesem Gesichtspunkt ist es eine besondere Forderung für die Ordensleute innerhalb der christlichen Gemeinschaft, das Amt der Bischöfe als Zentrum der Einheit in der organischen kirchlichen Gemeinschaft zu bejahen und eine gleiche Haltung bei den anderen Gliedern des Gottesvolkes zu fördern.

Die Ordensleute haben vom hierarchischen Charakter dieser kirchlichen Gemeinschaft (80) auch nicht zu fürchten, daß ihre Hochherzigkeit und die Kreativität ihrer Initiativen geschmälert werden (81), da jede geistliche Vollmacht gegeben wird zur harmonischen Förderung der Charismen und Dienste (82). Vielmehr werden die Ordensleute zu Unternehmungsgeist und schöpferischem Tun bei ihrem Apostolat ermuntert (83), weil das der charismatischen und prophetischen Natur des Ordenslebens selbst entspricht.

Durch ihre Sendung, die für die Gesamtkirche offen ist und sich innerhalb der Ortskirchen verwirklicht (84), sind die Ordensleute daher am besten geeignet, jene Formen einer „angemessenen Koordinierung“ anzuwenden, die „Mutuae Relationes“ als Weg einer organischen kirchlichen Gemeinschaft aufzeigt (85).

#### *4. In dynamischer Treue zur eigenen Lebensweihe gemäß dem Charisma des Gründers*

28. Eine neue Weise der Präsenz der Ordensleute in der Sendung der Kirche zur Evangelisierung und Förderung des Menschen wäre nicht ganz echt, wenn sie auch nur teilweise auf die Eigenart des Ordenslebens und den besonderen Charakter eines jeden Institutes verzichten müßte (86). Diese Forderung, die wir immer deutlicher erkannten, muß zweifellos den unermüdlchen Einsatz der Ordensgemeinschaften bestimmen.

29. Es ist eine dynamische Treue, offen für die Anregungen des Geistes, der sich der Ereignisse innerhalb der Kirche und der Zeichen der Zeit bedient, eine Treue, zu der das kirchliche Lehramt immer wieder ermahnt.

Da die Ordensgemeinschaften durch eine bessere Kenntnis der Bedürfnisse des Menschen von heute, seiner Probleme, Bemühungen und Bestrebungen (87) wacher geworden sind, können sie besser unterscheiden, welches in den Ereignissen und Erwartungen, die sie mit anderen Gruppen in der Kirche teilen, die wahren Zeichen der Präsenz und des Planes Gottes sind.

Der gemeinschaftliche Dialog (88), der sich leiten läßt vom Glauben, der gegenseitigen Annahme und Würdigung der Personen sowie vom religiösen Gehorsam, wird zum bevorzugten Ort für eine solche Unterscheidung.

Gerade weil sie sich auf dem Glauben aufbauen, sind die Ordensgemeinschaften ihrer Natur nach Hüter und Künder jenes Lichtes, das das ganze Volk Gottes die Absichten des Herrn für die integrale Berufung des Menschen erkennen läßt, um darin die humanen Lösungen für jedes Problem zu finden (89).

30. Die brennende Frage, die ET 52 in die Mitte des Apostolischen Schreibens über die Erneuerung des Ordenslebens stellt, erscheint wie ein Schrei aus dem Herzen, in dem Paul VI. seine tiefe pastorale Sorge ausdrückt, seine große Liebe für den Menschen und die Welt von heute sowie das Vertrauen, das er in die Ordensleute setzt.

Die konkreten Entscheidungen bei der Erneuerung sind davon bestimmt. Ihre Dringlichkeit ruft zu einer Treue auf, die fähig ist, in das Heute des Lebens und der Sendung eines jeden Institutes die Kühnheit zu bringen, mit der die Gründer sich von den ursprünglichen Absichten des Heiligen Geistes erfassen ließen (90).

31. Es geht hier um einen ständigen Bezug zum Leben in seiner tiefen Dynamik, wie erneut durch das wegweisende Wort Papst Johannes Pauls II. (91) bekräftigt wird, „zum Leben, wie es sich uns heute darstellt mit seiner reichen Fülle an Traditionen der Vergangenheit, um uns die Möglichkeit zu bieten, von diesem Reichtum heute Gebrauch zu machen.

Wir müssen uns in voller Klarsicht fragen, wie man dem Ordensberuf heute helfen kann, sich seiner selbst bewußt zu werden und zu reifen; wie das Ordensleben im Gesamtleben der heutigen Kirche „funktionieren“ soll. Nach einer Antwort auf diese Frage sind wir immer – und mit Recht – auf der Suche. Wir finden sie in der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils, in dem Apostolischen Schreiben „Evangelii Nuntiandi“, in den zahlreichen Aussagen der Päpste, Synoden und Bischofskonferenzen. Diese Antwort ist grundlegend und vielfältig.

Der Papst bekräftigt seine Hoffnung auf ein Ordensleben, das diesen Grundsätzen treu ist, denn sie machen aus ihm „ein unermessliches Kapital an gutem Willen“, ohne das „die Kirche nicht mehr voll sie selber wäre“.

„In der immer wieder erneuerten Treue zum Charisma ihrer Gründer müssen die Orden sich bemühen, dem, was die Kirche von ihnen erwartet, den Verpflichtungen, die die Kirche samt ihren Hirten heute für die dringendsten hält, zu entsprechen, angesichts einer Mission, die so sehr qualifizierte Arbeiter braucht“ (92).

### III.

#### Erfordernisse für die Ausbildung

32. Die Probleme, mit denen sich das Ordensleben konfrontieren muß, um sich so zu erneuern, wie es der Einklang zwischen Evangelisierung und Förderung des Menschen fordert, finden ihre Rückwirkung in der Ausbildung zum geistlichen Leben.

All das kann eine Überarbeitung der Programme und Methoden für die Ausbildung verlangen, und zwar sowohl bei der ersten Einführung wie in den folgenden Abschnitten und in der ständigen Weiterbildung.

Führt man sich in diesem Licht die Grundsätze des Konzils für die Erneuerung vor Augen (93), so wird klar, daß es nicht um bloße Anpassungen in gewissen äußeren Formen geht. Gefordert ist eine tiefreichende Formung der Mentalität und des Lebensstils, die die Ordensleute befähigt, auch in neuen Formen der Präsenz sie selber zu bleiben. Es ist immer eine Präsenz als „gottgeweihte Menschen“, die durch ihr Zeugnis und ihre Werke die Umwandlung des einzelnen Menschen und die der Gesellschaft auf das Evangelium hin ausrichten (94).

33. Einige Punkte bezüglich der Ausbildung verdienen besondere Aufmerksamkeit:

a) Das Bewußtsein von der Natur und dem Wesen des Ordenslebens, in sich selber und in seiner lebendigen Teilnahme an der Sendung der Kirche in der Gesellschaft von heute, ist deutlich zu machen.

Die spezifische Identität des Institutes muß neu entdeckt und schöpferisch eingebracht werden, um eine Erneuerung auf der Ebene der Tätigkeiten und der Werke zu erreichen. Dies ist einer der wichtigsten Aspekte in der ersten sowie in der fortschreitenden Ausbildung.

b) Das Bekenntnis zu den evangelischen Räten kann bei der Gegenüberstellung von Ordensleben – Kirche – Welt von heute eine Haltung erfordern, die den Wert des prophetischen Zeichens als Antriebskraft zur Bekehrung und Umwandlung der Welt, ihrer Auffassungen und Beziehungen anerkennt (95).

c) Das Gemeinschaftsleben, besonders verstanden als Erfahrung und Zeugnis der „Communio“, entwickelt die Fähigkeit, sich an verschiedene Formen der Tätigkeit anzupassen (96). Diese schwächen nicht die brüderlichen Bande und das solidarische Mittragen des besonderen Auftrags des Institutes innerhalb der Kirche, sie können diese bei einer solchen Haltung sogar festigen.

Neue Bereiche der Einfügung, wie sie bei Überprüfung der Probleme, an die wir erinnert haben, beschrieben wurden, schaffen vielleicht unvorhergesehene Situationen. Sie verlangen eine Einführung ins Ordensleben durch eine

geistliche und menschliche Vorbereitung, die zur Verwirklichung einer Präsenz als reife, gottgeweihte Menschen beitragen, im Hinblick auf erneuerte Beziehungen innerhalb und außerhalb der eigenen Gemeinschaften.

d) Die Teilnahme am Leben und an der Sendung der Kirche in einer Haltung der Mitverantwortung und des Mitarbeitens legt eine Kenntnis ihrer Initiativen und Ziele nahe, die zu erreichen sie sich vorgenommen haben (97). Diese Kenntnis muß auf den neuen Stand gebracht sein.

Aus der Lehre des II. Vatikanischen Konzils und dem Akzent, den die Bischofssynoden darauf gelegt haben, geht hervor, daß es nicht möglich ist, die Ausbildung der absoluten Verpflichtung des Evangeliums von der Förderung des Menschen nach dem Heilsplan Gottes zu trennen.

Nicht entsprechend und unvollständig wäre daher ein Ausbildungs- und Erneuerungsprogramm in den Ordensinstituten ohne genaue Kenntnis dessen, wie die Kirche auf diesem Gebiet denkt (98).

Das scheint noch notwendiger, wenn man wünscht, daß die Ordensleute in der Lage sind, ihrer Pflicht gemäß, „die Gewissen aufzuwecken“ (99) und andere Christen zu formen, zumal die Laien, damit diese sachkundig und ausgewogen ihren Anteil an der gemeinsamen Sendung zur Evangelisierung und Förderung des Menschen übernehmen können (100).

Da ferner die missionarischen Dimensionen der Kirche besonders der hochherzigen Verfügbarkeit der Ordensleute anvertraut sind (101), braucht die Ausbildung jener, die zu dieser besonderen Form der Evangelisierung und Förderung des Menschen bestimmt werden, eine entsprechende Anpassung, die den Kulturen, dem Empfinden und den besonderen Problemen am Ort gerecht wird (102).

34. Die Rolle der Kapitel und der Generalate gewinnt erhebliche Wichtigkeit, wenn man an die Programmgestaltung und Anregung für diesen Weg des *Aggiornamento* und der Erneuerung denkt, die in Treue zum Geist und zur Geschichte erfolgen sollen:

- zu Entscheidungen kommen, die heute am besten den ursprünglichen Zielsetzungen der Institute entsprechen,
- die Ordensleute und die Gemeinschaften durch entsprechende Information und Ausbildung orientieren,
- in aufmerksamem und konkretem Dialog die Überprüfung der Werke fördern, um eventuellen Positionen, die der heutigen Zeit wenig entsprechen, neuen Ansporn zu geben und die Suche nach neuen und besseren Ausdrucksformen anzuregen und zu leiten.

All das geschehe, um die Werte der Weihe und der Sendung, die die Grundlage einer bewußten und frohen Zugehörigkeit zum eigenen Institut bilden, in einem neuen Licht und anziehender erscheinen zu lassen.

35. Die Konferenzen der Ordensleute sind wegen ihrer unmittelbaren Kenntnis der kirchlichen und sozialen Zusammenhänge in der Lage, die Probleme, die sich in den verschiedenen Ländern und Kontinenten stellen, besser im einzelnen zu erkennen. Durch Erfahrungsaustausch und gemeinsames Überlegen können sie in Zusammenarbeit mit den Bischofskonferenzen und in Achtung der verschiedenen Charismen Lösungen und Wege finden, die mehr den Ansprüchen einer integralen Förderung des Menschen entsprechen, die sich am Evangelium ausrichten und sich ständig am Lehramt der Kirche orientieren.

Vatikanstadt, den 12. August 1980

*Kardinal Eduardo Pironio, Präfekt  
Erzbischof Augustinus Mayer, O.S.B., Sekretär*

#### Abkürzungen

AA	Apostolicam actuositatem. Dekret des II. Vatikanischen Konzils über das Laienapostolat
AAS	Acta Apostolicae Sedis
AG	Ad Gentes. Dekret des II. Vatikanischen Konzils über die Missionstätigkeit der Kirche
CD	Christus Dominus. Dekret des II. Vatikanischen Konzils über die Hirtenaufgabe der Kirche
DV	Dei Verbum. Dogmatische Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die göttliche Offenbarung
EN	Evangelii Nuntiandi (1975)
ES	Ecclesiae sanctae. Motu proprio 1966
ET	Evangelica testificatio (1971)
GS	Gaudium et spes. Pastoral Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die Kirche in der Welt von heute
LG	Lumen Gentium. Dogmatische Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die Kirche
MR	Mutuae relationes (1978)
OA	Octogesima adveniens (1971)
OT	Optatam totius. Dekret des II. Vatikanischen Konzils über die Ausbildung der Priester
PC	Perfectae caritatis. Dekret des II. Vatikanischen Konzils über die Erneuerung des Ordenslebens
PO	Presbyterorum ordinis. Dekret des II. Vatikanischen Konzils über Dienst und Leben der Priester
RH	Redemptor Hominis (1979)
SC	Sacrosanctum Concilium. Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die hl. Liturgie
VS	Venite seorsum. Instruktion der SCRIS vom 15. 8. 1969

## Anmerkungen

- (1) EN 18–19.
- (2) GS 4 – „Es geschieht also weder aus Opportunismus noch aus Sucht für das Neue, daß die Kirche, die ‚Expertin in der Menschlichkeit‘, ein Verteidiger der Menschenrechte ist. Es geschieht aus einer authentischen Verpflichtung aus dem Auftrag des Evangeliums, die, wie es bei Christus geschah, Verpflichtung zugunsten derer ist, die am meisten Not leiden“ (Johannes Paul II., Puebla, Eröffnungsansprache III, 3).
- (3) LG 46.
- (4) LG 44; MR 8; 10.
- (5) ET 52–53.
- (6) GS 10.
- (7) EN 69.
- (8) PP 12.
- (9) ET 17; GS 63; ET 52.
- (10) EN 30.
- (11) EN 33–34. Bei der Eröffnungsansprache in Puebla (III,4) hat Johannes Paul II. daran erinnert: „Christus blieb nicht gleichgültig angesichts dieses weiten und anspruchsvollen Imperativs der Sozialmoral. Ebensovienig kann es die Kirche sein. Im Geist der Kirche, der der Geist Christi ist, und gestützt auf ihre umfangreiche und wahre Lehre wollen wir auf diesem Gebiet an die Arbeit gehen.“
- (12) EN 69; LG 31; MR 14, a.
- (13) EN 69.
- (14) MR 59–60ff.
- (15) AAS, 1971, S. 928–932.
- (16) EN 39.
- (17) „Der Papst möchte eure Stimme sein, die Stimme jener, die nicht sprechen können oder die zum Schweigen gezwungen werden, möchte das Gewissen der Gewissen sein, der Aufruf zum Handeln, damit die verlorene Zeit, oft nur eine Zeit verlängerter Leiden und enttäuschter Hoffnungen, aufgeholt werde“ (Johannes Paul II. an die „campesinos“ von Lateinamerika, 29. Januar 1979).
- (18) Synode von 1971, ebd. S. 933.
- (19) EN 69.
- (20) LG 46.
- (21) PC 1; LG 46.
- (22) ET 52.
- (23) MR 19; 23, f; 41.
- (24) EN 69; Dok. v. Puebla, Nr. 733–734: „Die offene Seelsorge durch karitative Werke und die vorrangige Entscheidung für die Armen ist die bemerkenswerteste Tendenz des lateinamerikanischen Ordenslebens. In wachsendem Maße sind die Ordensleute in vernachlässigten und schwierigen Gebieten... tätig. Die Entscheidung für diese Gruppen stellt nicht die Ausschließung anderer dar, sondern ist eine besondere Hinwendung und Annäherung an die Armen. Dies hat zu einer Überprüfung traditioneller Hilfswerke geführt, um den Erfordernissen der Evangelisierung besser gerecht werden zu können...“
- (25) LG 9–12; 34–36; CD 33–35; EN 13; 58; AA 2,6–10.
- (26) vgl. das Dokument der Kongregation für das katholische Bildungswesen über die katholische Schule (19. März 1977), Nr. 60–61: Teilnahme der Christengemeinde an der Bildungsarbeit der Katholischen Schule.
- (27) CD 35; MR 22–23.

- (28) PC 13; ET 20; vgl. GS 67–72 zu den menschlichen und christlichen Faktoren der Arbeit.
- (29) PO 8; OA 48. Das Dokument der Bischofssynode, welches das Dienstamt des Priesters behandelt (vgl. AAS, 1971, S. 912–913), beruft sich auf PO 8 und verdeutlicht, daß das priesterliche Amt als eine schon in sich selber voll gültige Tätigkeit angesehen wird. Ja, im Licht des Glaubens ist es ein erhabeneres Tun als andere Tätigkeiten. Es muß daher normalerweise vollzeitlich ausgeübt werden. Sollen bei besonderen Umständen andere Tätigkeiten mit diesem Dienst verbunden werden, muß der Maßstab für das Zusammenpassen im Dienst gesucht werden, der sich daraus für die pastorale Sendung der Kirche ergibt. Darüber hat aber vor allem der Bischof mit seiner Priesterschaft zu urteilen, der, wenn nötig, die Bischofskonferenz hört.
- (30) MR 10; LG 44.
- (31) vgl. ET 20: „Eure Tätigkeit darf der Bestimmung eurer verschiedenen Ordensgenossenschaften nicht abträglich sein, noch dürft ihr als Regel zusätzliche Arbeiten übernehmen, die dann derart werden, daß sie an Stelle eurer eigentlichen Aufgaben treten.“  
vgl. auch das Dokument der Kongregation für das Katholische Bildungswesen über die katholische Schule, Nr. 74–76.
- (32) ET 20.
- (33) LG 44; PC 1; ET 3.
- (34) PC 15; ET 21; 39.
- (35) OA 48.
- (36) OA 4 und 50.
- (37) vgl. das Dokument Puebla, Nr. 1162–1163 und 1244 (Ansprache Johannes Paul II. an die Arbeiter).
- (38) LG 31; 33 – AA 7; 13 – GS 67; 68; 72.
- (39) GS 42; 76; Synode 1971, AAS, S. 932; Dokument Puebla, Nr. 558–559.
- (40) vgl. die Ansprache Johannes Paul II. an die Vereinigung der Generaloberen vom 24. November 1978, in der er mahnte, der Ordensmann „weiß im rechten Licht des Evangeliums die Entscheidung für die Ärmsten und für alle Opfer des menschlichen Egoismus zu interpretieren, ohne dabei gesellschaftspolitischen Radikalismen nachzugeben... er kommt den Menschen nahe und geht mitten unter das Volk, ohne seine eigene Ordensidentität in Frage zu stellen oder die spezifische Besonderheit seiner Berufung zu schmälern“.  
vgl. auch das Dokument von Puebla, Nr. 528.
- (41) MR 49–50.
- (42) ET 1; PC 6.
- (43) EN 69; Dokument von Puebla, Nr. 527–529.
- (44) vgl. Synode 1971, AAS, S. 912–913: das für die Priester aufgestellte Kriterium, wie es auch schon für andere Formen der Einfügung in die weltlichen Strukturen gefordert ist (Nr. 8), gilt auch für das Verhalten der Ordensleute, wegen der engen Verbindung des Ordenslebens mit dem hierarchischen Apostolat (CD 34) und wegen des besonderen Verhältnisses, das es in die pastorale Verantwortung der Kirche hineinstellt (LG 45–46). In MR (Nr. 5–10–36) werden die theologischen Begründungen ausführlicher dargelegt und die praktischen Folgerungen aufgezeigt beim kirchlichen Gehorsam und bei der entsprechenden Ordnung der Dinge.  
vgl. auch das Dokument von Puebla, Nr. 769, wo die Worte des Papstes zitiert werden: „Ihr seid Priester und Ordensleute, nicht soziale oder politische Führer oder Funktionäre einer weltlichen Gewalt. Daher wiederhole ich: Bilden wir uns nicht ein, es wäre ein Dienst am Evangelium, wenn wir unser priesterliches Charisma zu ‚verwässern‘ versuchen durch ein übertriebenes Interesse für das weite Gebiet der irdischen Probleme“ (AAS, LXXI, S. 193).

- (45) vgl. PC 2.
- (46) GS 9.
- (47) vgl. besonders die Synoden von 1971 und 1974; das Apostolische Schreiben „Evangelii nuntiandi“, das für den direkten sozialen und politischen Aspekt durch „Octogesima adveniens“ ergänzt wird.
- (48) vgl. Red. hom. 14: „Die Kirche darf am Menschen nicht vorbeigehen... Der Mensch in der vollen Wahrheit seiner Existenz, seines persönlichen und zugleich gemeinschaftsbezogenen und sozialen Seins... Dieser Mensch ist der erste Weg, den die Kirche bei der Erfüllung ihres Auftrags beschreiten muß.“
- (49) GS 22; RH 8.
- (50) GS 63.
- (51) PC 2 d; MR 26–32.
- (52) Jes 42, 1–7; 61, 1–4; Lk 4, 17–19; vgl. das Dokument von Puebla, Nr. 1130: „Die Evangelisierung der Armen war für Jesus eines der messianischen Zeichen und soll auch für uns ein Zeichen der Wahrhaftigkeit im Geist des Evangeliums sein.“
- (53) Mk 1, 15.
- (54) Mt 5, 3–12; 5, 20; 43–48.
- (55) LG 44; PC 1.
- (56) PC 2a.
- (57) LG 44; EN 69.
- (58) MR 16; 26–28.
- (59) Johannes Paul II., Eröffnungsansprache in Puebla III, 6; EN 9; 30–39; vgl. auch in der gleichen Ansprache I, 2–5 das Betonen einer soliden Christologie und des einen Evangeliums, das man nicht verkürzt oder entstellend darbieten darf. „Nur so sind wir in der Lage, dem Menschen und unseren Völkern zu dienen, mit dem Evangelium ihre Kultur zu durchdringen, die Herzen umzuformen sowie Systeme und Kulturen zu vermenschlichen“, vgl. RH11.
- (60) LG 31.
- (61) LG 44.
- (62) LG 31.
- (63) MR 4.
- (64) Apg 20, 28; MR 5–9.
- (65) LG 44.
- (66) MR 10.
- (67) CD 34; die theologischen Prinzipien und die Grundsätze ihrer Anwendung sind ausführlich im Dokument „Mutuae Relationes“ beschrieben.
- (68) CD 33–35. (69) LG 31.
- (70) Motu Proprio „Primo feliciter“ AAS, 1948, S. 285; PC 11.
- (71) LG 46. (72) LG 28; GS 43; MR 36.
- (73) GS 19; 32 – vgl. Dokument von Puebla, Nr. 211–219; 721: „Das Ordensleben ist in sich selbst Verkündigungsträger in Richtung auf die Gemeinschaft und Mitbeteiligung.“
- (74) LG 44.
- (75) PC 15; vgl. Dokument von Puebla, Nr. 730–732.
- (76) GS 32. (77) OA 3.
- (78) „Gegenüber solcher Verschiedenheit der Situation ist es für uns schwer, ein für alle gültiges Wort zu sagen und eine für alle gültige Lösung vorzulegen. Den christlichen Gemeinschaften kommt es zu, die für ihr Land eigene Situation objektiv zu analysieren, sie im Lichte der unvergänglichen Worte des Evangeliums aufzuhellen, grundsätzliche Überlegungen für ihre Beurteilung und für die Tätigkeit vorzulegen entsprechend der Soziallehre der Kirche. Den christlichen Gemeinschaften obliegt es, mit den verantwortlichen Bischöfen und im Gespräch mit den anderen christli-

chen Mitbrüdern wie allen Menschen guten Willens unter dem Beistand des Heiligen Geistes die verschiedenen Möglichkeiten und den Einsatz zu beurteilen, um die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umbildungen durchzuführen, die in vielen Fällen dringend notwendig sind. Bei diesem Bemühen um die Durchführung der Veränderungen müssen sich die Christen mit neuem Vertrauen wappnen in die Kraft und Eigenständigkeit der Forderungen des Evangeliums“ (OA 4) – vgl. das Dokument von Puebla, Nr. 473.

- (79) „Die Ordensleute (sollen) nicht nur die Einheit mit dem Bischof annehmen, sondern... eine solche unauflösliche Einheit der Ziele und des Handelns mit den Bischöfen ernsthaft suchen. Es darf und soll ihnen die Mitarbeit, eine verantwortliche, aktive Mitarbeit, der Ordensleute nicht fehlen; eine vertrauensvolle, bereitwillige Mitarbeit, die von dem ihnen eigenen Charisma inspiriert ist, das sie zu besonders verfügbaren Dienern des Evangeliums macht“ (Johannes Paul II. in der Eröffnungsansprache in Puebla II, 2).
- (80) MR 5. (81) ebd. Nr. 19; 41.  
 (82) LG 10–12; 27; PO 9; AA 2. (83) EN 69.  
 (84) LG 45–46; CD 33–35; vgl. die Ansprache Johannes Paul II. an die Generaloberen der männlichen Orden vom 24. November 1978.  
 (85) MR 52ff. (86) LG Kap. 6; PC 2; MR 11–12.  
 (87) GS 1–10; ET 25. (88) PC 14; ET 25.  
 (89) GS 11. (90) MR 23f.  
 (91) Ansprache an die Generaloberen vom 24. November 1978.  
 (92) Ansprache an die UISG vom 16. November 1978.  
 (93) PC 2; 18 – ES II, 15–19; 33–38. (94) PC 18.  
 (95) ET 13–29 – vgl. das Dokument von Puebla, Nr. 476: „Unser gesellschaftliches Verhalten ist integrierender Bestandteil unserer Nachfolge Christi.“  
 (96) PC 3; 15. (97) PC 2c.  
 (98) „Unter Berücksichtigung dieser Lehre hat die Kirche einen Auftrag zu erfüllen: sie muß predigen, die Personen und Gemeinschaften erziehen, die öffentliche Meinung bilden, die Verantwortlichen der Völker beraten. Schöpft also aus diesen authentischen Quellen! Sprecht die Sprache der Erfahrung, der Leiden und der Hoffnung der heutigen Menschheit“ (Johannes Paul II., Eröffnungsansprache von Puebla, III, 4).  
 (99) ET 18.  
 (100) Das Dokument über die Gerechtigkeit in der Welt (Synode, 1971, AAS, S. 935–937) bietet neben einer Zusammenfassung der hauptsächlichen Lehräußerungen der Kirche auch Hinweise für das Hinwirken auf eine „Erziehung zur Gerechtigkeit“.  
 Johannes Paul II. sagt wieder in Puebla (III, 7): „Gestattet mir, daß ich eurer pastoralen Sorge besonders empfehle, eure Gläubigen für die Soziallehre der Kirche zu interessieren und empfänglich zu machen. Es ist vor allem notwendig, sich dafür einzusetzen, daß auf allen Ebenen und in allen Sektoren ein soziales Bewußtsein herangebildet wird. Wenn die Ungerechtigkeiten zunehmen und der Abstand zwischen Armen und Reichen leider noch immer größer wird, so muß die Soziallehre in schöpferischer Weise, die offen ist für die weiten Bereiche, in denen die Kirche gegenwärtig ist, ein wertvolles Instrument für die Unterweisung und für konkrete Initiativen sein.“  
 (101) EN 69.  
 (102) AG 18; 25–27.

# Die kontemplative Dimension des Ordenslebens

(Vollversammlung SCRIS vom März 1980)

## ÜBERSICHT

- 276 / Einleitung.  
277 / I – *Beschreibung der kontemplativen Dimension.*  
279 / II – *Richtlinien für die Institute des tätigen Lebens.*  
279 / A) Gegenseitige Durchdringung von Aktion und Kontemplation.  
281 / B) Erneuerte Pflege des Lebens im Heiligen Geiste.  
285 / C) Geistige Belebung der Gemeinschaft.  
285 / D) Die kontemplative Dimension in der Ausbildung.  
287 / E) Förderung der kontemplativen Dimension in den Ortskirchen.  
289 / III – *Richtlinien für die spezifisch kontemplativen Institute.*  
291 / Schluß.

## Einleitung

Die Vollversammlung der Kongregation für die Ordensleute und die Säkularinstitute vom 4. bis 7. März 1980 hat aufgrund einer umfangreichen Dokumentation die kontemplative Dimension im Ordensleben behandelt. Das Thema war in der Vollversammlung von 1978 beschlossen worden, nachdem man sich mit dem Fragenkreis der besonderen Aufgabe der Ordensleute im Bereich der Sendung der Kirche befaßt hatte im Hinblick auf die ganzheitliche Förderung des Menschen zumal unter ihren sozio-politischen Gesichtspunkten. Als dabei die grundlegende Bedeutung des geistlichen oder innerlichen Lebens für jede Form von gottgeweihtem Leben ersichtlich wurde, empfand man das dringende Bedürfnis, den unbedingten Vorrang des Lebens im Heiligen Geiste ins Licht zu rücken.

Die Wahl dieses Themas, die nachher vom Heiligen Vater gebilligt wurde, fällt auch zusammen mit einem auffälligen Wiederaufleben zahlreicher Gebetsweisen und neuer Formen des kontemplativen Lebens, die im Volke Gottes und in vielen klösterlichen Gemeinschaften in Übung sind, sowie mit dem Bestreben, die schädliche Zweiteilung zwischen Innerlichkeit und Tätigkeit im persönlichen und im gemeinschaftlichen Leben der Ordensleute zu überwinden, als Gegenwirkung auf eine Zeit der Abwertung von Gebet und Sammlung, die noch nicht ganz überwunden ist.

Das Ziel der Arbeiten der Vollversammlung war nicht spekulativer Art noch theologischen Bemühens. Vielmehr wollte man auf der Grundlage einer hinreichend konkreten und allgemein angenommenen lehrhaften Beschreibung

zu einer Sammlung von praktischen und ausbildungsfördernden Richtlinien kommen mit dem doppelten Ziel: die Verbindung zwischen Innerlichkeit und Tätigkeit bei den sogenannten Instituten des aktiven Lebens zu stärken und die Lebenskraft und die Erneuerung der spezifisch kontemplativen Institute zu fördern.

Bei der hier gebotenen Niederschrift der hauptsächlichen von der Vollversammlung erlassenen Richtlinien wurden nicht nur die von den Vätern bei der Abstimmung gegebenen Hinweise berücksichtigt, sondern auch die wichtigsten Ersuchen, die bei anderen Gelegenheiten geäußert worden waren, z. B. in den Gruppenversammlungen, in denen die Gedanken der Väter vervollständigt werden sollten. Außerdem hat man versucht, passende Titel zu finden für die Gegenstände der Abstimmungen, die Inhalte zu ordnen und zu unterteilen, in der Annahme, damit zur Klarheit beizutragen und die Grundlagen weiter auszuarbeiten, die sonst in den Abstimmungsvorschlägen zu verdichtet vorlägen.

Die vorliegende Zusammenfassung besteht aus drei Teilen:

- I. Beschreibung der kontemplativen Dimension.
- II. Richtlinien für die Institute des tätigen Lebens.
- III. Richtlinien für die spezifisch kontemplativen Institute.

## I.

### Beschreibung der kontemplativen Dimension

1. Die kontemplative Dimension ist zutiefst eine Gnadenwirklichkeit, die vom gläubigen Menschen als ein Geschenk Gottes erlebt wird; sie befähigt ihn, den Vater zu erkennen (vgl. Joh 14, 8) im Geheimnis der Gemeinschaft der Dreifaltigkeit (vgl. 1 Joh 1, 1–3), so daß er „die Tiefen Gottes“ zu kosten vermag (1 Kor 2, 10). Man will sich hier nicht auf die heiklen und zahlreichen Fragen über die verschiedenen Arten von Kontemplation einlassen, noch eine Untersuchung über die Kontemplation anstellen als eine vom Heiligen Geist eingegossene Gabe.

Wir beschreiben die kontemplative Dimension grundlegend als die gnadenhafte Antwort von Glaube, Hoffnung und Liebe, womit der Gläubige sich auftut für die Offenbarung und die Gemeinschaft des lebendigen Gottes durch Christus im Heiligen Geiste. „Das Bemühen, den Blick und das Herz auf Ihn (Gott) zu richten, das wir als Kontemplation bezeichnen, wird zum höchsten und inhaltsreichsten Akt des Geistes, zum Akt, der auch heute noch die ungeheure Pyramide der menschlichen Tätigkeit nach ihrem Grad und Wert bestimmen kann und muß“ (Paul VI., 7. XII. 1965).

Als Element, das dem Aufschwung des Menschen zu Gott hin seine Einheit gibt, kommt die kontemplative Dimension zum Ausdruck im Hören und in der Betrachtung des Wortes Gottes; in der Lebensgemeinschaft mit Gott, die uns in den Sakramenten übermittelt wird, und in besonderer Weise in der Eucharistie; im liturgischen und persönlichen Gebet; im ständigen Verlangen und Suchen nach Gott und seinem Willen in den Ereignissen und den Personen; in der bewußten Teilnahme an seiner Heilssendung; in der Hingabe seiner selbst an die andern, damit das Reich komme. Daraus folgt in der Ordensperson eine Haltung dauernder und demütiger Anbetung der geheimnisvollen Gegenwart Gottes in den Personen, den Ereignissen, den Dingen: eine Haltung, welche die Tugend der Frömmigkeit kundtut, Quelle des Friedens im Innern und Vermittlerin von Frieden in jedem Lebensbereich und überall beim Apostolat.

All das wird Wirklichkeit mittels einer fortschreitenden inneren Reinigung und unter der Erleuchtung und Führung des Heiligen Geistes, damit wir Gott begegnen können in allem und in allen „zum Preis der Herrlichkeit seiner Gnade“ (Eph 1, 6).

Auf diese Weise tritt die Natur des gottgeweihten Lebens selbst hervor als die tiefe Wurzel, die jeder Lebensäußerung seitens der Ordensleute Nahrung und Einheit gibt.

2. „Deswegen muß das für diese Vollversammlung gewählte Thema für äußerst wichtig gehalten werden. Und ich bin sicher“, – wie der Heilige Vater in seiner Botschaft an die Teilnehmer sagte – „daß von dieser Eurer Begegnung eine wertvolle Ermunterung an alle Ordensleute ausgehen wird, auszuhalten in der Verpflichtung, vor der Welt Zeugnis zu geben für den Vorrang der Beziehung des Menschen zu Gott. Bestärkt durch die Anweisungen, die sich aus Eurem römischen Treffen ergeben werden, werden sie nicht verfehlen, aus erneuerter Überzeugung heraus, ausreichend lange Zeiten dem Verweilen im Gebet vor dem Herrn zu weihen, um Ihm ihre Liebe zu bekunden und, vor allem, um sich von Ihm geliebt zu wissen“(1).

3. Indem sie also ihre Aufmerksamkeit diesem Thema zuwendet, denkt die Vollversammlung an die aktiven sowie an die spezifisch kontemplativen Institute (vgl. PC 7–8). Aber sie blickt dabei auch mit wohlwollender Aufmerksamkeit auf neue Formen des Ordenslebens, in denen sich ein besonders starker Wunsch nach dem beschaulichen Leben bemerkbar macht, und äußert ihrerseits den Wunsch, daß ihre eigentümliche Gestalt innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft immer klarer herausgestellt werde, zum Nutzen des gesamten Volkes Gottes.

---

(1) *Informationes SCRIS* 1980, Nr.1, S. 7–12. In derselben Nummer ist auch die ganze Dokumentation für die Plenaria von 1980 veröffentlicht.

## II.

### Richtlinien für die Institute des tätigen Lebens

- A) Gegenseitige Durchdringung von Aktion und Kontemplation.
- B) Erneuerte Pflege des Lebens im Heiligen Geiste.
- C) Geistliche Belebung der Gemeinschaft.
- D) Die kontemplative Dimension in der Ausbildung.
- E) Förderung der kontemplativen Dimension in den Ortskirchen.

#### *A) Gegenseitige Durchdringung von Aktion und Kontemplation*

##### *4. Welche „Tätigkeit“?*

Nicht um eine beliebige Tätigkeit handelt es sich für den Ordensmann und die Ordensfrau. Das Konzil spricht von „apostolischer und caritativer Tätigkeit“ (PC 8), die Ursprung und Leben vom Heiligen Geist hat. Nur eine solche Tätigkeit „gehört zum eigentlichen Wesen des Ordenslebens, insofern sie ein heiliger Dienst und ein besonderes Liebeswerk ist, die den Ordensleuten von der Kirche anvertraut und in ihrem Namen auszuüben sind“ (PC ebd.).

Das Eigentümliche einer solchen Tätigkeit ist der Antrieb durch die im Herzen der Ordensperson genährte Liebe – im Herzen als dem innersten Heiligtum ihrer Person, in dem die Gnade Einheit zwischen Innerlichkeit und Werk­tätigkeit bewirkt.

Deshalb ist es dringend geboten, in den einzelnen und in der Gemeinschaft das Bewußtsein zu pflegen von der hauptsächlichen Quelle der apostolischen und caritativen Tätigkeit, als gelebte Teilhabe an jener „Sendung (Christi und der Kirche), die ihren Ursprung vom Vater nimmt und von allen, die sich gesandt fühlen, verlangt, die Liebesverbindung im Zwiegespräch des Gebetes zu betätigen (MR 16).

„Bei den Ordensleuten des tätigen Lebens handelt es sich darum, die Verbindung von Innerlichkeit und Tätigkeit zu stärken. Ist es doch ihre erste Pflicht, mit Christus verbunden zu sein. Eine ständige Gefahr für die apostolisch Tätigen besteht darin, sich derartig von der eigenen Tätigkeit für den Herrn einnehmen zu lassen, daß sie darüber den Herrn jeder Tätigkeit vergessen (Papstbotschaft an die Plenaria, Nr. 2).

##### *5. Das erneuerte Gebet*

Das Gebet ist der unentbehrliche Atem jeder kontemplativen Dimension: „In dieser Zeit apostolischer Erneuerung muß, wie jederzeit bei jeder beliebigen missionarischen Unternehmung, der erste Platz der Beschäftigung mit Gott zugewiesen werden, der Betrachtung seines Heilsplanes und dem Nachdenken über die Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums, damit das Gebet Nahrung finden und zunehmen kann an Wert und an Häufigkeit“ (MR 16).

So wird das Gebet, geöffnet für die Gegebenheiten der Schöpfung und der Geschichte, zur Anerkennung, zur Anbetung und zum ständigen Lobpreis der Gegenwart Gottes in der Welt und in ihrer Geschichte sowie zum Wiederhall der Zusammengehörigkeit mit den Brüdern, zumal mit den Armen und den Leidenden.

Ein solches Gebet, sei es persönlich oder gemeinschaftlich, kommt jedoch nur dann zustande, wenn das Herz der Ordensperson einen hohen Grad von Lebendigkeit und Spannkraft erreicht, sowohl im Zwiegespräch mit Gott als auch in der Verbundenheit mit Christus, dem Erlöser des Menschen (vgl. PC 8; ET 10 und 42).

Deshalb müssen im zuweilen zermürbenden Rhythmus der apostolischen Aufgaben für das persönliche und das gemeinschaftliche Gebet täglich und wöchentlich gut geplante und genügend lange Zeiten vorgesehen werden; diese werden ergänzt durch verstärkte Erfahrungen von Sammlung und Gebet jeden Monat und im Verlauf des Jahres (vgl. Bischofssynode 1971, AAS 63 [1971], 913–914).

#### *6. Die Natur der apostolischen und caritativen Tätigkeit*

Auch die Natur der apostolischen und caritativen Tätigkeit enthält einen eigenen Reichtum, der die Verbindung mit Gott nährt; nur muß man täglich dieses Bewußtsein pflegen und vertiefen. Indem sie sich dessen bewußt werden, sollen die Ordensleute ihre Tätigkeiten so heiligen, daß sie dieselben in eine Quelle der Verbindung mit Gott umwandeln, dessen Dienst sie auf einen neuen und besonderen Titel hin geweiht sind (LG 44).

Außerdem wird die Auswertung der besonderen apostolischen Spiritualität des eigenen Institutes noch mehr dazu helfen, sich die in jedem kirchlichen Dienst enthaltenen Schätze an Heiligung nutzbar zu machen (vgl. LG 41; PO 14; OT 9).

In der Tat kann die Sendung der Kirche, mit der die evangelischen Räte in besonderer Weise verbinden (LG 44), nicht nur „in einem Leben äußerer Tätigkeit bestehen . . . Von ihrer Natur her ist sie nämlich nichts anderes als die Sendung Jesu Christi selber, die sich in der Geschichte der Welt fortsetzt. Deshalb besteht sie hauptsächlich in der Anteilnahme am Gehorsam Dessen (Hebr 5, 8), der sich selbst dem Vater dargeboten hat für das Leben der Welt“ (MR 15).

#### *7. Die ständige Sorge für geeignete Mittel*

Die ständige Sorge für die Mittel, die für die kontemplative Dimension von Nutzen sind, ist eine unbedingte Folgerung der Treue zu den übernatürlichen Erfordernissen eines jenen Ordenslebens, gemäß der Eigenart der einzelnen Institute. Einige von den Mitteln, für die es zu sorgen gilt, entsprechen in besonderer Weise den Erfordernissen einer tiefgreifenden Harmonisierung zwi-

schen aktiver und kontemplativer Dimension. Ihnen widmet deshalb diese Vollversammlung die folgenden Hinweise und lenkt zugleich die Aufmerksamkeit und das Pflichtbewußtsein der Verantwortlichen der Institute und der einzelnen Ordensleute darauf.

## *B) Erneuerte Pflege des Lebens im Heiligen Geiste*

### *8. Das Wort Gottes*

Das Anhören und die Betrachtung des Wortes Gottes bedeuten die tägliche Begegnung mit der „überragenden Erkenntnis Jesu Christi“ (PC 6; ES II, 16, §1). Das Konzil ermahnt mit Eifer und Nachdruck alle an Christus Glaubenden, zumal die Glieder religiöser Gemeinschaften, sich diese erhabene Erkenntnis anzueignen (DV 25).

Ein solches persönliches und gemeinsames Bemühen, das geistliche Leben damit zu nähren, daß man dem betrachtenden Gebet mehr Zeit widmet (vgl. ES II, 21), wird aber noch an Wirksamkeit und sogar apostolischer Aktualität gewinnen, wenn das Wort nicht nur in seinem eigenen und sachlichen Reichtum aufgenommen wird, sondern auch in der greifbaren Wirklichkeit der Geschichte, die wir leben, und im Lichte des kirchlichen Lehramtes.

### *9. Die zentrale Stellung der Eucharistie*

Die Feier der Eucharistie und die lebendige Teilnahme an ihr, „der Quelle und dem Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG 11), bilden den unersetzlichen Mittelpunkt und Beleger der kontemplativen Dimension einer jeden Ordensgemeinschaft (vgl. PC 6; ET 47–48).

– Deshalb sollen die Ordenspriester der täglichen Feier des eucharistischen Opfers einen vorrangigen Platz einräumen.

– Alle Ordensleute, Männer und Frauen, sollen alle Tage aktiv daran teilnehmen (vgl. SC 48), unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse, unter denen ihre Gemeinschaften leben und wirken.

„Mit Nachdruck wird jene vollkommene Teilnahme an der Messe empfohlen, bei der die Gläubigen nach der Kommunion des Priesters aus derselben Opferfeier den Herrenleib empfangen“ (SC 55; vgl. ET 47; Synode 1971). „Die Verpflichtung, täglich (am eucharistischen Opfer) teilzunehmen, wird den Ordensleuten helfen, täglich ihre Selbsthingabe an den Herrn zu erneuern.“

Im Namen des Herrn versammelt, haben die Ordensgemeinschaften die Eucharistie als ihren natürlichen Mittelpunkt. Deshalb ist es normal, daß sie in sichtbarer Weise um ein Oratorium herum zusammenleben, worin die Gegenwart des Allerheiligsten Sakramentes das zum Ausdruck bringt und ver-

wirklicht, was die Hauptaufgabe jeder Ordensfamilie sein muß“ (vgl. ET 48) (Botschaft des Papstes an die Plenaria, Nr. 2) (2).

### 10. Erneuerte Feier des Bußsakramentes

Dem Bußsakrament, das „die in der Taufe empfangene grundlegende Gnadengabe der ‚metanoia‘ erneuert und stärkt“ (Konst. *Poeniternini*, AAS 68 [1966] 180), kommt eine besonders eindringliche Funktion für das Wachstum des geistlichen Lebens zu. Es gibt keine kontemplative Dimension ohne das persönliche und gemeinschaftliche Bewußtsein, sich bekehren zu müssen.

Mit dem Dekret vom 8. Dezember 1970 hat diese Hl. Kongregation diese Wahrheit in Erinnerung gerufen und die Aufmerksamkeit der Ordensleute, und zumal der Obern, auf die verschiedenen Weisen hingelenkt, die für eine angemessene Auswertung dieses Sakramentes notwendig sind (vgl. AAS 63 [1971], 318f.).

Die Väter der Vollversammlung weisen erneut hin:

- auf einen angemessenen und regelmäßigen persönlichen Empfang;
- auf die kirchliche und brüderliche Dimension, die bei der Feier dieses Sakramentes stärker in Erscheinung tritt, wenn sie mittels eines Gemeinschaftsritus vollzogen wird (vgl. LG 11; Konst. *Poeniternini*, I, 1c), wobei jedoch die Beichte immer ein persönlicher Akt bleibt.

### 11. Die Seelenführung

Auch die Seelenführung im engeren Sinn verdient es, ihren rechten Platz im Verlauf der geistlichen und kontemplativen Entwicklung der Personen wiederzuerlangen. Sie kann in der Tat nicht durch psychologisch pädagogische Erfindungen ersetzt werden.

Deshalb wird man jene „Gewissensleitung“, für die PC 14 „die geschuldete Freiheit“ verlangt, mit der Verfügbarkeit zuständiger und befähigter Personen empfehlen müssen.

- 
- (2) Für ein vertieftes Verständnis und die Wertschätzung „des Geheimnisses und der Verehrung der allerheiligsten Eucharistie“ wird es für alle Ordenspersonen von Nutzen sein, den Brief zu kennen und zu bedenken, den Papst Johannes Paul II. für den Gründonnerstag 1980 an alle Bischöfe der Kirche gesandt hat.

Desgleichen wird es besonders unter dem Gesichtspunkt der Ausbildung notwendig sein, ernsthafte Beachtung zu schenken: der Instruktion über die liturgische Ausbildung in den Seminarien, die von der Hl. Kongregation für das katholische Bildungswesen am 3. Januar 1979 erlassen worden ist, und dem Rundbrief derselben Hl. Kongregation vom 6. Januar 1980 „über einige Aspekte der geistlichen Ausbildung in den Seminarien“.

Zu vergleichen ist auch die Instruktion der Hl. Kongregation für die Sakramente und den Gottesdienst: „Inestimabile donum“, über einige Normen betreffend die Verehrung des Geheimnisses der Eucharistie“ (3. April 1980).

Solche Verfügbarkeit sollen vor allem die Priester anbieten, die aufgrund ihrer eigentümlichen pastoralen Aufgabe die Wertschätzung und die fruchtbare Inanspruchnahme derselben fördern werden. Aber auch die anderen Obern und Erzieher, die sich der Betreuung der einzelnen, ihnen anvertrauten Personen widmen, werden dazu beitragen, wenn auch auf andere Art und Weise, ihnen Führung zu geben bei der Prüfung ihrer Berufung und Sendung und in der Treue zu derselben.

## 12. Stundengebet

„Das Stundengebet als öffentliches Gebet der Kirche ist Quelle der Frömmigkeit und Nahrung für das persönliche Gebet“ (SC 90). Es „ist so angeordnet, daß dadurch der gesamte Verlauf des Tages geheiligt wird“ (SC 84).

Die Freundlichkeit, mit der die Ordensgemeinschaften bereits auf die Ermahnung der Kirche geantwortet haben, daß auch die Gläubigen jeden Standes sich der Feier des Gotteslobes anschließen möchten, zeigt, wie gut sie die Wichtigkeit der damit gegebenen innigeren Teilnahme am Leben der Kirche verstanden haben (ES II, 20).

Von dem Eifer und der Treue, die alle Ordensleute diesem Gebet widmen werden, wird auch die kontemplative Dimension ihres Lebens immer wieder Anregung und Nahrung empfangen. Zu diesem Zweck könnte der in den Lesungen des Stundengebets enthaltene geistliche Reichtum noch mehr ausgeschöpft werden.

## 13. Die Jungfrau Maria

Die Beispielhaftigkeit der Jungfrau Maria für jedes gottgeweihte Leben und für die Teilnahme an der apostolischen Sendung der Kirche (ET 56; LG 65) tritt besonders hell in Erscheinung, wenn man sie in den geistlichen Haltungen darstellt, die für sie bezeichnend waren: Maria, die hörende Jungfrau; Maria, die betende Jungfrau (Marialis Cultus, 17–18) bietet sich dar „als das vorzüglichste Vorbild der Kirche in der Ordnung des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus (LG 63), das heißt, jener inneren Haltung, mit der die Kirche, vielgeliebte Braut und mit ihrem Herrn eng verbunden, ihn anruft und durch ihn dem ewigen Vater Anbetung erweist“ (MC 16). Sie, die unerschrocken aufrecht unter dem Kreuze des Herrn steht, lehrt die Betrachtung des Leidens.

In der Wiederbelebung ihrer Verehrung, gemäß der Lehre und der Überlieferung der Kirche (LG 66–67; MC 2. und 3. Teil), finden die Ordensleute den sicheren Weg, der die kontemplative Dimension ihres ganzen Lebens erhellt und stärkt.

„Das kontemplative Leben der Ordensleute wäre unvollständig, wenn es sich nicht auf eine kindliche Liebe zu Ihr ausrichtete, die die Mutter der Kirche

und der gottgeweihten Seelen ist. Eine solche Liebe zur seligsten Jungfrau wird sich kundtun mit der Feier ihrer Feste und im besonderen mit den täglichen Gebeten zu ihren Ehren, vor allem mit dem Rosenkranz. Das tägliche Rosenkranzgebet ist eine jahrhundertealte Tradition bei den Ordensleuten, und deshalb ist es nicht unnützlich, daran zu erinnern, wie vorteilhaft, wie duftend und wirksam ein solches Gebet ist, das uns die Geheimnisse des Herrenlebens zur Betrachtung darbietet“ (Botschaft des Papstes an die Plenaria, Nr. 2).

#### 14. *Unentbehrlichkeit der persönlichen und gemeinschaftlichen Aszese*

Eine großmütige Aszese ist immerzu erfordert für die tägliche „Bekehrung zum Evangelium“ (vgl. Konst. *Poenitemini*, II–II, 1. c; Mk 1, 15). Sie erscheint daher als unentbehrlich auch für die kontemplative Dimension eines jeden Ordenslebens.

Deshalb müssen sich die Ordensgemeinschaften in der Kirche darstellen als betende und zugleich als büßende Gemeinschaften (vgl. ES II, 22), eingedenk der Weisung des Konzils, daß die Buße „nicht nur eine innere und individuelle, sondern auch eine äußere und soziale“ sein soll (SC 110).

Auf diese Weise werden die Ordensleute auch Zeugnis geben von der geheimnisvollen Beziehung zwischen Entsagung und Freude, zwischen Opfer und Weitung des Herzens, zwischen Zucht und geistiger Freiheit (ET 29). Im besonderen ist das Wachstum in der kontemplativen Dimension sicherlich nicht vereinbar mit dem unterschiedslosen und zuweilen unklugen Gebrauch der Massenmedien; mit einem übertriebenen und nach außen gekehrten Aktivismus, mit einem Klima von Ausgelassenheit, das im Widerspruch steht zu den tiefsten Erwartungen jedes gottgeweihten Lebens: „Die Suche nach der Vertrautheit mit Gott erfordert unerläßlich eine Stille des ganzen Menschen, sowohl für die, welche Gott inmitten des Lärms finden sollen, als auch für die kontemplativen Menschen“ (ET 46).

„Um dahin zu gelangen, brauchen sie die Stille ihres ganzen Wesens, und das erfordert Zonen wirklicher Stille und die nötige Selbstzucht, um die Verbindung mit Gott zu begünstigen“ (Papstbotschaft an die Plenaria, Nr. 2).

Alle diese Mittel werden eine angemessenere und fruchtbarere Anwendung finden, wenn sie begleitet sind von der persönlichen und gemeinschaftlichen Ausübung der auf das Evangelium gegründeten Unterscheidungsaufgabe; von einer ernsthaften und regelmäßig wiederholten Überprüfung der Tätigkeiten; von einer ununterbrochenen Ausbildung der Fähigkeit, immer tiefer die geheimnisvolle und heilige Dichte der täglichen Wirklichkeit zu erkennen (Ereignisse, Personen, Dinge), mit der ausdrücklichen Zielsetzung, die Tätigkeit des Ordensmannes und der Ordensfrau niemals von ihrer kirchlichen Höhe auf eine einfache horizontale und rein irdische Beschäftigung absinken zu lassen.

## *C) Geistliche Belebung der Gemeinschaft*

### *15. Die klösterliche Gemeinschaft*

Die klösterliche Gemeinschaft ist in sich selbst eine übernatürliche Wirklichkeit und als solche Gegenstand der Kontemplation: als „im Namen des Herrn vereinte Familie“ (vgl. PC 15; Mt 18, 20) ist sie ihrer Natur nach der Ort, wo es in besonderer Weise möglich sein muß, die Gotteserfahrung in ihrer ganzen Fülle zu erreichen und sie den anderen mitzuteilen.

Die gegenseitige brüderliche Annahme in der Liebe trägt dazu bei, „eine Umgebung zu schaffen, die geeignet ist, den geistlichen Fortschritt eines jeden ihrer Mitglieder zu fördern“ (ET 39).

Gerade deswegen brauchen die Ordensleute einen „Ort des Gebetes“ im Innern ihrer eigenen Häuser, wo der tägliche Versuch zur Begegnung mit Gott, der Quelle der Gemeinschaft der Liebe, ständig neuen Antrieb und Stütze findet.

Die wirkliche Gegenwart des Herrn Jesus Christus im Altarssakrament, anständig bewahrt und angebetet, wird für sie lebendiges Zeichen einer Gemeinschaft sein, die Tag für Tag in der Liebe neu aufgebaut wird.

### *16. Der Obere in der Gemeinschaft*

Der Obere übt in der Gemeinschaft eine Rolle der Belebung aus (MR 13), die zugleich geistlicher und pastoraler Art ist, gemäß der „Gnade der Einheit“, die jedem Institut eigen ist (PC 8).

Jene, die berufen sind, den Dienst der Autorität auszuüben, müssen verstehen und zum Verständnis verhelfen, daß in diesen Gemeinschaften von gottgeweihten Menschen der Geist des Dienens zum Wohle aller Brüder Ausdruck der Liebe wird, mit der Gott sie liebt (PC 14).

Dieser Geist einheitsfördender Belebung verlangt also, daß die Obern und Oberinnen weder abgeneigt noch teilnahmslos seien gegenüber den pastoralen Notwendigkeiten, noch gänzlich von reinen Verwaltungsaufgaben in Anspruch genommen, sondern sich an erster Stelle als Führer zum geistlichen und zugleich apostolischen Wachstum jedes einzelnen und der ganzen Gemeinschaft fühlen und angenommen werden.

## *D) Die kontemplative Dimension in der Ausbildung*

### *17. Die Ordensausbildung*

Die Ordensausbildung, die anfängliche wie die fortdauernde, hat auf ihren verschiedenen Stufen als Hauptzweck, die Ordensleute in die Gotteserfahrung einzuführen und ihnen zu helfen, dieselbe fortschreitend in ihrem Le-

ben zu vervollkommen. Dazu ist es notwendig, daß „man das Apostolat gebührend hervorhebt“ (MR 27). Das vorrangige Ziel, das in den Instituten des tätigen Lebens erreicht werden muß, ist die gegenseitige Durchdringung von Innerlichkeit und Tätigkeit, so daß im Bewußtsein jedes einzelnen der Vorrang des Lebens im Geiste gepflegt wird (MR 4), woraus die Gnade der Einheit entspringt, die der geistlichen Liebe eigentümlich ist.

Nun verlangt aber die betont kirchliche Dimension des Ordenslebens (LG 44; ET 50; MR 10) die Verwirklichung der Ausbildung unter allen Gesichtspunkten in tiefer Verbundenheit mit der Gesamtkirche. Jedoch auch so, daß jede Ordensperson ihre Berufung in konkreter und wirksamer Weise in jener Ortskirche und für die Ortskirche leben kann, zu der sie entsprechend der Sendung ihres Institutes geschickt worden ist.

„Ihr seid“ – hat der Papst gesagt – „aufgrund eurer Berufung für die Gesamtkirche da mittels eurer Sendung in eine bestimmte Ortskirche. Infolgedessen verwirklicht sich eure Berufung für die Gesamtkirche innerhalb der Strukturen der Ortskirche. Man muß alles daransetzen, daß sich das gottgeweihte Leben in den einzelnen Ortskirchen entwickelt, damit es beitrage zur geistlichen Auferbauung derselben, damit es ihre besondere Stärke ausmache. Die Einheit mit der Gesamtkirche mittels der Ortskirche: das ist euer Weg“ (Johannes Paul II. an die Generalobern, 24-XI-1978).

### 18. Die Vertiefung der Eigenart

Die Kenntnis der Eigenart des Institutes (MR 11), dessen Mitglied man ist, stellt einen wesentlichen Bestandteil dar in der Ausbildung zur kontemplativen Dimension.

Auch in dieser Sicht also ist es wichtig, jenen allgemeinen Grundsatz der Erneuerung zu pflegen, den das Dekret *Perfectae Caritatis* als „ständige Rückkehr zu den Quellen“ definiert.

### 19. Eine gediegene intellektuelle Ausbildung

Eine gediegene intellektuelle Ausbildung, die den Zielsetzungen der Berufung und der Sendung des eigenen Institutes entspricht, dient ebenfalls als Grundlage für ein ausgewogenes und reiches Leben des Gebetes und der Kontemplation. Deshalb werden Studium und zeitgemäße Anpassung empfohlen als Faktoren einer gesunden Erneuerung des Ordenslebens in der Kirche und für die Gesellschaft unserer Zeit (PC 2c–d; ES II, 16): „Die Studien sollen nicht so ausgerichtet werden, als wären sie eine schlecht verstandene Selbstverwirklichung, um persönliche Zwecke zu erreichen, sondern so, daß sie den Anforderungen der apostolischen Planungen der jeweiligen Ordensfamilie genügen können, im Einklang mit den Notwendigkeiten der Kirche“ (MR 26).

## 20. Das Erfordernis angemessener Befähigung der Erzieher

Das Erfordernis angemessener Befähigung ergibt sich demnach sehr klar für alle, die Verantwortung in der Ausbildung übernehmen:

- menschliche Begabungen, wie Intuition und Kontaktfreudigkeit;
- vertiefte Gottes- und Gebetserfahrung;
- Weisheit, die vom aufmerksamen und langdauernden Hinhören auf das Wort Gottes herkommt;
- Liebe zur Liturgie und Verständnis für ihre Aufgabe in der geistlichen und kirchlichen Erziehung;
- die notwendige Zuständigkeit im kulturellen Bereich;
- Verfügbarkeit an Zeit und gutem Willen, um sich der persönlichen Betreuung der einzelnen Kandidaten zu widmen, und nicht nur der Gruppe.

### *E) Förderung der kontemplativen Dimension in den Ortskirchen*

## 21. Der Bischof als „Vervollkommner seiner Herde“

Der pastorale Dienst des Bischofs, der an erster Stelle auf die Heiligung der ihm anvertrauten Kirche gerichtet ist, hebt die ihm zustehende Aufgabe hervor, „(seine) Herde zu vervollkommen, indem er sich bemüht, die Priester, Ordensleute und Laien, entsprechend der besonderen Berufung eines jeden, auf dem Weg der Heiligkeit voranschreiten zu lassen“ (CD 15; vgl. MR 7).

Aus diesem Grunde werden sich die Hirten der Ortskirchen, vor allem bei der Förderung des Gebetslebens und der kontemplativen Dimension, bald für „Vervollkommner“ ihrer Brüder halten (MR 7; 28), gemäß der Berufung eines jeden, bald für Zeugen der eigenen persönlichen Heiligung (MR 9d).

– Unter diesem Gesichtswinkel gewinnt ihre Hirtensorge für die Berufe, auch für die verschiedenen Formen gottgeweihten Lebens (MR 32), größere Bedeutung und, gleichzeitig damit, ihr Bemühen, daß es in den bereits bestehenden Gemeinschaften nicht am geistlichen Beistand mangle.

– Indem er darüber hinaus das Verständnis für das Ordensleben und seine Hochachtung fördert, und zwar noch eher und mehr als die von den verschiedenen Instituten ausgeübten Tätigkeiten, wird der Bischof die gegenseitige Zusammenarbeit zwischen Klerus und Ordensleuten bereitwilliger und ergiebiger machen (vgl. MR 37). Damit wird auch die Vorbereitung von Priestern besser gesichert, die imstande sein werden, das geistliche und apostolische Leben der Ordensmänner und -frauen zu stützen und zu begleiten, gemäß der Natur des Ordenslebens und den Zielsetzungen des jeweiligen Institutes.

„Die Ordensfrauen ihrerseits müssen im Klerus die Beichtväter und Seelenführer finden können, die ihnen dazu helfen können, ihre Weihe besser zu verstehen und zu leben. Der Einfluß der Priester ist übrigens sehr oft entscheidend für die Entdeckung einer Berufung zum Ordensstand und für ihre nachfolgende Förderung“ (Papstbotschaft an die Plenaria, Nr. 4). Zu diesem Zweck erscheint das Studium des gottgeweihten Lebens in seinen mannigfaltigen Formen und verschiedenen Ausprägungen schon von der Ausbildung im Seminar her als notwendig, im Hinblick auf eine vollständige kirchliche Vorbereitung des Diözesanklerus (vgl. MR 30a; ebda 49, 1).

## 22. Die Eingliederung der Ordensleute in die Kirche

Die Ordensleute ihrerseits – Männer und Frauen – müssen Zeugnis geben für ihre wirksame und herzliche Zugehörigkeit „zur Familie der Diözese“ (CD 34). Und das nicht nur, damit sie sich, gemäß dem eigenen Charisma, für die Erfordernisse der Ortskirche (CD 35; vgl. MR *passim*) zur Verfügung stellen, sondern noch mehr dadurch, daß sie ihre geistliche Erfahrung den Diözesanpriestern anbieten und Gebetstreffen für alle Gläubigen leichter machen.

„Sodann gibt es noch ein besonderes Problem, auf dessen Wichtigkeit heute wohl hingewiesen werden muß: es handelt sich um die engen Beziehungen, die zwischen den Ordensinstituten und dem Klerus bestehen in bezug auf die kontemplative Dimension, die das Grundelement jedes dem Herrn geweihten Lebens bilden muß.

Für die Weltpriester ist es ein Bedürfnis, in der Kontemplation die Kraft und die Stütze für ihr Apostolat zu schöpfen. Wie in der Vergangenheit müssen sie diesbezüglich normalerweise eine Stütze bei erfahrenen Ordensleuten finden sowie in der Verbindung mit Klöstern, die bereit sind, sie für die geistlichen Übungen aufzunehmen, sowie für Zeiten der Sammlung und Geisteserneuerung“ (Papstbotschaft an die Plenaria, Nr. 4). Außerdem kann ihre Teilnahme an den von der Ortskirche unternommenen Gebetsübungen dazu beitragen, das geistliche Leben der ganzen christlichen Gemeinde zu stärken und zu bereichern (vgl. MR 24, 25).

## 23. Die Mitverantwortlichkeit und Eintracht bei der Zusammenarbeit

Die Mitverantwortlichkeit und die Eintracht bei der Zusammenarbeit in den Ortskirchen werden wirksam gefördert werden, auch im Hinblick auf den geistlichen Fortschritt, durch regelmäßige Kontakte zwischen dem Bischof und den Verantwortlichen der Ordensinstitute in den Diözesen; desgleichen durch die Schaffung und das gute Funktionieren von geeigneten Einrichtungen auf der Ebene der Bischofskonferenzen und der Konferenzen für Ordensleute (vgl. CD 35, 5–6; ES II, 42–43; ET 50; MR 29, 36, 50, 54, 56, 59, 62, 65).

### III.

## Richtlinien für die spezifisch kontemplativen Institute

### 24. Wichtigkeit solcher Institute

Mit der Anerkennung des grundlegenden Wertes der dem spezifisch kontemplativen Leben geweihten Institute von Männern und Frauen bekundet die Vollversammlung mit besonderer Freude ihre Hochachtung und ihre Dankbarkeit für das, was dieselben in der Kirche darstellen. Diese ist nämlich aufgrund ihrer Natur dadurch gekennzeichnet, daß sie „voll Eifer in der Tätigkeit und der Beschauung hingegeben“ ist, und zwar so, „daß dabei das Menschliche in ihr auf das Göttliche hingeeordnet und ihm untergeordnet ist, das Sichtbare auf das Unsichtbare, die Tätigkeit auf die Beschauung“ (SC 2). Überzeugt von der besonderen gnadenvollen Aufgabe, die diese Institute im Volke Gottes haben, ermahnt sie dieselben, auch weiterhin mit Treue der Gesamtkirche wie auch den Teilkirchen, in die sie eingegliedert sind, den Beitrag ihrer spezifischen Berufung und Sendung zu leisten.

Sie ermahnt sie auch, ihr reiches kontemplatives Erbe geistlicher und lehrhafter Natur zu bewahren und zu nähren; denn dieses stellt einen Anruf an die Welt dar und eine Antwort an die Menschen, die in unseren Tagen, auch außerhalb der christlichen Tradition, mit Unruhe nach Weisen und Erfahrungen von Kontemplation suchen, die nicht immer echt sind (vgl. Papstbotschaft an die Plenaria, Nr. 3).

### 25. Aktualität des spezifisch kontemplativen Lebens

Die, welche zum spezifisch kontemplativen Leben berufen sind, gelten als „einer der kostbarsten Schätze der Kirche“. Dank einem besonderen Charisma „haben sie den besseren Teil erwählt“ (vgl. Lk 10, 12), nämlich den des Gebetes, des Schweigens, der Kontemplation, der ausschließlichen Liebe zu Gott und der gänzlichen Hingabe an seinen Dienst. . . . Die Kirche rechnet gar sehr mit ihrem geistlichen Beitrag“ (Papstbotschaft an die Plenaria, Nr. 3).

Deshalb „behalten ihre Institute auch bei der dringenden Notwendigkeit des aktiven Apostolats immer einen hervorragenden Platz im mystischen Leibe Christi. . . . Denn sie bringen Gott ein erhabenes Lobopfer dar und gereichen dem Volke Gottes durch überreiche Früchte der Heiligkeit zur Ehre und zum Vorbild und lassen es in geheimnisvoller apostolischer Fruchtbarkeit wachsen“ (PC 7). Deshalb müssen sie mit Wirklichkeitssinn das Geheimnis „der Wüste“ leben, in die sie ihr „Auszug“ geführt hat. Das ist der Ort, wo sich inmitten des Kampfes der Versuchung – gemäß der Tradition – Himmel und Erde begegnen, wo die Welt, das trockene Land, zum Paradies wird. . . . und die Menschheit selbst ihre Fülle erreicht (*Venite seorsum*, III. AAS 61 [1969] 681).

Deshalb kann man sagen, daß „wenn die Kontemplativen sich gewissermaßen im Herzen der Welt befinden, sie noch viel mehr das Herz der Kirche sind“ (ebd.). Das Dekret *Ad Gentes* enthält sogar die Behauptung, das be-

schauliche Leben bedeute, zur Fülle der Gegenwart der Kirche zu gehören, weshalb es dazu ermahnt, dasselbe überall einzuführen, zumal in den Missionen (AG 18; 40).

#### 26. Das „apostolische Geheimnis“ solcher Institute

Das Leben dieser Institute, „eine besondere Weise, das Paschageheimnis Christi zu leben und zum Ausdruck zu bringen, das ein Tod für das Leben ist“ (*Venite seorsum*, I), ist ein besonderes Gnadengeheimnis, das das heiligste Gesicht der Kirche ausdrückt, als „betender Gemeinschaft“, die sich mit ihrem Bräutigam Jesus Christus aus Liebe hinopfert, zur Ehre des Vaters und für das Heil der Welt.

Deshalb ist ihr beschauliches Leben ihr erstes und grundlegendes Apostolat, weil es nach einem besonderen Plane Gottes ihre eigentümliche und bezeichnende Weise ist, Kirche zu sein, in der Kirche zu leben, die Verbindung mit der Kirche zu verwirklichen, eine Sendung in der Kirche zu erfüllen. In einer solchen Sicht also können sie, bei voller Achtung der vorrangigen apostolischen Aufgabe ihres eigenen Lebens, kraft deren sie „für Gott allein dasein müssen“ (PC 7), und unter Wahrung der Gesetze der Klausur und der diesbezüglich erlassenen Vorschriften, sich öffnen für Erfahrungen von Hilfe und Teilnahme zur Förderung des Gebetes und des geistlichen Lebens von Menschen, die draußen leben – in der Treue zum eigenen Geist und zu den Traditionen einer jeden Familie (vgl. MR 25).

#### 27. Notwendigkeit einer entsprechenden Ausbildung

Man legt Nachdruck auf die Notwendigkeit einer anfänglichen und fortdauernden Ausbildung, die angemessen ist für ihre Berufung und ihr Leben kontemplativer Suche nach Gott „in der Einsamkeit und im Schweigen, in anhaltendem Gebet und eifriger Buße“ (PC 7); dabei muß das ernsthafte Bestreben obwalten, eine solche Ausbildung auf biblische, patristische, liturgische, theologische und spirituelle Grundlagen zu stellen sowie für eine solche Aufgabe geeignete Ausbilder und Ausbilderinnen vorzubereiten.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die jungen Kirchen sowie die Klöster, die abgelegen sind und keine Hilfen oder Mittel für diesen Zweck zur Verfügung haben. In Zusammenarbeit mit der Hl. Kongregation für die Evangelisierung der Völker und der Hl. Kongregation für die Orientalischen Kirchen muß man Mittel und Wege suchen, um solchen Klöstern auf dem Gebiet der Ausbildung wirksame Hilfe zu bieten (Ausbildergruppen, Bücher, briefliche Fortbildungskurse, Tonbänder, Kassetten, Schallplatten).

#### 28. Hochachtung und Rücksichtnahme in den Beziehungen

Die Beziehungen des Bischofs zu den beschaulichen Klöstern, als Hirte, Führer und Vater – Beziehungen, die schon von einer vorhergehenden Vollversammlung betont worden sind – verlangen die Fortsetzung des Studiums der

verschiedenen Gesichtspunkte dieser Frage, damit das Vorhandensein und die Sendung solcher Klöster in den Teilkirchen mit der Hilfe der Hierarchie tatsächlich eine Gnade bedeute, welche die Verschiedenheit der Charismen zum Nutzen des ganzen Volkes Gottes widerspiegelt.

Die Vollversammlung ist auch der Ansicht, die Bischöfe sollten bei den Priestern (schon von der Vorbereitung im Seminar an – vgl. OT 19; MR 30b) und bei den Gläubigen die Kenntnis und die Achtung des spezifisch kontemplativen Lebens zu fördern suchen. Dieses „entfremdet die, welche dazu berufen sind, keineswegs von der Menschenfamilie... In der Einsamkeit, in der sie dem Gebete obliegen, vergessen die Kontemplativen niemals ihre Brüder. Wenn sie sich der häufigen Berührung mit ihnen entzogen haben, haben sie es nicht getan im Hinblick auf eine bequeme persönliche Ruhe, sondern um noch umfassender teilzunehmen an ihren Arbeiten, an ihren Schmerzen, an ihren Hoffnungen“ (VS III).

### 29. *Die päpstliche Klausur*

Die Vollversammlung gibt ihrer Hochachtung Ausdruck für die Klöster der Ordensfrauen mit „päpstlicher Klausur“. Wenn die Trennung von der Welt zum Wesen des kontemplativen Lebens gehört, so stellt eine solche Klausur ein Zeichen und ein ausgezeichnetes Mittel dar, um jene Trennung in Übereinstimmung mit dem Geist der verschiedenen Institute zu verwirklichen.

Während sich deshalb die Vollversammlung die Einladung des II. Vatikanischen Konzils zu eigen macht, die Vorschriften in rechter Weise zu erneuern, so daß sie Rücksicht nehmen auf die besonderen Umstände von Ort und Zeit (vgl. PC 16), ermahnt sie die vorgenannten Klöster sehr lebhaft, gemäß den mannigfachen Charismen und den Traditionen der einzelnen Institute, ihre eigentümliche „Trennung von der Welt“ treu zu bewahren, als ein sehr geeignetes Mittel zur Förderung des kontemplativen Lebens.

## Schluß

30. Die kontemplative Dimension ist das eigentliche Geheimnis der Erneuerung jeglichen Ordenslebens; sie erneuert in lebenskräftiger Weise die Nachfolge Christi, weil sie zu einer erfahrungsmäßigen Erkenntnis von Ihm hinführt, die notwendig ist, um für Ihn das rechte Zeugnis ablegen zu können durch einen, der Ihn gehört hat, der Ihn gesehen hat mit den eigenen Augen, der Ihn betrachtet und mit den eigenen Händen berührt hat (vgl. 1 Joh 1, 1; Phil 3, 8).

Je mehr sich eine Ordensperson der kontemplativen Dimension öffnet, um so mehr wird sie auf die Erfordernisse des Reiches aufmerksam werden und zugleich ihre gottverbundene Innerlichkeit kräftig entwickeln, weil sie die Ereignisse mit jenem Glaubensblick beobachten wird, der ihr dazu hilft, in

allen Dingen die göttliche Absicht zu erkennen. Nur wer diese kontemplative Dimension lebt, weiß den göttlichen Heilsplan in der Geschichte zu entdecken und kann die Fähigkeit besitzen, ihn in wirksamer und ausgewogener Weise zu verwirklichen.

„Eure Häuser müssen vor allem Stätten des Gebetes sein, der Sammlung, der Zwiesprache – persönlicher und vor allem gemeinschaftlicher – mit Dem, der der erste und hauptsächliche Gesprächspartner in der mühevollen Aufeinanderfolge eurer Tage ist und bleiben muß. Wenn ihr es versteht, dieses Klima starker und liebevoller Verbindung mit Gott lebendig zu halten, wird es euch möglich sein, jene Erneuerung des Lebens und der Ordenszucht, wozu euch das II. Vatikanische Konzil verpflichtet hat, ohne erschütternde Spannungen oder gefährliche Entgleisungen weiterzuführen“ (Johannes Paul II., 24. November 1978).

Vatikanstadt, den 12. August 1980.

*Kard. Eduard Pironio, Präfekt  
Erzbischof Augustinus Mayer, O.S.B., Sekretär*

# Wesentliche Komponenten des Ordenslebens

*Zu den Dokumenten der Religiosenkongregation  
vom 12. August 1980*

Von Audomar Scheuermann, München

Unter dem 12. August 1980 hat die Kongregation für die Ordensleute und die Weltlichen Institute zwei Dokumente herausgegeben, deren erstes auf der Plenarversammlung dieser Kongregation vom 25. bis 28. April 1978, deren zweites auf jener vom 4. bis 7. März 1980 beschlossen worden ist. Behandelt werden die *Wurzel* und die *Ausstrahlung des Ordenslebens*, d. h. des der Beobachtung der evangelischen Räte geweihten Lebens, nämlich seine *kontemplative* und seine apostolische Dimension. In zwei Richtungen zielt das Leben im Rätestand: auf Gott und auf die Menschen. „Die gnadenhafte Antwort von Glaube, Hoffnung und Liebe... auf die Offenbarung und die Gemeinschaft des lebendigen Gottes“, wie es im Dokument von 1980 (I,1) heißt, – „die Evangelisierung der Welt und die Förderung des Menschen“, wie es in der Einführung zum Dokument von 1978 heißt, – das sind die beiden Wesenstücke der klösterlichen Existenz. *Hubert Socha* schreibt, es gebe „keine zweckfreie Ordensexistenz in dem Sinn, daß sie keinem irdischen Ziel, d. h. nicht auch dem Menschen dient. Ein Ordenschrist, der ausschließlich für Gott und das eigene Heil leben wollte, wäre ein Widerspruch in sich selbst“ (Das Ordensapostolat in der Teilkirche, München 1973, 164). Die Ausrichtung der Ordensleute auf den Menschen hat die Kongregation zeitlich vorher im Dokument von 1978 behandelt; logisch aber müßte vorausgehen das Dokument von 1980.

In beiden Dokumenten werden *keine rechtlichen Regelungen* getroffen; diese werden vereinzelt angeregt und empfohlen. Die zahlreichen Zitate aus bekannten kirchlichen Aktenstücken der letzten 15 Jahre (102 Fundortangaben im Dokument von 1978, 76 im Dokument von 1980) zeigen, daß keine neuen Weisungen erteilt werden, vielmehr die Thematik mit dem Vertrauten und Oftgesagten behandelt wird. Das Ordensleben wird mit seinem Sein und Sollen einmal in seiner Gotteszugewandtheit, einmal in seinem Gewiesensein an die Menschen dargestellt.

## I.

### Das Ordensleben und die Förderung des Menschen

Noch nie war man verbal so um eine menschliche Welt besorgt wie heute. Das ist das Anliegen der Politiker, der Gewerkschaftler, der Arbeits- und Sozialrechtler, der Bildungsstrategen und all derer, die sich in der Gegenwart

als Reformbeflissene betätigen. Die Welt ist aber doch unmenschlich genug, was uns daher sehr allergisch gegen das modische Palaver von der menschlicheren Welt macht.

Die Kongregation für die Ordensleute hat am 12. August 1980 ein Richtlinienpapier unter dem Titel „Das Ordensleben und die Förderung des Menschen“ herausgegeben, worunter man sich in deutscher Nüchternheit zunächst nichts vorstellen kann. Wird etwa hier auch der Jargon „von der menschlicheren Welt“ aufgenommen? Im italienischen Text, der im *Commentarium pro Religiosis* (vol. 61, 1980, 272–285, 368–380) veröffentlicht ist, heißt die Überschrift „Religiosi e promozione umana“, was man am besten übersetzt mit „*Die Ordensleute und ihre Verantwortung für die Menschen*“. Gemeint ist also, daß die Ordensleute in ihrer klösterlichen Existenz und ihrem apostolischen Wirken sich – biblisch gesprochen – als *Sauerteig in der menschlichen Gesellschaft* bewähren sollten.

Sinn der Evangelisation ist, die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen, um die Menschheit von innen her umzuwandeln. In dieser letzteren Zielsetzung trifft sich die Kirche mit dem Bemühen der Völker um eine menschenwürdige Gesellschaft.

An dieser „prophetischen Dimension“ der Kirche kommt eine besondere Teilhabe den Ordensleuten zu. In ihrem Bemühen um eine bessere Welt halten diese sich an den Herrn und empfangen von ihm die Weisung. Gerade in Ländern, „wo in größerem Umfang Ungerechtigkeit und Unterdrückung herrschten, haben Ordensleute direkt eingreifen wollen“. Dabei sind sie in ihrer Solidarität mit den Menschen dieser Zeit Wege gegangen, die es erforderlich machen, daß ihnen seitens des Hl. Stuhls *Unterscheidungskriterien* aufgezeigt werden, die „am Lehramt der Kirche, an der Natur und Aufgabe des Ordenslebens sowie an den Zielsetzungen der Evangelisierung orientiert sind“ (Einführung). *Vier Hauptproblemkreise* werden behandelt.

## 1. Das bevorzugte Eintreten für die Armen

Es ist dies Sendung Christi, den Armen die Frohbotschaft zu bringen. Papst Paul V. hat in seinem Apostolischen Schreiben „*Evangelii Nuntiandi*“ von 1975 aufgerufen, Verantwortung zu übernehmen für die, die „am Rande des Lebens“ verblieben sind (nn. 2,3). Das Dokument greift das in der Bezeichnung „Befreiungstheologie“ anrühlich gewordene Wort „*Befreiung*“ auf und sagt, daß die Ordensleute der Befreiung im Sinn des Evangeliums dann dienen, wenn sie der „Unbedingtheit der Seligpreisung“ entsprechen, geduldig und beharrlich die Gemeinschaft aufbauen, um dieser apostolischen Aufgabe willen Verbindung halten mit den anderen Ordensinstituten und mit den Bischofskonferenzen und sich nicht zuerst den lauten Protestierern, sondern den Menschen in ihren vergessenen Leiden und Ungerechtigkeiten zuwenden: den Flüchtlingen, den Ungeborenen, den Unterdrückten und Gefangenen, schließlich den Alten und Beeinträchtigten, die von keinem sozialen

Netz aufgefangen werden. Und dies alles sollten sie tun, indem sie stets ihr Ordensleben in seiner kontemplativen und asketischen Dimension überprüfen (n. 4). Aufgabe ist also nicht das Spektakuläre, sondern die *Intensivierung des Ordenseigentümlichen*.

## 2. Die Tätigkeiten und sozialen Werke der Ordensleute

Unmittelbar werden die Ordensleute ihrer Verantwortung für die Menschen gerecht in den Tätigkeiten, die sie ausüben vor allem in den sozialen Werken der Schulen, Krankenhäuser, Betreuungszentren, Bildungszentren usw. Hier *bringen die Ordensleute das Geschenk ihres* für Gott, die Kirche und die Brüder *verfügbaren Lebens* ein. In diesem Bereich der apostolischen Tätigkeit wird mehr und mehr nötig sein, auch die Pfarrgemeinden und überhaupt die weltlichen Bediensteten miteinzubeziehen. Die Laien haben ja auch in ihrer weltlichen Existenz unter den derzeitigen sozialen Verhältnissen aktiv mitzuwirken, daß die Probleme des sozialen Zusammenlebens gemeistert werden. Dieser ihr weltlicher Auftrag soll ergänzt werden durch das, was die Ordensleute nach den Grundsätzen des Evangeliums und den pastoralen Weisungen der Kirche dazu beitragen (nn. 5,6).

## 3. Die Einfügung in die Welt der Arbeit

Indem sich die Ordensleute für die evangelische Armut entschieden haben, bejahen sie die echten Werte des für alle gemeinsamen Gesetzes der Arbeit. Hier engagieren sie sich in der Treue zur speziellen Zielsetzung ihres Instituts, im Einbringen der religiösen Dimension und insbesondere im Aufbau der Solidarität unter den Menschen, wofür sie das tägliche Gemeinschaftsleben in besonderer Weise befähigt (nn. 7,8).

Es wird nun hier (n. 9) auch die Möglichkeit erörtert, daß *Ordensleute einen bürgerlichen Beruf übernehmen*, den sie wie andere Bürger in Schulen, Krankenhäusern usw. ausüben. Dies kann natürlich nur in Frage kommen in Ländern, in denen die Ordensleute weder eigene apostolische Einrichtungen unterhalten, noch auch, wie bei uns in der Bundesrepublik, im Wege des Gestellungsvertrages bei anderen weltlichen oder kirchlichen Rechtsträgern tätig werden können (siehe dazu meine Ausführungen über Gestellungs- oder Einzeldienstvertrag bei Ordensleuten, in: Ordenskorrespondenz 12, 1971, 185–191). Es ist also je nach den staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen durchaus möglich, daß die Präsenz der Ordensleute in der Welt der Arbeit in einem bürgerlichen Beruf verwirklicht wird, wie das ja die Mitglieder der Weltlichen Institute schon tun. Hier sagt nun das Dokument, es müsse in jedem Fall die allgemeine Zielsetzung des Ordenslebens, der besondere Zweck des Instituts, die Forderungen des Gemeinschaftslebens und die Verpflichtungen des Gehorsams und der Armut gewahrt werden. Ordensleute werden in solchen bürgerlichen Berufen in ordensfremde Organismen und

Strukturen eingegliedert, auch zu einem neuen Verhältnis zu Arbeit und Lohn gestellt, so daß nachhaltig gefordert wird, daß durch eine derartige „bürgerliche Berufstätigkeit“, bei der die Ordensleute nur außerhalb der Arbeitszeiten in ihrer Gemeinschaft leben, *die klösterliche Zielsetzung gewahrt bleibt*.

Hier wird besonders daran erinnert, daß charakteristische Probleme auftreten, wenn Ordensleute in die Arbeitswelt mit ihren Eigengesetzen eintreten; die Sicht des Menschen, der Gesellschaft und der Arbeitswelt ist hier oft eine ganz und gar andere als diejenige der Kirche. Hier in der Arbeitswelt können Ordensleute auch von den *Gewerkschaften* vereinnahmt werden. Zwar ist die Mitgliedschaft im klösterlichen Institut und in der Gewerkschaft grundsätzlich nicht unvereinbar, sie mag zuweilen auch aus Solidarität mit den angestrebten sozialen Zielen ratsam sein. Hier können allerdings Ideologien wirksam werden, die für den Klassenkampf und für politische Einmischung eintreten, so daß Ordensleute gewisse gewerkschaftliche Handlungsweisen aus ihrem Wertverständnis ablehnen müssen.

Ganz deutlich mahnt das Dokument die Ordensleute diesbezüglich zur *Zurückhaltung*: innerhalb der weltlichen Strukturen haben in erster Linie die Laien für die soziale Gerechtigkeit zu sorgen. Die Ordensleute haben hier eigentlich nur eine ergänzende Funktion, die nicht zu unmittelbarer Aktion zwingt, sondern im Auge haben sollte, Laien dafür vorzubereiten, im Arbeits- und Sozialbereich tätig zu werden (n. 10).

#### 4. Das Eingreifen in die politische Praxis

Ordensleute dienen dem Evangelium und den Menschen. Darum müssen sie im *Abstand von Ideologien und politischen Parteien* verbleiben. Für diese politische, speziell parteipolitische Tätigkeit werden Leitlinien gegeben: es wäre Illusion, wenn Ordensleute glaubten, ihre spezifischen Aufgaben durch politischen Einsatz ersetzen zu sollen. Sie sollen sich nicht in die politische Praxis hineinziehen lassen, vielmehr in ihren Schulen und sonstigen Initiativen aktiv an der Vorbereitung von Jugendlichen für künftige Führungsaufgaben tätig werden. In dieser Welt, in der Politik getrieben wird, stehen die Ordensleute als „*Experten des Evangeliums*“. Sie dienen dem Aufbau einer besseren Gesellschaft, auch wenn sie sich von spezifisch-politischen Optionen fernhalten.

Eine aktive politische Beteiligung hat also *immer Ausnahme* zu bleiben. Sollten ungewöhnliche Umstände sie fordern, dann wird in einzelnen Fällen vom Ortsbischof und den Ordensobern zu entscheiden sein (nn. 11,12).

Ihrer Verantwortung für die Menschen werden die Ordensleute gerecht, wie der *zweite Teil* des Dokuments sagt, in einer vierfachen Treue (n. 13):

- in der Treue zum Menschen und zu unserer Zeit, die dem Evangelium näherzubringen sind (nn. 14–16),

- in der Treue zu Christus und dem Evangelium, die sie in der getreuen Nachfolge Christi bezeigen und in dem Wissen, daß die erste Seligpreisung und die erste Befreiung in der Begegnung mit Jesus Christus zu finden sind (nn. 17–19),
- in der Treue zur Kirche und zu ihrer Sendung in der Welt, eingeordnet in die Diözesanfamilie, hingegeben der Aufgabe, jene irdische Gemeinschaft aufzubauen, die das Reich Gottes aufnehmen kann; Ordensleute verbleiben außerhalb der weltlichen Strukturen (nn. 20–26),
- in der Treue zum Ordensleben und zum besonderen Charakter ihrer je eigenen Gemeinschaft (nn. 28–31).

Abschließend behandelt das Dokument zur Verwirklichung seiner Anregungen im *dritten Teil* noch einige Erfordernisse, die an die *Ausbildung* zu stellen sind. Die Ausbildung zum geistlichen Leben muß die Mentalität und den Lebensstil der Ordensleute zu formen bemüht sein, daß, wie immer auch sie in der Welt von heute präsent sein müssen, sie nie sich selber verlieren und immer sie selber bleiben können. Sie sind immer *präsent als „gottgeweihte Menschen“*. Darum ist in der Ausbildung besonders zu achten auf die Erkenntnis des Wesens des Ordenslebens und seiner Teilnahme an der Sendung der Kirche, auf das Bekenntnis zu den evangelischen Räten, auf das Erfordernis des Gemeinschaftslebens, auf die Kenntnis der Absichten und Ziele der Kirche in der Welt von heute (nn. 32–34).

Es wird insbesondere den Konferenzen der Ordensleute zugewiesen, durch gemeinsames Überlegen, Erfahrungsaustausch und Zusammenarbeit mit den Bischofskonferenzen Wege und Lösungen zu finden, die der Verantwortung der Ordensleute für die Menschen von heute gerecht werden (n. 35).

*Kritisch* ist zu dem Dokument anzumerken:

Es faßt die zahlreichen Aussagen über den Ordensstand in den Dokumenten des II. Vatikanischen Konzils, in den Apostolischen Schreiben und Reden der letzten Päpste und in den Verlautbarungen der Kongregationen des Hl. Stuhls kompilatorisch zusammen unter dem Aspekt, wie die Ordensleute in Wahrung ihres eigentümlichen Berufes der Verantwortung für die Menschen gerecht werden können als Künder des Evangeliums, und dies aus ihrer in Gott verwurzelten und auf Gott hin bestimmten Existenz. Welche Adressaten stellen sich die Verfasser des Dokuments vor? Sprachlich und stilistisch ist der von der „Direktion, Redaktion und Verwaltung der Hl. Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute“ vorgelegte *deutsche Text eine Zumutung*. Ohne Sprachgefühl ist er wohl aus einer im romanischen Wortreichtum abgefaßten Vorlage übersetzt. Von der Präzision einer lateinischen Vorlage ist jedenfalls nichts zu spüren. Es ist schon erwähnt, daß eine italienische Fassung vorliegt. Die reichen Erfahrungen mit gut gelungenen authentischen Übersetzungen oberstkirchlicher Verlautbarungen sind dieser Übersetzung leider nicht zugute gekommen. Was soll man sich denn unter

„Förderung des Menschen“, gar unter „integraler Förderung des Menschen“ (S. 7, 9, 12, 31) vorstellen? Was ist das für ein Deutsch, wenn vom „Ort für das aufeinander Hören“ (sic!) zu lesen ist, – wenn das zutreffende Adjektiv „klösterlich“ oder „ordensmäßig“ mit „religiös“ übersetzt wird, wie „religiöse Zielsetzung“, „religiöser Gehorsam“ (S. 17, 28), – wenn die Übersetzung in einer unlesbaren Substantivitis abgefaßt ist? Natürlich kann dieses Dokument gute Dienste leisten, daß der Ordensstand noch wesentlicher erfaßt werden kann, daß zugleich die zwischen den Klerikern und den Laien in der Welt eingeordnete *Gefolgschaft der Rätechristen* in ihrer spezifischen Eigenart profiliert wird.

Dann aber sind bessere Handreichungen zu bieten als diese sphinxhaften *Abkürzungen*, die nur einer versteht, der beruflich mit diesen Aktenstücken vertraut ist. Die meisten Spirituale werden sich schwer tun, sämtliche Zitate zu verifizieren (mir selbst ist das bei den Anmerkungen 26, 84, 91, 92 nicht gelungen), ganz zu schweigen von den Oberen und Oberinnen, von den Leitern und Leiterinnen der Noviziate und Ausbildungseinrichtungen, von anderen Führungskräften. Überaus eindrucksvoll ist der Konsens in den verschiedenartigen Bekundungen, die in den kirchlichen Dokumenten seit dem II. Vatikanischen Konzil vorliegen. Gerade dieses reiche Gedankengut, das in großem Ausmaß in lesbaren deutschen Übersetzungen vorliegt, würde durch dieses Dokument neu erschlossen werden, wenn es entweder in seinen *Fundorten in deutscher Sprache* bezeichnet oder *mit den entscheidenden Sätzen in den Anmerkungen zitiert wäre*. Vereinzelt ist letzteres auch geschehen (z. B. Anm. 31, 48, 78) und hätte nicht auf die Ausschnitte aus Reden Papst Johannes Pauls II. in diesem Dokument, das schon vor seinem Pontifikat entstanden ist, beschränkt werden sollen. Warum bedient man sein Volk so dürftig? Der Hl. Stuhl will doch nicht die Quellenforschung anregen, sondern den verantwortlichen und oft so geplagten klösterlichen Führungskräften Hilfe und Ansporn bieten.

## II.

### Die kontemplative Dimension des Ordenslebens

*Nichts von diesen bedauernden Anmerkungen ist angebracht* bei dem zweiten Dokument, das die Religiosenkongregation im März 1980 beschlossen hat, bestärkt von der Ansprache Papst Johannes Pauls II. an die Plenarversammlung der Kongregation vom 7. März 1980 (AAS 72, 1980, 207–213).

Ziel dieses Dokuments ist es, allen Ordensleuten, insbesondere den apostolisch tätigen, zum Bewußtsein zu bringen, daß jedes Ordensleben seine kontemplative Dimension hat. Dieses Dokument ist in italienischer Sprache veröffentlicht im *Commentarium pro Religiosis* (vol. 62, 1981, p. 70–87).

Dieses Dokument hat seine besondere *Aktualität*. Wer sich heute dem Ordensstande weihet, muß in viel intensiverer Weise auf die Besonderheit eines Lebens hin geformt werden, das andersartig ist als das Leben in der Welt. Das Zeitalter ist längst nicht mehr so für das Religiöse verständlich, die Familien, aus denen die heutigen Ordensleute kommen, nicht mehr in allen Fällen so tief gläubig wie einst, die Beeinflussung durch das Milieu von Kind auf viel nachhaltiger und – wenigstens in unseren Breitengraden – weitgehend in das Materielle verfangen. Es kommt hinzu, daß gerade unsere tätigen klösterlichen Verbände wegen des Nachwuchsmangels ihre Mitglieder arbeitsmäßig viel stärker beanspruchen müssen, so daß die Gefahr eines immer oberflächlicher werdenden Aktionismus gegeben ist.

Hier bietet das Dokument nachhaltige Gegensteuerung.

Im *ersten Teil* wird die kontemplative Dimension kurz beschrieben: sie sei zu tiefst eine Gnadenwirklichkeit, die als Geschenk von Gott kommt, sei die gnadenhafte Antwort des Menschen auf die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Mittel zur Erhaltung dieser kontemplativen Dimension sind Hören und Betrachten des Wortes Gottes, das eucharistische und sakramentale Leben, das liturgische und das persönliche Gebet, das Streben, Gottes Willen in den Ereignissen und den begegnenden Personen zu erkennen. Ordensleute können ihr Zeugnis vor der Welt nur in der Erkenntnis, daß die Beziehung zu Gott den Vorrang hat, geben (nn. 1–3).

Im *zweiten Teil*, dem umfassendsten Teil des Dokuments (nn. 4–23), werden Richtlinien gerade für jene Ordensleute gegeben, die in apostolischer oder caritativer Tätigkeit stehen und die ihr Wirken als gelebte Teilnahme an der Sendung Jesu Christi verstehen sollen. Darum müssen sich Tätigkeit und Innerlichkeit durchdringen (n. 4), im Gebet (n. 5), in der Pflege des Bewußtseins, Gott im Leben äußerer Tätigkeit zu dienen (n. 6) und der Treue zu den übernatürlichen Erfordernissen des Ordenslebens (n. 7).

Dieses innerliche Leben wird gepflegt durch das Hören und *Betrachten* des Wortes Gottes (n. 8), durch die tägliche Feier der *Eucharistie* (n. 9), durch gemeinsame *Bußandachten* und die regelmäßige persönliche *Beichte* (n. 10), durch die *Seelenführung* seitens befähigter Priester, Oberer und Ordenserzieher (n. 11), durch das *Stundengebet* (n. 12), durch die *Marienerehrung*, die sich auch in der Jahrhunderte alten klösterlichen Tradition des täglichen Rosenkranzgebetes zeigen soll (n. 13), durch unausgesetzte persönliche und gemeinschaftliche *Aszese*, wobei es insbesondere als Gefährdung der kontemplativen Dimension bezeichnet wird, daß die Massenmedien in den Klöstern unterschiedslos und zuweilen unklug gebraucht werden; das Bemühen um *Stille* und *Sammlung*, um kritische Überprüfung der Tätigkeiten und entsprechende *Ausbildung* werden ans Herz gelegt, daß die äußere Tätigkeit niemals „auf eine einfache horizontale und rein irdische Beschäftigung“ absinke (n. 14).

Belebende Faktoren dieses innerlichen Lebens sind die klösterliche Gemeinschaft (n. 15) und das Dienstant der Oberen (n. 16).

Dieser kontemplativen Dimension ist besonderes Augenmerk in der Ausbildung zuzuwenden (n. 17), die zur Erkenntnis der Eigenart des je einzelnen Instituts zu führen und eine gediegene intellektuelle Formung zu bieten hat (nn. 18, 19). Dies stellt ganz besondere Anforderungen an jene, welche innerhalb der Klöster einen Erziehungsauftrag wahrnehmen (n. 20).

Diese Gott zugewandte Seite des Ordenslebens muß gefördert werden von den *Bischöfen*, deren Sorge um die geistlichen Berufe auch den Ordensstand mit einbeziehen muß. Geeignete Geistliche müssen für die Seelsorge an den Ordensleuten zur Verfügung gestellt und das Verständnis für das Ordensleben in seinen verschiedenen Ausprägungen schon im Priesterseminar gepflegt werden (n. 21). Die Eingliederung der Ordensleute in die Familie der Diözese und die Zusammenarbeit zwischen den Bischöfen und den Ordensoberen werden abschließend als förderliche Elemente genannt (nn. 22, 23).

Im *dritten Teil* schenkt das Dokument seine Aufmerksamkeit den Instituten des spezifisch kontemplativen Lebens, deren Wichtigkeit unterstrichen (n. 24), deren Aktualität in heutiger Zeit mit dem Wort unterstrichen wird, das beschauliche Leben gehöre zur Fülle der gegenwärtigen Kirche (n. 25) und deren besondere Abgrenzung vom äußeren Leben durch die Klausur für nötig erachtet wird. Daß dieses Leben nur aufgrund einer entsprechenden Ausbildung möglich ist und in der Kirche in entsprechender Hochschätzung stehen muß, wird abschließend dargelegt (nn. 27–29).

Das Dokument schließt unter Berufung auf die Rede Papst *Johannes Pauls II.* vom 24. November 1978 mit der Feststellung: „Die kontemplative Dimension ist das eigentliche Geheimnis der Erneuerung jeglichen Ordenslebens.“

Reich sind die Anregungen, die dieses Dokument allen klösterlichen Instituten, vor allem aber den apostolisch tätigen, bietet. Die Präzision und Klarheit ist hilfreich für die Verantwortlichen. Hier verbleibt nur ein einziger unerfüllter Wunsch: Sind wir denn in der Kirche schon so kurzlebig geworden, daß im mächtigen Ausstoß der Dokumente des großen Papstes gar nicht mehr gedacht wird, der wie keiner in unserem Jahrhundert den klausurierten Ordensfrauen Vater und Lehrer gewesen ist: *Pius XII.*? Seine Apostolische Konstitution „*Sponsa Christi*“ vom 21. November 1950 mag in ihren rechtlichen Dispositionen Verbindlichkeit verloren haben. Was aber dieser Papst in den letzten Monaten seines Lebens in seinen *Rundfunkansprachen* vom 19. und 26. Juli und 2. August 1958 *über das beschauliche Leben* gesagt hat (es ist in deutscher Übersetzung vom Bayerischen Klerusverband 1958 herausgegeben worden; in französischer Sprache veröffentlicht in AAS 50, 1958, 562–586), das sollte nicht vergessen sein. *Pius XII.* aber wird in diesem Dokument von 1980 nicht einmal mehr in Klammern erwähnt.

# Zur Motivation und Wertorientierung des jungen Ordenschristen

Von Herbert Schneider OFM, Düsseldorf

Was der Mensch liebt und schätzt, dem strebt er auch bereitwillig nach, es stellt für ihn eine Motivation dar. Für einen geliebten Menschen ist er dann bereit, Opfer zu bringen und auf Lustgewinn zu verzichten.

Gelingt es dem Menschen, in seiner Entwicklung eine bestimmte Wertordnung aufzubauen, so wirkt sich das stabilisierend auf seine Persönlichkeit aus. Er ist dann auch imstande, Schwierigkeiten und Rückschläge zu bestehen.

Beim Eintritt in den Orden stellt sich dem einen die Aufgabe, sein bisheriges religiöses Leben zu stärken und abzuklären, wogegen einem anderen aufgetragen ist, sich eigentlich erst eine Wertordnung aufzubauen, beiden aber ist es aufgegeben, in ihrer neuen Gemeinschaft eine ordensspezifische Wertrichtung zu finden und zu übernehmen.

## 1. Ebenen der Wertorientierung des Ordenschristen

Durch die jeweilige Ordensspiritualität hindurch lassen sich allgemeine Züge einer Wertorientierung erkennen, hat die Seele des Menschen doch auch einen allgemeinen Grundzug.

Gehen wir davon aus, daß wir beim Menschen eine Haltungs- und eine Aktionsdimension antreffen, dann lassen sich diese auf drei Ebenen feststellen, nämlich auf der Sachebene, auf der Ebene der Person und auf der Ebene des ausdrücklichen Gottesverhältnisses.

Ebene 1. Auf der Stufe der Aktion geht es dem Ordenskandidaten um eine aufweisbare religiöse Tat, manchmal verbunden mit dem Bestreben, daß für ihn dabei etwas Nützliches (Stellung, Anerkennung, Bestätigung u. ä.) herauspringt. Er kann durch einen guten Dienst und in der Anerkennung durch andere eine persönliche Hilfe und Bestätigung erfahren.

Auf der Stufe der Haltung mag er ein gesichertes Leben erstreben sowie durch klar definierte Aufgaben sich vor Streß bewahren. So wird er positive Funktionen ausüben wollen, die in sich schon unabhängig von Karrierestreben ausgeführt werden können. Feste, überschaubare Aufgaben in der Gemeinschaft können ihm zugleich Ruhe und Halt geben. Auch das Streben nach einfachem Leben mag hierher gehören.

Ebene 2. Diese deutlich personorientierte Ebene weist auf der Stufe der Aktion einen jungen Menschen auf, der im Orden anderen Menschen dient, so-

wohl innerhalb der Gemeinschaft als auch nach draußen. Die Solidarität mit anderen rechtfertigt die Existenz der Ordensgemeinschaft, der er angehört. Missionarischer Einsatz ebenso wie Entwicklungsdienst sind die vorherrschenden Züge dieser Stufe.

Die Stufe der Haltung zeigt einen Ordensmann, dem das spirituelle Erleben der Gemeinschaft vorherrschendes Bemühen ist. Dabei dient die Erfahrung der brüderlichen Gemeinschaft und der Geborgenheit in ihr zugleich der Glaubensstärkung.

Ebene 3. Das Ordensleben ist auf der Stufe der Aktion ein Vollzug der Gottesverehrung und des Gottesdienstes. Predigt, Katechese, religiöse Feiern u. a. erschließen den tieferen Sinn des menschlichen Handelns im Verhältnis zu Gott.

Auf der Stufe der Haltung geht es dem Kandidaten um Gottesbegegnung. Er möchte Gottes inne werden und erwartet dazu eine Anregung in der Ordensgemeinschaft. Ein wichtiger Schritt ist getan, wenn der junge Mensch zur Christusfreundschaft hinfindet und von ihr her sein ganzes Leben geprägt sein läßt.

Diese sechs Stufen der Wertorientierung eines jungen Ordenschristen können eine Hilfe bieten für die Frage nach einem integrierten Verständnis des Ordenslebens.

## 2. Zuordnung der Ebenen in der Erziehung

Ist aus der vorausgegangenen Darstellung eine gewisse Hierarchie der Ebenen und Stufen zu erkennen, so gehören sie andererseits doch ineinander. Wird doch z. B. die religiöse Tat des Menschen auf der ersten Stufe der ersten Ebene in der Regel einhergehen mit den anderen Stufen, wie etwa mit der Stufe der Gottesliebe. Der Ordenschrist wird sein Handeln an der Gottesliebe orientieren und es auch aus ihr erfließen lassen.

Für den Ordenserzieher ist es aber nicht unerheblich, ob ihm die Augen geschärft sind zu sehen, wo eben diese Zuordnung nicht erfolgt. So mag zwar verbal die Stufe der Christusfreundschaft die ausdrückliche Motivation sein, in Wirklichkeit – oft verdeckt – geht es lediglich und primär um Selbstdarstellung und Anerkennung unter Gleichgesinnten, wie es auf der ersten Stufe vorkommen kann.

Die Aufgabe der Erziehung besteht also in einem doppelten Vorgang: Eine gewisse Hierarchisierung der Ebenen oder Stufen zu fördern, zugleich aber darauf zu achten, daß die Ebenen und Stufen aufeinander bezogen sind. Sind doch auch Gottes- und Nächstenliebe nach dem Evangelium gleich.

Mithin ist es durchaus dem Menschen entsprechend, von Ebene zu Ebene voranzuschreiten oder auch einmal stärker diese oder jene Stufe zu betonen,

zugleich muß aber jede einbezogen sein in das Ganze der religiösen Wertorientierung.

### 3. Aufbau einer stabilen Ordensidentität

Solange für den Ordenschristen nur eine Stufe isoliert für sich genommen wird, dürfte er bei Schwierigkeiten (Zweifel, Angriffe, Zeitgeist u. a.) eher der Sinnhaftigkeit seines Ordenslebens verlustig gehen, da dann eben der ganze Entwurf des Lebens in Frage gestellt wird.

Hat etwa ein junger Ordensmann seine Berechtigung für den Eintritt in den Orden zu stark auf die erste Stufe der zweiten Ebene gegründet, nämlich der Solidarität mit den Armen, so kann er in Verfolgung dieser berechtigten Sicht etwa Aufgaben der Einübung in Predigt und Gottesdienst (dritte Ebene) zu wenig Wert beimessen.

Bemüht er sich nicht um eine Integration der verschiedenen Stufen, so kann er in eine Krise geraten, wenn es im Rahmen der Erziehung nicht nach seinen Vorstellungen abläuft. Dasselbe gilt für den Ordensgehorsam. Wenn die Beauftragung mit bestimmten Aufgaben nicht seiner auf eine bestimmte Stufe festgelegten Orientierung entspricht, kann daraus leicht von ihm her eine Krise entstehen. Es ist ihm dann ein integratives Verständnis von Ordensleben nicht gelungen.

Hier wird deutlich, daß die Hinführung zum Geist der evangelischen Räte (Armut, Gehorsam, Jungfräulichkeit) mit einer ganzheitlichen Erziehung des jungen Ordenschristen verbunden ist. Eine klare Motivationsklärung ist die Voraussetzung für eine Abklärung und Integration der verschiedenen Motivationen zu einer ganzheitlichen Identität des Ordenschristen.

# Religiöse Persönlichkeitsbildung im Noviziat

– *Erfahrungen und Anregungen* –

Von Karl Frielingsdorf SJ, Frankfurt / St. Georgen

## 1. Einführung

Vor etwa acht Jahren wurde ich von einem Novizenmeister gebeten, als „Pastoralpsychologe und Ordensmann im Hinblick auf die religiöse Persönlichkeitsentwicklung der Novizen eine Kurswoche zu planen und durchzuführen“.

Der Kurs sollte u. a. die großen Exerzitien vorbereiten helfen und sich im Anschluß an das „Fundament“ der ignatianischen Exerzitien mit der Sinnfrage, den Fragen nach dem persönlichen Glauben, nach der Berufsmotivation und der eigenen Identitätsfindung befassen.

Inzwischen habe ich elf ähnliche Wochenkurse mit Novizinnen und Novizen durchgeführt, davon sieben in den Noviziaten der Gesellschaft Jesu und die übrigen vier mit Novizen(innen) aus neun verschiedenen Ordensgemeinschaften. An den einzelnen Kursen nahmen 15 bis 23 Novizen teil, insgesamt 204 Teilnehmer.

Dieser Beitrag will einige Erfahrungen und Impulse aus diesen Kurswochen zusammenfassen, die vielleicht auch für andere Noviziate anregend und hilfreich sein können.

## 2. Inhalte und Ziele des Kurses

### 2.1. Einige Daten

Die Wochenkurse wurden meist unter dem Thema „Identitäts- und Glaubensfindung – religiöse Persönlichkeitsbildung“ angekündigt. Sie dauerten fünf bis sechs Tage und wurden gegen Ende des 1. Noviziatsjahres angesetzt. Während der Woche fielen die „normalen“ geistlichen Übungen zugunsten der vom Kurs her gegebenen Meditationen, Instruktionen, geistlichen Gespräche und Eucharistiefiern aus. Daraus ergab sich eine vorgesehene Arbeitszeit von etwa sechs Stunden, die aber von den Teilnehmern, sei es in der Einzelreflexion, sei es im geistlichen Austausch häufig um einige Stunden überschritten wurde.

Der Novizenmeister(in) und sein Stellvertreter waren zwar im Noviziat anwesend und standen für Einzelgespräche zur Verfügung, sie nahmen aber nur an den gemeinsamen Eucharistiefiern und an der Schlußauswertung teil.

Die Wochenkurse waren für alle verpflichtend. Deshalb mußten zu Beginn gewöhnlich neben den allgemeinen Vorurteilen und Widerständen auch noch verschiedene Spannungen bearbeitet werden, die aus dem Noviziatsalltag stammten.

Das Alter der Novizen lag zwischen 18 und 42 Jahren, wobei die meisten 21 bis 25 Jahre alt waren. Mehr als die Hälfte der Novizen hatte bereits ein (Teil-) Studium oder einige Jahre praktische Erfahrungen gemacht.

## 2.2. Ziele

Die Hauptziele des Kurses ergaben sich aus der Tatsache, daß viele Novizen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsfindung noch sehr am Anfang standen und auch in ihrer Berufsfindung unsicher wirkten. Das äußerte sich häufig in einem schwachen Selbstbewußtsein, in Autoritätskonflikten, verbunden mit einem stark angepaßten oder rebellischen Verhalten, in Unsicherheiten und Bindungsängsten, in fehlender Entscheidungs- und Urteilsfähigkeit, in mangelnder Ablösung von den Eltern (abhängig oder gegenabhängig), in der Unfähigkeit, mit Zeit umzugehen oder zu strukturieren, in Kontaktschwierigkeiten etc. Deshalb sollte die Woche vor allem Hilfen anbieten, um sich selbst besser kennen- und einschätzen zu lernen und darüber hinaus Impulse für die persönliche Glaubensentfaltung und Berufsklärung geben. Dabei sollte der gesamte Mensch in den Lernprozeß einbezogen werden, d. h. neben der intellektuellen Lernebene besonders die affektive und praktische im Vordergrund stehen („Herzensbildung“).

Weiterhin sollte die Kommunikation in der Großgruppe verbessert sowie auch das geistliche Gespräch in verschiedenen Formen erfahrbar gemacht und eingeübt werden. Wie von selbst wurde dabei das Klima im Noviziat offener und toleranter.

Es hat sich bewährt, die Kurswoche als intensive Vorbereitung kurz vor die Exerzitien der Novizen zu legen.

## 2.3. Methoden

Methodisch lag fast durchgehend folgendes Konzept zugrunde:

1. Theoretischer Impuls, sei es durch gemeinsames Erarbeiten eines Themas in der Großgruppe, in Arbeitsgruppen oder im Selbststudium vorbereitender Papers oder durch einen Impulsvortrag oder durch Medien...
2. Einzelreflexion und Meditation mit bestimmten Themen und Fragestellungen.
3. Austausch über die persönlichen Erfahrungen und Ergebnisse in Kleingruppen und (oder) in der Großgruppe.
4. Auswertung des Geschehenen in Kleingruppen oder in der Großgruppe.

Dabei war es wichtig, den „Gruppenideologen“ wie den eingefleischten Individualisten im Laufe der Woche deutlich erfahrbar zu machen, daß nicht alles (absolute Offenheit in der Großgruppe), aber vieles in der Großgruppe besprochen und bearbeitet werden kann und muß; daß aber auch manche persönliche Erfahrung besser in einem Zweiergespräch aufgehoben ist oder gar in das Zweiergespräch des einzelnen mit Gott gehört. Auf diese Unterscheidung wurde in der Auswertung öfters hingewiesen.

Aussprachen, Informationen, Impulsvorträge, einige Meditationen, wichtige Entscheidungen, Klärung der Erwartungen und Störungen, Schlußauswertung und Eucharistiefiern fanden in der Großgruppe statt.

Als psychologische Methode benutze ich seit einigen Jahren die Transaktionsanalyse von E. Berne als Instrumentarium für die Einschätzung der eigenen Person (Egogramm: Wer bin ich? Wie bin ich so geworden?), für die Überprüfung der Kommunikation (die verschiedenen Transaktionen zwischen Eltern-, Erwachsenen- und Kindheits-Ich) sowie zur Erhellung der eigenen religiösen Lebenseinstellung.<sup>1</sup>

Dabei ist es wichtig zu betonen, daß die Transaktionsanalyse eine Methode ist, um die oben genannten Ziele zu erreichen.

Bis auf wenige Ausnahmen erlebten die Novizen diese Methode gerade deshalb als gut, weil sie auf diese Weise sich selbst und ihr religiöses Leben aus einem anderen, nicht alltäglichen Blickwinkel neu entdecken und betrachten konnten.

#### 2.4. Themen und Inhalte

Die wichtigsten Themen des Kurses sind kurz zusammengefaßt:

- Das Werden und die augenblickliche Einschätzung der eigenen Person (Identität)

---

1) Es kann hier nicht näher auf die Transaktionsanalyse eingegangen werden. Wer sich informieren möchte, sei auf folgende Literatur hingewiesen:

E. Berne, Spiele der Erwachsenen, Reinbek 1967

Ders., Was sagen Sie, nachdem Sie guten Tag gesagt haben? München 1975

Th. A. Harris, Ich bin O.K., du bist O.K., Reinbek 1974

R. Rogoll, Nimm dich, wie du bist. Freiburg 1976

W. Rautenberg, R. Rogoll, Werde, der du werden kannst. Freiburg 1980

Kurz einige Gründe, warum ich diese Methode wähle:

1. Sie geht von einem positiven Menschenbild aus.
2. Sie ist von ihrem anthropologischen Ansatz her transparent für ein christliches Menschenbild und religiöse Fragestellungen.
3. Sie ist auch für Nicht-Psychologen relativ leicht zu verstehen und in ihrer einfachsten Form anzuwenden.

- Die Geschichte und Identität meines Glaubens und meine Lebenseinstellung
- Geschichte und Stand meiner Berufung
- Sinn und Prioritäten, die mein Leben bestimmen
- Mein Gottesbild und meine Gottesbeziehung
- Anerkennung und Lob: das Positive in mir und anderen entdecken
- Correctio fraterna: Meine Fähigkeiten und Schwierigkeiten: daraus erfolgende Verhaltensänderung.

Diese Themen standen je nach der Situation der Novizen mehr oder weniger im Vordergrund.

### 3. Verlauf und Durchführung des Kurses

#### 3.1. Einige Vorbemerkungen

Wichtig für die Durchführung des Kurses war,

1. Daß die Novizen bereits mehr als ein halbes Jahr persönliche Erfahrungen im Noviziat gemacht hatten (z. B. Einführung in das Ordensleben, Einüben in das geistliche Leben, Praktika mit Auswertung, geistliche Gespräche etc.).
2. Daß die Novizen im regelmäßigen Gespräch mit dem Novizenmeister viele persönliche Erfahrungen und Probleme, sei es der eigenen Persönlichkeitsentwicklung, sei es der Glaubensfindung und Berufsklärung besprochen und bearbeitet hatten. Deshalb konnte ich auch in Einzelgesprächen darauf zurückgreifen und mit den Novizen gezielt wichtige Problemfelder ansprechen, die sie dann in den folgenden Gesprächen mit dem Novizenmeister ausführlicher angingen und bearbeiteten. Aus diesem Grunde war es auch möglich, den einzelnen mehr zuzumuten als in einer vergleichbaren freien Gruppe von Theologiestudenten.
3. Daß der Novizenmeister und sein Stellvertreter nur bei der Schlußauswertung und den Eucharistiefiern dabei waren, für Einzelgespräche und Rückfragen aber zur Verfügung standen. Das bewirkte eine größere Offenheit und Unbefangenheit auf beiden Seiten.
4. Daß ich mit einer größeren Gruppe arbeitete (15 bis 23 Novizen). So blieb als intensive Methode neben dem Plenum und der Einzelreflexion vor allem der Austausch in den verschiedenen kleinen Gruppen und im Zweiergespräch. Dabei machten praktisch alle Novizen (vgl. Auswertung) während dieser Woche die Erfahrung, daß sie allein in der Lage waren, gute und tiefgehende geistliche Gespräche zu führen, auch ohne meine direkte Hilfe. Das ist für die freiwillige Fortführung solcher Gespräche im Noviziatsalltag von großer Bedeutung.

## 3.2. Die wichtigsten Elemente des Wochenkurses

3.2.1. Die erste gemeinsame Sitzung diente dem Vorstellen und Kennenlernen. Die Novizen sprachen über ihre Einstellung sowie die Erwartungen und Befürchtungen dem Kurs gegenüber. Nach einer kurzen Begrüßung durch den Novizenmeister stellte ich mich der Gruppe persönlich vor und machte meine Vorschläge für den Kurs mit einer Auswahl an Themen und verschiedenen Lernschritten. Dann kamen in einer Anhörrunde die einzelnen Novizen zu Wort. Neben den eigenen Lernerwartungen waren sie eingeladen, anhand eines Symbols, Schriftworts, einer Gestalt aus dem Alten oder Neuen Testament etc. etwas über ihren Glauben und ihre Berufung mitzuteilen (mündlich oder auf einem Plakat).

Da die Teilnahme verpflichtend war, tauchten neben den üblichen Ängsten bei einigen auch Widerstände und Aggressionen gegen die Noviziatsleitung auf, die zum Teil auf mich übertragen wurden. Wenn in diesen ersten Runden auch mehr die Mißstände beklagt als das Positive im Noviziat anerkannt und gelobt wurde, so wirkten sie doch reinigend und waren eine notwendige Voraussetzung für eine fruchtbare Arbeitsatmosphäre am nächsten Tag. In einer kurzen Auswertung des ersten Treffens (meist drei Stunden) wurde vor allem die Offenheit, die persönlichen Glaubensaussagen, die Toleranz, das lange Zuhören und die konstruktive Kritik und Konfrontation als positiv erlebt.

3.2.2. Im Mittelpunkt des zweiten Tages stand die Einführung in die Strukturanalyse und das Egogramm, die auch dem psychologisch Ungeschulten gute Hilfen bieten, um die eigene Persönlichkeit und ihre Entwicklung klarer zu erkennen und differenzierter darüber zu sprechen. Viele Beispiele aus dem Noviziatsleben veranschaulichten die theoretische Einführung und versetzten die Novizen in die Lage, in einer Einzelreflexion die eigene Person mit Hilfe eines Egogramms darzustellen und zu beschreiben.

Eine weitere Aufgabe war: wichtige Lebensthemen, Botschaften und Schlüsselerlebnisse aus der eigenen Vergangenheit aufzuschreiben und dann zu überprüfen (anhand einer vorgegebenen Liste), inwieweit sie das eigene Leben (Glauben) fördern oder behindern. Die Ergebnisse der Einzelreflexion wurden anschließend in 2er- oder 3er-Gruppen ausgetauscht und eventuell bestätigt oder korrigiert.

Wichtig war dabei einmal die regelmäßige Auswertung dieser Gespräche in den Kleingruppen und die Rückmeldung in der Großgruppe.

In den täglichen Meditationen und Eucharistiefiern wurden die Tagesthemen (Glaube, Berufung, Ja sagen zu sich selbst, Licht–Dunkel, Hoffnung–Verzweiflung, Sinn–Unsinn etc.) aufgegriffen und vertieft.

3.2.3. Das Hauptthema des dritten Tages war die eigene Glaubensidentität. Es wurden verschiedene Glaubenseinstellungen mit typischen Verhaltensweisen vorgestellt: der vertrauensvoll Glaubende, der ängstlich Glaubende, der überheblich Glaubende und der verzweifelt Glaubende.

Die Aufgaben für die Einzelreflexion:

1. Zeichnen der persönlichen Glaubenslinie mit ihren Höhe- und Tiefpunkten. Überprüfen der wichtigsten Glaubenserfahrungen, u. a. wie bin ich aus den „Glaubens-Tiefs“ herausgekommen?
2. Wie sehe und erlebe ich meinen Glauben im Augenblick? Bin ich mehr ein vertrauensvoll Glaubender mit Hoffnung und Zuversicht oder bin ich mehr ein ängstlich oder überheblich Glaubender?
3. Wie erleben mich die anderen im Glauben?

Nach einer eineinhalbstündigen Einzelbesinnung tauschten die Novizen dann in 3er- und 4er-Gruppen ihre Glaubenserfahrungen aus, viele bis in den späten Abend hinein. Diese geistliche Aussprache und die Glaubenserzeugnisse waren für die meisten neue und beglückende Erlebnisse.

3.2.4. Am vierten Tag beschäftigten wir uns mit der eigenen Berufungsgeschichte, ausgehend von einer Berufung aus der Hl. Schrift oder einer graphischen Darstellung der verschiedenen Stationen der eigenen Berufung (Selbst- und Fremdbestimmung) bis hin zu der Frage: Warum bin ich (noch) im Noviziat?

In anderen Kursen stand die Frage nach den Prioritäten des eigenen Lebens im Vordergrund. Jeder sollte zunächst die fünf bis zehn Prioritäten aufschreiben, die sein Leben bestimmen, ohne die er überhaupt nicht oder doch schlecht leben könnte. Diese Prioritäten sollten dann noch einmal gewichtet werden: die wichtigste, die zweitwichtigste etc. Dabei war es oft ernüchternd, die Wunsch-Prioritäten von den wirklichen durch eine Realitätskontrolle im Alltagsleben zu unterscheiden.

Ein weiteres Thema war das Gottesbild und die persönliche Gottesbeziehung.

3.2.5. Für das Einüben der „Correctio fraterna“ und einer gezielten Verhaltensänderung war der fünfte Tag vorgesehen. Ausgehend von der Selbstannahme und einer gesunden Selbstliebe (Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!) sprachen wir besonders von der Bedeutung, die Lob und Anerkennung im Umgang miteinander und mit uns selbst haben. Wie schwer und wichtig zugleich ist es, daß wir immer wieder in uns selbst und in den anderen das Positive sehen, daran anknüpfen und es verstärken.

Beim Überprüfen der eigenen Fähigkeit, Lob und Anerkennung aktiv anderen zu geben und passiv zu empfangen, entdeckten die meisten große Defizite.

Deshalb stellte ich an den Beginn der Selbsteinschätzung (Gewissenserforschung) bewußt die Frage nach dem Positiven (die viele nur schwer oder gar nicht beantworten konnten!).

1. Welche Talente und Fähigkeiten hat Gott mir geschenkt? Wofür kann ich danken, wo bin ich zu loben?
2. Wo liegen meine Hauptschwierigkeiten, mit denen ich mich selbst und andere behindere?
3. Was sollte ich sofort ändern?  
Formulieren Sie bitte einen möglichst konkreten und machbaren Verhaltensänderungswunsch!  
Erstellen sie einen Aktionsplan in kleinen Schritten, wie sie die Verhaltensänderung durchführen und kontrollieren wollen.<sup>2</sup>

Diese Fragen beantwortete zunächst jeder in einer Selbsteinschätzung für sich. In einem zweiten Schritt machte jeder dann dieselben Überlegungen für seinen gewählten Gesprächspartner (Angelus). Mit diesem besprach er nach der Einzelreflexion seine Selbst- und Fremdeinschätzung: ein Modell für die *Correctio fraterna*, das von vielen Novizen freiwillig nach dem Kurs weiter praktiziert oder sogar institutionalisiert wurde.

3.3. Zur Schlußauswertung in der Großgruppe und zur feierlichen Schluß-Eucharistiefeyer wurden der Novizenmeister und sein Stellvertreter eingeladen.

Die einzelnen Novizen hatten sich bereits vorher über folgende Fragen Gedanken gemacht:

1. Welche wichtigen Lernerfahrungen habe ich in diesem Kurs für mich gemacht, was hat mir geholfen?
2. Was hätte ich mir anders gewünscht in dieser Woche?
3. Welche Anregungen und Konsequenzen ergeben sich aus den Erfahrungen dieses Kurses für die konkrete Gestaltung des Noviziats?

Als positive Lernerfahrungen wurden vor allem genannt:

Offenheit und gutes Klima in der Groß- und in den Kleingruppen; Vertrauen zueinander und Stärkung im Glauben durch die intensiven geistlichen Gespräche; größere Selbsterkenntnis, Klärung der eigenen Berufung; Entdecken der vielen Gemeinsamkeiten; Hilfen zur Unterscheidung und Entscheidung; anregendes gemeinsames Beten und die Eucharistiefeyern; Bedeutung von Lob und Anerkennung; Hoffnung und Humor; Freude am Beruf; Bedeutung von Strukturen etc.

Kritische Bemerkungen: große Arbeitsbelastung; mehr freie Zeit (Kurs verlängern); mehr Arbeit in der Großgruppe; zu wenig Impulsvorträge; bessere Vorankündigung; die Gruppe war zu groß etc.

---

2) Zur Verhaltensänderung im einzelnen mit konkreten Beispielen vgl. K. Frielingsdorf, G. Stöcklin, Seelsorge als Sorge um Menschen, Mainz 1978<sup>2</sup>, 139-143

Die Auswirkungen der Kurse auf das Leben im Noviziat waren weitgehend ähnlich. Die wesentlichen Punkte sind recht gut in dem Bericht eines Novizenmeisters – etwa fünf Monate nach dem Kurs – zusammengefaßt:

„...Drei Institutionen haben sich inzwischen eingebürgert, durchgehalten und bewährt:

1. Angelusdienst (correctio fraterna)
2. Wöchentliche Auswertungsrunde mit dem ganzen Noviziat (auch Versuch von Feedback) – Kritik, Planung, Gemeinschaft.
3. Wöchentliches Schriftgespräch.

Ein weiterer Punkt, den ich auf die Kurswoche zurückführe, ist das Glaubensgespräch der Novizen untereinander. Die Erfahrungen des Kurses haben besonders geholfen während der Experimente, bei der Auswertung und in den Ferien.

Für die Exerzitien waren die Reflexionen der Woche besonders hilfreich... Immer wieder konnten wir auf Entdeckungen und Impulse der Glaubenswoche zurückgreifen und sie vertiefen: Egogramm, Glaubenskurve, Berufsmotivation und nicht zuletzt die Prioritätenliste, Problemfelder und Veränderungswunsch. Einiges ist aber auch liegengeblieben, vor allem im Hinblick auf die Gruppe als ganze und ihr gemeinsames Tun und Leben. Hier läuft noch vieles verdeckt oder über Kreuz... So bleibt noch eine Menge zu üben und zu arbeiten in den nächsten Monaten...“

In die Schluß-Eucharistie brachten alle eine Vielfalt von Symbolen für ihren Glauben und ihre Berufung mit und legten sie mit einigen erklärenden Worten auf den Altar: ein Zeichen der Hingabe und der Hoffnung, daß Gott uns selbst mit unseren Wünschen und Gaben annehme und sie segne und verwandle.

#### 4. Anregungen für die Gestaltung des Noviziats

Ich möchte mich hier auf einige wesentliche Hinweise beschränken, die aus den Erfahrungen der Kurswochen entstanden sind; d. h. äußere Gegebenheiten, personelle Fragen und grundsätzliche Ziele und Aufgaben werden hier nicht erschöpfend behandelt.

4.1. Wenn das Noviziat die Aufgaben hat, in das Ordensleben ganzheitlich einzuführen (personale Identifizierung) und eine aus dem Glauben und der Berufung gelebte Existenz einzuüben bzw. zu überprüfen, scheint mir eine Dauer von zwei Jahren dafür eine notwendige Voraussetzung zu sein.

4.2. Um die obengenannten Aufgaben zu erfüllen, ist es für den Novizen wichtig, die eigene Persönlichkeitsentwicklung und religiöse Identität genauer kennenzulernen. Dabei spielt die Beziehung zu und die Ablösung von

den Eltern und der Familie sowie die Gottesbeziehung – nicht nur im Hinblick auf die Berufsentscheidung – eine bedeutende Rolle. Bei der Bewältigung dieser Aufgaben sind vor allem die Exerzitien, die gut vorbereiteten, begleiteten und ausgewerteten Experimente, die regelmäßigen geistlichen Übungen und die Gespräche mit dem Novizenmeister sowie z. B. auch die hier beschriebenen Kurse gute Hilfsmittel.

4.3. Das Noviziat zielt nicht nur eine individuelle Formung, sondern auch eine Gemeinschaftsbefähigung an. Die gemeinsamen Begegnungen, sei es in Kleingruppen, sei es in der Großgruppe, sind für die persönliche Reifung und den religiösen Sozialisationsprozeß sehr wichtig. Deshalb ist zu empfehlen, daß ein regelmäßiger Austausch in Kleingruppen verschiedener Größe (Arbeitsgruppen, geistliche Gesprächsgruppen, Bet- und Meditationsgruppen etc.) und in der Großgruppe stattfindet.

Was die Größe angeht, so scheint mir die untere Grenze des Noviziats etwa bei zehn und die obere Grenze bei gut zwanzig Novizen zu liegen. Unterschreitet die Zahl merklich zehn, so ist zumindest eine Kooperation mit anderen Noviziaten zu empfehlen.

Bei sinkenden Zahlen sollte man in der Auswahl und Zulassung eher sorgfältiger vorgehen.

4.4. Der Novizenmeister spielt als geistlicher Begleiter und Führer im religiösen Selbstfindungsprozeß des Novizen eine ganz entscheidende Rolle: beim Einüben in das geistliche Leben, beim Verarbeiten der Erfahrungen, bei der rechten Selbsteinschätzung, bei der Unterscheidung der Geister, bei der Berufswahl, beim Finden des konkreten Willens Gottes. Er sollte diese Führungsrolle auch bewußt wahrnehmen und vor allem in der Anfangsphase den Novizen nicht in der Eigenverantwortung überfordern.

Alle zwei Wochen scheint ein Gespräch jedes Novizen mit dem Novizenmeister nicht nur nützlich, sondern notwendig.

Es hat sich auch bewährt, daß der Novizenmeister (und sein Stellvertreter) die Einzelexerzitien selbst gibt. Des ungeachtet scheint es hilfreich, wenn gelegentlich Außenstehende Impulse und Anregungen ins Noviziat einbringen.

4.5. Ein Mindestmaß an Strukturen scheint für den einzelnen Novizen und für das Noviziat unabdingbar zu sein:

1. Tägliche Meditation und Gebetszeiten (eine Stunde), Eucharistiefeier, geistliche Lesung, „Gewissenserforschung“ (Examen) und an Werktagen Instruktionen bzw. Arbeitsgruppen.
2. Jede Woche empfiehlt sich ein geistliches Gespräch in einer Kleingruppe.
3. Wenigstens alle zwei Wochen ein geistliches Gespräch mit dem Novizenmeister und in regelmäßigen Abständen die „correctio fraterna“ mit einem Novizen.

Eine begleitende pastorale Aufgabe kann sehr nützlich sein. Sie sollte aber nicht mehr als einen Nachmittag oder Abend pro Woche in Anspruch nehmen.

4. Das gesamte Noviziat sollte sich wenigstens alle vier Wochen für einige Stunden (Besinnungstag, Wüstentag) versammeln, um das gemeinsame Leben und Tun zu reflektieren und offen miteinander zu besprechen und auszuwerten. Dies könnte in Form eines Anhörcircles oder einer „revision de vie“ geschehen, die der Noviziatsgemeinschaft dazu dienen kann, ihre Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten im Zusammenleben vom Glauben und der Berufung her zu überprüfen und zu gestalten.<sup>3</sup> Hinzu kommen die Experimente, Exerzitien und Ferien.
5. Zu empfehlen ist, daß man sowohl die Treffen in Kleingruppen als auch in der Großgruppe wenigstens gelegentlich auswertet, damit die positiven Erfahrungen verstärkt und die Spannungen und Störungen offenkundig werden und bearbeitet werden können.
6. Die genannten Elemente sollten nicht dem Belieben oder dem Zufall überlassen bleiben, sondern von jedem Novizen wenigstens in einer gewissen Zeitspanne erfahren, eingeübt, besprochen und ausgewertet werden.
6. Die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen des Noviziats und darüber hinaus des Ordenslebens scheinen mir die regelmäßige geistliche Begleitung und Führung, die jährlichen Exerzitien sowie die täglichen geistlichen Übungen zu sein. Sie helfen dem Novizen, seine Lebenserfahrungen zu verarbeiten und in der Noviziatsgemeinschaft seinen persönlichen Weg der Berufung zu finden.

---

3) Vgl. K. Frielingsdorf, G. Switek (Hg.), Entscheidung aus dem Glauben, Mainz 1978

# Missionarisches Pfingsttreffen in Mainz vom 2. bis 6. Juni 1981

## *Einige Schlaglichter*

Von Hildemar Warning CMM, Würzburg

„Alle sollen es hören und sich freuen“

Unter diesem Titel hatte der Deutsche Katholische Missionsrat zu einem missionarischen Fachkongreß nach Mainz eingeladen. Rund 1000 Personen aus alten und jungen Ortskirchen waren der Einladung gefolgt.

Dom und Kongreßhalle (Rheingoldhalle) bildeten fast vier Tage lang das Parkett, auf dem es zu einer Begegnung mit den Kirchen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas kam.

Um es vorwegzunehmen: Das Missionarische Pfingsttreffen fand zwar in manchen Einzelheiten berechnete Kritik. Auf's Ganze gesehen aber war es ein wohlorganisiertes und durchaus gelungenes Unternehmen. Wir können nur beten und hoffen, daß die Anstöße, die von Mainz ausgingen, tief in die Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften der Bundesrepublik eindringen. Es geht um unsere Sache.

Dieser Bericht kann und will nicht alle Details des Kongresses beleuchten. Er bringt nur einige Schlaglichter, damit auch Sie davon hören und sich mitfreuen.

### Erster Tag: Begegnung mit den Kirchen Asiens

Der Nachmittag des ersten Tages stand im Zeichen der Begegnung mit den Kirchen Asiens. Wir tun gut, uns daran zu erinnern, daß in Asien mehr als die Hälfte aller Menschen leben. Dort sind auch die Hochreligionen des Hinduismus, Buddhismus und Islam beheimatet. Hier hat es das Christentum schwer, an Boden zu gewinnen. Die gläubigen Volksmassen haben ihre uralten eigenen Wege der Gottesbegegnung und Gotteserfahrung.

In einem vielbeachteten Vortrag betonte ein indischer Jesuit, Prof. Francis X.D'Sa, daß Missionierung in diesen Räumen nicht einfach heißen könne: „Taufen, taufen, taufen“. Der christliche Missionar müsse zur Kenntnis nehmen, daß es hier eine ganz andersartige Gotteserfahrung gebe und müsse sich als Mann Gottes darüber freuen. Im Anschluß an das Zweite Vatikanische Konzil sei klargeworden, daß das Verhältnis „Christentum – Hochreligionen“

nicht einfach durch Begriffe wie „Wahrheit – Irrtum“ bestimmt werden könne. Auch in den Hochreligionen seien viele Wahrheitskörner zu finden. Deshalb sei nicht die Konfrontation, sondern der Dialog zwischen Christentum und Hochreligionen das Gebot der Stunde. Die Kirche müsse auf die Suche nach diesen Körnern gehen.

Der Redner stieß bei einigen Zuhörern auf harten Widerspruch. Sie fürchteten eine Nivellierung des Christentums, so als seien alle Religionen gleich gut. Der Professor stellte klar, daß die Religionen nicht alle gleich seien. Der Absolutheitsanspruch des Christentums werde nicht bestritten. Die verschiedenen Religionen aber könnten einander ergänzen und korrigieren. Einige Ordensgemeinschaften hätten begonnen, mit moslemischen Nachbarn zusammenzuleben und von ihnen zu lernen.

In den Foren des Abends ging es um folgende Themen: Evangelisierung in einer säkularisierten Welt; der bleibende missionarische Auftrag; Christentum und Marxismus in Asien; Jugendreligionen und asiatische Spiritualität; Christliche Kirchen in der Volksrepublik China; Junge Kirche – Kirche der Jugend.

### Zweiter Tag: Begegnung mit den Kirchen Afrikas

Am zweiten Tag kamen die afrikanischen Kirchen zu Wort. Es ging um das Problem: „Evangelisierung und Inkulturation“. Zwei Vertreter – Bischof Denis de Jong (Zambia) und Bischof Laurent Monsengwo Pasinya (Zaire) – berichteten von den Anstrengungen, das Christentum in die afrikanischen Kulturen einzupflanzen. Dabei wurde deutlich, daß diese Einwurzelung in eine fremde Kultur Sache der jungen Kirchen selber ist und daß dieser Prozeß viel Zeit und Geduld erfordert. In diesen Prozeß müsse auch die Theologie einbezogen werden. Das Wort des afrikanischen Bischofs wurde zitiert: „Gebt uns Christus ohne Zeugen!“ Damit sei gemeint: Gebt uns Christus ohne die Belastung durch eure abendländische Geschichte und eure Theologie, die doch nur eine partikuläre Theologie sein kann. Das Evangelium kenne keine Grenzen. Es richte sich an alle Völker, an alle Denkweisen und Kulturen. Alle sollen im Christentum ein Heimatrecht haben. Man sprach von der „Inkarnation“ (Fleischwerdung) des Evangeliums in fremden Kulturen.

In einem Gespräch am Rand des Kongresses gebrauchte jemand dieses Bild: Die Missionare hätten den Samen des Evangeliums nach Asien und Afrika zu bringen, nicht aber den Blumentopf, in dem dieser Same bei uns groß geworden sei. Bei der Verpflanzung des Evangeliums gelte es, diesen Topf zu zerbrechen.

Die Foren dieses Tages beschäftigten sich u. a. mit dem Islam in der Bundesrepublik Deutschland, mit neuen kirchlichen Gemeindeformen, mit der Rolle der Frau in der Evangelisierung.

Im abendlichen Podiumsgespräch „Weltgemeinschaft der Ortskirchen“ wurde von Vertretern der Dritten Welt die zu aufwendige Verwaltung in den westeuropäischen Kirchen kritisiert. Die Verwaltung in den Kirchen der Dritten Welt sei sehr einfach, damit aber viel unmittelbarer und menschlicher. Ferner wurde festgestellt, daß die jungen Kirchen noch immer die finanzielle und personelle Hilfe der alten Kirchen brauchen. Nur sollten beide Partner darauf achten, daß dadurch keine ungesunde Abhängigkeit entstehe.

### Dritter Tag: Begegnung mit der Kirche Lateinamerikas

„Evangelisierung und Befreiung“ – so hieß das Thema, das Erzbischof Marco Gregorio McGrath, Panama, abhandelte. Ohne das Zweite Vatikanische Konzil wären Evangelisierung und Befreiung in Lateinamerika nicht möglich gewesen. Um diese Befreiungsbewegung verstehen zu können, müsse man die Geschichte Lateinamerikas kennen. Die Kirche dort vertrete nicht mehr die Sache einer reichen Minderheit. Sie habe ein völlig neues Gesicht erhalten, da sie sich nun eindeutig auf die Seite des Volkes, d. h. auf die Seite der Armen und Unterdrückten gestellt habe. Die Kirche Lateinamerikas nehme ihre prophetische Aufgabe wahr, indem sie den Nachbarn gegenüber für „Freiheit und Gerechtigkeit“ eintrete. Tausende von Gruppen, viele Laien, darunter sehr viel Frauen, seien im Land unterwegs, um vor allem die Armen zu erreichen. Diese seien viel interessierter als die Reichen.

Mission meine nicht nur die Seele des Menschen, sondern den ganzen Menschen. Das Evangelium sei eine Kraft, die alle Bereiche des menschlichen Daseins umgestalten könne. Papst Paul VI. habe sich in „Evangelii Nuntian-di“ die Theologie der Befreiung zu eigen gemacht und dort die richtigen Akzente gesetzt.

Die Foren kreisten um Themen wie: Wege der befreienden Evangelisierung; Armut nach dem Evangelium und das Elend dieser Welt; Politisches Handeln aus der Sicht des Evangeliums. Im Forum „Mission und Entwicklung“ wurde gefragt, ob die Verkündigung des Evangeliums nicht Sache des Priesters sei, Entwicklungshilfe aber Sache der Laien.

### Fest der Begegnung

Bezeichnend für den ganzen Kongreß war, daß er am Abend des dritten Tages in ein Fest der Begegnung einmündete. Zu diesem Fest waren sehr viele Erwachsene, vor allem aber sehr viele Jugendliche aus Mainz und näherer Umgebung gekommen. Man freute sich gemeinsam an asiatischer und afrikanischer Folklore. Im Foyer der Kongreßhalle ging man aufeinander zu. Man redete miteinander. Man teilte miteinander Brot. Man aß und trank Wein oder Wasser. Es gab Gruppen und Grüppchen, wo das Gespräch nur zähflüs-

sig war, aber auch solche, wo es sehr lebendig zuing. Ob es sich um die großen gemeinsamen Gottesdienste handelte, um die Bibelmeditationen, um die Referate mit anschließender Diskussion, um die Foren, um die in einem Zelt am Rheinufer eingenommenen gemeinsamen Mahlzeiten oder um ein Gespräch am Rande: Der ganze Kongreß – mit Gästen aus 17 verschiedenen Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas – war ein einziges Fest der Begegnung.

Mainz machte deutlich, daß die Zeiten vorbei sind, in denen die alten Kirchen nur die Gebenden und die jungen Kirchen nur die Empfangenden waren. Das Nehmen und Geben, der Austausch unter den Ortskirchen hat begonnen. Wie sagte ein Bischof in der Diskussion? „Mission ist nicht mehr Einbahnstraße. Die Europäer sind nicht mehr die Norm. Wir werden in Frage gestellt.“ In Mainz war das zu spüren. Aber Mainz war nur ein Anfang.

# Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. Juni 1981)

## VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

### 1. Bedeutung der sozialen Kommunikationsmittel

Anläßlich einer Audienz für die Mitglieder und Berater der Päpstlichen Medienkommission – März 1981 – sagte Papst Johannes Paul II., die Kirche müsse lernen, die Kommunikationsmittel im Dienst für den Menschen optimal zu nutzen: „Diesem Apostolat müssen Bischöfe und Klerus sowie die katholischen Verbände und Einrichtungen noch mehr Kraft und Zeit widmen.“ (KNA)

### 2. An die Ordensvikare

„Wie alle Mitglieder der Kirche brauchen auch die Ordensleute Verständnis und Liebe.“ Das betonte der Papst am 20. März in einer Audienz für US-amerikanische Ordensvikare. Als Vikare für die Ordensleute müßten sie diesem Bedürfnis als „Freund, Ratgeber, Vertrauter, als geistlicher Leiter oder als Beichtvater“ Rechnung tragen. Schließlich erinnerte Johannes Paul II. an die „Grundsätze und Richtlinien für die Beziehungen zwischen Bischöfen und Ordensleuten in der Kirche“, die noch unter Paul VI. von der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute herausgegeben wurden. Danach soll es in jeder Diözese „einen Bischofsvikar für die Institute der Männer- und Frauenorden geben, um die seelsorgliche Zusammenarbeit mit dem Bischof zu gewährleisten“. Aufgabe sei es, das Ordensleben in die Gesamtpastoral einer Diözese einzugliedern.

### 3. Zum Mediensonntag

Hauptaufgabe der Massenmedien in der heutigen Zeit sei die Förderung verant-

wortlicher Freiheit, erklärte Papst Johannes Paul II. in seiner Botschaft zum XV. Welttag für soziale Kommunikation (31. Mai 1981). Gleichzeitig warnte der Papst vor den vielfältigen Gefahren der Manipulation des Menschen durch Presse, Rundfunk und Fernsehen (KNA).

### 4. An den Internationalen Kongreß über geistliche Berufungen

Zur Eröffnung des Internationalen Kongresses über geistliche Berufungen, der von der Kongregation für das katholische Bildungswesen organisiert und für den 10. bis 16. Mai 1981 nach Rom einberufen worden war, sagte Papst Johannes Paul II. am 10. Mai: Es dürfe zu keiner „Laisierung des priesterlichen Dienstes und des priesterlichen Lebens“ kommen. Das Weihepriestertum dürfe nicht durch andere „Dienste“ ersetzt werden (KNA).

### 5. Konzilsgedenken in Rom und Istanbul

In einem Schreiben zur 1600-Jahr-Feier des 1. Konzils von Konstantinopel und zur 1550-Jahr-Feier des Konzils von Ephesus lud Johannes Paul II. alle katholischen Bischofskonferenzen sowie die Patriarchate und Metropolen der katholischen orientalischen Kirchen ein, zu den Jubiläumsfeierlichkeiten am 7. Juni 1981, Delegationen nach Rom zu entsenden.

Der Papst äußert in dem Dokument die Hoffnung, daß die Gedächtnisfeiern für die beiden Konzilien zum weiteren gegenseitigen Verstehen mit den noch getrennten Christen in Ost und West führen. „Was könnte denn auch eher den Weg zu dieser Einheit beschleunigen als die Erinnerung und damit auch die Verlebendigung des-

sen, was durch so viele Jahrhunderte der Inhalt des gemeinsam bekannten Glaubens gewesen ist und es auch jetzt noch ist, nach den schmerzlichen Trennungen, die im Laufe der Jahrhunderte eingetreten sind.“ Auch das orthodoxe Patriarchat von Konstantinopel veranstaltete am 7. Juni Jubiläumsfeiern, an denen eine offizielle Delegation der römisch-katholischen Kirche teilnahm. Umgekehrt war eine Abordnung des ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, Dimitrios I., zu den Gedenkfeiern an Pfingsten in Rom erschienen.

Wiederholt betont der Papst in seinem Schreiben, daß die Christen sich bei den Konzils-Gedenkfeiern nicht nur an das Geschehen in der Vergangenheit erinnern dürfen, sondern es aktualisieren und eng mit dem Leben der Kirche und ihren Aufgaben in der heutigen Zeit in Verbindung bringen müssen. Er erinnert daran, daß die in den Konzilien von Konstantinopel und Ephesus definierten Wahrheiten auch in den Lehräußerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils fortleben. „Wie sehr haben sie den Inhalt der Lehre über die Kirche geprägt, die ja im Zweiten Vatikanischen Konzil eine zentrale Stelle einnimmt.“ Auch heute noch sei das 1. Konzil von Konstantinopel „Ausdruck des einen gemeinsamen Glaubens der Kirche und der ganzen Christenheit“. Im Bekenntnis dieses Glaubens „wollen wir hervorheben, was uns – trotz aller Spaltungen im Laufe der Jahrhunderte – mit allen unseren Brüdern verbindet“.

Die Jubiläumsfeier des Konzils von Konstantinopel macht den Christen am Ende des zweiten Jahrtausends bewußt, wie lebendig in den frühchristlichen Jahrhunderten das Bedürfnis war, „im kirchlichen Glaubensbekenntnis das unauslotbare Geheimnis Gottes in seiner absoluten Transzendenz, das Geheimnis von Vater, Sohn und Geist, richtig zu verstehen und zu verkünden“. Jenes Konzil habe das Geheimnis des heiligen Geistes, „seines Ursprungs

vom Vater erläutert und damit seine Einheit und Gleichheit im Gott-sein mit Vater und Sohn betont“. Wie der Papst schreibt, müssen die Gläubigen im Jahr 1981 „dem Heiligen Geist in besonderer Weise dafür danken, daß er inmitten der vielfältigen Schwankungen menschlichen Denkens die Kirche befähigt hat, ihren Glauben – in einer der jeweiligen Epoche eigenen Ausdrucksweise – im vollen Einklang mit der ‚ganzen Wahrheit‘ zum Ausdruck zu bringen“.

Ausdrücklich weist der Papst darauf hin, daß in diesem Jahr Pfingsten auf den gleichen 7. Juni fällt wie im Jahr 431, auf den zunächst der Beginn der Konzilssitzungen von Ephesus festgesetzt worden war und an dem bereits die ersten Gruppen von Bischöfen eingetroffen waren. Später war dann der Konzilsbeginn auf den 22. Juni verschoben worden. Wie das 1. Konzil von Konstantinopel, so setzt der Papst in seinem Schreiben auch das Konzil von Ephesus in enge Beziehung zum Zweiten Vatikanum. So wie das Konzil von Ephesus die Glaubenswahrheit von der Gottesmutter-schaft Mariens bekräftigt habe, so habe auch das Zweite Vatikanische Konzil daran erinnert, daß Maria als „das Urbild der geistlichen Mutterschaft der Kirche“ selbst anzusehen ist. Die Feier in der Marienbasilika Roms soll nach Johannes Paul II. darüber hinaus ein Gedenken an die Gemeinschaft der Apostel mit der Mutter Jesu im Abendmahlssaal sein (RB Nr. 15, v. 12. 4. 81, S. 11).

## 6. Päpstlicher Rat für die Familie

Durch ein „Motuproprio“ vom 9. Mai 1981 hat Papst Johannes Paul II. den „Päpstlichen Rat für die Familie“ errichtet. Das „Komitee für die Familie“, das bisher als Teil des „Päpstlichen Laienrates“ bestand, wurde dadurch zu einem eigenständigen Organ der römischen Kurie erhoben, dem ein Kardinal als Präsident vorstehen wird. Eine besondere Aufgabe des Päpstlichen Rates für die Familie wird die Aufarbei-

tung der Fragen sein, die durch die Bischofssynode 1980 aufgeworfen worden sind (L'Osservatore Romano n. 111 v. 15. 5. 81).

### ATTENTAT AUF DEN PAPST

Am 13. Mai 1981 gegen 17.20 Uhr wurde auf dem Petersplatz in Rom auf Papst Johannes Paul II. geschossen. Der Attentäter hatte die Absicht, den Papst zu ermorden. Für die Weltöffentlichkeit wirkte die Schreckensnachricht von dem Attentat auf Johannes Paul II., der auf dem Petersplatz während seiner Fahrt durch die Menschenmenge zu seiner routinemäßigen Mittwochsaudienz von drei Kugeln in Bauch, Schulter und Hand getroffen wurde, abgefeuert von dem türkischen Extremisten Mehmed Ali Agca, zunächst kaum glaubhaft. Lähmendes Entsetzen und Empörung verbreitete sich über Konfessions-, Religions- und politische Grenzen hinweg ob dieses Anschlags auf den engagiertesten Mahner der Gewaltlosigkeit unserer Zeit.

Nach Bekanntwerden des Attentats auf Papst Johannes Paul II. äußerten Repräsentanten aus Kirche und Politik in aller Welt Betroffenheit und übermittelten ihre Genesungswünsche. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Joseph Höffner, der sich zum Zeitpunkt des Geschehens im portugiesischen Wallfahrtsort Fatima aufhielt, erklärte, erschütternder könne die Unmenschlichkeit von Gewalt nicht demonstriert werden, als es durch diesen Angriff geschehen sei. „Er, der gleichsam Symbol für die Botschaft der Liebe und der Gewaltlosigkeit geworden ist“, sei Opfer eines grausamen Gewaltaktes geworden. Für das deutsche Volk übermittelte Bundespräsident Karl Carstens dem Papst telegrafisch die besten Genesungswünsche. Bundesregierung und sämtliche Parteien des Deutschen Bundestages zeigten sich betroffen. Bundeskanzler Helmut Schmidt unterbrach die Sitzung des Kabinetts. In einem Exklusiv-Interview

mit der KNA zitierte der Kanzler das Shakespeare-Wort: „Die Zeit ist aus den Fugen.“ Tief erschrocken sei man vor allem, weil der Anschlag einem Mann geglückt habe, „der so sehr viel Zuneigung genießt“. Schmidt: „Man ist sein Bruder, man möchte sein Freund sein.“

Der Papst war nach dem Attentat in die katholische Universitätsklinik „Gemelli“ gebracht worden. Ein achtköpfiges Ärztekonsortium übernahm die Behandlung des Patienten. Der ärztliche Eingriff dauerte fünf Stunden. Durch die Schüsse des Attentäters ebenfalls schwer verletzt wurde eine amerikanische Touristin; eine weitere Frau wurde gestreift.

Papst Johannes Paul II. mußte bis zum 18. Mai auf der Intensivstation des Krankenhauses verbringen. Am 3. Juni konnte er in den Vatikan übersiedeln. Am Pfingstsonntag zeigte er sich kurz den Gläubigen.

In einer ersten Kurzanrede, die in der Klinik „Gemelli“ registriert worden war, sprach der Papst Worte des Verzeihens für den Attentäter. In einer zweiten Kurzanrede nach dem Attentat wandte sich der Papst in ganz besonderer Weise den kranken Menschen zu. An sie richtete er ein „Wort der Ermutigung“. Allen Vertretern von Presse, Rundfunk und Fernsehen dankte Johannes Paul II. für den hochherzigen Einsatz, mit dem sie in ihren Berichten und Bildern die Erschütterung der ganzen Welt über das Attentat vom 13. Mai zum Ausdruck brachten (KNA).

### AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

#### 1. Päpstliche Kommission für die Massenmedien

Mit Nachdruck hat sich die Päpstliche Kommission für die Massenmedien, die nach dreijähriger Unterbrechung im März 1981 in Rom tagte, dafür eingesetzt, die

neuen Medien in den Dienst der Kirche zu stellen. Die Technik habe im vergangenen Jahrzehnt Instrumente der sozialen Kommunikation geschaffen, die eine große Chance für die wirksame Erfüllung des Auftrages der Kirche biete, betonten sowohl Mitglieder wie vor allem auch die Fachberater der Kommission. In intensiven Beratungen wurde eine effizientere Gestaltung des jährlichen Welttages der Massenmedien vorbereitet. Auch der 10. Jahrestag der Veröffentlichung der Pastoralinstruktion „Communio et progressio“ (OK 13, 1972, 74) soll in der Kirche ein Zeichen für die entscheidende Bedeutung der Kommunikation setzen.

Eine kritische Diskussion löste ein Referat über den McBride-Bericht der UNESCO aus. Die grundsätzliche Zustimmung zur Notwendigkeit einer neuen Welt-Informationsordnung wurde mit der unabdingbaren Forderung verbunden, daß diese auf dem Prinzip der Presse- und Informationsfreiheit beruhen müsse. Die Beachtung dieses Prinzips sei jedoch in vielen Ländern nicht gewährleistet.

Klagen wurden von Kommissionsmitgliedern aller Kontinente darüber vorgetragen, daß die publizistischen Einrichtungen der Kirche aus finanziellen Gründen personell und technisch unzureichend ausgestattet sind. Die Erkenntnis der großen pastoralen Wirksamkeit der Medien müsse zu einer entsprechenden Schwerpunktsetzung bei finanziellen Dispositionen führen (KNA).

## 2. Kongregation für die Glaubenslehre

Katholiken, die sich in freimaurerische Vereinigungen einschreiben, sind exkommuniziert. Das bekräftigte eine Erklärung der Kongregation für die Glaubenslehre. Die Glaubenskongregation präzisiert damit ein mit Datum vom 19. Juli 1974 an einige Bischofskonferenzen gerichtetes Schreiben, das, wie es in der am 2. März

1981 veröffentlichten Erklärung heißt, „Anlaß zu irrigen und tendenziösen Interpretationen gegeben hat“.

„Ohne möglichen Verfügungen des Kirchenrechts vorgeifen zu wollen“, betont die Glaubenskongregation in ihrem Dokument, „ist die diesbezügliche kirchenrechtliche Regelung in keiner Weise verändert worden und bleibt voll in Kraft.“ Wie es in der Erklärung weiter heißt, „sind demnach weder die Exkommunikation noch andere vorgesehene Kirchenstrafen“ bei der Einschreibung von Katholiken in freimaurerische Vereinigungen außer Kraft gesetzt. Schließlich weist die Glaubenskongregation darauf hin, daß es nicht ihre Absicht gewesen sei, „es den Bischofskonferenzen anheimzustellen, öffentlich mit einem Urteil allgemeiner Art über die Natur der freimaurerischen Vereinigungen hervorzutreten, das Abweichungen von der bestehenden Norm miteinbezieht“ (RB n. 11 v. 15. 3. 81, S. 10; vgl. OK 21, 1980, 481).

## 3. Staatssekretariat

Im Auftrag des Heiligen Vaters sandte Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli an den Mainzer Weihbischof Wolfgang Rolly, Tit.-Bischof von Taborenta, – in seiner Eigenschaft als Vorsitzenden der Unterkommission Jugend der Deutschen Bischofskonferenz – ein Schreiben. Das Schreiben ist eine Antwort zur Anfrage der Jugend auf der Münchener Theresienwiese anläßlich des Papstbesuches im November 1980. Der Kardinalstaatssekretär schreibt:

„In Ihrer Eigenschaft als Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Jugendpastoral haben Sie zusammen mit dem Bundespräsidenten der Deutschen Katholischen Jugend, H. H. Walter Böcker, in Ihrem Schreiben vom 13. Februar d. J. dem Heiligen Vater Ihre Freude und Dankbarkeit über seinen kürzlichen Pastoralbesuch in der Bundesrepublik Deutschland, besonders die Eucharistiefeyer mit den Jugendlichen in München, zum Ausdruck gebracht.

Zugleich unterrichteten Sie ihn über die vorbereitenden Arbeiten von seiten der verantwortlichen Leitung und bekundeten Ihr Bedauern über die Mißverständnisse und heftigen Auseinandersetzungen, die sich aus einem Grußwort der Jugendlichen am Ende des Gottesdienstes auf der Theresienwiese ergeben haben.

Der Heilige Vater hat mich beauftragt, Ihnen und allen Verantwortlichen der kirchlichen Jugendarbeit für Ihren unermüdlchen Einsatz und seelsorglichen Dienst an den Jugendlichen angesichts der vielfältigen Probleme und Schwierigkeiten, denen sie in der heutigen Gesellschaft und nicht selten auch in der Kirche begegnen, aufrecht zu danken. Gerade die jungen Menschen, denen die Geschehnisse der Welt von morgen anvertraut sein werden, stehen seinem Herzen besonders nahe. Deshalb versichert der Heilige Vater der deutschen katholischen Jugend, deren zahlreiche Teilnahme an seiner Pilgerreise er sich noch mit Freude erinnert, seine tiefe Verbundenheit und Zuneigung und bedauert es ebenfalls, daß sich aus rein organisatorischen Gründen keine Gelegenheit zu einem ausführlicheren Gespräch mit der Jugend geboten hat.

Auch die kritischen Anfragen, die Jugendliche heute mitunter an die Kirche richten, verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, zumal sich darin oft zugleich die Schwierigkeiten der Erwachsenen artikulieren. Soweit diese in dem besagten Grußwort zum Ausdruck gebracht worden sind, hat der Heilige Vater schon in den verschiedenen Ansprachen seines Deutschlandbesuches und bei anderen früheren Anlässen dazu ausführlich Stellung genommen. Dennoch ermutigt er die Jugendlichen und alle Verantwortlichen in der Kirche zu einem offenen, vertrauensvollen und brüderlichen Dialog, in dem die gemeinsame Liebe zu Christus und zur Kirche sie trotz möglicher unterschiedlicher Anschauungen oder Erwartungen zu wahren Brüdern und Schwestern verbindet.

Dadurch bleiben die auftretenden Fragen und Probleme nicht einfach nur ein störendes Hindernis, sondern werden für alle zu einer Herausforderung und Chance für ein vertieftes Verständnis des Wesens und der Sendung der Kirche und der christlichen Berufung in unserer Zeit. Es kann dabei für alle noch deutlicher und einsichtiger werden, daß die Kirche in ihrer Lehre und Pastoral auch heute noch auf manchem scheinbar ‚Unzeitgemäßem‘ besteht, nicht weil sie zu starr und unnachgiebig ihrer Vergangenheit verhaftet ist, sondern aus Treue zu Christus und dem von ihm empfangenen Auftrag für das wahre Heil des Menschen.

Der Heilige Vater bittet deshalb die Jugendlichen, sich durch Schwierigkeiten welcher Art auch immer nicht entmutigen zu lassen, sondern an ihnen zu wachsen und mit der Kirche nicht trotz, sondern gerade wegen der vielfältigen tatsächlichen und möglichen Fragen, Mißverständnisse oder auch Anfeindungen von innen und außen um so vertrauensvoller und entschlossener zusammenzuarbeiten und ihre Sendung in der Welt von heute verantwortungsbewußt mitzugestalten.

Mit diesem Wunsch erbittet der Heilige Vater der deutschen katholischen Jugend und allen Verantwortlichen der kirchlichen Jugendarbeit den erleuchtenden und stärkenden Beistand des göttlichen Geistes und erteilt ihnen für ein überzeugtes Bekenntnis zu Christus und seiner Kirche von Herzen den Apostolischen Segen.

Indem ich Sie in hohem Auftrag hiervon unterrichte, bin ich mit besten persönlichen Wünschen und verehrungsvollen Grüßen...“ (RB n. 23 v. 7. 6. 81, S. 12).

#### 4. Kongregation für das katholische Bildungswesen

Vom 10. bis 16. Mai 1981 tagte in Rom ein internationaler Kongreß über das Thema: „Entwicklung der Berufspastoral in den Ortskirchen: Erfahrungen aus der Vergan-

genheit und Programm für die Zukunft.“ Die rund 250 Teilnehmer waren etwa zur Hälfte Bischöfe. Dazu kamen Priester, Schwestern und Laien, die aufgrund ihrer Tätigkeit in der Berufspastoral oder wegen ihrer Fachkompetenz eingeladen worden waren. Aus Deutschland nahmen die Bischöfe K. Hemmerle, L. Averkamp und G. Weinhold sowie Prälat E. Spath, Dechant H. Lienesch, Ordinariatsrat W. Weider, Schwester O. Stegmaier SSpS und P. H. Heekeren SVD teil.

Der Kongreß wurde durch eine Eucharistiefeier mit dem Heiligen Vater in St. Peter eröffnet. Er war durch die Kongregation für das katholische Bildungswesen von langer Hand vorbereitet worden. Etwa 700 diözesane Aktionspläne zur Förderung geistlicher Berufe sowie Anregungen der Kongreßdelegierten waren zu einer Arbeitsunterlage zusammengefaßt worden, die allen Teilnehmern zur Verfügung stand. Nur im Hinblick auf die Pastoral der diözesanen Berufe konnte dieses Papier als gelungen und ausgeglichen betrachtet werden. Darum reichte die Union der Generalobern (USG) und die der Oberinnen (UISG) ergänzende Feststellungen und Empfehlungen ein, die hier in Auswahl wiedergegeben seien:

Viele Gemeinden wissen zu wenig vom Ordensleben; Ordensfrauen werden mehr wegen ihrer Tätigkeit geschätzt als wegen ihrer religiösen Weihe; mancherorts ist die Berufspastoral zu einseitig auf den Diözesanklerus ausgerichtet; der Beruf des Ordensbruders ist im Papier überhaupt nicht erwähnt; auch der Missionsberuf wird nicht genügend betont; in den jungen Ortskirchen fördert das Institut, dem das Territorium ursprünglich anvertraut war, mitunter nicht genügend die diözesanen Berufe oder die anderer Gemeinschaften; man beachte, daß die Erfahrung des Gemeinschaftslebens und des gemeinsamen Betens in den Orden positive Auswirkungen auf die Berufsentscheidung junger Leute hat; an den

zumeist von Ordensleuten geleiteten katholischen Schulen könnte mehr für Berufe getan werden; der Kongreß möge „Mutuae Relationes“, Nr. 39, über die Zusammenarbeit von Bischöfen und Ordensleuten auf dem Gebiet der Berufspastoral beachten; die Ordensleute sollten sich überall in die Berufspastoral der Ortskirche integrieren.

Diese Anregungen wurden in den Gruppendiskussionen mit behandelt. Es ist zu erwarten, daß sie auch bei der Abfassung des endgültigen Dokumentes gebührend berücksichtigt werden.

Die eigentliche Arbeit geschah in den fünf Sprachgruppen. Die deutsche unter dem Vorsitz von Regionalbischof Averkamp, Xanten, zählte 20 Teilnehmer aus sieben europäischen Ländern. Das Ergebnis der Gruppenarbeit wurde jeweils am folgenden Morgen dem Plenum vorgetragen. Hier blieb wenig Zeit zur Diskussion, außer bei der Verabschiedung des vorläufigen Schlußdokumentes, weil der Schwerpunkt auf Vorträgen von Kardinälen, Bischöfen, Priestern, Ordensleuten und Laien lag. Dieses Dokument ist also im wesentlichen das Ergebnis der Gruppenarbeit. Es wurde von den Sekretären der fünf Gruppen unter der Leitung von Dr. Averkamp redigiert. Auf 19 Seiten bietet es eher eine Synthese der Diskussionen als einen organischen Traktat. In der Einleitung geht es vor allem um die Frage, wie die Kirche für viele junge Menschen wieder glaubwürdiger werden kann. Erst wenn ihnen eine aktivere Beteiligung an der Gestaltung kirchlichen Lebens gestattet wird, können sie den Sinn kirchlicher Berufe in unserer Zeit besser erkennen.

Das achtteilige Dokument beginnt mit der Feststellung, daß die theologische Definition und das gegenseitige Verhältnis der kirchlichen Berufe von Bedeutung für die Berufspastoral sind. Die Rolle Mariens als Modell für die Grundstruktur von göttlichem Ruf und menschlicher Antwort wird dabei hervorgehoben. – Die Lokalkirche

wird mit den vielen Berufen gleichgesetzt, aus denen sie sich konstituiert. In ihr als der von Gott Gerufenen (Ecclesia) kommt den Personen mit besonderem Charisma unter der Leitung des Bischofs sowie der Familie und der Pfarrei mit ihren Gruppen und Bewegungen eine spezielle Verantwortung für die Förderung der Berufe zu. Dabei ist eine möglichst aktive Beteiligung der Jugendlichen selbst an dieser Pastoral unerlässlich. – Hervorgehoben wird die weltweite missionarische Verantwortung der Lokalkirche bei der Berufspastoral. – Die Bedeutung des Gebets um Berufe wird unterstrichen. Notwendig sei „eine Bekehrung der Kirche zur Anbetung“. – Es folgen Ausführungen über eine angepaßte Berufskatechese. – Bei der Berufsbegleitung wird die Rolle des guten Seelenführers betont sowie der dauernde Kontakt mit Gleichgesinnten. In einigen Ländern ist das Kleine Seminar weiterhin eine unersetzliche Hilfe. – Es werden Organisationen und Strukturen auf nationaler und diözesaner Ebene erwähnt, die der Förderung der Berufe dienen. Eigens wird vermerkt, daß sie auch für die Ordensberufe verantwortlich sind. – Von einer gemischten diözesanen Kommission für Berufe werden Impulse für die Pastoral aller kirchlichen Berufe in der Lokalkirche erwartet. – Nr. 41 lautet: „Da die Orden sich in der Lokalkirche engagieren müssen, sollen der fortwährende Dialog und die Zusammenarbeit der Verantwortlichen in der Lokalkirche und der Oberen der religiösen Gemeinschaften konkret, offen und auf Gebet gegründet sein.“ – In jeder Diözese soll es einen offiziellen und ganzzeitlich mit der Berufspastoral Beauftragten geben. – Wer in der Berufspastoral tätig ist, muß mit der Denk- und Erlebniswelt sowie der Verhaltensweise der Jugend vertraut sein. – Erwähnt werden ferner die Bedeutung der katholischen Schule, eine intensivere Pastoral der Spätberufe sowie der Berufe aus Arbeiterkreisen.

Im Schlußabschnitt geben die Teilnehmer

ihrer Überzeugung Ausdruck, daß der Kongreß ein Ereignis des Geistes war. Als Vertreter der Lokalkirchen haben sie ihre Erfahrungen und Pläne bezüglich einer gültigen Berufspastoral vergleichen können und dabei neue Impulse für die Zukunft empfangen. Das wachsende Bewußtsein einer gemeinsamen Verantwortung für Berufe in den Gemeinden und die bessere Koordination der Berufspastoral auf diözesaner Ebene unter Mitarbeit aller berechtigt zu größerer Zuversicht. Das Dokument schließt mit einem Zitat aus der Homilie des Heiligen Vaters beim Eröffnungsgottesdienst. Der Papst erinnert daran, daß der Heilige Geist uns in der gegenwärtigen Krise besonders beisteht. Wir dürfen dann mehr Berufe erwarten, wenn wir Christus ganz die Treue halten, unbegrenzt auf die Kraft seiner Erlösung vertrauen und unseinerseits alles tun, um „ein Recht zu haben“ auf dieses Vertrauen.

Eine vom Plenum gewählte Kommission wird alle schriftlichen Unterlagen, die vom Kongreß dem Sekretariat übermittelt wurden, sammeln und auf dieser Grundlage einen Entwurf für ein endgültiges Dokument erarbeiten. Dieser Entwurf wird den Teilnehmern zur Stellungnahme zugesandt. Die Kommission wird deren Anmerkungen in ihre Arbeit einbeziehen und dann den endgültigen Text redigieren. Dieser wird dem Heiligen Vater zur Approbation vorgelegt werden. Anschließend wird er allen Bischöfen und den Verantwortlichen für die Pastoral geistlicher Berufe zugestellt.

Eine erste Analyse der Vorträge und Diskussionen sowie des Schlußdokumentes ergibt, daß es den Teilnehmern weder um graue Theorie noch um die begrenzte Thematik der Priesterberufe ging. Sie mühten sich um eine möglichst objektivere Erfassung der Lage der kirchlichen Berufe auf Weltebene, sowie um klare Richtlinien für die Zukunft und stellten offiziell fest, daß jede Diözese und Gemeinschaft sich um Berufe sorgen muß.

Als weiteres positives Ergebnis ist zu verzeichnen, daß endlich einmal die um die Frage der geistlichen Berufe errichtete Mauer des Schweigens, der Gleichgültigkeit, ja des Pessimismus durchbrochen wurde. Auf dem Kongreß herrschte sogar ein gemäßigter Optimismus, der sich für Lateinamerika, Afrika und Asien auch auf eine steigende Anzahl von Priester- und Ordensberufen stützen kann. Möge diese positive Tendenz sich weiter verstärken.

H. Heekeren SVD

## AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

### 1. Jahresversammlung der VOB

Die diesjährige Generalversammlung der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -kongregationen Deutschlands (VOB) fand vom 4. bis 7. Mai 1981 im Mutterhaus der Franziskanerinnen in Gengenbach statt. Im Mittelpunkt der Beratungen stand das Thema: „Der geistige Stand der Jugend in Deutschland“. Das einleitende Referat zu diesem Thema hielt der Generalpräses des Kolpingwerkes, Prälat Heinrich Festing, Köln. Prälat Festing bot in seinem Referat einen Einblick in die kirchliche Jugendarbeit und ihre Probleme heute, dargestellt am Beispiel der Kolping-Jugendarbeit.

In der eigentlichen satzungsgemäßen Jahresversammlung ging es u. a. um die Mitarbeit der Brüderorden in der AGMO und die Selbstdarstellung der Brüdergemeinschaften beim Katholikentag 1982 in Düsseldorf. Br. Wolfgang Hoppe von den Franziskanerbrüdern vom hl. Kreuz zeigte das Bild des Ordensmannes von heute.

Als Gäste der Mitgliederversammlung konnten begrüßt werden als Vertreter des Erzbischofs von Freiburg, Herr Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, Freiburg, der Leiter der Ständigen Arbeitsgruppe „Ordensfragen“ der KIV der Deutschen

Bischofskonferenz, Herr Weihbischof Matthias Defregger, München, als Vertreterin der Frauenorden, die Vorsitzende der VOD, Generaloberin M. Benedicta Maintz OSU, und als Vertreter der VDO, Generalsekretär P. Dr. Karl Siepen CSSR, zugleich auch als Geistlicher Beirat der VOB.

Den Abschluß der Jahresversammlung bildete eine Fahrt zum Freiburger Priesterseminar St. Peter und ein Besuch im Informationszentrum Berufe der Kirche in Freiburg.

### 2. Tagung der USG

Die 24. Tagung der Union der Generalobern, vom 27. bis 30. Mai 1981 in Villa Cavalletti, stand unter dem Thema „Das Charisma des Ordenslebens, Gabe des Geistes an die Kirche für die Welt“. Das Thema dieser Tagung war seit mehreren Jahren durch die theologische Kommission der USG, unter Mithilfe von Experten, vorbereitet worden. Als Experten waren in Villa Cavalletti zugegen: Don Mario Midali SDB, Dekan der theologischen Fakultät der Päpstlichen Salesianer-Universität; P. Jesus Alvarez CMF, Direktor des Instituts für Ordensleben in Madrid; P. Gerardo Cardaropoli OFM, Rektor der Päpstlichen Hochschule Antonianum, Rom; P. Bernard Olivier OP, Generalassistent der Dominikaner. In einem Vortrag über die „Charismatische Komponente des Ordenslebens – Einige wichtige Bezugspunkte“ (Midali) wurden die verschiedenen Auffassungen über Charisma und über das Selbstverständnis des Ordenslebens in der heutigen Theologie vorgelegt. Das Ordensleben, als Erfahrung einer evangelischen Dimension, präsentiert sich in vielfältigen Ausdrucksformen: nicht nur im Lauf der Geschichte, sondern auch in der Gegenwart. Unterschiedliche theologische Auffassungen bestehen bezüglich des kontemplativen Aspektes des Ordenslebens und auch bezüglich des Aspektes des Gemeinschaftslebens. Bei der Behandlung des ge-

schichtlichen Aspektes des Charismas wurde gesagt, daß es die Geschichte sei, die aussagt, was konkret das Charisma einer bestimmten Ordensgemeinschaft ist (Alvarez). Über den Mittlerdienst Christi, der Kirche und der Ordensleute sprach P. Cardaropoli. Ein weiterer Vortrag suchte besonders hervorzuheben, was das Wort „Charisma“ bedeutet, wenn es auf das Ordensleben angewandt wird (Olivier). Über den wichtigen Bezug zwischen Ordensleben und Amt in der Kirche handelte schließlich ein weiterer Vortrag von Don Midali. Die theologischen Überlegungen wurden angereichert durch Erfahrungsberichte („Wie wird das Charisma des Ordenslebens in meinem Institut gelebt?“), welche von drei Generalobern vorgelegt worden sind (Abt Denis Huerre OSB, Präses der Sublazenser Benediktinerkongregation; P. Harrie Verhoeven SSS, Generaloberer der Eucharistiner; Bruder Jean Bulteau FSG, Generalsuperior der Brüder vom hl. Gabriel). – Die gesamte Thematik wurde in mehreren Arbeitskreisen behandelt. In den abschließenden Formulierungen der Arbeitskreise wurden zum Teil Fragen aufgeworfen, die eines weiteren Studiums durch die theologische Kommission der USG und ihrer Experten bedürfen. – Zur Tagung waren 75 Generaloberer erschienen. Die nationalen Ordensoberenvereinigungen von Italien, Zaire, Brasilien und CLAR hatten Vertreter entsandt. Mehrere Offiziale der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute nahmen tagesweise oder auch an der ganzen Tagung teil. Bei fast allen Sitzungen war Kardinal Eduardo Pironio anwesend; am ersten Tag feierte er die Eucharistie mit den Tagungsteilnehmern. Die Religiösen anderer christlicher Kirchen waren durch Father Dunstan McKee SSM (Südafrika) repräsentiert. – Der Generaloberer der Spiritaner, P. Frans Timmermans, und der Generaloberer der Kongregation der Kleriker des hl. Viator, P. Thomas Langefeld, waren Moderatoren der Tagung.

## NACHRICHTEN AUS ORDENSVERBÄNDEN

### 1. Vierhundert Jahre St. Vinzenz von Paul

Am 25. April 1981 wurde in Köln mit einer Festveranstaltung des „Apostels der Caritas“, des hl. Vinzenz von Paul, gedacht. Der 1581 als Sohn eines Kleinbauern geborene Franzose hat in seiner Zeit das soziale Gewissen weiter Kreise geschärft und sich vorbildlich für die sozial Benachteiligten eingesetzt. Er war Helfer der Armen, Tröster der Kranken, Vater der Waisen und Findelkinder, Betreuer der Galeerensträflinge und Verpfleger ganzer Provinzen in Kriegszeiten und Hungersnöten. Vinzenz von Paul gilt als der eigentliche Begründer einer allgemeinen planmäßigen und organisierten Caritas. Aus seiner wöchentlich in Paris stattfindenden „Konferenz“ entwickelte sich ein riesiges Werk der Nächstenliebe. Er gründete

1) die „Kongregation der Mission“ (d. h. der Mission auf dem Lande), deren Mitglieder heute Vinzentiner oder auch Lazaristen (nach dem ersten Mutterhaus Saint Lazare in Paris) genannt werden. Die Vinzentiner verstehen sich als Weltpriester, die ein gemeinsames Leben führen und die sich vor allem um die Landbevölkerung, d. h. die am meisten vernachlässigte Gesellschaftsschicht, kümmern sowie durch die Gründung von Caritasvereinen zu einem praktischen Christentum anleiteten.

2) die Gemeinschaft der „Barmherzigen Schwestern“ oder Vinzentinerinnen; dieses „heilige Experiment“ unternahm er zusammen mit der hl. Luise von Marillac. Heute sind die Vinzentinerinnen mit ihren 36000 Mitgliedern der größte Orden der katholischen Kirche. Die Schwestern, früher durch ihre charakteristischen Flügelhauben kenntlich, arbeiten in allen Erdteilen an den Brennpunkten der Not, von den Flüchtlingslagern Kambodschas bis in die Favelas südamerikanischer Großstädte.

3) die Caritasvereine, pfarrlich ausgerichtete Bruderschaften, in denen sich vornehmlich Frauen des Bürgertums und des Adels zur Linderung der Not des Nächsten zusammenschlossen. 1833 rief der Pariser Student und spätere Professor Ozanam nach deren Vorbild die Vinzenz-Konferenzen für Männer ins Leben. In Deutschland ist die Gemeinschaft der Vinzenz-Konferenzen ein Fachverband des Deutschen Caritasverbandes. Die fachlichen Gebiete sind Armen-, Jugend- und Familienhilfe. Die Vinzenz-Gemeinschaft ist eine selbstständige Laiengemeinschaft der katholischen Kirche. Auf Bundesebene organisiert ist sie die einzige katholische Männergemeinschaft, die gemeindeorientiert ehrenamtlich caritativ-soziale Dienste verrichtet. (KNA).

## 2. Jubiläum der Redemptoristinnen

Am 13. Mai 1731 (Pfingstfest) wurde in Scala, im Königreich Neapel, der beschauliche Orden der Redemptoristinnen gegründet und (1750) von Papst Benedikt XIV. bestätigt. Der Orden, der etwas über 600 Schwestern und 40 Klöster zählt, feiert im Jahre 1981 das Jubiläum seines 250jährigen Bestehens. Das einzige deutsche Redemptoristinnenkloster befindet sich in Püttlingen (Saar). Drei weitere Klöster im deutschen Sprachgebiet sind in Österreich (Lauterach/Vorarlberg; Ried im Innkreis; Wien-Mauer). Die Gründung geschah gemäß der Inspiration von Schwester Maria Celeste Crostarosa unter Mitwirkung des hl. Alfons M. von Liguori. Der Orden tätigte im 19. Jahrhundert in Wien die erste Gründung außerhalb Italiens. Von dort aus erfolgten die weiteren Gründungen: Belgien (1841), Niederlande (1848), Irland (1859), Frankreich (1875), England (1897), Spanien (1904), Kanada (1905), Brasilien (1921), Deutschland (1934), Argentinien und Japan (1949), USA (1957), Obervolta (1963), Australien (1965), Venezuela, Peru und Haiti (1975), Philippinen (1980). Den

hl. Alfons drängte bei der Gründung dieses Ordens der Gedanke, daß die kontemplativen Schwestern durch ihren spirituellen Einsatz und ihr Gebet die apostolische Aktivität der Kongregation der Redemptoristen (die ein Jahr später – 1732 – gegründet worden ist) begleiten.

## 3. Internationaler und Interkonfessioneller Kongreß für Ordensleute

Vom 14. bis 21. Oktober 1981 wird der III. Internationale und Interkonfessionelle Kongreß für Ordensleute in Lyon, der Stadt Pater Paul Couturiers, stattfinden unter dem Thema „Couturier-Jahr; Gebet und geistliche Traditionen“. Zum 100. Geburtstag von P. Paul Couturier im Jahre 1981 haben die Verantwortlichen aller christlichen Kirchen, der Erzbischof von Canterbury, der Papst von Rom, der Patriarch von Konstantinopel und der Weltkirchenrat, Botschaften gesandt, welche die einzigartige Bedeutung bezeugen, die die Arbeit von P. Couturier für die Ökumene hatte.

Das Programm sieht im einzelnen folgende Themen vor: 1. „Das Gebet des P. Couturier, Wandel eines Lebens“. 2. „Theologische Verwurzelung und pastorale Folgerungen aus dem Gebet des P. Couturier“. 3. „Die Spiritualität des hl. Benedikt in den Ordensfamilien“. 4. „Die Spiritualität des hl. Franz von Assisi in den Ordensfamilien“. 5. „Die Ordensspiritualität im christlichen Orient“. 6. „Die Spiritualität in einer Ordensgemeinschaft der Reformation“. Ordensleute der verschiedenen Kirchen, der anglikanischen, der katholischen, der lutherischen, der orthodoxen und der reformierten, werden diese Themen darbieten.

Ort des Kongresses ist das Kloster Notre Dame de Châtelard, Francheville bei Lyon. Information und Anmeldung: Secretariado del C.I.I.R., Obispado de Bilbao, C/Virgen de Begona, s/n, Bilbao-6 (Viz-

caya), Spanien. Tel.: 94/4472500. Oder: Unité Chretienne, 2, Jean Carriés, 69005 Lyon, Frankreich. Tel.: 78/421167. Konferenzsprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch.

## DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ

### Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz

Auf ihrer Frühjahrsvollversammlung (9.–12. März 1981) haben sich die deutschen Bischöfe in Kloster Reute bei Ravensburg mit den Fragen von Frieden und Sicherheit, Erziehung und Schule sowie mit den Auswirkungen des Papstbesuches befaßt. Im Zusammenhang mit den zunehmenden Schwierigkeiten der Glaubensvermittlung wurde die Notwendigkeit der Elternkatechese hervorgehoben. Betont wurde auch die grundsätzliche Bereitschaft, an den Kabelpilotprojekten probeweise mitzuwirken. Mit einer „Aktion für das Leben“ soll auf die Gefährdung des Lebens ungeborener Kinder aufmerksam gemacht werden. Verabschiedet wurde auch eine Neufassung des Lehrbeanstandungsverfahrens, das den Rechtsschutz von kirchlichen Autoren verbessert.

Seine besondere Sorge äußerte Kardinal Höffner, der Vorsitzende der Bischofskonferenz, angesichts der atomaren, biologischen und chemischen Waffenarsenale auf der Welt, mit denen heute ganze Völker und Kontinente vernichtet werden können.

Enttäuscht äußerte sich der Kardinal darüber, daß die Friedensappelle der Päpste nicht befolgt wurden. Zwischen der Forderung nach allseitiger und gleichzeitiger Abrüstung einerseits und der Bereitschaft zur Selbstverteidigung andererseits liege eine „tragische Spannung“.

Ausdrücklich wies Kardinal Joseph Höffner darauf hin, daß die Christen der frühen Kirche den Wehrdienst keineswegs grundsätzlich abgelehnt hätten. Allerdings habe jeder Mensch das Recht, auf die Verteidi-

gung seiner eigenen Freiheit zu verzichten. Er sei jedoch verpflichtet, die Freiheit und Unversehrtheit seiner Mitmenschen und seiner Familie zu schützen und ungerechte Gewalt abzuwehren. Das Eintreten für Frieden und Gerechtigkeit bezeichnete der Kardinal als Auftrag und Verpflichtung für jeden Christen. Gewaltlosigkeit bleibe für den Christen ein Ziel und eine dauernde Verpflichtung, „was aber nicht Verzicht auf sittlich gerechte – das heißt das Leben und die Freiheit schützende – Verteidigung bedeute“.

Dies sei „kein anpasserisches Erweichen der ursprünglichen Radikalität des Evangeliums, wie manche unterstellen“. Christen dürften gerade um des Friedens willen den Regierungen nicht das Recht auf Notwehr und sittlich erlaubte Verteidigung abprechen. Für die sittlich erlaubte Verteidigung zum Schutz des Friedens „bedarf der Staat der Unterstützung des Volkes und der Bereitschaft des einzelnen zum Wehrdienst“. Es müsse allerdings auch das Recht jener geschützt werden, die aus Gewissensgründen den Wehrdienst verweigerten.

Der Weg zu Gerechtigkeit und Frieden stehe offen, wenn alle Verantwortlichen Besonnenheit zeigten. Verantwortung aber trage „jeder von uns“. Gegen Verwirrung und Verzweiflung bedürfe es der Neuorientierung in Besinnung und Gebet.

„In dieser bedrohlichen Situation haben wir gläubigen Christen Recht und Pflicht, im Namen Jesu Christi Gottes Erbarmen auf die Welt herabzurufen und Christi Opfer für Heil und Frieden der Welt darzubringen.“

Fertige Lösungen für die komplizierten Sachprobleme könnten die Bischöfe zwar nicht anbieten, jedoch zeige das Wort Gottes die Richtung an.

Gegen nervöse Ungeduld und panische Angst sei der Geist der Kraft erforderlich, „der die Wirklichkeit sieht, annimmt und durchsteht“. Gegen Ausflüchte in gefährli-

che Utopien und blinde Gewalttätigkeit brauche es den Geist der Besonnenheit. Gegen Egoismus und Fanatismus brauche es den Geist der Liebe, „die Würde, Freiheit und Recht eines jeden Menschen achte und den Nächsten gegen Entwürdigung, Unfreiheit und Unrecht schützt“.

Die Möglichkeit einer Teilnahme der katholischen Kirche an den Kabelpilotprojekten und an vergleichbaren Testversuchen von Telekommunikation haben einen weiteren Beratungspunkt bei der Vollversammlung der deutschen Bischöfe gebildet. Bei den Pilotprojekten sollen die möglichen Formen der kirchlichen Beteiligung erprobt werden. Es sei deshalb nicht erstrebenswert, bereits jetzt die technische, ökonomische oder medienpolitische Fragen wertenden Positionen einzunehmen, die später aufgrund der Ergebnisse der Versuche möglicherweise wieder korrigiert werden müßten. Die katholische Kirche will an den Kabelpilotprojekten teilnehmen, um festzustellen, inwieweit ein dauerndes Engagement sinnvoll ist sowie welche Auswirkungen die Entwicklung der Telekommunikation auf den Menschen und auf das kirchliche Leben haben wird. Nach Abschluß der Auswertungen will die Deutsche Bischofskonferenz ihre endgültige Meinung gegenüber dieser technischen Entwicklung festlegen.

Mit der Frage „Glaubensvermittlung in Familie, Gemeinde und Schule“ befaßte sich die Bischofskonferenz an ihrem Studientag. Dabei wurden die zunehmenden Schwierigkeiten deutlich, unter denen die Kirche in der Gegenwart die Glaubensvermittlung in Familie, Gemeinde und Schule zu verwirklichen hat. Als Hinführung zu einem Leben aus dem Glauben kann nach Überzeugung der Bischöfe die Glaubensvermittlung allerdings auch unter den heutigen Bedingungen mit Zuversicht durchgeführt werden. Eine besondere Verantwortung messen die Bischöfe dabei dem Zusammenwirken von Priestern, pastoralen Mitarbeitern und engagierten Pfarrge-

meindemitgliedern zu. Größere Aufmerksamkeit soll in den Gemeinden der Elternkatechese sowie der Eingliederung der Kinder und Jugendlichen in die Gemeinde gewidmet werden. Entscheidende Bedeutung messen die Bischöfe einer Erneuerung der christlichen Familienkultur zu, von der die Glaubensvermittlung für die junge Generation abhängt. Der schulische Religionsunterricht soll künftig vermehrt Glaubenserfahrung vermitteln.

Ausführlich erörterten die Bischöfe in ihrer ersten Vollversammlung nach dem Papstbesuch die Folgerungen und Aufgaben für die Kirche nach diesem großen Ereignis. Die Aufnahme des Papstbesuches wurde bei Katholiken, aber auch bei den evangelischen Christen als „sehr positiv“ gewertet. Mit dem Papstbesuch sind die zehn Kommissionen der Bischofskonferenz unter dem Gesichtspunkt ihres jeweiligen Aufgabenbereiches befaßt. Das Ergebnis soll auf der nächsten Herbst-Vollversammlung der Bischöfe in Fulda erörtert werden. Insgesamt 39 Prozent der Katholiken und 20 Prozent der Protestanten haben nach Mitteilung von Kardinal Höffner ihre Erwartungen hinsichtlich des Papstbesuches übertroffen gesehen. Beachtlich sei dabei, daß 59 Prozent der kirchennahen Protestanten dem Besuch positiv gegenüberstünden.

Mit einer „Aktion für das Leben“ wollen die deutschen Bischöfe in der Öffentlichkeit auf die Gefährdung des Lebens der ungeborenen Kinder aufmerksam machen und für einen wirksameren Schutz eintreten. Die Bischöfe wollen an die Politiker appellieren, einen besseren Rechtsschutz zu gewährleisten. Abtreibung dürfe nicht zu einer Selbstverständlichkeit werden. Vielmehr müsse die Gesellschaft alles unternehmen, um Frauen in Konfliktsituationen zu helfen.

Ferner verabschiedeten die deutschen Bischöfe eine Neufassung des Lehrbeanstandungsverfahrens. Den Bischöfen ging es

dabei darum, Regelungen verbindlich in die Verfahrensordnung aufzunehmen, die jeden Zweifel daran ausschließen, daß jedem Autor der gebührende Rechtsschutz gegeben ist (KNA – MKKZ 22. 3. 81, S. 3).

## VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

### 1. Kardinal Ratzinger – Der Sonntag in der christlichen Familie

In der Woche ist die Familie vielfach zerstreut und nach einem anstrengenden Arbeitstag reicht häufig die seelische Kraft nicht mehr aus, einander Zeit zu geben. Der Gottesdienst sollte und könnte der Versammlung der Familie dienen, selbst wenn nicht alle Familienmitglieder dieselbe Messe besuchen können. Es wäre gut, ihn gemeinsam vorzubereiten anhand des Meßbuches und anhand des Gotteslobes. Es könnte ihm z. B. ein Schriftgespräch über das Evangelium oder die Lesung vorgehen, ein Gespräch über die Predigt folgen.

Dabei geht es nicht darum, die Predigt zu diskutieren. Sie wird uns ja nicht zur Diskussion vorgelegt, sondern um durch die Auslegung den Anruf des Wortes Gottes zu vernehmen. Auch durch unzulängliche Predigten hindurch kann man ein Wort finden, das zum Nachdenken führt und ins Gespräch des Glaubens bringt.

Die wichtigste Vor- und Nachbereitung des Gottesdienstes ist das gemeinsame Beten in der Familie, das zum gemeinschaftlichen Beten in der Kirche fähig macht und umgekehrt zum persönlichen Beten hilft.

Die wichtigste Form aktiver Beteiligung in der Liturgie ist die Fähigkeit, Ihr Beten aktiv von innen her mitzuvollziehen. Darum sollten wir uns immer wieder mühen, dazu uns gegenseitig helfen: die Eltern den Kindern, aber auch die Kinder den Eltern; die Alten den Jungen und die Jungen den Al-

ten. Nur im Geben empfangen wir und im Empfangen werden wir immer auch Gebende.

Selbstverständlich sind auch die praktischen Formen äußeren Mitvollzugs wichtig: der Dienst des Ministranten, des Lektors, des Kommunionhelfers, das Mitwirken im Kinder- und Jugendchor oder im Kirchenchor und ähnliches. All dies befruchtet auch die Familie, bringt neue Erfahrungen und Fähigkeiten in sie ein und sollte daher von der ganzen Familie gefördert und begleitet werden.

Ich bitte daher die Eltern, ihre Kinder zu solchen Diensten zu ermutigen; ich danke Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, die solche Dienste für die ganze Gemeinde übernehmen.

Wichtig ist auch, daß die Familie in ihre Planung des Sonntags die Zeit für den Gottesdienst aufnimmt. Für jemand Zeit haben, heißt ihm gut sein. Was ein Mensch denkt, wer er ist, sieht man an dem, wofür er Zeit hat.

Den christlichen Sonntag halten, bedeutet Zeit haben für Gott, es bedeutet, ihn dadurch öffentlich und persönlich anerkennen, daß ein Stück unserer Zeit für ihn da ist. Deshalb sollten sonntägliche Fahrten immer so angesetzt werden, daß der Gottesdienst darin seinen Raum hat. Das mindert den Erholungswert des Ausflugs nicht, sondern es beseelt ihn. Noch eins möchte ich hier anfügen: So berechtigt es ist, die freien Tage der Woche auszunützen, um etwas von Gottes schöner Welt kennenzulernen, so sollte man doch darüber nicht gottesdienstlich heimatlos werden, sondern so viel Kontinuität finden, daß eine Einwurzelung in einer gottesdienstlichen Gemeinde möglich wird. Das innere Zuhause, das auf diese Weise wächst, schafft einen Vorrat an seelischer Kraft, der nicht zu ersetzen ist.

Zeit haben für Gott heißt auch Zeit haben füreinander. Der Sonntag sollte ein Tag des

Gesprächs sein, ein Tag, an dem man füreinander da ist und einander immer wieder neu verstehen lernt. Weil der Sonntag als Gottestag ein Menschentag ist, wäre hier nun ein weiteres Feld für Anregungen zum rechten Miteinander. Gemeinsames Spielen, Pflege gemeinsamer Interessen, Hausmusik, Brauchtumpflege, Gastfreundschaft und nachbarliches Begegnen – vieles könnte hier genannt werden...

Zum Sonntag sollte immer wieder auch eine festlich gestaltete und religiös geformte Mahlzeit gehören als Nachklang der eucharistischen Gemeinschaft, wobei gerade die religiöse Formung, die Zuwendung zum Geber alles Guten auch die sicherste Gegenwehr gegen eine sinnlose Üppigkeit sein wird, die nicht selten der Versuch ist, den seelischen Hunger und die seelische Leere zu kompensieren (MKKZ 15.3.81, S. 7).

## 2. Kardinal Ratzinger – 90 Jahre „Rerum novarum“

Das Jahr 1981 ruft ein bedeutendes Datum der Katholischen Arbeiterbewegung ins Gedächtnis: 90 Jahre sind vergangen, seit Papst Leo XIII. die Enzyklika „Rerum novarum“ veröffentlicht hat, die seither zur „Magna Charta christlicher Sozialarbeit“ geworden ist, wie schon Pius XI. sie nannte.

Mit dieser Enzyklika wurde die christliche Antwort auf die soziale Frage in ihren entscheidenden Grundelementen der marxistischen Deutung des Menschen und der Gesellschaft entgegengestellt. Der zentrale Gedanke und das bestimmende Programm des Marxismus heißt Klassenkampf: Die Geschichte sei ein Geschehen des Kampfes, der nun im letzten Stadium angelangt sei, in dem sich die letzten Feinde gegenüberstehen – Kapital und Proletariat, die herrschende und die unterdrückte Klasse. Der Kampf der Unterdrückten gegen die Herrschenden ist für den Marxismus der Inhalt der Geschichte und der Weg zur Be-

freiung, zu der klassenlosen, paradisi-schen Welt.

Der Papst geht als Christ von einem radikal andersgearteten Grundsatz aus. „Genau das Gegenteil ist wahr“, so sagt er zur Idee der Rettung der Welt durch den Klassenkampf. „Der Schöpfer hat vielmehr alles zur Eintracht und zur gegenseitigen Harmonie hingeordnet... Das Kapital ist auf die Arbeit angewiesen und die Arbeit auf das Kapital.“ Der atheistischen Idee des Kampfes wird also als christliches Leitmotiv die Solidarität entgegengestellt. Solidarität – das schließt Gerechtigkeit als zentrale Forderung ein, denn solidarisch sind Menschen nur dann, wenn sie einander ihr Recht geben, das aus ihrer Geschöpflichkeit, aus ihrem Menschsein folgt. Die Grundlage aller wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen ist also für uns nicht das Gegeneinander, sondern das Füreinander und das Miteinander. Das Gegeneinander zerstört. Gewalt löst keine Probleme. Papst Leo sagt dazu: „Ein fortgesetzter Kampf erzeugt Verwilderung und Verwirrung.“ Die Wahrheit dieses Satzes können wir heute weltweit mit Händen greifen. Die Praxis des Konflikts barbarisiert die Menschen, barbarisiert die Welt. Sie zerstört den Menschen von innen, und dem folgt die äußere Zerstörung mit unabweichlicher Logik nach. So sind denn auch die großen sozialen Errungenschaften, der allmähliche Aufbau eines Systems der sozialen Gerechtigkeit, nicht dem Programm von Karl Marx zu verdanken, dessen Erben die Reform nicht wollten, sondern die Verelendung, um dann ihr Paradies zu bauen. Sie sind aus der demokratischen Aufklärung und ihren Kräften erwachsen und dabei ständig von christlichem Gedankengut gespeist und von einzelnen wachen Christen gefördert worden, so sehr die Christenheit als ganze oft leider schlafend daneben stand.

Was folgt daraus? Dem Gedanken des Klassenkampfes und seinen menschenver-

achtenden Utopien müssen wir den Grundgedanken der Solidarität und der Gerechtigkeit entgegenhalten. Gerechtigkeit ist der große christliche Leitgedanke, von dem aus wir unseren Kampf vollziehen. Gerechtigkeit stellt die Forderung, jedem das Seine zu geben. Wir müssen daher die Institutionen stützen, die der Gerechtigkeit dienen, wir müssen sie entwickeln, damit in der sich entwickelnden Welt Gerechtigkeit wächst und vertieft wird. Wir müssen ringen um eine Entwicklung unserer Rechtsordnung selbst auf die Gewährung voller Gerechtigkeit hin. Dazu gehört, daß Leistung entsprechenden Lohn erhält; dazu gehört auch, daß die Schwachen geschützt und von den Starken mitgetragen werden. Über das, was als Recht oder als Unrecht zu gelten hat, darf auf keinen Fall von der Straße her befunden werden. Ehrfurcht vor dem Recht ist die Grundlage des menschlichen Zusammenlebens. Ohne diese Ehrfurcht gibt es auf die Dauer keine Achtung des Menschen und keine Wahrung der Menschenwürde.

Damit sind wir bei dem zweiten Grundpfeiler unseres christlich-sozialen Gedankens, bei der Würde der Person angelangt, die als Gottes Geschöpf und als Gottes Ebenbild vom ersten Augenblick der Empfängnis an Träger von Rechten ist, die ihr niemand nehmen kann, weil sie von Gott selbst gegeben sind. Der Glaube an Gott ist die Grundlage für den Rechtsschutz des Menschen. Denn er allein gewährleistet, daß es Rechte eines jeden gibt, die ihm keine Gemeinschaft verziehen hat und die ihm daher auch kein Mensch, keine Instanz und keine Gemeinschaft entziehen kann. Die tiefste Gefahr der Ideologie des Klassenkampfes und ihrer Bereitschaft zur Gewalt besteht darin, daß hier der Mensch geopfert werden kann für die Zukunft, für die Gesellschaft. Wo aber der einzelne keine Würde mehr hat, ist auch die Würde des Ganzen nicht mehr gewährleistet, weil die Gerechtigkeit ihre Grundlage verliert. Darum besteht die Mahnung von Papst

Leo XIII. mit unverändertem Gewicht weiter, daß es „vor allem auf die Wiederherstellung christlicher Gesinnung und Sitte ankomme“: Ohne Gesinnungsreform gibt es keine Sozialreform. So geht es auch um die Schaffung eines Klimas, in dem Pflichterfüllung, Treue, stiller Dienst ihre Anerkennung finden. Es geht um ein Klima, in dem nicht die gegenseitige Verdächtigung alles vergiftet, sondern jene personalen und sozialen Tugenden lesbar sind, ohne die wir unsere schwierige Zukunft nicht meistern können.

Der nächste Brennpunkt der katholischen Soziallehre kann mit dem Begriff Familie angezeigt werden: Die soziale Ordnung muß so beschaffen sein, daß sie die Familie nicht zerstört, sondern aufbaut. Eine Ordnung, in der die Berufstätigkeit beider Elternteile praktisch notwendig ist, ist Unordnung und zerstört die Grundlagen des gemeinsamen wie des individuellen Lebens. Familiengerechter Lohn ist daher eine Grundforderung christlicher Soziallehre.

Der Heilige Vater hat bei seiner Predigt in Mainz am 16. November des vergangenen Jahres auf die neuen Dimensionen der christlichen Soziallehre und unserer sozialen Aufgabe hingewiesen: die Problematik Mensch-Maschine; Rationalisierung der technischen Vorgänge und Erhaltung der Arbeitsplätze; Integration der Gastarbeiter in vollem Respekt vor ihrer kulturellen und geschichtlichen Identität; das Problem der Grenzen des Wachstums, mit dem zugleich das große Thema des Vertrags der Generationen verbunden ist: Die jeweils arbeitsfähige Generation muß die ihr vorangehende Generation der Alten und die ihr nachfolgende Generation der Jungen, noch nicht im Erwerbsleben Stehenden mittragen: sie muß aber auch die Welt für die künftige Generation erhalten und sie muß dieser die Fähigkeit mitgeben, ihr Erbe fortzuführen. Die solidarische Gemeinschaft besteht nicht nur aus dem Heute; sie schließt das Gestern und das Morgen mit ein. Wir arbeiten heute für morgen, aber wir dürfen

nicht heute schon das Erbe von morgen aufzehren. Damit ist schließlich eine weitere große Dimension der sozialen Frage angesprochen: Gerechtigkeit ist nicht mehr einzuschließen in die Grenzen eines Landes. Nord und Süd, reiche und arme Länder bilden die eine Welt, in der das Schicksal der einen nicht von dem der anderen zu trennen ist. Deswegen hat der Papst in Mainz nachdrücklich gesagt: „Die soziale Frage hat heute eine weltweite Dimension.“ Wir müssen beim Kampf um die Gerechtigkeit auch an das Recht der Menschen in den anderen Ländern denken, daß auch sie „jeder das Seine“ bekomme. Nur wenn wir diese weltweite Gerechtigkeit im Blick haben, können wir auch richtig formulieren, was Gerechtigkeit hier für uns bedeutet.

Es ist nicht Aufgabe eines Predigers und einer Predigt, diese großen Fragen zu beantworten. Aber es ist die Aufgabe der Katholischen Arbeiterbewegung, von den Maßstäben des christlichen Glaubens her in das Ringen um die Beantwortung dieser Fragen einzutreten. Nur wenn wir aus der Freiwilligkeit des christlichen Glaubens und aus seiner sittlichen Kraft heraus die Initiative zu einer weltweiten christlichen Gerechtigkeit finden, kann der zerstörerischen Botschaft der Gewalt Einhalt geboten werden, die dort übermächtig wird, wo der Egoismus stärker ist als das Recht. Wir dürfen als Christen in dieser Zeit der Entscheidung nicht wieder schlafen, wie es zum Teil im 19. Jahrhundert geschehen ist. Deshalb möchte ich Euch bitten, alle Möglichkeiten der christlichen Bildung des sozialen Gewissens in Eurem Verband zu nutzen, damit aus christlicher Bildung christliches Handeln wachse... (Ordinariats-Korrespondenz München v. 7. 5. 81).

### 3. Erzbischof Kredel – Christusnachfolge im Priester- und Ordensleben

Bei seinem Besuch in Deutschland hat sich Papst Johannes Paul II. während des Got-

tesdienstes auf der Münchner Theresienwiese besonders an die jungen Menschen gewandt und ihnen ein Schriftwort ausgelegt, das für uns alle von Bedeutung ist. Es ist das Wort Jesu an seine Jünger: „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden.“

Johannes Paul II. ermutigte damals die jungen Menschen, sich der Herausforderung des Glaubens nicht durch eine Flucht in eine vergötzte Welt zu entziehen. Er forderte sie auf, dem Ruf Gottes in die Christusnachfolge zu antworten und ihrem Leben im Dienst an Gott und den Menschen einen Sinn zu geben.

Diese werbenden Worte an die Jugend stehen im engen Zusammenhang mit den Sorgen, von denen der Papst in Altötting zu den Ordensleuten sprach. Dort berichtete er von den vielen oft ergreifenden Briefen, in denen auch er angefleht wird, „es doch nicht zuzulassen, daß Schwestern, Patres und Brüder von einem Kindergarten, einer Schule, einem Altenheim oder Krankenhaus, von einer Sozialstation oder Pfarrei abgezogen werden“...

Während der letzten Jahre ist das Interesse vieler Jugendlicher am Priesterberuf und am Ordensleben wieder gestiegen. Trotzdem kann von einer grundlegenden Wende nicht die Rede sein: die wenigen, die nachkommen, können nicht die vielen ersetzen, die jährlich aus Alters- und Gesundheitsgründen in den Ruhestand treten oder durch den Tod aus unserer Mitte scheiden. In dieser Not schauen manche über die Grenzen unseres Vaterlandes, z. B. nach Polen: Dort – so könnte man meinen – schenkt Gott mehr jungen Menschen die Gnade seines Rufes, dort sorgt Gott besser für die Kirche!

Wer so denkt, unterliegt freilich einem Trugschluß: auch in unserem Land ruft Gott die Menschen mit stets gleicher Liebe und Sorge in seinen Dienst.

Der Rufende ist der gleiche geblieben, aber die Hörenden haben sich verändert. Viele junge Frauen und Männer überhören deshalb den Anruf Jesu, weil sie gar nicht mit dieser Möglichkeit rechnen. Viele Buben und Mädchen wurden in einer Umwelt erzogen, in der man Sinn und Wert der Kirche und auch der geistlichen Berufe nur mehr nach der sozialen Wirksamkeit beurteilte.

Viele erleben Religion als unverbindliche Privatsache, die in der Öffentlichkeit meist totgeschwiegen wird. Nicht wenige sehen in ihrer eigenen Kirche ein unsicheres und verletzliches Gebilde, dessen Daseinsberechtigung von jedermann in unserer Gesellschaft angezweifelt werden darf. Der Same des rufenden Gotteswortes wird sicher reichlich ausgestreut, aber das Erdreich, in das er fällt, ist oft nur mangelhaft bereitet.

Das innere Ohr, mit dem der suchende Mensch die Stimme Gottes hören könnte, ist vielfach taub geworden: abgestumpft durch die Überfülle an Getöse und Lärm in unserer lauten Welt. Deshalb lockt der Anruf Gottes nur sehr wenige aus ihrer Reserve; verhallt der Ruf des Herrn so oft ungehört...

Liebe Brüder und Schwestern! Das mangelnde Verständnis für eine geistliche Berufung bezieht sich besonders auf die Ehelosigkeit der Priester und Ordensleute... „Wer das erfassen kann, der erfasse es“ – so sagt Jesus. Dabei steht nicht der Verzicht im Vordergrund, sondern die treue und verbindliche Ganzhingabe an Jesus Christus und seine Kirche. Die Gnade der Freundschaft mit Jesus als dem Herrn des Lebens befähigt zu dieser Lebensweise. „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“, schreibt Paulus. „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ Diese tiefe Christusfreundschaft gibt dem Dienst der Priester und Ordensleute seinen ganz besonderen Wert. „Warum wird euer Dienst so geschätzt?“ fragte Johannes

Paul II. in Altötting die Ordensleute. „Nicht nur wegen eurer fachlichen Tüchtigkeit; nicht nur weil ihr dank eurer Lebenswahl mehr Zeit schenken könnt, sondern in erster Linie deshalb, weil die Menschen spüren, daß durch euch ein anderer wirkt. Ihr liebt nicht weniger; ihr liebt mehr!“

Ein eheloses Leben hat gewiß auch seine eigenen Sorgen und Leiden. Es geht aber in der Nachfolge Christi nicht um Sorglosigkeit und unbekümmertes Leben. Es geht vielmehr um einen bewußten Verzicht im Hinblick auf eine letzte, nie endende, gnadenhafte Erfüllung des Lebens. Wer durch seine Berufung so eng mit Jesus Christus verbunden ist, muß auch damit rechnen, an den Ölberg-Stunden Jesu Anteil zu haben. Nachfolge Jesu muß notwendig immer ein Kreuzweg sein. Trotzdem kann dieser Weg beglückend sein, weil er das himmlische Hochzeitsmahl zum Ziel hat; weil das Herz unterwegs brennt, wenn der Herr mit uns geht und uns den Sinn der Schriften deutet – wenn er uns das Brot des Lebens reicht.

Paulus hat den Christen in Korinth den Rat der Jungfräulichkeit gegeben; „denn die Gestalt dieser Welt vergeht“. Eine Kirche, die auf dieses Zeichen ihrer Berufung zur Heiligkeit und zur Freude des ewigen Lebens verzichtet und es für unzumutbar erklären würde, gäbe ein Stück ihrer Hoffnung auf. Mitten in einer säkularisierten und diesseits orientierten Welt kommt dem Lebenszeugnis der ehelosen Priester, der Ordensbrüder und -schwestern eine entscheidende Bedeutung zu: sie verweisen auf ein Glück, das sogar die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Ehe übersteigt. Paulus schreibt im ersten Brief an die Korinther: „Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn; er will dem Herrn gefallen. Der Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; er will seiner Frau gefallen. So ist er geteilt. Die unverheiratete Frau aber und die Jungfrauen sorgen sich um die Sache des Herrn,

um heilig zu sein an Leib und Geist. Die Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; sie will ihrem Mann gefallen. Das sage ich zu eurem Nutzen: nicht um euch eine Fessel anzulegen, vielmehr, damit ihr in rechter Weise und ungestört immer dem Herrn dienen könnt.“

In Fulda sagte Johannes Paul II. den Priestern und Seminaristen: „Das Herz und die Hände frei haben für den Freund Jesus Christus, ungeteilt für ihn dasein und seine Liebe zu allen tragen, das ist ein Zeugnis, das nicht im ersten Augenblick von allen verstanden wird. Aber wenn wir dieses Zeugnis von innen her erfüllen, wenn wir es leben als Daseinsform der Freundschaft zu Jesus, dann wird auch das Verständnis für diese Lebensform, die im Evangelium gründet, in der Gesellschaft wieder wachsen...“ Zum Dienst an der letzten Berufung aller Menschen sollen viele mitarbeiten und jeder seinen Beitrag leisten. Darüber hinaus aber „hat der Herr einige zu amtlichen Dienern eingesetzt“. Diese sollen im Namen Christi seine Botschaft zu den Menschen bringen; sie sollen Christus, dem ewigen Hohenpriester, gleichförmig werden und das geistige Opfer der Gläubigen vollenden in Einheit mit dem Opfer unseres einzigen Mittlers; sie sollen Sakramente jenes Lebens auspenden, das seine Reife findet im ewigen Leben. Als Mitarbeiter des Bischofs werden die Priester zu Werkzeugen der Sendung Christi und zu Dienern an der Einheit der verschiedenen Geistesgaben. Deshalb ist gerade der Priesterberuf für eine lebendige Kirche unverzichtbar...

#### 4. Erzbischof Saier – Charta der Rechte der Familie

Bei einer Tagung der Katholischen Akademie forderte der Freiburger Erzbischof eine „Charta der Rechte der Familie“. In dieser Charta müssen die Rechte auf Existenz der Familie, auf Weitergabe des Lebens und auf Erziehung der Kinder sowie das Recht der Ehegatten, ihren religiösen

Glauben zu bekennen und zu vermitteln, verankert sein. Auch der Schutz der Intimsphäre des ehelichen und familiären Lebens sei zu sichern (RB n. 14 v. 5.4.81, S. 12).

#### 5. Bischof Graber – Ich glaube an den Heiligen Geist

Im Jahr 381, also vor 1600 Jahren, wurde in Konstantinopel ein Konzil abgehalten, das zwar nur von Bischöfen des Ostens besucht wurde, dann aber doch als ökumenische Kirchenversammlung gezählt wird.

Seine Bedeutung reicht herein bis in unsere Tage, weil damals die Gottheit des Heiligen Geistes gegen gewisse Irrlehren klar und eindeutig herausgestellt wurde. Das ungefähr 60 Jahre vorher abgehaltene Konzil von Nizäa hatte vom Heiligen Geist nur gesagt: „Wir glauben an den Heiligen Geist.“ Jetzt in Konstantinopel wurde hinzugefügt: „den Herrn und Lebensspender (der Herr ist und lebendig gemacht), der aus dem Vater (und dem Sohn) hervorgeht, der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht wird, der gesprochen hat durch die Propheten“. Wir wollen nun nicht gerade so weit gehen, wie manche Schriftsteller, und behaupten, daß der Heilige Geist „der unbekannt Gott ist“ (Apg 17,23), aber wir gewahren doch gewisse Verzeichnungen, die uns nahelegen, anlässlich des Jubiläums des Konzils von Konstantinopel einiges über den Heiligen Geist zu sagen, was uns für das christliche Leben notwendig zu sein scheint.

Dabei wollen wir von der bekanntesten bildlichen Darstellung der dritten göttlichen Person ausgehen, vom Bild der Taube (Mt 3,16), die auf Jesus nach der Taufe im Jordan herabschwebte. Ohne auf die Symbolik der Taube einzugehen, möchten wir kurz darauf aufmerksam machen, daß zu diesem Bild noch andere dazugenommen werden müßten, vor allem Sturm und Feuer, Bilder, die uns vom Pfingstfest her bekannt sind. Dies zeigt uns schon, daß Christentum und Kirche nicht eine gemütlige,

lahme Angelegenheit ist, sondern daß unser christliches Leben etwas mit Sturm und Feuer zu tun hat. Bekannt ist das Wort: „Der Pfingsttag kennt keinen Abend; denn seine Sonne, die Liebe, kennt keinen Untergang. ‚Die Liebe hört nimmer auf. Sie macht ihre Boten zu Sturmwinden und ihre Diener zu Feuerflammen‘.“ Natürlich kann man nicht zeitlebens Sturmwind und Feuerflamme sein. Es muß auch Zeiten der Ruhe und der Stille geben, aber ist es nicht bemerkenswert, daß auch über diesen Gezeiten der Geist schwebt! Die Kirche nennt ihn: „Aller Herzen Licht und Ruh... Tröster in Verlassenheit, Labsal voll der Lieblichkeit, der in Ermüdung schenke Ruh“ (Sequenz des Pfingstfestes). Aber ebenso richtig ist es, daß wir heute, wo wir „erkaltet sind und in die Irre gehen“, etwas mehr vom Sturm und vom Feuer bräuchten, um dem Sturm und Feuer der anderen Seite standhalten zu können. Denn auch davon müßten wir überzeugt sein, daß „ohne seinen Gnadenschein, der arme Mensch steht ganz allein“...

Der moderne Mensch fühlt sich trotz der Einbindung in Massenorganisationen im Grunde einsam. Er braucht den Beistand und Tröster. Der moderne Mensch hat Angst vor der unsicheren Zukunft; er braucht den, von dem die Kirche sagt: „Da perenne gaudium, gib die ewige Freude.“ Der moderne Mensch, auch der gläubige, ist in der nachkonziliaren Zeit verunsichert und verwirrt, er braucht den, von dem Christus sagt: „Er, der Geist der Wahrheit, wird euch hinführen zur vollen Wahrheit“ (Joh 16,13)... Es gibt keinen gewaltigeren Anfang, als die Worte der Genesis: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und leer. Finsternis lag über der Urflut, und Gottes Geist schwebte über dem Wasser“ (Gen 1,1f.). Das war auch der Grund, warum die Kirche den Schöpfungspsalm 104 uns an Pfingsten beten läßt, der die bekannten Worte enthält: „Sendest du deinen Geist aus, so werden sie alle erschaffen, und du erneuerst das

Antlitz der Erde“ (Ps 104,30)... Ein zweibändiges Werk über den Heiligen Geist aus dem vorigen Jahrhundert zählt vier Schöpfungen auf, die der Heilige Geist im Zeitalter Christi vollbracht hat und heute noch vollbringt.

Die erste Schöpfung ist – zeitlich gesehen – die allerseligste Jungfrau Maria, die deswegen ja auch die Braut des Heiligen Geistes genannt wird. „Durch die zuvorkommende Gnade des Heiligen Geistes ist sie von der Erbsünde bewahrt geblieben“ und wurde deshalb vom Erzengel Gabriel als die Gnadenvolle begrüßt (Lk 1,28). Bewahrung vor der Sünde und Ausstattung mit der Gnadenfülle geschah jedoch nur im Hinblick auf ihren Sohn Jesus Christus, von dem wir im Credo bekennen: „Er hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria“ – die zweite Schöpfung des Heiligen Geistes. Über seine dritte Schöpfung, die Kirche, brauchen wir kein Wort zu verlieren. Pfingsten ist der Geburtstag der Kirche nach außen hin. Große Theologen haben den Heiligen Geist das Wesensprinzip der Kirche genannt. An dieser Stelle müßten wir nun auf den herrlichen Text aus dem 2. Vatikanischen Konzil zu sprechen kommen, der über die engen Beziehungen zwischen dem Heiligen Geist und der Kirche handelt. Dieser Text ist deswegen von Bedeutung, weil man heute die Kirche ihres übernatürlichen Wesens entkleidet und sie in die Reihe soziologischer Verbände eingereiht hat, die nur wegen ihrer sozialen Dienstleistungen noch Anerkennung findet. Alle, die das meinen, sollen einmal überdenken, was das Konzil sagt: „Als das Werk vollendet war, das der Vater dem Sohn auf Erden zu tun aufgetragen hatte, ward am Pfingstfest der Heilige Geist gesandt, auf daß er die Kirche immerfort heilige und die Gläubigen so durch Christus in einem Geist Zugang hätten zum Vater. Er ist der Geist des Lebens, der Wasserquell, der zu ewigem Leben quillt... Der Geist wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen

wie in einem Tempel... Durch die Kraft des Evangeliums läßt er die Kirche allzeit sich verjüngen, erneuert sie immerfort und geleitet sie zur vollkommenen Vereinigung mit ihrem Bräutigam.“ Dieser Konzilstext ist auch deswegen bedeutsam, weil hier bereits die vierte Schöpfung des Heiligen Geistes ausgesprochen ist, nämlich der Christ selber. Im 4. Hochgebet ist dies kurz zusammengefaßt: „Damit wir nicht mehr uns selber leben, sondern ihn, der für uns gestorben und auferstanden ist, hat er (Christus) von dir, Vater, als erste Gabe für alle, die glauben, den Heiligen Geist gesandt, der das Werk deines Sohnes auf Erden weiterführt und alle Heiligung vollendet.“

Alle diese Gedanken möchten wir nun ausmünden lassen in eine kirchliche Bestimmung, die da lautet: Die Firmung bewirkt, daß „in ihr der Heilige Geist zur Stärkung gegeben wird, so wie er den Aposteln an Pfingsten gegeben wurde“. Ist das nicht eine Aussage von ungeheurer Bedeutung? Auch wir haben das Pfingsten von damals erlebt wenigstens in dem, was der Heilige Geist in den Aposteln bewirkte. Was es damals in den Aposteln bewirkte, war das „mutige Bekenntnis des Namens Christi“ und die Kreuzesnachfolge des Herrn. Es wird heute viel gesprochen vom Zeugnisgeben. Dazu sind wir im Sakrament des Heiligen Geistes, in der Firmung aufgerufen, und das ist eine heilige Verpflichtung. Haben wir in der Gewissenserforschung uns schon einmal gefragt, ob wir dieser Verpflichtung des Firmsakraments nachgekommen sind und ob unser Leben Zeugnis ablegt für Christus? Haben wir uns in unserem ganzen Lebensstil und unserer Lebenshaltung nicht ganz gleichgeschaltet mit der Welt, obwohl uns Paulus mahnt: „Macht euch nicht die Art dieser Welt zu eigen“ (Röm 12,2)... Wenden wir uns jenen Sakramenten zu, die das Pascha-Mysterium der Kirche umgeben und in besonderer Weise mit der Fastenzeit verbunden sind.

Wir beginnen mit dem Ostergeschenk des auferstandenen Herrn, mit dem Bußsakrament, das in einzigartiger Weise mit dem Heiligen Geist im Zusammenhang steht. Seine Einsetzung ist allgemein bekannt. Über jeder Beichte steht das Wort „Empfanget den Heiligen Geist“. „Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert“ (Joh 20,22). Haben wir schon einmal darüber nachgedacht, daß das Bußsakrament nicht nur eine Begegnung mit dem sündenvergebenden Herrn, sondern auch eine Begegnung mit dem Heiligen Geist ist, den die Kirche nennt „remissio omnium peccatorum“, die Nachlassung aller Sünden (Gabengebet am Samstag vor Pfingsten). Wenn wir dann noch dazunehmen das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das unser Heiliger Vater so ausführlich in seinem Rundschreiben über das göttliche Erbarmen kommentiert hat, dann ist das Bußsakrament auch eine Begegnung mit dem Vater und deshalb mit der ganzen heiligsten Dreifaltigkeit. Wenn dem so ist, mit welchem Recht vernachlässigt man dann das Bußsakrament... Wer einmal erfaßt hat, um was es sich beim Bußsakrament handelt, wird sich nie mit einer Bußandacht zufriedengeben, sondern wird die persönliche Begegnung mit Vater, Sohn und dem Heiligen Geist suchen.

Vom Ostertag mit der Einsetzung des Bußsakramentes wenden wir uns zurück zum ersten Gründonnerstag mit der Einsetzung des heiligsten Altarssakramentes. Auch dieses große Geheimnis ist überschattet vom Heiligen Geist. Wenn das Letzte Abendmahl die Vorwegnahme des Todes (und der Auferstehung) Christi ist, dann gilt für das Letzte Abendmahl das Wort des Hebräerbriefs: „Christus hat im Heiligen Geist sich selbst als ein unbeflecktes Opfer dargebracht“ (9,14)... Wie verträgt sich damit die Ehrfurchtslosigkeit in der heiligen Messe und bei der heiligen Kommunion?... Wenn man sieht, wie bei den Gottesdiensten fast alles zur heiligen Kommu-

nion geht (oder läuft), hat man nicht den Eindruck, daß man sich an das Wort des Apostels Paulus hält: „Der Mensch aber prüfe sich selbst und esse so vom Brot und trinke aus dem Kelch“ (1 Kor 11,28). Man hat indessen einen anderen Eindruck, daß viele den „Leib (des Herrn) nicht unterscheiden (ebd. V. 29) von einer gewöhnlichen Speise. Müssen wir nicht fürchten, daß diese Vielen nach dem Zeugnis des Apostels sich das Gericht essen und trinken? Es ist nötig, hier eine ernste Sprache zu reden, weil wir hier das Gebot des Apostels auszusprechen gezwungen sind, auf das wir verpflichtet sind“ ... Hier an dieser Stelle müßte ich jetzt das Kapitel 20 aus dem ersten Rundschreiben unseres Heiligen Vaters zitieren, das überschrieben ist: „Eucharistie und Buße“. In diesem Abschnitt steht ein Satz, den wir nicht oft genug bedenken können: „Die Kirche lebt von der Eucharistie“, die keine „Routine“-Sache sein darf, die sicherlich tiefste Offenbarung und Feier der menschlichen Brüderlichkeit ist, aber auch wie bei Christus „Hingabe an den Vater“. Wenn wir hier den Papst so ausführlich zu Wort kommen lassen, so deshalb, um seinen Besuch bei uns gleichsam zu ratifizieren, d. h. zu einer Wirklichkeit unseres Lebens werden zu lassen. Schon hier soll jenes Wort des Papstes in uns Wurzeln schlagen, das er mehrmals gebraucht hat, wenn er vom neuen Advent spricht. Mit sichtlicher Betonung schließt der Papst diesen Abschnitt ab: „Die Kirche des neuen Advents, die Kirche, die sich beständig auf die neue Ankunft des Herrn vorbereitet, muß die Kirche der Eucharistie und Buße sein.“ Mögen alle Kirchen unseres Bistums Kirchen der Eucharistie und der Buße sein! (RB n. 11 v. 15. 3. 81, S. 2; RB n. 12 v. 22. 3. 81, S. 2).

#### 6. Bischof Kempf – „Für euch und für alle“

Dies ist der Titel des Fastenhirtenbriefes des Limburger Bischofs; der Hirtenbrief wurde in Form einer 150 Seiten umfassenden

Broschüre an die Gläubigen verteilt. Der Brief des Limburger Oberhirten will dazu beitragen, daß das Verständnis der Gemeindemitglieder untereinander gefördert wird, und er will einen Weg zu Gesprächen und gegenseitigem Kennenlernen weisen.

Der Bischof fragt auch nach den gesellschaftlichen Gegebenheiten, die das Christsein und das Leben in den Gemeinden erschweren. Mit seinem Fastenhirtenbrief will Bischof Kempf nicht nur die Christen ansprechen, die regelmäßig den Sonntagsgottesdienst besuchen, sondern alle Mitglieder der Gemeinden.

Bischof Kempf stellt die Frage, ob nicht in den katholischen Gemeinden auch viele aktive Christen leben, die in ihrer Beziehung zu den sogenannten Fernstehenden ähnlich empfinden wie der ältere Bruder im Gleichnis vom verlorenen Sohn, der an dem Fest, das der Vater aus Anlaß der Heimkehr des jüngeren Bruders veranstaltete, nicht teilnehmen wollte. „Gottes Heilswille richtet sich auf alle.“ Das Gleichnis zeige: Gott sei der Vater aller, „der auf jeden von uns wartet“. Die Antwort des Glaubens, zu der die Christen aufgerufen seien, bezeichnete er als gemeinsamen und lebenslangen Weg.

Die distanzierten Gemeindemitglieder läßt der Bischof von Limburg ein, ihren Platz in den Gemeinden neu wahrzunehmen. Er wendet sich besonders an die Jugend, Eheleute in konfessionsverschiedener Ehe und Wiederverheiratete. Bischof Kempf ermutigt die Gemeinden, Lebensraum für alle Katholiken zu schaffen, denn „die Gemeinde soll Haus und Heimat für alle Mitglieder sein“ (MKKZ 15. 3. 81, S. 4).

#### KIRCHLICHE BERUFE

Pastoral der geistlichen Berufe

Am 5./6. März 1981 fand im Oblatenkloster Mainz die Jahrestagung der AGMO

statt. Das Thema der Tagung war: „Berufung – wie rede ich darüber?“ (Gesprächsführung – Takt und Abstand). Das Referat zu diesem Thema wurde von Pater Dr. Gustav Vogel SAC vorgelegt. P. Vogel leitete auch die Arbeitsgespräche.

Die Tagung bot ferner den für die Pastoral der geistlichen Berufe beauftragten Ordensleuten Gelegenheit zu einem Erfahrungsaustausch. Der Leiter der Tagung, P. Polykarp Geiger OFMCap, gab Informationen zum Katholikentag 1982 und zur Zusammenarbeit mit Diözesanstellen im Bereich der Pastoral der geistlichen Berufe.

## MISSION

### 1. Konferenz der Missionsprokuratoren

Am 25./26. März 1981 fand im Bischöflichen Priesterseminar Mainz die Tagung der Missionsprokuratoren(innen) statt. Hauptthema der Tagung war der Beitrag der missionierenden Orden für das Missionarische Pfingsttreffen 1981. Von Gewicht waren auch die weiteren Punkte der Tagesordnung: Berichte über das Ergebnis der Gespräche mit MISEREOR; Überlegungen zur Frage der „Missionare auf Zeit“; Trends im Spenderverhalten (Konsequenzen für die missionierenden Orden); Priester- und Kinderpatenschaften sowie Projektpartnerschaften in Missionsgebieten; Techniken für Werbeaktionen; Buchhaltung und Rechtsfragen.

### 2. Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates

Am Vorabend des „Missionarischen Pfingsttreffens“, am 2. Juni 1981, fand in Mainz die Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates statt. Wichtigster Tagungspunkt war die Frage des „Missionars auf Zeit“. In das Thema, das in der Kommission „Weltkirche“ der missionierenden Orden bereits

ausführlich besprochen und durch ein Arbeitspapier vorbereitet worden war, führten zwei Referate ein (P. Provinzial Albert Claus CSSp und Sr. Margoretti Fuchtenhans SSS): Zeitlich befristeter Missions-Einsatz – Eine Möglichkeit, die missionierende Orden zur Mitarbeit anbieten. „Missionar auf Zeit“ ist eine Antwort auf die Anfragen junger Christen nach einem zeitlich befristeten freiwilligen Einsatz in der Mission; – ist ein Weg, den jungen Kirchen in der Dritten Welt zu dienen; – ist eine Chance, die hoffnungsvollen Neuansätze im Leben der jungen Kirchen kennenzulernen und bei uns fruchtbar zu machen. Die Möglichkeiten – Einsatz für mehrere Jahre und kurzbefristeter Einsatz – wurden besprochen unter der Rücksicht der Voraussetzungen, der vertraglichen Bindung und der Vorbereitung auf den Einsatz. – Der Präsident des DKMR, Msgr. Jakob Aigner, leitete die Mitgliederversammlung.

### 3. Missionarisches Pfingsttreffen

Rund 1000 Kongreßteilnehmer folgten der Einladung des Deutschen Katholischen Missionsrates zu einem „Missionarischen Pfingsttreffen“ vom 3. bis 6. Juni 1981 in der Rheingoldhalle in Mainz. Damit war die Beteiligung für das Treffen wider Erwarten groß. Ziel der Tagung war eine Standortbestimmung der deutschen Kirche im Hinblick auf ihre missionarische und weltkirchliche Tätigkeit. Der Verlauf des Treffens unter der Überschrift „Alle sollen es hören und sich freuen“ rückte deutlich die Gewichte der missionarischen Gegenwart zurecht und zeigte, daß der Prozeß des Aufeinanderhörens und Voneinanderlernens überall dort, wo er noch nicht in Gang ist, überfällig ist.

Wir sind nicht mehr die Herren der Mission, sondern Mitarbeiter der jungen Kirchen, sagte Msgr. Jakob Aigner, der Präsident des DKMR. Es geht um den Aufbau einheimischer Kirchen. Christus ist das Licht, das in allen Kulturen leuchtet. Auch

die deutsche Kirche kann durch das Glaubenszeugnis in den jungen Kirchen bereichert werden. Und unverhohlene Fragen kommen aus den jungen Kirchen selbst. Fragen, etwa nach der Glaubwürdigkeit einer Kirche, deren Strukturen nicht immer mit der Armut übereinstimmen, die das Evangelium fordert. Eine Trendwende zeichnet sich in der Dritten Welt ab: Die jungen Kirchen, die sich aus Menschen zusammensetzen, die in materieller Armut leben, stellen sich eindeutig auf die Seite der Armen und werden so zum Zeichen der Hoffnung für die Völker. Das befreiende Element des Evangeliums weckt unter den Armen die Vorstellung eines Bildes von Jesus Christus, der sie herausholt aus ihrem Elend.

Der Kongreß hat gezeigt, daß ebenso wichtig wie die materielle Hilfe, die die einheimischen Kirchen auch von der Kirche der Bundesrepublik Deutschland erhalten, die geistige Hilfe, die Begegnung, die Freundschaft, dauernde Verbindung und gegenseitige Annahme ist.

Die neuen Anstöße, die von dem Missionarischen Pfingsttreffen in Mainz ausgegangen sind, sollen in einem Berichtband festgehalten und gleichsam in einem Werkbuch aufgearbeitet und verbreitet werden. (Vgl. auch den Bericht von H. Warning über das „Missionarische Pfingsttreffen“ in diesem Heft der OK S. 314–317)

#### NACHRICHTEN AUS DEM AUSLAND

##### 1. Professoren für Zambia

Für das Klerikalseminar der Erzdiözese Lusaka (Zambia), das zugleich Nationalseminar ist, werden Hochschulprofessoren gesucht für die Fächer: Heilige Schrift, Spiritualität, Patristik, Liturgik, Pastoraltheologie und Homiletik. Die Vorlesungen sind in Englisch zu tätigen. Soweit nicht ein full-time Professorat übernommen werden

kann, sind auch part-time Professoren (mit periodisch wiederkehrenden Vorlesungsreihen) willkommen. Bewerbungen sind zu richten an den Rektor des St. Dominic's Major Seminary, P.O.Box 8191, Woodlands, Lusaka, Zambia, Afrika.

##### 2. Professoren für die Volksrepublik Congo

Für das Grand Séminaire Emile Biayenda, B.P. 210, Brazzaville, République Populaire du Congo, wird ein Professor für Philosophie sowie ein Professor für Dogmatik oder Moralthologie (für September 1982) gesucht. Die Unterrichtssprache ist Französisch. Bewerbungen sind zu richten an Erzbischof Barthélémy Batantu, Archevêché, B.P. 2301, Brazzaville, Rép. Populaire du Congo, Afrika.

#### STAAT UND KIRCHE

##### 1. Anwendung der Härteklausele

Urteil des Amtsgerichts Berlin-Charlottenburg vom 20. November 1978 zur Anwendung oder Nichtanwendung der Härteklausele des § 1568 BGB (Familienrechtszeitschrift 26, 1979, 920). – Leitsatz: Zur Anwendung oder Nichtanwendung der Härteklausele des § 1568 BGB, falls sich der Antragsgegner – nach mehr als dreijähriger Trennung – auf seine religiöse Überzeugung, die Ehe sei unauflöslich, beruft.

##### 2. Pflegesatzstaffelung in Kindergärten

Urteil des Amtsgerichts Braunschweig vom 10. November 1977 und des Landgerichts Braunschweig vom 7. April 1978 über die Pflegesatzstaffelung in Kindergärten (Zeitschrift f. ev. Kirchenrecht 24, 1979, 405). – Leitsatz: Bei privatrechtlich betriebenen Kindergärten kirchlicher Rechtsträger ist eine Pflegesatzstaffelung, die sich am Einkommen der Eltern ausrichtet, rechtlich zulässig.

### 3. Geistlichenprivileg für Scientology-Kirche

Urteil des Verwaltungsgerichts Darmstadt vom 14. Dezember 1978 über das Geistlichenprivileg für Scientology-Kirche (NJW 32, 1979, 1056). – Leitsätze:

1. Das Amt eines hauptamtlichen Geistlichen der Scientology-Kirche entspricht dem Amt eines ordinierten Geistlichen evangelischen oder eines Geistlichen römisch-katholischen Bekenntnisses i. S. des § 11 I Nr. 3 WehrpflG.

2. Die Auslegung des § 11 I Nr. 3 WehrpflG hat im Lichte der in Art. 4 I GG gewährleisteten Freiheit des Glaubens und des religiösen Bekenntnisses zu erfolgen. Eine Auslegung, die den Bekenntnis-Begriff des § 11 I Nr. 3 WehrpflG aus Gründen einengen würde, die außerhalb des Wehrrechts liegen, ist verfassungsrechtlich unzulässig.

3. Art. 4 I GG verbietet eine Bewertung des Glaubensinhalts des Bekenntnisses der Scientology-Kirche.

### 4. Kirchgeld

Urteil des Verwaltungsgerichts Wiesbaden vom 22. September 1978 über das besondere Kirchgeld (Zeitschrift f. ev. Kirchenrecht 24, 1979, 394). – Leitsatz: Die Regelung des Hessischen Kirchensteuergesetzes und der Kirchensteuerordnung für die Ev. Kirche in Hessen und Nassau über das besondere Kirchgeld, das von einem der steuerberechtigten Kirche angehörenden Ehegatten in glaubensverschiedener Ehe erhoben wird, verstößt nicht gegen höher-rangiges Recht.

### 5. Kirchliches Mitgliedschaftsrecht

Urteil des Verwaltungsgerichts Braunschweig vom 26. Januar 1978 über das kirchliche „Mitgliedschaftsrecht“ (Zeit-

schrift f. ev. Kirchenrecht 24, 1979, 380). – Leitsätze:

1. Für Streitigkeiten im Bereich des Kirchensteuerrechtes ist der Rechtsweg zu den Verwaltungsgerichten eröffnet.

2. Wer rechtmäßig aus der Kirche ausgetreten ist, später aber ein Verhalten zeigt, das auf eine bestimmte Kirchenzugehörigkeit schließen läßt, muß sich als Glied dieser Kirche behandeln lassen. Eine ausdrückliche oder gar förmliche Erklärung, der Kirche wieder angehören zu wollen, ist weder nach kirchlichem oder nach staatlichem Recht erforderlich. Es genügt vielmehr schlüssiges Verhalten. Dies gilt auch für die Wiederaufnahme durch die Kirche. Eine erneute Trennung von der Kirche ist dann nur in den Formen des Kirchenaustrittsgesetzes möglich.

### 6. Straßenausbaubeitrag

Urteil des Verwaltungsgerichts Oldenburg vom 3. Juni 1977 über die Befreiung eines Friedhofsgrundstückes von einem Straßenausbaubeitrag (Zeitschrift f. ev. Kirchenrecht 24, 1979, 201). – Leitsatz: Für ein Friedhofsgrundstück besteht keine Verpflichtung zur Bezahlung eines Straßenausbaubeitrages gem. § 6 I nds. Kommunalabgabengesetz.

### 7. Vornamen eines Adoptivkindes

Beschluß des Landgerichts Berlin vom 11. Juli 1978 über die Änderung der Vornamen eines Adoptivkindes (Familienrechtszeitschrift 26, 1979, 79). – Leitsatz: Bei einer Änderung der Vornamen des Adoptivkindes gemäß § 1757 II BGB unterliegt die Wahl der neuen Vornamen innerhalb der zu wahrenen Grenzen des Sinnes und Zweckes des Wegfalls der alten Vornamen den allgemeinen Regeln der erstmaligen Vornamensgebung. So z. B. kann der einzige alte Vorname grundsätzlich auch durch zwei neue Vornamen ersetzt werden.

## 8. Befreiung von Baugenehmigungsgebühren

Urteil des Oberverwaltungsgerichts Münster vom 22. Januar 1979 über die Befreiung der Kirche von Baugenehmigungsgebühren (Amtsblatt Münster 1979, 141). – Leitsatz: Nach § 8 Abs. 1 Nr. 5 GebG NW sind die Kirchen und Religionsgemeinschaften des öffentlichen Rechts bei Bauvorhaben im Bereich der religiösen Bildung – anders als bei Bauvorhaben im Bereich der allgemeinen Bildung – von der Zahlung der Baugenehmigungsgebühren befreit.

## 9. Eheähnliche Verhältnisse

Urteil des Amtsgerichts Schöneberg vom 17. April 1979 über Vermieterpflicht zur Duldung eines eheähnlichen Verhältnisses in den Mieträumen (NJW 32, 1979, 2051). – Leitsatz: Der Vermieter ist unter Berücksichtigung des Vertragsinhalts nach Treu und Glauben grundsätzlich verpflichtet, ein eheähnliches Verhältnis auf Dauer in den Mieträumen zu dulden. Der dabei begründete unselbständige Mitbesitz an der Mietsache ist grundsätzlich demjenigen gleichzusetzen, der im Anschluß an eine Eheschließung dem Ehepartner des Mieters eingeräumt wird.

## 10. Mitgliederwerbung durch Gewerkschaften

Urteil des Arbeitsgerichts Lörrach vom 14. September 1978 über die Mitgliederwerbung durch betriebsfremde Gewerkschaftsangehörige in den Betrieben (hier: kirchliche Einrichtungen) (Der Betrieb 1979, 219). – Leitsatz: Das Recht auf Durchführung einer gewerkschaftlichen Werbe- und Informationsveranstaltung unter Beteiligung betriebsfremder Gewerkschaftsangehöriger in einer kirchlichen Einrichtung verletzt weder Art. 13, 14 noch Art. 140 GG.

## 11. Eheloses Zusammenleben

Beschluß des Oberlandesgerichts Saarbrücken vom 18. Mai 1979 zur rechtlichen Bewertung eines ehelosen Zusammenlebens (NJW 32, 1979, 2050). – Leitsatz: Beim ehelosen Zusammenleben von Mann und Frau ist eine analoge Anwendung der § 1371, 1931 BGB nicht möglich. Ein solches eheähnliches Verhältnis ist im Hinblick auf die besondere rechtliche Ausgestaltung, die gerade die Ehe durch den Gesetzgeber erfahren hat, ein völliges „aliud“. Die rechtliche Bewertung eines ehelosen Zusammenlebens kann nicht nach dem Familien- und insbesondere dem Eherecht erfolgen, da die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen eine Ehe zwingend voraussetzen.

## 12. Ehescheidung

Urteil des Oberlandesgerichts Frankfurt (M.) vom 12. Dezember 1978 über Ehescheidung (Familienrechtszeitschrift 26, 1979, 1013). – Leitsätze:

1. Eine Ehe ist gescheitert, wenn auch nur einer der Ehegatten es endgültig ablehnt, die eheliche Lebensgemeinschaft wiederherzustellen (§ 1565 I S. 2 BGB), nachdem die Trennung erfolgt ist.

2. Zum Schutzzweck des § 623 ZPO bei kinderloser Ehe: Sinn und Zweck des Verfahrensverbundes ist nicht, zusätzlich zu den Scheidungssperren des materiellen Rechts den Bestand der Ehe zu schützen.

## 13. Versorgungsordnung

Urteil des Bundesarbeitsgerichts vom 31. August 1978 über unterschiedliche Regelungen für Männer und Frauen in der Versorgungsordnung (NJW 32, 1979, 2223). – Leitsatz: Eine Versorgungsordnung verstößt gegen den Gleichberechtigungsgrundsatz des Art. 3 II GG, wenn sie bei Frauen ein Eintrittsalter unter 50 Jahren verlangt und ruhegeldfähige Dienstzeiten nur bis zur Vollendung des 60. Lebensjahres anerkennt, während Männer noch bis zu ihrem 55. Lebensjahr

aufgenommen werden und ihre Rente bis zur Vollendung des 65. Lebensjahres verbessern können.

#### 14. Zutritt der Gewerkschaft zu karitativen Einrichtungen

Urteil des Bundesarbeitsgerichts vom 14. Februar 1978 zum Recht der Gewerkschaft auf Zutritt zu karitativen Einrichtungen der Kirche (NJW 32, 1979, 1844). – Leitsätze:

1. Der Betriebsinhaber / Unternehmer muß das Anbringen von Schriftgut zur Selbstdarstellung der Gewerkschaft, zur Information über ihre Leistungen und über arbeits- und tarifrechtliche Fragen sowie zur Aufforderung zum Erwerb der Mitgliedschaft bei der Gewerkschaft durch betriebs-/unternehmensfremde Beauftragte der Gewerkschaft auf Bekanntmachungstafeln des Betriebes dulden. Ebenso muß er die Verteilung derartigen Materials und die allgemeine arbeits- und tarifrechtliche Betreuung von Mitgliedern der Gewerkschaft und die Werbung neuer Mitglieder durch betriebs-/unternehmensfremde Gewerkschaftsbeauftragte in den Betriebs- und Unternehmensräumen außerhalb der Arbeitszeit dann erlauben. Dies gilt jedenfalls dann, wenn in dem Betrieb schon Mitglieder der Gewerkschaft tätig sind. Das Hausrecht und ein Recht am eingerichteten und ausgeübten Gewerbebetrieb stehen den fraglichen Betätigungen der Gewerkschaft nicht entgegen.

2. Das eben Gesagte gilt auch für den Bereich karitativer Einrichtungen der Kirche i. S. des § 118 II BetrVG. Die Kirchenautonomie steht dem nicht entgegen. Die Gewerkschaft darf bei der hier in Rede stehenden Tätigkeit die Kirchenautonomie nicht beeinträchtigen und nicht in Abrede stellen.

#### 15. Ausländische Vornamen

Beschluß des Bundesgerichtshofs vom 17. Januar 1979 über die Erteilung eines ausländischen Vornamens für ein Kind (NJW 32, 1979, 2469).

Leitsätze:

1. Knaben dürfen keinen im Ausland gebräuchlichen weiblichen Vornamen oder Beivornamen erhalten.

2. Läßt der ausländische Vorname das Geschlecht des Kindes nicht erkennen, so kann er gleichwohl einem Knaben gegeben werden, wenn dieser einen weiteren, eindeutig männlichen Vornamen erhält.

#### 16. Denkmalschutz

Urteil des Bundesgerichtshofs vom 21. Dezember 1978 über die Entschädigung bei Nichtbeachtung von Belangen des Denkmalschutzes im Bodenverkehrsgenehmigungsverfahren (NJW 32, 1979, 1458). – Leitsatz: Werden bei der Erteilung der Bodenverkehrsgenehmigung entgegenstehende Belange des Denkmalschutzes nicht beachtet, so ist die Gemeinde zur Entschädigung verpflichtet, wenn die Baugenehmigung später aus Gründen des Denkmalschutzes versagt wird.

#### 17. Diskriminierung nichtehelicher Kinder

Urteil des europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte in Straßburg vom 13. Juni 1979 über Diskriminierung nichtehelicher Kinder (Familienrechtszeitschrift 26, 1979, 903). – Leitsatz: Art. 8 EMRK macht zwischen einer „ehelichen“ und einer „nichtehelichen“ Familie keinen Unterschied; die „Achtung des Familienlebens“ schließt für den Vertragsstaat die positive Verpflichtung ein, bei der Normierung familienrechtlicher Verhältnisse so zu verfahren, daß den Betroffenen die Führung eines normalen Familienlebens ermöglicht wird. Eine unterschiedliche Behandlung „nichtehelicher“ Kinder in diesem Bereich gegenüber „ehelichen“ Kinder verletzt Art. 8 i. V. m. Art. 14 EMRK, wenn sie nicht – nach Einschätzung durch den Gerichtshof – durch objektive und vernünftige Gründe gerechtfertigt ist.

## 18. Schulgebet

Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 16. Oktober 1979 über das Schulgebet in nicht bekenntnisfreien Gemeinschaftsschulen (Pfarramtsblatt 53, 1980, 139). – Leitsätze:

1. Es ist den Ländern im Rahmen der durch Art. 7 Abs. 1 GG gewährleisteten Schulhoheit freigestellt, ob sie in nicht bekenntnisfreien Gemeinschaftsschulen ein freiwilliges, überkonfessionelles Schulgebet außerhalb des Religionsunterrichts zulassen.

2. Das Schulgebet ist grundsätzlich auch dann verfassungsrechtlich unbedenklich, wenn ein Schüler oder dessen Eltern der Abhaltung des Gebets widersprechen; deren Grundrecht auf negative Bekenntnisfreiheit wird nicht verletzt, wenn sie frei und ohne Zwänge über die Teilnahme am Gebet entscheiden können.

3. Die bei Beachtung des Toleranzgebots regelmäßig vorauszusetzende Freiwilligkeit ist ausnahmsweise nicht gesichert, wenn der Schüler nach den Umständen des Einzelfalls der Teilnahme nicht in zumutbarer Weise ausweichen kann.

## 19. Urheberrechtsschutz

Urteil des Bundesgerichtshofs vom 15. Dezember 1978 zum Urheberrechtsschutz für Darstellungen wissenschaftlicher und technischer Art (NJW 32, 1979, 1548).

Leitsatz: Darstellungen wissenschaftlicher und technischer Art sind nach § 21 Nr. 7 UrhG urheberrechtsschutzfähig, wenn ihre Formgestaltung als persönliche geistige Schöpfung i. S. des § 2 II UrhG anzusehen ist; dagegen kommt es nicht auf den schöpferischen Gehalt des wissenschaftlichen und technischen Inhalts der Darstellung an.

## PERSONALNACHRICHTEN

### 15. Neue Ordensobern

Die Generalleitung der Redemptoristen bestätigte am 24. März 1981 P. Franz Pfister (CSSR) als Vizeprovinzial von Weetebula, dem Missionsgebiet der norddeutschen Redemptoristen in Indonesien.

In Anwesenheit der Generaloberin Sr. M. Reinhilde Pinz (Linz, Österreich) wurde Schwester M. Gemma Schmid zur neuen Provinzoberin der Marienschwestern vom Karmel in Regensburg gewählt (RB n. 12 v. 22. 3. 81, S. 17).

Am 30. Dezember 1980 wurde Sr. M. Edeltraut Wittmann FDS zur neuen Generaloberin der Kongregation der Töchter des göttlichen Heilands gewählt. Die neue Generaloberin ist 1932 in Oberstdorf (Wien) geboren, seit 1949 Mitglied der Kongregation; sie war früher als Novizenmeisterin und zuletzt als Direktorin der Mädchenschule Melk tätig. Die Kongregation zählt 481 Mitglieder (Ordensnachrichten 20, 1981, 139).

Das Kapitel der Niederdeutschen Provinz der Beschuhten Karmeliter hat am 9. April 1981 P. Pankraz Ribbert zum neuen Provinzial gewählt. Er löst P. Hermann Luttkhuis ab, der seit 1975 die Niederdeutsche Provinz geleitet hat.

Die Unbeschuhten Karmeliten der Bayerischen Ordensprovinz haben am 10. Juni 1981 P. Dr. Ulrich Dobhan OCD zum neuen Provinzial gewählt. Er ist Nachfolger von P. Ildefons Striebel, dessen 6jährige Amtszeit abgelaufen ist.

Die Kongregation der „Missionare der Arbeiter“ (gegründet 1930 in Belgien) wählte Pater Gérard Smits zum neuen Generalobern. Die Kongregation zählt 77 Mitglieder.

Der Orden der Somasker (gegründet 1534) wählte am 16. März 1981 den Italiener P. Pierino Moreno zum neuen Generalobern. Der Orden hat 406 Mitglieder.

## 2. Berufungen und Ernennungen

Mutter Teresa wurde anlässlich des 60jährigen Bestehens der katholischen Herz-Jesu-Universität in Mailand von dieser mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet (KNA).

P. Werenfried van Straaten O.Praem., Generalmoderator von Kirche in Not / Ost-priesterhilfe, wurde für die Dauer von fünf Jahren zum Konsultor der Päpstlichen Missionswerke ernannt (KNA).

P. Gaetano Stano OFM Conv. wurde zum Konsultor der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungen ernannt (L'Osservatore Romano n. 102 v. 4./5. 5. 81).

Zum Sekretär des Päpstlichen Komitees für Geschichtswissenschaften wurde Don Raffaele Farina SDB ernannt. Zu Mitgliedern desselben Komitees wurden u. a. ernannt: Prof. Walter Brandmüller und Prof. Konrad Reppen (L'Osservatore Romano n. 79 v. 5. 4. 81).

Zu neuen Mitgliedern der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften wurden 13 Gelehrte aus verschiedenen Nationen berufen, darunter Prof. Manfred Eigen vom Max-Planck-Institut für Physikalische Chemie in Göttingen (L'Osservatore Romano n. 109 v. 13. 5. 81).

## 3. Jubiläum

Erzbischof Dr. Augustin Mayer OSB, Sekretär der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute, konnte am 17. Mai 1981 sein Goldenes Profestjubiläum feiern; am 23. Mai vollendete er sein 70. Lebensjahr. Der Jubilar ist in Altötting als Sohn eines Generalmajors geboren. Nach Studien in

Metten, Salzburg und Rom wurde er zum Priester geweiht und war zunächst als Religionslehrer am Gymnasium der Abtei Metten sowie als Präfekt am dortigen Knabenseminar und Präses der MC tätig. 1939 wurde er als Professor an die Päpstliche Hochschule Sant'Anselmo in Rom berufen; 1949 wurde ihm das Rektorat dieser Hochschule übertragen. Papst Johannes XXIII. ernannte ihn zum Konsultor der Studienkongregation. 1961 wurde er in die Vorbereitungskommission für Studien und Priesterbildung und schließlich in die Konzilskommission berufen. Am 3. November 1966 wurde Dr. Augustin Mayer zum Abt von Metten gewählt und war als solcher im Ordensrat der Diözese Regensburg sowie im Vorstand der VDO tätig. Am 6. September 1971 ernannte Papst Paul VI. den Mettener Abt und Präses der Bayerischen Benediktinerkongregation zum Sekretär der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute. Am 13. Februar 1972 erhielt er die Bischofsweihe (RB n. 20, v. 17. 5. 81). Ad multos annos!

## 4. Heimgang

Am 6. April 1981 starb im Alter von 75 Jahren der Kapuzinerpater Ilarino da Milano. Der Verstorbene war durch rund 20 Jahre als Apostolischer Prediger im Dienst von vier Päpsten tätig gewesen (KNA).

Am 2. Mai 1981 verstarb Msgr. Carmine Addivinola. Der Verstorbene war durch mehrere Jahrzehnte als Offizial, zuletzt als Abteilungsleiter, in der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute tätig gewesen (L'Osservatore Romano n. 101 v. 2./3. 5. 81). R.I.P.

*Joseph Pfab*

# Neue Bücher

## Bericht

### „Frei in Christus“

Zur neuen Moraltheologie von Bernhard Häring<sup>1)</sup>,  
vorgestellt von Heinz Joachim Müller CSsR, Hennef.

Vor 25 Jahren stellte der Autor einen neuen Typ katholischer Moraltheologie vor. Sein „Gesetz Christi“, zunächst einbändig, dann in drei Bänden erschienen, wurde in 14 Sprachen übersetzt. Diese Verbreitung zeigt, wie treffsicher der inzwischen weltweit bekannte Professor an der „Academia Alfonsiana“ der Redemptoristen in Rom dem Bedürfnis nach einer das wesentlich Christliche erfassenden, lebensnahen Darstellung christlichen Lebens und Handelns entsprochen hat. Indem er das Bleibende der traditionellen Darstellung entschieden auf seine biblisch-theologischen Grundlagen zurückführte und, die gesicherten Erkenntnisse anthropologischer Wissenschaften aufnehmend, in zahlreichen Anwendungen auf die Praxis des christlichen Lebens bezog, schenkte er Priestern und Laien eine unschätzbare Hilfe.

Inzwischen haben sich in Kirche und Theologie, insbesondere auch in der Moraltheologie, erhebliche Entwicklungen vollzogen, die H. nicht als passiver Zuhörer, sondern in Forschungen und Stellungnahmen aktiv mitgetragen hat. Nachdem er in den acht deutschen Auflagen seines Werkes von 1954 bis 1967 immer wieder Verbesserungen und Ergänzungen eingebracht hatte, entschloß er sich zu einem neuen Entwurf seines Werkes. Es ist ebenfalls auf drei Bände angelegt, von denen Band I und II im Folgenden vorgestellt werden. Das Werk erscheint gleichzeitig in mehreren Sprachen. Die englische Ausgabe liegt bereits vollständig vor.

Der Titel „Frei in Christus“ wird vom Vf. nicht als Gegensatz zum „Gesetz Christi“ verstanden. Er hat sich schon immer nachdrücklich gegen das gesetzliche Mißverständnis der Moral gewehrt und im „Sein in Christus“ einen „Gnadenimperativ“ gesehen und erläutert, der weit zugkräftigere Begründungen und Motive bereitstellt als alles Gebots- und Verbotsdenken. „Frei in Christus“ führt diese Grundkonzeption in der polaren Zuordnung von „Freiheit und Treue“ noch radikaler und geradezu leidenschaftlich weiter. „Schöpferische Freiheit und Treue in Mitverantwortung“ ist wie ein Leitmotiv, das als roter Faden alle Ausführungen durchzieht. Es ist „nicht nur ein Leitmotiv, sondern auch eine verbindliche Grundhaltung, die alles Handeln und Tun bestimmen“ und „in einem systematischen Moralwerk... allgegenwärtig wirksam sein“ muß (I 98). Die Synthese von Freiheit und Treue sieht H. ohne Gefahr des Abgleitens in willkürlichen Subjektivismus nach der einen oder in starren Traditionalismus nach der anderen Seite dann verwirklicht, „wenn wir diese Eigenschaften radikal zu verstehen versuchen als Ausdruck unseres Lebens ‚in Christus““ (I 19). Christus ist das uns vom Vater geschenkte „einheitstiftende Realsymbol“. Er „schenkt uns Gnade und Berufung zur Treue und Freiheit“ (I 75).

<sup>1)</sup> HÄRING, Bernhard: *Frei in Christus*. Moraltheologie für die Praxis des christlichen Lebens. Bd. 1: Das Fundament aus Schrift und Tradition. 1979. 460 S., geb., DM 54,-; Bd. 2: Der Weg des Menschen zur Wahrheit und Liebe. 1980. 558 S., geb., DM 64,-. Freiburg: Verlag Herder.

Dementsprechend legt der Autor größten Wert auf die Grundlagen christlichen Handelns. Er beschreibt sie in den acht Kapiteln des I. Bandes. Nach einem biblischen Durchblick und einem gedrängten Überblick über die Geschichte der Moralthologie behandelt er: „Verantwortung in schöpferischer Freiheit und Treue“, „Geschaffen und erlöst durch die Freiheit Christi und für die Freiheit in Christus“, „Die Grundentscheidung“, „Das Gewissen: das Heiligtum schöpferischer Treue und Freiheit“, „Traditionen, Gesetz, Norm – und Kontext“, „Sünde und Bekehrung“. Ein zusammenfassender Ausblick über „Freiheit, Treue und Anbetung“, dem ein Personen- und Sachregister folgt, beschließt den Band.

Im II. Band „geht es vor allem um Wahrheit und Treue als Weg zur Freiheit, die uns von Christus, der Wahrheit und der Treue in Person, angeboten ist“. Die „gegenseitige Bezo-genheit und unauflöbliche Einheit zwischen Wahrheit und Freiheit“ ist hier das große Anliegen des Autors (II 17).

In zehn Kapiteln geht er dieser Einheit in den entscheidenden Dimensionen des Lebens nach. Dabei kommen höchst aktuelle Fragestellungen und fundamentale Aufgaben heutiger Moralthologie zu Wort, wie schon die Überschriften ankündigen: „Die befreiende Wahrheit“, „Eine Moral der Schönheit und Herrlichkeit“, „Ethik der Kommunikation“, „Heil und Freiheit im Glauben“, „Glaubenserziehung und Verkündigung in einem kritischen Zeitalter“, „Glaube und Ökumenismus“, „Glaube in einem Zeitalter weitverbreiteten Unglaubens“, „Gläubige Hoffnung“, „Das Tun der Wahrheit in Liebe“, „Befreiende Wahrheit der sexuellen Sprache“. Auch dieser Band schließt mit einem Personen- und Sachregister.

Immer wieder werden in beiden Bänden die anstehenden Materien unter dem Kriterium Freiheit und Treue gesichtet, beurteilt und bewertet. Frühere Darstellungen und heutige Einstellungen werden an diesem Maßstab gemessen. Anhand vieler Beispiele werden Hilfen zur Gewissensbildung geboten. Immer wieder, manchmal ermüdend, wendet sich H. gegen eine legalistische, minimalistische, erstarrte Ethik, gegen das „Herrschaftswissen“ einer „Kontrollmoral“, gegen das verfälschte Gottesbild in einer bloßen Pflichten- und Sündenmoral, gegen ein „sündhaftes Reden von der Sünde“ (I 368f.). Mit gleicher Entschiedenheit wehrt er aber auch das Mißverständnis moderner Willkürfreiheit und neuzeitlicher Nützlichkeitsethik ab.

Immer wieder kommt es dem Verfasser, unter Berufung auf das Konzil, darauf an, daß wir die Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums deuten und uns ihrer Herausforderung stellen. Ganz besonders muß sich die Moralthologie „der schockierendsten Herausforderung unseres Zeitalters, dem nachchristlichen Atheismus“ stellen (II 320). Darum hat H., anders als in seinem früheren Moralwerk, in welchem er die Liebe als integrierende Mitte herausstellte, „ohne diesen früheren Versuch zu verleugnen, ... in diesem Band den Glauben, die totale Hingabe an die rettende Wahrheit als den integrierenden Blickpunkt gewählt, ... einen Glauben mit einer starken Hoffnungsstruktur und selbstverständlich einen Glauben, der in der Liebe tätig ist“ (II 362).

Die Sakramente werden nicht in einem eigenen Kapitel behandelt. Die Sicht des ganzen Lebens im Lichte Christi, des Ursakramentes, und der Kirche läßt die „sakramentale Schau allgegenwärtig“ sein (II 20). Dies führt, wie auch bei der Behandlung des „Tuns der Wahrheit in Liebe“ zu Wiederholungen, die nach Meinung des Verfassers „unvermeidlich sind in einer Moralthologie, der es vor allem um den Geist des Ganzen, um Zusammenschau geht“ (II 399).

Dieser Geist des Ganzen, der eine leidenschaftliche Suche nach der Wahrheit des christlichen Lebens und Handelns erkennen läßt, gepaart mit einer erstaunlichen Integrationskraft des Theologen und Seelsorgers Bernhard Häring, der sich zur persönlichen Note seiner Darstellung bekennt, diese Ganzheitsschau ist die Stärke seines Werkes. Sie läßt unvermeidlich manche Wünsche offen. Mancher mag es bedauern, nicht ausführlicher die Meinung des berühmten Moraltheologen über heute diskutierte Fragen und Probleme zu erfahren: etwa über die deontologische und teleologische Normenbegründung, über aktuelle Probleme der Unauflöslichkeit der Ehe, der Situation der wiederverheirateten Geschiedenen in der Kirche u. a.

Kein Handbuch macht es allen recht. Die nicht erfüllten – vielleicht in dieser Form der Darstellung nicht erfüllbaren – Wünsche werden aufgewogen durch eine Darstellung christlicher Moral, die für die Größe und Herrlichkeit christlicher Berufung sensibilisiert, die Wachsamkeit und Handlungsbereitschaft für die Zeichen der Zeit weckt, die befreiende Kraft des Evangeliums gegenüber allen versklavenden Mächten unserer Zeit erschließt und zur Freiheit eines Lebens der Treue in Christus ermutigt. Dafür gebührt dem Verfasser, der diese Bände trotz schwerer Krankheit fertigstellte, aufrichtiger Dank, verbunden mit dem Wunsch, daß es ihm seine Kräfte erlauben, nicht nur den dritten Band in Bälde herauszubringen, sondern auch weiterhin der Erneuerung der Moraltheologie zu dienen.

## Besprechungen

*Geist und Geistesgaben.* Die Erscheinungsformen des geistlichen Lebens in ihrer Einheit und Vielfalt. Hrsg. v. Anton ROTZETTER. Reihe: Seminar Spiritualität, Bd. 2. Zürich, Einsiedeln, Köln 1980: Benziger Verlag, 296 S., br., DM 48,-.

Der zweite Band des „Seminar(s) Spiritualität“ liegt vor. „Der erste Band unseres Seminars ‚Spiritualität‘ bewegte sich innerhalb des biblischen Bezugsfeldes ‚Geist – Leib‘ und untersuchte die theologischen und anthropologischen Grundlagen des geistlichen Lebens. Dieser zweite Band wendet sich den Phänomenen der christlichen Existenz zu, ihrem gemeinsamen Atem und ihren vielfältigen Formen. Auch hier steht ein biblisches Begriffspaar im Hintergrund: Geist (Pneuma) und Geistesgaben (Charisma)“... (Vorwort = S. 7). Der Band bringt in einem ersten Teil Blicke auf Grundgestalten des Geistlichen (Ehe, die ledige Frau, Gemeindepriester, evangelische Räte). Ein zweiter Teil (Geistliche Familien) wird durch eine aufschlußreiche Problemanalyse des Vf. eingeleitet, dem ein Blick in die spirituellen Charakteristika des Benediktinertums, des Karmel, der Dominikaner, des Franz von Assisi und der Jesuiten folgt (77–198). Ein letzter Teil zeichnet Einzelporträts: Edith Stein; A. J. Heschel; M. Légaut – M. Delbrèl – S. Weil, schließlich „Geistliche Ereignisse und Aufbrüche in den deutschsprachigen Ländern“, darin: die Charismatische Gemeinde-Erneuerung (285–296), Basisgemeinschaften (296–300) und „Jugendreligionen“ (300–308). Während Vf. (T. Neufeld) zu den ersten beiden Aspekten oft nicht geringe Problemfaktoren kaum erwähnt, unterläßt er die m. E. dringende Frage zu den Jugendreligionen, welche „Bedürfnisse“ dort gestillt werden, die die (katholische, heutige) Kirche gar nicht stillen dürfte (Wunsch nach Entlastung von der Freiheit im Verhalten; Wunsch nach Ersparung des Suchens bzw. Nachdenkens bei Glaubensinhalten). Auch an den im übrigen sehr anregenden Artikel Rotzeters hätte ich eine kritische Anfrage: wieweit eignet sich die alternative Setzung von Gesetz und Evangelium, die aus dem usus legis her) artikulieren sollte. Eine Schulung am atl. Torah-Begriff wäre hier durchaus heilsam. Denn die „Weisung“ ist, bevor sie frühjüdisch verfälscht erscheint (vgl. Kampf Jesu und des Paulus hiergegen), lebenshelfende Orientierung und nicht „Joch, das weder

wir noch unsere Väter zu tragen vermochten“ (vgl. Apg 15,10). Wer besser begreift, was Torah wirklich sein kann, wird auch Ordensregeln richtig einschätzen können – am Ps 119, der uns so häufig begegnet, kann man das lernen . . . Ansonsten hat sich Rez. beim Lesen vieler Beiträge dieses Bandes eindeutig mehr gepackt und interessiert gesehen; erwähnt seien die Aufsätze von Werners, Rotzetter, die Schilderungen der geistlichen Familien. Dieser Band trifft sehr viel mehr als der erste ins Konkrete geistlichen Lebens – Geistgaben können offenbar immer neu faszinieren, und das Reden über sie vermag dies auch.

P. Lippert

BARTH, Hans-Martin: *Wie ein Segel sich entfalten*. Selbstverwirklichung und christliche Existenz. München 1979: Chr. Kaiser. 123 S., kt., DM 10,50.

In einer Zeit, in welcher man sich der Möglichkeiten und Grenzen der Gestaltung von Wirklichkeit immer intensiver bewußt wird, wächst eine auf vielen Gebieten des geistigen Lebens sich abzeichnende „Sehnsucht nach innen“. Das durch die humanistische Psychologie schon über viele Jahre hin behandelte Zentralthema „Selbstverwirklichung“ bekommt innerhalb dieses Prozesses eine neue Tiefendimension. Hans-Martin Barth stellt sich der damit gegebenen Herausforderung als Christ. Gibt es die Selbstverwirklichung des Menschen aus dem christlichen Glauben heraus? Diese Frage ist ja keineswegs neu, aber sie wird heute von nicht wenigen Menschen gestellt, für die die Kirche – was immer sie darunter verstehen – kein Gesprächspartner im Suchen nach Lebensmöglichkeit mehr ist. Direkt zu Anfang spricht der Vf. dann das grundlegende Problem des gestellten Themas an: Schließen sich Glaube und Selbstverwirklichung nicht aus? Heißt Glauben für den Christen nicht die Antwort geben auf den Anruf Jesu: „Komm und folge mir nach!“ und eben nicht: „Suche dich selber!“ Steht also der Glaube nicht der Selbstverwirklichung im Wege oder umgekehrt? „Im Ringen zwischen therapeutisch orientierter und evangelikal ausgerichteter Seelsorge wird dieser Streit heute stellvertretend für die gesamte Theologie ausgetragen.“ (S. 10) Das hier angesprochene Thema ist nicht nur ein Problem evangelischer Theologie, wenn es auch die Grundlagen reformatorischen Denkens berührt, es bewegt ebenso die gegenwärtige pastoral-theologische Diskussion im katholischen Raum. Die vom Vf. in seinem Buch entfaltete Antwort auf die durch dieses Thema gestellten Fragen formuliert er zusammenfassend so: „Für den Glauben ist Selbstverwirklichung und ‚Heiligung‘, Selbstverwirklichung und bewußt aus dem Glauben verantwortetes Leben ein und dasselbe. Indem der Glaubende seine christliche Existenz als Selbstverwirklichung versteht, die nicht absiehts von psychologisch oder soziologisch zu erhebenden Strukturen verläuft, gewinnt sein Glaube ‚Fleisch‘, Realitätsbezug und Realitätsbedeutung. Und indem er seine Selbstverwirklichung als einen Prozeß erfährt, der aus dem Glauben lebt, ja ohne den Glauben sinnlos wäre und sich selbst widerspräche, kann ihm und anderen aufgehen, was christlicher Glaube für die Erfüllung menschlicher Existenz bedeutet.“ (S. 10f.)

Es gelingt dem Vf., die theologischen Grundlagen christlicher Spiritualität so aufzuzeigen, daß sie auch für jene Menschen, denen biblische Aussagen nicht völlig fremd sind, die sich aber – aus welchen Gründen auch immer – in den Vollzügen der christlichen Kirchen nicht beheimatet fühlen, wieder ins Blickfeld ihres Suchens nach Lebensmöglichkeiten geraten. Darin sehe ich den besonderen Wert dieses Buches.

K. Jockwig

*Dizionario degli Istituti di Perfezione*. Vol. VI: Monachesimo urbano-Pinzoni. Roma 1980: Edizioni Paoline. 1750 Sp., geb., Preis nicht mitgeteilt.

Das „Dizionario“ haben wir früher, besonders in seinem ersten Band, ausführlicher beschrieben und jedesmal bei Erscheinen eines weiteren Bandes darauf hingewiesen. So sei nunmehr der sechste Band angekündigt, dessen Stichworte von „Monachesimo urbano“ bis „Pinzoni“ reichen. Dabei ist auch dieser Band eine Abfolge der Beschreibung von religiösen Gemeinschaften, deren Gründerpersönlichkeiten sowie einer Reihe von historischen und systematischen Artikeln zum Ordensleben. Wenn die Schriftleitung auf einem beigefügten Blatt sagt: „... lo studio richiesto dalle voci generali ha portato a monografie complesse e ricche...“, so ist das nicht übertrieben: manche der Grundsatzartikel, aber auch die Beschreibung größerer Ordensgemeinschaften, sind tatsächlich Monografien geworden. An interessierenden Themen enthält dieser Band u. a. eine Abhandlung über das Gehorsamsgelübde (494–552), Stichworte wie das über Vollkommenheit („Perfezione“, 1438–1518), wobei im Abschnitt über Vollkommenheit in den nichtchristlichen Religionen, ab 1491, das Judentum fehlt. Andere Stichworte: Strafen („Pene“, 1332–1359), Seelsorge

(„Pastorale“, 1247–1265); aber auch interessante Einzelgesichtspunkte werden behandelt wie das missionsgeschichtlich „Patronato portoghese“ (1277–1284) und das „Patronato spagnolo nelle Indie“ (1284–1292). Kirchengeschichtlich delikate Tatbestände werden nicht verschwiegen (in der Geschichte der Ursulinen, 840, oder im Stichwort „Anna Theresa Pfänder“ [1530]). Bei solcher Ausführlichkeit enthält der Band auch ein (sehr friedliches), kurzes Stichwort über das „Opus angelorum“ (751), während das „Opus Dei“ erst später (unter dem Stichwort „Società sacerdotale della S. Croce“) behandelt werden wird. Von bekannteren Orden enthält dieser Band die Beschreibung der Oblaten, der Passionisten und der Kleinen Schwestern bzw. Brüder Jesu und von deren apostolischem Zweig (unter: „Piccole...“) sowie der Oratorianer, während die Pallottiner ebenfalls in einem späteren Band beschrieben werden („Società dell'Apostolato cattolico“). Gleiches gilt für die Weißen Väter („Padri Bianchi“, vgl. „Missionari d'Africa“). – Bei der Ausführlichkeit dieses Unternehmens nimmt es nicht Wunder, daß sich die ursprüngliche Planung um zwei Bände erweitert hat – so werden insgesamt 5000 Institute beschrieben. Schon hieraus erhellt sich die Bedeutung dieses einzigartigen Werkes.

P. Lippert

ELLIOT, Lawrence: *Johannes XXIII*. Papst der Güte, Papst des Friedens. Reihe: Herderbücherei, Bd. 671. Freiburg 1978: Herder Verlag. 304 S., kt., DM 7,90.

*Johannes XXIII*. Mit einem Essay von Lawrence ELLIOT und mit Fotos von Helmuth Nils LOOSE. Freiburg 1980: Herder Verlag. 96 S., Pp., DM 19,80.

NIKODIM, Metropolit von Leningrad und Nowgorod: *Johannes XXIII*. – ein unbequemer Optimist. Hrsg. von Robert HOTZ. Zürich, Einsiedeln, Köln 1978: Benziger Verlag. 540 S., geb., DM 45.–.

Es besteht kein Zweifel: unser Papst besitzt eine Popularität wie kaum einer zuvor. Wir haben einen Papst, der von sich reden macht. Oft genug füllt er die Schlagzeilen auf den Titelseiten der Tageszeitungen. Unverkennbar auch seine politische Relevanz über den Bereich der Kirche hinaus. Hier aber sollen drei Bände vorgestellt werden, die nicht von Johannes Paul II. handeln, sondern von einem seiner Vorgänger, der für den Werdegang der Kirche in den letzten Jahrzehnten vielleicht von einer maßgebenderen Bedeutung war, der unserem jetzigen Papst einen Teil seines Namens gab: Johannes XXIII.

Die älteste der drei zu betrachtenden Lebensgeschichten Johannes XXIII. stammt von dem englischen Journalisten und Readers-Digest-Mitarbeiter Lawrence Elliot. Gleich nach den ersten Seiten schon merkt man: hier schreibt kein Historiker und kein Theologe, sondern ein Journalist, der es versteht, fundiertes Quellenmaterial, Anekdote und freigestaltete Erzählung so miteinander zu verbinden, daß dem Leser die Gestalt Johannes XXIII. schon in seiner Zeit vor dem Papsttum, schon von Kindheit an menschlich nahekommt. Dabei hütet sich der Autor vor jeder Beschönigung, vermeidet er pathetisches Fahnenschwenken. Mit der dem Journalisten eigenen Neugier studierte er jahrelang Zeugnisse, Briefe, Tagebücher und gewann so ein persönliches Verhältnis zu jenem Mann, über den er schließlich ein Buch schrieb. Daß es auch mit Phantasie und Erzählfreude gestaltet ist, macht diese Lebensgeschichte keineswegs unglaubwürdig. Keine historische Studie und keine theologische Gewichtung der Bedeutsamkeit Johannes XXIII. wird vorgelegt, sondern ein lebendiges Bild gezeichnet, das, macht man es sich zu eigen, von diesem Mann, seinem Glauben, seinem Charisma der Güte und Menschlichkeit, von seinem Engagement für den Frieden überzeugt sein läßt.

Zwei Jahre nach Erscheinen des Buches von L. Elliot in der Taschenbuchausgabe legt derselbe Verlag ein weiteres Buch, eine Bildbiographie über Johannes XXIII. vor. Wieder ist Elliot der Vf. des Textes. Er besteht aus einer Zusammenfassung von Elliots inzwischen berühmt gewordener Johannes-Biographie. Wer diese nicht gelesen hat, findet hier eine kurze, übersichtliche Lebensgeschichte vor, die aber ebenso wie die Langfassung mit Wärme und Begeisterung für den Papst geschrieben ist, die seine Gestalt lebendig werden läßt und ihn glaubwürdig als Mann der Menschlichkeit ausweist. Elliots Essay wird ergänzt durch eine Fülle dokumentarischer Schwarzweißbilder und hervorragende Farbaufnahmen von Helmuth Nils Loose, einem bewährten Mann, wie seine Bilder in den bisher vom Herder-Verlag herausgebrachten Bildbänden über bedeutende Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens ausweisen.

Ganz anders zu lesen und zu werten ist das große Johannes-Buch Nikodims, des inzwischen verstorbenen Metropoliten von Leningrad und Nowgorod. Das Besondere dieses Buches liegt vor allem darin, daß es von einem Würdenträger der orthodoxen Kirche verfaßt wurde. So ergeben sich im Unterschied zu Elliots Lebensgeschichte neue Perspektiven: ein Theologe schreibt, ein Vertreter der Ostkirche, ein Mann, der als Leiter des kirchlichen Außenamtes des Moskauer Patriarchats wohl die tiefste Einsicht hatte in Geschichte, Lehre, theologische Diskussion und heutige Entwicklung der Westkirche. Das läßt ihn immer wieder Vergleiche ziehen, auch Kritik üben, vor allem aber macht es die Hochachtung, die immer wieder spürbare Sympathie und Wärme des Vf. für den Papst glaubwürdiger. Diese Biographie dürfte die eingehendste, umfassendste sein, die über Johannes XXIII. bisher geschrieben wurde. Im Unterschied zu L. Elliot, der den größten Teil seines Buches der Zeit des Werdegangs zum Papsttum widmet, geht es Nikodim um die Zeit des Pontifikats selbst. Nach einem kurzen Lebenslauf beschreibt er eben dieses Pontifikat mit seinen Schwerpunkten und besonderen Ereignissen (Synoden, Enzykliken etc.). Dann folgen Kapitel über die soziale Wirksamkeit Johannes XXIII., über die Zeit der Vorbereitung und Durchführung des Zweiten Vatikanischen Konzils, schließlich ein eigenes Kapitel über den Friedensdienst des Papstes. Die Sprache Nikodims ist eingängig und flüssig. Auch er erzählt oft, zeigt Sinn für Ereignisse am Rand. Aber er bleibt, mehr als Elliot, bei der Sache, seine Biographie ist ein Stück Geschichtsausschreibung, ist dann theologische Reflexion, vor allem eine Würdigung der Gestalt und der Arbeit Johannes XXIII. aus der Sicht eines nichtkatholischen christlichen Geistlichen und damit ein nicht unerheblicher Beitrag zur Ökumene.

Wer sich, ohne besonderen eigenen Aufwand, über die Lebensgeschichte Johannes XXIII. informieren will, der greife getrost zu einem der Bücher L. Elliots. Wem es aber um fundierte Kenntnisse und eingehendere Studien geht, dem empfiehlt Rez. das Buch Nikodims. Es wird ihn mehr Mühe und Zeit kosten, denn das Buch umfaßt viele hundert Seiten. Aber er dürfte der Gestalt Johannes XXIII. gerechter werden.

M. Hugoth

LÜDEMANN, Gerd: *Paulus, der Heidenapostel*. Bd. 1: Studien zur Chronologie. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 123. Göttingen 1980: Vandenhoeck & Ruprecht. 301 S., Ln., DM 66,-.

L. legt mit seiner Göttinger Habilitationsschrift zur Pauluschronologie den ersten Band einer auf drei Bände berechneten Paulusstudie vor. Er setzt methodisch anders als bislang in der deutschen Forschung bei der Bestimmung der paulinischen Chronologie ausschließlich bei den sicher echten Paulusbriefen an. Konsequenz ist es deshalb, daß er die aus der Apostelgeschichte gewonnenen Daten danach beurteilt, ob sie sich in die zuvor gewonnene Chronologie einordnen lassen. Bei seiner Rekonstruktion kann er an amerikanische Forschungsergebnisse anknüpfen, die bislang in der deutschen Forschung wenig oder überhaupt keine Beachtung fanden, wie L. in seinem einleitenden Kapitel zum Stand der deutschen Forschung zeigt.

Ausgangspunkt für die Chronologie des Paulus ist eine eingehende Exegese von Gal 1,6–2,14. Formgeschichtlich bestimmt er im Anschluß an H. D. Betz den Brief als apologetische Rede. Aufgrund der in solcher Rede gegebenen Gliederungselemente glaubt L. annehmen zu dürfen, daß der Antiochenische Zwischenfall Gal 2,11–14 chronologisch den zuvor geschilderten Ereignissen vorzuordnen sei. Der Vorfall liege somit vor dem Apostelkonvent, ja er sei dessen Auslöser gewesen. In Gal 2,7f. und 2,9 sieht der Vf. zwei verschiedene Traditionen, wofür er den Namenswechsel von Petrus zu Kephas anführt. Während die erste Tradition den ersten Jerusalembesuch des Paulus im Blick habe, wobei es zu einer Übereinkunft mit Petrus gekommen sei, erinnere die zweite Tradition an den Apostelkonvent. Die Gemeinde in Galatien mußte bereits vor dem Konvent gegründet worden sein; denn ihr sei ja die erste Tradition schon bekannt gewesen. Wenn Paulus V 6 sagt, man habe ihm keine Auflage gemacht, könnte das nur für rein heidenchristliche Gemeinden gelten, nicht aber für gemischte Gemeinden, für die Bestimmungen in Geltung seien, die dem Aposteldekret der Apostelgeschichte verwandt seien. Das alles sei auch Beweis dafür, daß Paulus schon vor dem Konvent selbständig Mission betrieben habe; er sei keineswegs dem Barnabas untergeordnet gewesen, wie die Apostelgeschichte meint. Erst durch den Konvent sei es zu Problemen im Zusammenleben in gemischten Gemeinden gekommen.

Für die relative Chronologie wertet L. mit Scharfsinn die Jerusalemkollekte aus, die Paulus an verschiedenen Stellen erwähnt. Verschiedene Beobachtungen führen L. dazu, eine Mission in Griechenland schon Ende der 30er Jahre anzunehmen.

Aus der Apostelgeschichte berücksichtigt L. konsequenterweise nur solche Texte, für die die Paulusbriefe Vergleichsmaterial bieten. Apg 18,18–23 benutze ein traditionelles Stationenverzeichnis, das auf einen Paulusbegleiter zurückgehe. Die Stationen lassen sich mit der zweiten Jerusalemreise des Paulus zum Konvent identifizieren.

Für die absolute Chronologie sind auch für L. die Gallio-Inschrift und das Judenedikt des Claudius von größter Bedeutung. Wichtigstes Ergebnis ist in diesem Zusammenhang, daß das Edikt nicht 49 n. Chr. gemäß dem Zeugnis des Orosius, sondern 41 n. Chr. anzusetzen ist, wie es Dio Cassius bezeugt. Den Aufenthalt des Gallios datiert er 51/52 und stimmt damit mit der bisherigen Forschung überein. Die Zeitspanne (41–51/52) bestätigte die schon zuvor festgestellte Tatsache, daß zwischen dem Gründungsaufenthalt des Paulus in Korinth und seinem Zwischenbesuch bzw. seinem letzten Aufenthalt in dieser Stadt 10 Jahre verstrichen sind.

Eine eingehende Interpretation von 1 Thess 4,13–18 soll schließlich seine These bestätigen.

Der Versuch, die paulinische Chronologie allein aus den echten Paulinen zu gewinnen, ist sicherlich ein berechtigtes Anliegen. Dem Vf. gelingt es in hervorragender Weise, die Indizien so zusammenzubringen, daß sie beweiskräftig werden. Daß dabei vieles hypothetisch bleibt und bleiben muß, ist selbstverständlich. Das Buch ist in vielerlei Weise anregend. Es gehört zu den Büchern, die man mit Gewinn liest.

H. Giesen

GÜNTHER, Hans Werner: *Der Nah- und Enderwartungshorizont in der Apokalypse des heiligen Johannes*. Reihe: Forschung zur Bibel, Bd. 41. Würzburg 1980: Echter-Verlag. 315 S., br., DM 48,-.

In seiner Münchener Dissertation geht G. der der Offenbarung des Johannes eigentümlichen Spannung zwischen Nah- und Enderwartung nach. Im einleitenden Kapitel stellt G. die Forschungsgeschichte von H. Gunkel bis in die neueste Zeit dar. Der Vf. betont mit Recht, daß die Endzeit nach dem christlichen Apokalyptiker bereits mit Christus begonnen hat.

Im einzelnen geht der Vf. so vor, daß er zunächst den Naherwartungshorizont der Offb darstellt, wobei er Wendungen wie „Was bald geschehen soll...“, „Der Kairos ist nahe“, „Die kommende Stunde“, „Versiegle nicht“ u. a. untersucht. Besondere Beachtung findet auch die Antichristvorstellung in der Offb, die er zeitgeschichtlich und typologisch versteht.

In seinem zweiten Schritt untersucht G. den „Enderwartungshorizont in den drei eschatologischen Plagenreihen und die Chiffre von den dreieinhalb Zeiten“.

Den Plagenreihen liegt das traditionelle ägyptische Plagenschema zugrunde, das der Verfasser von 10 auf 7 Plagen reduziert. Von besonderer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die Topoi der Herzensverhärtung und der Ausschließlichkeit der Schadenswirkung. Besondere Beachtung schenkt G. auch der besonderen literarischen Gestaltung der 7 Siegelvisionen sowie den zeitgeschichtlichen Anspielungen in den Plagenreihen. Die dreieinhalb Zeiten und verwandte Wendungen gehen auf das Buch Daniel zurück. Dem Apokalyptiker kommt es dabei nicht auf zeitgeschichtlich genau berechenbare Datierung an. Die runde Zahl kennzeichnet die Endzeit, in der die Verkündigung der Kirche stattfindet, die zugleich den eschatologischen Gegner provoziert.

Die Spannung, die sich aus den Naherwartungsaussagen und den Aussagen, die für eine Verzögerung der Parusie sprechen, ergeben, lassen sich durch ein rein chronologisches (Miß-)Verständnis der Zeitangaben nicht lösen. Die Endzeit eröffnet dem, der von der Offenbarung Jesu Christi betroffen wird, weniger eine veränderte Zeitauffassung, als eine veränderte Bewußtseinslage. Von besonderer Bedeutung ist im Zusammenhang mit den eschatologischen Aussagen die Rede von der Kirche. In ihr zeigt sich die Kontinuität mit der Heilsgeschichte des Alten Bundes (vgl. Kap. 12).

Die vorliegende Untersuchung vermag einmal mehr zu zeigen, daß die Offenbarung des Johannes ein Christusbuch ist, zu dem der heutige Christ sich allerdings nur dann einen Zugang verschaffen kann, wenn er sich mit der Bildersprache, die der apokalyptischen Literatur eigen ist, vertraut macht. Das Buch wird sicherlich dazu beitragen, daß dies gelingt. Ein Personen- und Stellenregister erhöht die Brauchbarkeit dieser Studie.

H. Giesen

KORSCH, Dietrich: *Der Grund der Freiheit*. Eine Untersuchung zur Problemgeschichte der positiven Philosophie und zur Systemfunktion des Christentums im Spätwerk F. W. J. Schellings. Reihe: Beiträge zur evangelischen Theologie, Bd. 85. München 1980: Chr. Kaiser Verlag. 305 S., kt., DM 48,-.

Seit längerem schon bemüht sich die Theologie um eine Aufnahme transzendentalphilosophischer Positionen und um eine Auseinandersetzung mit ihnen. In diesem Zusammenhang ist es eine dankenswerte und sicherlich auch reizvolle Aufgabe, die der Autor unternimmt, wenn er dem Problem einer Verbindung transzendentaler Philosophie und christlicher Theologie dort nachgeht, wo dieses Problem selbst Thema transzendentalphilosophischer Entwürfe ist. Er wählt dazu die sog. „positive“ Philosophie Schellings, für welche die christliche Offenbarung eine wesentliche Bedeutung hat. Aufgrund seiner Rezeption und Kritik des „ontologischen“ Gottesbeweises entwickelt Schelling den Gedanken einer Unterscheidung von Gott und ens necessarium und weigert sich, durch den Beweis für das existierende ens necessarium das Sein Gottes bewiesen zu sehen. Die „negative“ Philosophie endet zwar mit dem Gedanken eines notwendigen Seins, verfehlt aber damit gerade die Wirklichkeit Gottes, da Gott nur als Freiheit verstanden werden kann. Es stellt sich die Aufgabe, die negative Philosophie durch eine positive Philosophie zu ergänzen und zu überhöhen, die als Ausführung eines Systems der Freiheit zu begreifen ist. Fragt sie zunächst nach der Realisierung endlicher Freiheit, so findet sie im Durchgang durch die Aporien, die in den Begriffen des Selbstbewußtseins und der intellektuellen Anschauung impliziert sind, zur absoluten Freiheit als den Grund, der endlicher Freiheit vorausliegt. Die konkrete Erfahrung dieses Grundes ist in der christlichen Offenbarung zugänglich gemacht, der damit die Funktion zugeschrieben wird, endliche Freiheit real zu begründen. S. Hammer

DIETRICH, Wolfgang: *Provokation der Person*. Nikolai Berdjajew in den Impulsen seines Denkens. Bd. 1: Leben und Werk. XIV, 110 S., DM 30,-; Bd. 2: Partner des Denkens I. X, 162 S., DM 41,50; Bd. 3: Partner des Denkens II. X, 254 S., DM 48,-. Gelnhausen, Berlin 1975: Burckhardthaus-Verlag, kt.

Die vorliegende, auf fünf Bände angelegte Arbeit, von der drei Bände bis jetzt erschienen sind, will in das Werk Nikolai Berdjajews einführen. Warum ist es wichtig, sich mit Berdjajew zu beschäftigen? Das Vorwort, das Carl-Heinz Ratschow schrieb, nennt drei Gründe: Berdjajew hat den Marxismus in sich aufgenommen und ihn dann in seinen politischen Folgen und in seinen Grundintentionen überschritten; Berdjajew ist in den Glauben der russischen Kirche, des Starzentrums und der kleinen Sekten eingedrungen und konnte ihn auf die letzten christologischen und pneumatologischen Einsichten hin transzendieren; Berdjajew durchlebte schließlich das Schicksal der Emigration, ohne der negativen Dialektik der Emigranten zu erliegen; Gründe, die die Bedeutsamkeit seines Werkes erahnen lassen, eines Werkes, dem es letztlich um das Problem der Versöhnung zwischen Subjektivismus und Objektivismus geht.

Der erste Band beginnt mit einer Skizze des Lebens Berdjajews, die zugleich, indem sie ihn als existentiellen Denker schildert, als Einführung in sein Denken zu verstehen ist. Nach einer kurzen Beschreibung seines Stiles folgt eine ausführliche Übersicht über seine Werke, deren Inhalt jeweils charakterisiert wird. Eine tabellarische Übersicht am Schluß des Bandes nennt noch einmal die Grundbestimmungen, Haupttendenzen und Leitbegriffe der einzelnen Schriften.

Die Bände 2 und 3 tragen den Untertitel „Partner des Denkens“. Berdjajew entfaltet seine Ideen vorzüglich im Gespräch und in der Auseinandersetzung mit seinen Denkpartnern, von denen er angeregt wird, die er kritisch aufnimmt, auf die er konstruktiv reagiert. Um die Vielzahl von Theologen, Philosophen, Schriftstellern, die auf Berdjajew gewirkt haben und mit denen er sich konfrontiert sah, überblicken und ordnen zu können, faßt sie der Autor in fünf Gruppen zusammen: Idealdenker, Sozialdenker, Geistige Revolutionäre, Transzendenzdenker, Vital- und Existenzdenker. Das Ringen Berdjajews mit den mannigfachen und vielschichtigen Tendenzen des geistigen Lebens spiegelt sich in seinen Stellungnahmen zu seinen Partnern und läßt so den Gehalt seines Denkens immer deutlicher ans Licht treten.

Hilfreich und nützlich für den Leser sind die immer wieder gegebenen Durchblicke und die Zusammenfassungen der einzelnen Analysen in Thesen, so daß er trotz der fast verwirrenden Fülle der Details den Überblick über das Ganze nicht zu verlieren braucht.

Der vierte Band soll dann die systematische Summe aus dem vorgelegten Material ziehen, der fünfte Band wird Anmerkungen, Exkurse und Nachträge enthalten. Erst ihr Erscheinen wird dem Werk die notwendige Abrundung geben und eine abschließende Vorstellung über diese Arbeit ermöglichen.

S. Hammer

FREY, Christopher: *Arbeitsbuch Anthropologie*. Christliche Lehre vom Menschen und humanwissenschaftliche Forschung. Stuttgart 1979: Kreuz-Verlag. 264 S., kt., DM 29,50.

Ein umfangreiches Thema geht Frey mit diesem Buch an. Er umreißt wie folgt den Weg seines Vorgehens: „Warum gibt es überhaupt Anthropologie? Woher rührt die intensive Selbstbeschäftigung des Menschen mit seinesgleichen? Dann wird das Buch versuchen, die theologischen Angebote zur Anthropologie in der Gegenwart ein wenig zu sichten: Spielen sie nur die Selbstverständlichkeiten neuzeitlichen menschlichen Selbstverständnisses noch einmal durch? Oder rebellieren sie dagegen, obwohl sie tief dahinein verwickelt sind? Oder reden sie schlicht daran vorbei? Ein weiterer Teil wird versuchen, mit wenigen energischen Strichen gegenläufige Leitlinien des Humanen, die sich in neueren Humanwissenschaften andeuten oder die sogar offen vertreten werden, zu konfrontieren, nicht, um das Geschäft des Theologen zu vereinfachen..., aber um davor zu bewahren, eine einzelne Linie, einen Aspekt für den entscheidenden zu nehmen und eine darauf antwortende Theologie zu konstruieren... Aus der Konfrontation der auseinanderstrebenden theologischen Anthropologien auf der einen und der verwirrenden Leitlinien des Humanen in den Humanwissenschaften auf der anderen Seite wird sich ein sehr unmittelbar und praktisch gemeinter Katalog von Fragen ergeben...“ (S. 9f.) Die hier genannten theologischen Angebote zur Anthropologie in der Gegenwart sind die jeweiligen Entwürfe der evangelischen Theologen R. Bultmann, K. Barth, E. Brunner, P. Tillich, W. Pannenberg und des katholischen Theologen K. Rahner. Den Ausgangspunkt neuerer humanwissenschaftlicher Anthropologie sieht der Vf. in der traditionellen innermenschlichen Leib-Seele-Geist-Hierarchie, die durch die „Rehabilitierung des Leibes“ durchgekreuzt wurde. Als weiteren Schritt der humanwissenschaftlichen Anthropologie sieht der Vf. die Bestimmung des Menschen als Triebwesen, wobei der konservative Trieblehre Freuds antithetisch die Trieblehre Marcuses gegenübergestellt wird. Ein dritter Themenkreis greift die Frage auf, wie sich Natur und Kultur in der Bestimmung des Menschen verhalten, „wie sich theologische Konstanten gegen die Milieuthoreme stellen“ (113).

Der Vf. setzt sich für einen selbstkritischen und offenen Dialog zwischen Theologen und Humanwissenschaftlern ein, wobei er als den besonderen Beitrag der Theologen in diesem Gespräch um den Menschen einmal „die christologische Ausrichtung in der Schöpfungsanthropologie Karl Barths“, sodann die „Zeitperspektive, die dem Neuen jeweils den Vorrang vor dem Alten gibt“, („In der Perspektive der Existenzgeschichte festgehalten von Rudolf Bultmann“) sowie die „aus dem gebrochenen Vorschein des Eschaton herrührende, geglaubte Sinnperspektive“ (Helmut Gollwitzer) herausstellt. Das Verhältnis von theologischer Anthropologie und humanwissenschaftlichen Ansätzen versteht Frey weder als „Ergänzung oder Aufstufung, sondern als Verflüssigung fester Positionen und als fortführenden Dialog, der beiden Seiten hilft, etwas zu geben und vom anderen zu nehmen“ (S. 254). Dabei muß immer wieder gegen „alle Abschließungstendenzen empirischer Forschung die transzendente Grundlegung“ und gegen „die Aufteilung des Menschlichen auf verschiedene Ebenen die Ganzheit“ herausgestellt werden.

Für entsprechende Lehr- und Fortbildungsveranstaltungen sei vorliegendes Buch empfohlen.

K. Jockwig

BOHREN, Rudolf: *Geist und Gericht*. Arbeiten zur praktischen Theologie. Neukirchen-Vluyn 1979: Neukirchener Verlag. 202 S., kt., DM 38,-.

Zuerst sollen die Überschriften zu den einzelnen Arbeiten über die hier behandelten Themen informieren: Das Wort Gottes und die Kirche – Reformatorische und neuprotestantische Definition der Predigt – Definition der Predigt bei Karl Barth – Die Laienfrage als Frage nach der Predigt – Kanzelpredigt als Kirchenleitung – Predigt und Predigtlied, akute Diskrepanz – Warum eigentlich noch Predigt im Gottesdienst? – Predigt verantworten – Von der Freiheit in der Kirche – Gemeinde und Seelsorge – Pneumatologie und Gespräch – Seelsorge als Kirchenleitung – Bittgebet und Klage – Gebet und Gedicht – Novalis: Verheißung und Versuchung der Romantik – Schriftsteller als Gerichtsprediger – Das Schweigen. Sodann möchte ich durch die kurze Wiedergabe des

Inhalte eines Artikels exemplarisch auf die theologische und schriftstellerische Art des Vf. eingehen. In der Abhandlung über „Die Laienfrage als Frage nach der Predigt“ entfaltet Bohren zunächst kurz jene evangelische Ämtertheologie, die den Laien als Geistbegabten auch als den gleichwertigen Amtsträger sieht. Dabei ist für den Vf. die „Frage nach dem Geistesempfang“ zunächst „die Frage nach der Predigt“, denn „der Geist wird empfangen aus der Predigt des Glaubens“.

Demnach spiegeln die Laien in ihrem konkreten Sosein innerhalb der Kirche die „Qualität“, die „Macht und Ohnmacht der Predigt“ wider. Für Bohren ist deswegen die Laienfrage ein homiletisches Problem, sind doch die Laien „Kreaturen der Predigt“ (S. 56). Predigt ist der Dienst am Wort, „das den Geist schenkt, der sich eine Laos schafft, eine Laienschar“. „Sage mir, wie deine Laien sind, und ich sage dir, wie du predigst“ (S. 59). Kirche konstituiert sich aus der Verkündigung, und in ihrer jeweiligen Konkrektion ist Kirche die jeweilige Interpretation von Verkündigung. Demnach gilt für Bohren: „Die Institutionen demonstrieren die gemeinschaftliche Konsequenz, die die predigende Kirche aus ihrer eigenen Predigt zieht“ (S. 62). Abschließend wird die Frage gestellt, wie der Gottesdienst sein müßte, damit er „im Blick auf den Laien das leistete, was er leisten sollte“ (S. 62). In seiner Antwort auf diese Frage weist Bohren zuerst darauf hin, daß der Gottesdienst der Ort sein müßte, „wo ich als ein Laie, d. h. als ein faktischer Sünder, Absolution empfangen, um dann selber Absolution erteilen zu können. Die Wahrheit der Vergebung macht frei zum Dienst der Versöhnung“ (S. 64). Sodann sollten nach Bohren die Laien ihre Charismen in den Gottesdienst einbringen, oder wie er formuliert: „Der Gottesdienst müßte die Sprachschule der Laien sein“ (S. 65).

Vielleicht erkennt der Leser aus diesen wenigen Sätzen die „Brauchbarkeit“ vorliegenden Sammelbandes. Bohren schreibt bewußt als evangelischer Theologe, der ein ausgezeichneter Kenner der evangelischen Theologie und ihrer vielschichtigen Tradition ist, und Bohren schreibt auch immer als ein geistreicher und deswegen als ein interessanter und eigenwilliger Denker. K. Jockwig

RECKINGER, François: *Kinder taufen – mit Bedacht*. Eine Darstellung der Diskussion um die Kindertaufe im katholischen Raum seit 1945 mit kritischer Stellungnahme und pastoralen Ausblicken. Steinfeld/Kall 1979: Salvator-Verlag. 407 S., kt., DM 45,-.

Weithin herrscht zur Zeit die Einsicht, daß es nicht angeht, an dem Prinzip der uneingeschränkten Taufe festzuhalten, da ein hoher Prozentsatz taufwilliger Eltern ungläubig ist oder im Gegensatz zum Glauben lebt. Jedoch fehlt bislang noch ein konsequentes und praktikables seelsorgliches Modell.

Fr. Reckinger bietet in dem vorliegenden Buch ausführliche Überlegungen und konkrete Richtlinien für eine verantwortliche Taufpraxis. Die „Untersuchung gliedert sich in drei Teile: in einem ersten werden die theologischen Grundaussagen erarbeitet, nach denen die verschiedenen Vorschläge zur Behebung der Taufkrise zu beurteilen sind; im zweiten werden diese Vorschläge vorgestellt, analysiert, miteinander verglichen und kritisch untersucht, wobei die eigene Position des Verfassers in den wesentlichen Umrissen bereits zutage tritt; der weiteren Entfaltung und umfassenden Begründung dieser Position soll dann der dritte und letzte Teil dienen“ (S. XXXf.).

Für die Zukunft empfiehlt Reckinger das Prinzip der Selektion, und zwar nicht „aufgrund eines bloß verbalen Glaubensbekenntnisses“ (wie die Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland), „sondern aufgrund des Glaubensbekenntnisses und der minimalen Erfüllung der kontrollierbaren Christenpflichten“ (S. 331), wie die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst der Gemeinde und das Fehlen offenkundiger Haltungen, die nach der Lehre der Kirche eindeutig als schwer sündhaft zu bezeichnen sind. Der Autor ist sich bewußt, daß dies ein Fernziel ist. „Für die unmittelbare Zukunft, und möglicherweise für lange Zeit, können wir in unseren Breitengraden vorerst nichts anderes tun, als Selektion durch progressive Hinführung anzustreben“ (S. 364). Mit „progressiver Hinführung“ ist ein Taufaufschub gemeint, der der Vorbereitung, der Besinnung und dem Gespräch dient. Die Eltern sollen fortschreitend zu einer Erweckung oder Vertiefung des Glaubens hingeführt werden.

Der Autor bietet keine bequeme Lösung. Es wäre schade, wenn sie deswegen unbeachtet bliebe. Sie sollte intensiv von Seelsorgern und Pastoraltheologen diskutiert werden. J. Schmitz

MÜLLER, Heinz Joachim: *Mut zur Familie*. Hilfen für die Verkündigung. Reihe: Offene Gemeinde, Bd. 33. Limburg 1979: Lahn-Verlag. 206 S., kt., DM 19,80.

In dem Buch steckt bedeutend mehr, als man vom Titel her vermuten möchte. Der Vf., Moraltheologe an der Ordenshochschule der Redemptoristen in Hennef (Sieg), ist gleichzeitig auch Dozent der Pastoraltheologie und in der Praxis tätiger Seelsorger – aus diesem Erfahrungsfeld heraus konnte ein Buch entstehen, das einmal eine Sammlung von Predigtvorlagen zum Thema ist, andererseits ein Kompendium einer Theologie von Ehe und Familie. Die Hauptteile: Zur Situation der Familie (12–30). Es folgen im zweiten Hauptteil Einzelthemen: I. Die Ehe und Familie als menschliche Grundsituationen (31–61); Ehe und Familie im Verständnis des christlichen Glaubens (62–103); Spiritualität in Ehe und Familie (104–132); Sexualität in Ehe und Familie (133–167); die „offene Familie“ (168–200). Ein Literaturverzeichnis beschließt das Ganze. Bei der Lektüre stellen sich dem, der zur Rezension beauftragt ist, ständig die Fragen nach „Schwach- und Starkstellen“ – und dies unvermeidlicherweise mehr als dem allein am Thema interessierten Leser. So gibt es auch hier Schwächen zu notieren. Die Bemerkung, „wir haben uns vorgenommen, in einer Reihe von Predigten über die Familie nachzudenken“ (39) gab mir Anlaß zu der Frage, ob ein solches Vorhaben nicht eher in Form von Bildungsabenden zu realisieren sei: einmal, weil manche, ja alle der Themen nach dem Gespräch vorlagen; zum zweiten, weil Predigt primär Proklamation und nicht Lieferung von Reflexion und Problematisierung ist... Längen und Wiederholungen (etwa über die Rolle der Familie in der Sozialisation von Werten, über die christologisch-ekkesiologische Zeichenfunktion der Ehe) sind gelegentlich lästig. Zumal die bloße Wiederholung etwas nicht zugänglicher macht. Einzelheiten: warum soll man eigentlich nicht postulieren, Ehen von Christen müßten eigentlich anders (d. h. „besser“) sein, wenn anders Christsein ein ungeheueres Arsenal von Motiven in sich birgt (z. B. zur Unauflöslichkeit, wie Vf. 89 zeigt). Zweitehen sollten nicht generell unter „Hedonismus“ subsumiert werden (91). Die kritische Distanz zum „bürgerlichen Gesetzbuch“ (S. 90; das Ehegesetz gehört übrigens nicht zum BGB) könnte nuancierter ausfallen: auf anderen Gebieten der Ethik ist man autoritätsfreundlicher (z. B. Fragen zu Eigentum, Diebstahl, Restitution) und nimmt staatliche Normsetzungen z. T. als Richtmaß. Hier müßte es eine „kritische Bejahung“ des staatlichen Rechts geben, wobei allerdings bzgl. Ehe und Familie die Kritik immer angebrachter wird... Noch einige verbesserungsfähige Einzelheiten: zu S. 79 wäre die Aussage fällig, daß jede wirkliche Liebe, nicht nur die des expliziten Christen, in die Tiefe Gottes hineinreicht und von dorthier kommt. Die Erklärung von *Jhvh* („Jahve“) auf S. 86 stimmt nicht. Daß Priester meist aus „gut christlichen“ Familien kommen (111; 128) führt unproblematisch einen wertenden (Mt 7,1!) und nicht verifizierbaren Begriff ein – das Gemeinte hätte man unangreifbarer sagen können (Stichwort: die im Buch wiederholt und zu Recht beschworene Sozialisationskraft der Familie). – Etwas blaß wirkt das Kapitel über das Familiengebet. Verbesserungsbedürftig ist hier wohl zu allererst die Praxis – nur scheint niemand so recht zu wissen wie. Hinweise auf die Märtyrerzeit (109) werden wohl wenig motivieren können, wenn es sich um Fünfzehnjährige handelt... Bei Neuauflagen könnte man hier leicht ändern. – Die dichtesten Teile des Buches scheinen mir diejenigen zu sein, wo bei anderen Autoren oft vereinfacht oder beschwichtigt wird: die Bestandsaufnahme und der Teil über Sexualität in der Familie. Was hier zu Sexualität überhaupt, zu verantworteter Elternschaft, vorehelichen Beziehungen, aber auch zur Situation der wiederverheirateten Geschiedenen gesagt wird, gehört in der Verbindung von kirchlicher Gesinnung, Behutsamkeit, Mut und Hinhören auf die Realitäten zum Gelungensten, das man zum Thema lesen kann. Dazu hat Vf. mit Erfolg auch noch gewagt, solche kaum predigbaren Themen in Predigtthemen vorzulegen. Auch gilt für diese Abschnitte wie für das ganze Buch, daß Vf. eine schlichte, durchsichtige und übersichtliche Art der Darstellung wählt – ein Theologe, der auf Jargon verzichtet und bei dem man die Sätze nicht zweimal lesen muß... Aus all den genannten Gründen sollte niemand, der Familienpastoral treibt oder in einer Familie lebt und Aufschluß zum Thema sucht, die Chance versäumen, hier eine Einführung zu bekommen, die sonst nur viel mühsamer zu haben ist. Wenn der Gründer der Redemptoristen, Alfons v. Liguori, wollte (und praktizierte), daß Schreiben im Dienst der Seelsorge stehen solle, so ist dieses Buch nicht nur ein gutes, sondern auch ein gut redemptoristisches Buch.

P. Lippert

ENGELKE, Ernst: *Sterbenskranke und die Kirche*. Reihe: Gesellschaft und Theologie. Praxis der Kirche, Bd. 32. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag i. Gem. m. d. Chr. Kaiser Verlag, München. 200 S., kt., DM 25,-.

In den letzten Jahren ist eine zunehmende öffentliche Diskussion um Sterben und Tod zu vermerken, parallel dazu die Behandlung dieses Themas durch Wissenschaftler aller Fachrichtungen: Medizin, Psychologie, Soziologie – und Theologie. Der erste Teil dieser von E. Engelke als Dissertationsarbeit vorgelegten Studie gibt einen reichhaltigen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Thanatologie; die wichtigsten Publikationen zum Thema Sterben und Tod aus dem deutschen und angloamerikanischen Raum werden wertend vorgestellt, schließlich erfolgt eine Positionsbestimmung gegenwärtiger Krankenpastoral unter institutionellem und kommunikationstheoretischem Aspekt: Vf. weist schon hier seine Kompetenz auf diesem Gebiet aus. Dann widmet er sich dem Kranken selbst, seiner psychosozialen Situation und seinen Erwartungen an die Kirche. Damit sind beide Seiten – der Kranke und Sterbende mit seinen Erwartungen und die Kirche mit ihrem sakramentalen Angebot – ins Blickfeld genommen. Zwischen beiden ist eine unübersehbare Diskrepanz festzustellen – trotz der Erneuerung der Sakramentenpastoral, die vor wenigen Jahren aufgrund der Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils und durch die Würzburger Synode für die Kirche der Bundesrepublik Deutschland vorgenommen worden ist, trotz mancherlei Bemühungen und Neuansätze in der gelehrten und praktizierten Krankenpastoral. Vf. will mit seinen Untersuchungen einen Beitrag dazu leisten, diese Diskrepanz zu verringern, er will „auf sozial-empirischer Grundlage Impulse für eine am Kranken sich orientierende pastorale Begleitung von Sterbesakramenten entwickeln“ (12). Seine Methode: zur Erfassung der psychosozialen Situation und der Erwartungen der Kranken werden Verbatims (Gedächtnisprotokolle von Gesprächen zwischen Seelsorgern und Sterbenskranken) deskriptiv-gewichtet analysiert; zur näheren Bestimmung der Spender-Seite, der Kirche mit ihrem sakramentalen Angebot, werden die seit 1975 geltenden Texte der „Feier der Krankensakramente“ historisch-kritisch untersucht. Beide Analysen führt Vf. durch im Blick auf ihren gemeinsamen Nenner, der menschlichen Grenzsituation von Sterben und Tod. Am Ende geht er auf die Konsequenzen für eine erneuerte Krankenpastoral ein, die auf seine Untersuchungen und Überlegungen notwendig folgen.

Für den Leser, der sich mit den Fragen um Sterben und Tod in unserer Gesellschaft, der sich mit Krankenpastoral und Sterbehilfe bereits intensiver auseinandergesetzt hat, wird sich in dem vorliegenden Buch viel Bekanntes, in der gängigen Diskussion immer wieder Behandeltes finden. Der Vorzug der Arbeit, zumal für den, der sich erst einen Überblick verschaffen muß, besteht darin, daß eine reiche Fülle an Material verarbeitet wurde und doch stets Klarheit und Übersichtlichkeit gewahrt bleiben. In den biblischen Schriften, in ihrer Tradition (Symbole und Riten) und ihrem sakramentalen Angebot verfügt die Kirche über ein großes Potential an Hilfen für Kranke und Sterbende. Nicht zuletzt liegt darin das Verdienst dieser Studie, darauf aufmerksam gemacht und zu einer neuen, dem Patienten gerechter werdenden Krankenpastoral angeleitet und ermutigt zu haben.

M. Hugoth

*Kleines Rituale für besondere pastorale Situationen*. Hrsg. von den liturgischen Instituten Salzburg – Trier – Zürich. Freiburg 1980: Herder Verlag i. Gem. m. d. Benziger Verlag, Einsiedeln – Zürich. 195 S., geb., DM 19,80.

Das „Kleine Rituale“ stellt eine Handreichung für besondere Fälle dar. Zunächst ist an die Situation des Kranken oder Sterbenden gedacht. Es bietet daher die Ordnungen aller „sakramentalen Feiern, die beim Versehen eines Kranken oder eines Menschen in Todesgefahr nötig sein können, und enthält darum sowohl die unmittelbaren Krankensakramente und Sterbegebete wie auch die Feiern für Taufe und Trauung und andere Riten wie Aufnahme gültig Getaufter, Lossprechung von Kirchenstrafen und Generalabsolution“.

Ferner soll das Buch Hilfestellung bieten, wenn „bei einer Feier unvorhergesehen das entsprechende liturgische Buch nicht zur Verfügung steht“. Allerdings mutet diese Zweckbestimmung etwas seltsam an. Wenn das „Kleine Rituale“ beim Fehlen des entsprechenden Buches Verwendung finden soll, so setzt dies voraus, daß der Priester (Diakon) das Bändchen zu den Feiern mitnimmt. Warum nimmt er dann nicht vorsichtshalber die große Ausgabe mit?

Weiter hatten die Herausgeber bei der Zusammenstellung des Inhalts wohl auch die Situation vor Augen, in der der Priester bei Hausbesuchen oder ähnlichen Gelegenheiten um eine Segnung ge-

beten wird. Sie haben nämlich „einige im seelsorglichen Alltag öfters nötige Feiern aus dem ‚Benediktionale‘ aufgenommen“ (z. B. Segnung des Weihwassers, eines Kreuzes, eines Marienbildes, eines Rosenkranzes, einer Familie, Kindersegnung, Segnung eines Kranken).

Das „Kleine Rituale“ will und kann selbstverständlich die „großen“ Ausgaben nicht ersetzen, da es deren reichen Inhalt nur zum Teil wiedergibt. Es fehlen etwa die pastoralen Einführungen und zahlreiche Auswahltexte. Außerdem enthält es, seinem Hauptzweck entsprechend, nur die Ordnung für Feiern „außerhalb der Meßfeier“.

Das Buch stellt eine gute Ergänzung der übrigen liturgischen Bücher dar und ist allen Priestern und Diakonen zu empfehlen. Darüber hinaus sollte es in Krankenhäusern und Altersheimen stets bereitliegen. J. Schmitz

SCHNITZLER, Theodor: *Was das Stundengebet bedeutet*. Hilfe zum geistlichen Neubeginn. Freiburg 1980: Herder Verlag. 224 S., kt., DM 24,80.

Mit großer Sachkenntnis und anschaulicher, humorvoller Darstellungsweise sucht Theodor Schnitzler in diesem Buch die Beter in die „Geheimnisse“ des Stundengebets einzuführen, das er aus Geschichte, Theologie und Besinnung heraus deutet. In den ersten Abschnitten bietet er einen Abriss der geschichtlichen Entwicklung. Dann behandelt er Sinn und Wesen, die einzelnen Teile sowie die alltägliche und festtägliche Durchführung des Stundengebets. Unter der Überschrift „Stundengebet macht Geschichte“ zeigt Schnitzler „die Auswirkungen der Liturgia horarum in bestimmten bedeutsamen Augenblicken“. Zum Schluß folgen Anregungen zur Textbetrachtung, die auf den O-Antiphonen basieren, und Vorschläge für das Singen des Stundengebets in allereinfachster Weise.

Das Buch ist allen zu empfehlen, die zum Stundengebet verpflichtet oder an ihm interessiert sind. Es wäre zu wünschen, daß es nicht nur sachliche Information, sondern auch etwas von der Freude am Stundengebet vermittelt, die durch die Ausführungen hindurchscheint. J. Schmitz

KLUETING, Harm: *Die Säkularisation im Herzogtum Westfalen 1802–1834*. Vorbereitung, Vollzug und wirtschaftlich-soziale Auswirkungen der Klösteraufhebung. Reihe: Kölner historische Abhandlungen, Bd. 27. Köln 1980: Böhlau-Verlag. 317 S., Ln., DM 78,-.

Bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts hinein ist die Säkularisation vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der Auswirkung auf Kirche und Katholizismus gesehen und diskutiert worden.

Ohne gegen die Einseitigkeit dieser bisher vorherrschenden Perspektive zu polemisieren, geht es dem Vf. vorliegender Arbeit darum, Vorbereitung und Vollzug der Klösteraufhebung im Herzogtum Westfalen 1802–1834 vor allem unter dem Aspekt der wirtschaftlich-sozialen Auswirkung darzustellen und für den untersuchten Bereich die neuerdings bisweilen vertretene Globalthese zu überprüfen, derzufolge es sich bei der Säkularisation und deren Folgen um „ein volkswirtschaftliches Problem größten Ausmaßes“ handelte. Ohne hier auf Einzelheiten der sehr detaillierten, fast ausschließlich auf ungedruckten und zum größeren Teil bisher nicht ausgewerteten Quellen bestehenden Studie eingehen zu können, läßt sich feststellen, daß von einer „weitgehenden Folgelosigkeit der von der Säkularisation ausgelösten Besitzumschichtungen für die Sozialstrukturen“ (259f.) gesprochen werden kann, was seinen Grund u. a. sicher auch in strukturellen Besonderheiten hat, wie z. B. in der Tatsache, daß höchstens 1,5% des landwirtschaftlich genutzten Landes direktes Eigentum der 17 fundierten Klöster und Stifte war; außerdem waren nur 235 Personen direkt von der Aufhebung geistlicher Institute betroffen, was etwa 0,2% der Gesamtbevölkerung ausmacht, bzw. höchstens 0,6%, wenn man neben den Konventsangehörigen auch das Gesinde, die Novizen und exponierten Pfarrer miteinbezieht.

Als weitere Faktoren für die relative Folgelosigkeit der Säkularisation im Herzogtum Westfalen sind zu nennen: das zunächst befolgte Prinzip der Zeitverpachtung des gesamten dominalisierten klösterlichen Grundbesitzes; das durch ein eigentümliches Nebeneinander traditioneller ländlicher Wirtschaftsverfassung und protoindustrieller Gewerbetätigkeit gekennzeichnete sozio-ökonomische Gesamtsystem, sowie schließlich die vorsichtige Verfahrensweise des auf hohe Gewinne bedachten preußischen Fiskus bei den Grundveräußerungen nach 1816, die den oft gemachten Vorwurf der Verschleuderung geistlichen Besitzes durch den Staat für den hier untersuchten Bereich gegenstandslos macht. P. Revermann

GUARDINI, Romano: *Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns*. Notizen und Texte 1942–1964. Aus nachgelassenen Aufzeichnungen hrsg. von Felix MESSERSCHMID. Paderborn 1980: Verlag F. Schöningh. 136 S., kt., DM 12,80.

Es sind bemerkenswerte und aufschlußreiche tagebuchartige Aufzeichnungen Guardinis aus den Jahren 1942 bis 1964, die der Herausgeber hier der Öffentlichkeit vorlegt. Es handelt sich um lose aneinandergereihte, immer wieder durch längere Phasen unterbrochene, dann wieder neu aufgenommene Niederschriften von Einfällen, Gedanken aus Anlaß der Lektüre, Beobachtungen, Reflexionen, Stellungnahmen, die aber nie, wie Guardini selbst bald erkannte, zu einem eigentlichen Tagebuch gedeihen konnten. Theologische Grundsatzüberlegungen wechseln mit sehr persönlichen Fragen und Problemen; neben Beobachtungen zum Zeitgeschehen stehen Alltagsorgen um Wohnung, Krankheiten, Reisen; wir erfahren etwas von den mannigfachen Beziehungen Guardinis zu vielen Persönlichkeiten des Geisteslebens, von seiner Stellung zur Universität, von seinen Eindrücken bei Vorlesungen, Vorträgen, Predigten, nicht zuletzt bei seinen Predigten in der Münchener St.-Ludwigs-Kirche; kritische, von aristokratischem Geist geprägte Einschätzung der Demokratie, die den Hoheitscharakter des Staates vermessen läßt, und ein wenig pessimistische Beurteilung des Konzils, auf dem sich so etwas wie ein „protestantisches“ Fühlen zu äußern scheint, finden ihren Widerhall in diesen Aufzeichnungen. Viele Einzelheiten ließen sich noch anführen. Der Leser muß an das Buch selbst verwiesen werden. Eigenartig kann berühren, daß Kriegsende und Neubeginn in diesen Blättern keine Andeutung erfahren: vom April 1945 bis Mitte Mai bringen die Aufzeichnungen ausschließlicly eine Auseinandersetzung mit der Theologie des Thomas von Aquin, danach folgt eine achtjährige Pause. Auf jeden Fall ein Buch, das zum besinnlichen Lesen einlädt und das dem für Fragen geistiger und geistlicher Natur aufgeschlossenen Leser reiche Anregung schenken kann.

S. Hammer

*Kirche, Wirklichkeit und Kunst*. Hrsg. v. Hans MAIER. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 93. Mainz 1980: Matthias-Grünewald-Verlag. 132 S., kt., DM 7,80.

In seinem Vorwort schreibt der Herausgeber dieses Tagungsberichts, der bayerische Kultusminister Hans Maier: „Das Gespräch, das hier begonnen hat, wird fortgesetzt werden.“ (7) Es ist tatsächlich heute wieder in Fluß gekommen, das Gespräch zwischen Kirche und Kunst. Jene Tagung „Kirche, Wirklichkeit und Kunst“, 1979 vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken veranstaltet, setzte neue, entscheidende Impulse. Vertreter der Kirche und Künstler aus den Bereichen der Architektur, der Bildenden Kunst, Musik und Literatur, des Theaters und des Films setzten sich offen und schonungslos auseinander über das Verhältnis bzw. Mißverhältnis von Kirche und Kunst, über Möglichkeiten neuer Begegnung und neuen Zusammenwirkens, über gemeinsame Anliegen, über bleibende, aus ihren unterschiedlichen Zugängen zur Wirklichkeit resultierende Gegensätze und Spannungen.

Das vorliegende Buch enthält Erfahrungsberichte namhafter Vertreter der Bildenden Kunst und der Architektur (Georg Meistermann, Emil Wachter, Justus Dahinden), der Musik (Bertold Hummel), der Literatur (Herbert Rosendorfer) und des Films (Erich Kock); jedem Bericht schließt sich eine zusammenfassende Wiedergabe der jeweils erfolgten Diskussionen an. Von der großen Podiumsdiskussion über die Fragen „Braucht die Kirche die Künstler? Braucht der Künstler die Kirche?“ sind die Gesprächsbeiträge von Heinrich Böll, Bernhard Hanssler, Eva Zeller, Anton Henze und Georg Meistermann aufgezeichnet, dann auch hier eine Zusammenfassung der anschließenden Plenumsdiskussion. Abgeschlossen wird das Buch mit dem Bericht H. Maiers vor der Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und den Pressestimmen zu dieser Tagung aus sechs bedeutenden Zeitungen und wissenschaftlichen Zeitschriften.

Übereinstimmend stellen die Redner aus allen Bereichen der Kunst fest: das Verhältnis der institutionellen Kirche zur Kunst ist denkbar schlecht. Unterschiedlich allerdings werden die Möglichkeiten gewertet, dieses trübe Verhältnis zu ändern. In der Architektur sind Annäherungen und Übereinkünfte am ehesten zu erreichen. Schwieriger ist es bei der Malerei: die Kirche muß sich den Vorwurf gefallen lassen, in der Vergangenheit bedeutende Künstler (van Gogh, Cézanne, Rouault) vernachlässigt zu haben und auch heute noch einen skeptischen Vorbehalt der Malerei gegenüber zu hegen. Bezüglich der Musik sieht es kaum besser aus: es fehlt an bedeutenden zeitgenössischen Komponisten, statt dessen hat banale, dem allgemeinen Unterhaltungsmarkt an-

gepaßte Musik in den Raum der Kirche Eingang gefunden. Am schlimmsten: das Verhältnis von Kirche und Literatur. Kritik und scharfe Rede gibt es vor allem auf der Seite der Literaten, heikle Punkte werden nicht ausgespart. Und doch tritt einer ihrer namhaftesten Vertreter, Heinrich Böll, als Versöhner auf: nicht Polemik und gegenseitige Vorwürfe, sondern ein neues Gespräch sei das Gebot der Stunde. Und Böll ist es auch, der zusammen mit Joseph Beuys (ausgerechnet ihm) von einer Art Christologie her die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von Kunst und Kirche, zumal von Kirche und Literatur, ableitet. – Gewiß: alle Reden und Beiträge sind nur Ausdruck subjektiver Einstellungen und Meinungen der Autoren. Aber diese gehören zu den maßgebenden Vertretern von Kunst und Kirche in unserem Land. Wem an einem fruchtbaren Verhältnis zwischen beiden Seiten gelegen ist, sollte sie hören. Die Probleme und Konflikte sind auf dieser Tagung bestimmt nicht aus der Welt geschafft worden. Aber daß man auf beiden Seiten die Zeichen der Zeit erkannt hat, daß man demzufolge das frühere gleichgültige Nebeneinander und oft polemische Gegeneinander zu wandeln sucht in ein neues Aufeinanderzu im Gespräch, in der gemeinsamen Sorge um Mensch und Gesellschaft, dazu erbrachte die Tagung zweifellos wichtige Impulse. Es ist zu begrüßen, daß es aufgrund des vorliegenden Berichts ermöglicht ist, diese Impulse an eine breite Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Es ist zu wünschen, das von dieser Möglichkeit reger Gebrauch gemacht wird.

M. Hugoth

*Lexikon christlicher Kunst. Themen – Gestalten – Symbole.* Erarbeitet von Jutta SEIBERT. Freiburg 1980: Herder Verlag. 384 S., geb., DM 78,-.

Das Lexikon christlicher Kunst ist keine Miniaturausgabe des Lexikons der christlichen Ikonographie, sondern stellt eine echte Ergänzung zu dem achtbändigen Werk dar. Während das Lexikon der christlichen Ikonographie die Ergebnisse dieser Spezialdisziplin zusammenzufassen sucht und sich deshalb vor allem an Fachleute (z. B. Kunsthistoriker) wendet, ist das Lexikon christlicher Kunst „als populärwissenschaftliches Werk gedacht und will einen weiteren Benutzerkreis ansprechen“.

Wer die Bedeutung eines Tieres, einer Pflanze, eines Gerätes, oder wer Auskunft über einzelne Heilige haben möchte, findet hier gewöhnlich kurze, verständliche und zuverlässige Informationen. Dies trifft allerdings nicht ganz auf den Artikel „Johannes der Evangelist“ zu. Um Mißverständnisse zu vermeiden, hätte hier gesagt werden müssen, daß nach dem heutigen Stand der exegetischen Forschung die Identifizierung des Apostels Johannes mit dem Verfasser des vierten Evangeliums kaum noch aufrecht erhalten werden kann. Außerdem hätten im biographischen Teil historisch „zuverlässige“ Nachrichten und legendäre Ergänzungen deutlicher voneinander abgehoben werden müssen.

Bei dem einen oder anderen Artikel des Lexikons hätte man sich eine zusätzliche Erläuterung gewünscht. Z. B. warum der Elefant bei Darstellungen der Tugenden als Attribut der Geduld, der Keuschheit und der Mäßigung vorkommt, oder warum der Dachs im Mittelalter mit negativen menschlichen Eigenschaften bedacht wurde. Dies geschah ja nicht willkürlich.

Die vorhandenen Beweise sind jedoch, aufs Ganze gesehen, so geringfügig, daß sie den Wert des Buches nicht beeinträchtigen. Es sei allen empfohlen, die mit Fragen der christlichen Kunst in Berührung kommen.

J. Schmitz

*Die Pessach-Haggada.* Illustrationen von Arik BRAUER. München 1980: Verlag R. Piper. 100 S., Ln., DM 98,-.

Die Pessach-Haggada bietet jene Texte, die vor und während des rituellen Nachtmahls am Beginn des Pessachfestes (= Paschafestes) vom Hausvater gesprochen werden. Das Pessachfest ist die Feier zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten. Es ist daher geprägt von Dankbarkeit und Freude und zugleich getragen von der sehnsüchtigen Hoffnung auf die Vollendung der Erlösung bei der Ankunft des Messias, die für die Pessachnacht erwartet wird. Die Haggada erklärt den Ursprung des Festes, die Bedeutung seiner Bräuche und enthält ferner Segensgebete sowie Lobgesänge.

In Anlehnung an eine alte Tradition hat der Wiener Maler Arik Brauer die Pessach-Haggada mit eigenwilligen Bildern illustriert, die einen starken mystischen Einschlag aufweisen. Sie haben etwas Faszinierendes an sich, das zum Verweilen und Betrachten einlädt. Allerdings sind die Bilder für Nichtjuden wohl kaum in ihrer vollen Tiefe zu erfassen. Trotzdem ist das Buch als Hilfe zum

Verständnis des jüdischen Pessachbrauchtums zu empfehlen. Es kann vielleicht sogar mehr als andere Ausgaben dazu beitragen, denn es ist ihm eine Platte mit Liedern zur Pessach-Haggada beigegeben, die einen guten akustischen Eindruck vermittelt. J. Schmitz

KUSCHEL, Karl-Josef: *Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Reihe: Oekumenische Theologie, Bd. 1. Zürich, Köln 1978: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh. 386 S., br., DM 39,-.

Kuschels Buch über den literarischen Jesus liegt inzwischen bereits in zweiter Auflage vor. Es ist fast schon zu einem Standardwerk geworden, wenn es um Fragen nach einer heutigen christlichen Literatur, nach der Möglichkeit und den bereits unternommenen Versuchen einer Rezeption biblischer Themen, zumal der Gestalt von Jesus von Nazareth geht. Dennoch soll an dieser Stelle ein weiteres Mal auf dieses Buch hingewiesen werden. Denn: Kuschels Arbeit ist die eingehendste und, was die jüngsten literarischen Erscheinungen anbelangt, kompetenteste, die zuletzt über das Thema Jesus-Literatur geschrieben wurde; wer nach der Bedeutung von Jesus von Nazareth außerhalb des kirchlichen Raumes fragt, wer wissen will, ob die Rede über Jesus außerhalb der Dogmatik ihm gerecht wird in der Darstellung seiner Bedeutsamkeit für uns, der sollte dieses Jesus-Buch unbedingt beachten. Ein weiterer Hinweis auf Kuschels Untersuchungen – neben der breiten Beachtung, die sie bisher gefunden haben – scheint auch deshalb sinnvoll, weil seit einigen Jahren die Diskussion über das Verhältnis von Kirche und Kunst, von Religion und Dichtung, über die Möglichkeiten und Kriterien einer neuen christlichen Literatur wieder in Gang gekommen ist und es sich als notwendig erwiesen hat, daß dieses Gespräch fortgesetzt und verstärkt wird. Kuschels Buch bedeutet da einen beachtlichen Beitrag.

Zweifaches beabsichtigt Vf. mit seiner Arbeit: er will einen möglichst repräsentativen Überblick geben über das Jesusbild in der zeitgenössischen deutschen Dichtung; zum anderen sollen, eben aufgrund des untersuchten literarischen Materials, Kriterien entwickelt werden, wonach eine Neubestimmung des heftig umstrittenen, häufig abqualifizierten Begriffs „christliche Literatur“ vorgenommen werden kann.

Kuschels Darstellung des Jesusbildes in der Literatur der Gegenwart beginnt mit der Zeit unmittelbar nach dem Krieg: die literarischen Annäherungen an die Figur des Jesus von Nazareth, die in der traditionellen Lyrik, im Jesusroman und in der traditionellen christlichen Literatur versucht wurden, kommen ausführlich zur Behandlung, werden allerdings auch in ihrer theologischen und literarischen Fragwürdigkeit aufgedeckt, ihre negative Beurteilung klingt oft – etwa S. 78f. – hart und verwerfend. Zu Recht?, muß man sich fragen. Vf. läßt diese Frage durchaus gelten. Versteht er doch seine Darlegungen nicht bloß als Forschungsbericht, sondern vor allem als Grundlage zur Diskussion. Es ist ein Merkmal der ganzen Arbeit, daß ihr Autor nicht bloß darstellt, sondern nach subjektivem Ermessen Texte auswählt und sie wertet unter bestimmten theologischem und literarischem Vorverständnis. Manches mag deshalb eigenwillig erscheinen, vieles läßt andere Akzente der Interpretation zu. Kuschel will nicht nur Phänomene aufzeigen – obgleich die Fülle des herbeigebrachten Materials allein schon sein Buch lesenswert macht –; er stellt auch Thesen auf, will ein Gespräch in Gang bringen. Der erste Teil schon, die kritische Darlegung von Formen traditioneller christlicher Literatur, reizt hier zum Widerspruch, läßt dort zustimmen. Behandelt werden Gedichte und Prosatexte von Bergengruen, Hagelstange, Schroeder, Gertrud von le Fort, Reinhold Schneider, von Dobraczynski, Elisabeth Langgässer, Bernanos, Greené u. a. Die Struktur des ersten Teils setzt sich im zweiten umfangreichen fort. Dort werden Formen neuer Annäherung – Themenkreise, Interpretationsfiguren, Knotenpunkte des Lebens Jesu – aufgezeigt. Das Material ist reichhaltig: Texte von der le Fort, von Dürrenmatt, Frisch, Böll, Andersch, Hochhuth, Anna Seghers, Koeppen, Jens, Marti, Wolff, Willms, Eva Zeller, Marie Luise Kaschnitz und anderen. An ihnen zeigt Vf. auf, wie sich nach dem Verblassen der traditionellen christlichen Literatur, die dem Menschen nach dem Erleben des Zweiten Weltkriegs, die dem Zeitgenossen mit seiner Angst und Bedrohtheit kaum noch etwas zu sagen hat (wirklich?), eine Wende abzeichnet in der Behandlung der Jesus-Figur wie in der Bearbeitung religiöser Stoffe überhaupt.

Das Ergebnis der Sichtung des reichen Materials: „Autoren unterschiedlichster politischer und religiöser Couleur können in ihren Texten theologisch wie literarisch adäquat von Jesus Christus reden. .... (sie) lassen sich in ihren Texten entscheidend von Person und Sache Jesu Christi bestim-

men“ (298). Wenn das so ist, kann dann noch der Begriff „christliche Literatur“ sinnvoll verwendet werden? Wie lauten die Kriterien für eine neue christliche Literatur heute? Kuschel: nur von der Sache und Person Jesu Christi her „bekommt christliche Literatur ihre Identität“ (302); deshalb kann sie „dialogbereit und lernoffen“ sein, weil das, „was Jesus Christus und seine Sache bedeuten, noch nicht von vorneherein ausgemacht ist, noch nicht von vorneherein auf bestimmte Denk-, Sprach- und Bildmuster festgelegt ist, sondern sich immer wieder neu in der Konkretion von Welt und Mensch erweisen muß“ (306).

Sicherlich ist auch Kuschels Begriff von „christlicher Literatur“ nicht ganz unproblematisch. Daß er aber überhaupt wieder diesen Begriff neu eingeführt wissen will, daß es eine Vielzahl an Beispielen gibt, die er für sein Verständnis von christlicher Literatur heranzuführen kann, macht das Besondere dieser Arbeit aus. Man sollte sie aufmerksam lesen. M. Hugoth

KRÄMER, Heinz Michael: *Eine Sprache des Leidens*. Zur Lyrik von Paul Celan. Reihe: Gesellschaft und Theologie. Praxis der Kirche, Bd. 31. Mainz 1979: Matthias-Grünewald-Verlag i. Gem. m. d. Chr. Kaiser Verlag, München. 272 S., kt., DM 32,-.

Grundlegend für diese Arbeit ist ein bestimmtes literaturwissenschaftliches und theologisches Vorverständnis: Literatur wird gesehen als „authentische Artikulation von Erfahrung“ (12); diese Sicht ist im Werk Paul Celans selbst fundiert. Wo theologische Reflektion herangezogen wird, basiert sie stets auf dem Konzept der Politischen Theologie im Sinne von J. B. Metz. Beide Vorverständnisse treffen sich darin, daß Celans Dichtung zwar nach Auschwitz, aber nur aufgrund von Auschwitz entstanden ist, daß zum anderen die Politische Theologie ausdrücklich als Theoriebildung nach Auschwitz verstanden wird. Auschwitz steht als Inbegriff menschlichen Lebens. Celans Lyrik charakterisiert Vf. als eine „Sprache des Leidens“, als sprachliche Bewältigung von Leid aufgrund der Artikulation des Leids und der Celanscher Lyrik eignenden Erinnerungsfunktion. Politischer Theologie geht es darum, davon zu überzeugen, wie die Geschichte des Menschen, die als ausgesprochene Leidensgeschichte erscheint, als Heilsgeschichte ausgewiesen werden kann. Politische Theologie will Verkündigungstheologie sein; sie will Leid benennen und das Heil glaubwürdig hineinsagen in die Unheilssituation des Menschen. Der sprachliche Umgang mit Leid, wie er in der Lyrik Paul Celans geschieht, kann eine dermaßen ausgerichtete Verkündigung sensibilisieren für die sprachliche Vermittlung der Heilsbotschaft in eine Welt, deren ureigentliche Verfaßtheit im Leiden zu bestehen scheint.

Der Hauptteil der Arbeit gilt dem lyrischen Werk Paul Celans. Nach geraffter Darlegung biographischer und theoretischer Grundlagen der Celanschen Dichtung folgt eine breiträumige Interpretation von Gedichten, die paradigmatisch stehen für bestimmte Schaffensphasen Celans. Diese Interpretationen zielen nicht auf vollständige begriffliche Umsetzung, sie sind eher, unter Heranziehung der den theoretischen Aussagen Celans nahestehenden Politischen Theologie, als Kommentar zum Werk Celans zu verstehen, das Vf. insgesamt auf den Nenner bringt: „Gespräch auf dem Hintergrund von Leidensgeschichte mit der Hoffnung auf Befreiung“ (16). Die beiden Schlußteile des Buches sind ausgesprochen pastoral-theologischer Art: es werden, aufgrund der aus der Perspektive der Politischen Theologie angestellten Interpretation Celanscher Gedichte (s. Suche des Befreiungspotentials, das dem Werk Celans, gerade als Voraussetzung zur Benennung des Leids, inhärent ist), Resultate für die Verkündigung, für „die Predigt aus der Arbeit am Gedicht“ (15) gesichtet und praktische Durchführungen erprobt, die zeigen sollen, wie Gedichte Celans, ohne sie zu bloßen Hilfsmitteln zu degradieren, mit Aussagen der Schrift in Beziehung gesetzt, wie sie und Dichtung überhaupt in kirchlicher Verkündigung eingebracht werden können. Krämers Arbeit ist die erste umfassende Interpretation der Lyrik Paul Celans im Bereich der Theologie. Ihre Leistung sieht Rez. vor allem darin, überzeugend demonstriert zu haben, daß theologisch motivierte Interpretation von Dichtung möglich ist, daß andererseits von der Dichtung her eine Revision der Sprache kirchlicher Verkündigung, eine adäquate Vermittlung von Sprache und Inhalt, geschehen kann. Schließlich zeigt sich an der Arbeit Krämers, wo Theologie nach dem Konzept der Politischen Theologie Anknüpfungspunkte in außertheologischen Bereichen zuläßt: sie kommt ins Gespräch mit allen Kräften, die das Leid des Menschen sehen und doch ihm gegenüber Hoffnung behaupten und Befreiung. M. Hugoth

SEIPOLT, Adalbert: *Die römische Himmelfahrt*. Schwester Annabertas unverhofftes Abenteuer mit Zeichnungen von Polykarp Uehlein. Würzburg 1980: Echter Verlag. 156 S., geb., DM 16,80.

SEIPOLT, Adalbert: *Brief an den heiligen Benedikt*. Würzburg 1980: Echter Verlag. 32 S., br., DM 3,50.

Unsere Zeit hat man oft als eine „Zeit der Krisen“ bezeichnet. Auch die Orden, sagt man, stecken in einer Krise, und eine ernsthafte Diskussion um ihre Behebung ist im Gange seit einigen Jahren. Viele Bücher wurden und werden über Ordenschristentum geschrieben im Gefolge dieser Diskussion. Und das ist gut so. Hier nun liegen zwei weitere Veröffentlichungen vor, in denen es um Ordensleben geht. Freilich einmal ganz anders: A. Seipolt, bekannt durch viele Erzählungen über das menschlich allzumenschliche Leben und Treiben im Kloster, setzt in „Die Römische Himmelfahrt“ seine Erzählung „Alle Wege führen nach Rom“ fort. Wieder ist Schwester Annaberta auf dem Weg in die Ewige Stadt, wobei sie mancherlei Abenteuer zu bestehen hat. Ein amüsantes Buch, mit viel Humor und menschlicher Wärme, aber auch nüchternem Blick für mancherlei mißratene Zustände in Kirche und Kloster geschrieben. Sehr schön die Stelle, wo Vf. seine Hauptperson mit dem soeben gewählten Papst Johannes Paul I. zusammentreffen läßt. So erhielt dieser Papst ein literarisches Vermächtnis, das ganz dem Bild entspricht, mit dem er in der Erinnerung vieler Menschen weiterlebt. – Auch das Büchlein „Brief an den heiligen Benedikt“ spricht durch die humorvolle und zugleich kritische Erzählart an. Hier schreibt ein Sohn des heiligen Benedikt zum 1500. Geburtstag einen Gratulationsbrief, in dem er die wechselvolle Geschichte des Ordens erzählt, Geschichte und Geschichten werden lebendig und geistreich miteinander verbunden – eine „Reklame“ für das Ordenschristentum, einmal anders, und doch auch überzeugend.

M. Hugoth

## Hinweise

BLEISTEIN, Roman: *Jugend und Orden*. Analysen der Situation, Wege neuer Begegnung. Würzburg 1980. Echter Verlag. 127 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

Roman Bleistein gehört ohne Zweifel zu den Autoren, die zum Thema Jugend – Kirche in ihren Äußerungen hohe Aufmerksamkeit beanspruchen können. In dem vorliegenden Buch hat er einige Materialien zur Frage Jugend – Orden zusammengestellt. Zunächst schreibt er kurz „zur religiösen Situation junger Menschen – angesichts einer Entscheidung zu einem geistlichen Beruf“ (9–26). Danach kommen einige Erwägungen zum Ordensleben als „alternative, radikale, konkrete Lebensform – ohne Herausforderung?“ (27–44). Ein dritter Teil berichtet über zahlreiche, durch verschiedene Ordensgemeinschaften an verschiedenen Orten unternommenen Schritte auf Jugend hin (45–92) in ausdrücklicher Form. Ein viertes Kapitel macht vielleicht besonders nachdenklich. Es heißt „Jugend und Mission“ (93–112) und enthält u. a. den Befund: Mission – kein Begriff für Jugendliche (93f.). . . Zwei Dokumentationen und eine Liste von Kontaktstellen beschließen das Buch, das von all jenen gelesen werden sollte, die meinen, das Weiterbestehen der je eigenen Gemeinschaft hätte Sinn, und es sei dafür auch einige Mühe zu investieren.

STERTENBRINK, Rudolf. *Allein die Liebe*. Worte der heiligen Theresia von Lisieux. Freiburg 1980: Herder. 320 S., geb., DM 29,80.

Theresia von Lisieux ist immer noch modern. Papst Pius X. nennt sie die größte Heilige der Jetztzeit. Pius XI. feiert sie als den Stern seines Pontifikats. Johannes Paul II. besucht ihr Grab auf der Pilgerreise in Frankreich. Bischof Graber deutet sie als das Zeichen Gottes für unsere Zeit. – Das Theresienwerk mit Sitz in Augsburg hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Spiritualität der Kleinen Theresia zu verbreiten. Es werden jährlich Exerzitienkurse gehalten im Geist der hl. Theresia. Um so dankbarer sind wir für das neue Buch von Rudolf Stertenbrink: „Allein die Liebe“. Der Vf. hat die authentischen Texte aus der französischen Ausgabe neu übersetzt, daraus über tausend Worte ausgewählt, sie nach geistlichen Grundmotiven geordnet und die einzelnen Abschnitte mit einer Einleitung versehen. So hat der Leser eine reiche Fundgrube für die Spiritualität der Kleinen Theresia und der Exerzitienleiter eine große Hilfe bei der Behandlung der einzelnen Themen.

SCHOLL, Norbert: *Damit Glauben leichter wird*. Einstiegshilfen für den heutigen Menschen. München 1979: Don Bosco-Verlag. 68 S., kt., DM 10,80.

N. Scholl lädt Fragende zum Gespräch ein, Suchenden möchte er Wege des Glaubens an Jesus von Nazareth aufzeigen. Der Vf. legt hier Erfahrungen, Überlegungen und Zeugnisse aus dem Leben Glaubender vor; dabei spannt er den Bogen von der Bibel über die eine oder andere Begebenheit aus der Kirchengeschichte bis hin zu Erlebnissen aus der Gegenwart. Scholl hat ein Büchlein geschrieben, dem man dankbar anmerkt, das er mit der Sprache umgehen kann. Mit Interesse habe ich darin gelesen, manche Anregungen für die Verkündigung und das Seelsorgesgespräch habe ich in den Texten gefunden, und gerne werde ich es weiterempfehlen. Eine kritische Anmerkung möchte ich machen: Manchmal kommen mir die Texte eher „religionspädagogisch gekonnt“ als „persönlich bezeugt“ vor. Wenn der Vf. mich zu einem Glaubensgespräch einladen möchte, dann interessieren mich z. B. nicht so sehr seine Verurteilungen von unchristlichem Verhalten anderer im Laufe der Kirchengeschichte, sondern eher seine eigenen Erfahrungen und Möglichkeiten, heute als Christ zu leben.

WIEDEMANN, Ernst: *Der gekreuzigte Jesus*. Bildmeditation zu dem „Wessobrunner Kreuz“. Reihe: Offene Zeit Nr. 10. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen. 40 S., kt., DM 8,50.

Zu drei Bildausschnitten des berühmten „Wessobrunner Kreuzes“ bietet Ernst Wiedemann in seinem Bändchen „Der gekreuzigte Jesus“ kurze meditative Impulse. Sie wollen den Leser nicht nur in die Betrachtung dieses Kruzifixes einführen, sondern aus der vertieften Beziehung zum gekreuzigten Herrn heraus auch ein Annehmen des Leids und Kreuzes neben, bei und in uns selbst ermöglichen helfen.

WEISS, Bardo: *Weg ins Leben*. Meditationen über Bilder und Symbole aus dem Johannesevangelium. Mainz 1979: Matthias-Grünwald-Verlag. 120 S., kt., DM 12,80.

Bilder und Symbole aus dem Johannesevangelium sind Gegenstand von Meditationen. Sie sind entstanden als Hilfen zur Meditation für die Studenten des Mainzer Priesterseminars. Die einzelnen Betrachtungen sind sehr kurz gehalten (weniger als zwei Buchseiten) und sollen den Leser anregen, weiter darüber nachzudenken und sie so für sein Leben fruchtbar zu machen.

REPGES, Walter: . . . *und Freiheit den Gefangenen*. Reihe: Meitinger Kleinschriften Nr. 81–85. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen, je DM 4,50.

Das erste der fünf Hefte mit meditativen Texten beschreibt grundsätzlich, was Freiheit von Christus her bedeutet, welche Rolle die Berufung des verlorenen und versklavten Menschen zur Freiheit in der Verkündigung Jesu spielt und wie Jesus im konsequenten Tun des Willens des Vaters bis hin zu Kreuz und Auferstehung uns den Weg zum wahren Menschsein geöffnet hat. Die vier anderen Hefte zeigen dann an einzelnen Gestalten der Christenheit, wie dieses befreite und erlöste Menschsein in der Nachfolge Christi aussieht. Die ausgewählten Beispiele sind: Maria, die Mutter der Freiheit; Paulus, der Apostel der Freiheit; Franz von Assisi, der Zeuge der Freiheit; Carlo Carretto, der Sänger der Freiheit. Nicht zuletzt wegen ihrer ansprechenden Aufmachung und guten Sprache eignen sich diese Hefchen für den Schriftenstand der Kirche.

GILHAUS, Hermann: *Gott läßt den Menschen nicht allein*. Meditative Notizen. Reihe: Meitinger Kleinschriften Nr. 79. 48 S., kt., DM 5,-.

STELZER, Karl: *Was heißt für mich glauben?* Reihe: Meitinger Kleinschriften Nr. 80. 36 S., kt., DM 4,50. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen.

Hermann Gilhaus will mit seinem Büchlein Mut machen, an die helfende Gegenwart Gottes im Heiligen Geist zu glauben, und sein Wirken in unserem Leben entdecken helfen. Dazu bietet er dem Leser und Betrachter unter verschiedenen Themen jeweils ein kurzes Gebet, einen Schrifttext und eine kurze meditative Notiz an.

Karl Stelzer greift in seinem Bändchen die immer wieder aktuelle Frage auf, wie Glaube und rationale Welterklärung vereinbar sind. Er stellt dabei heraus, daß Glaube nicht vornehmlich ein Fürwahrhalten bestimmter Glaubenssätze meint. Vielmehr bedeutet Glaube, sich mit seiner ganzen

Existenz in Gott als Grund und Ziel meiner Sinnsuche festzumachen. Desweiteren werden von ihm verschiedene Probleme heutigen Glaubens angesprochen. Themenkreise sind dabei unter anderem: Die scheinbare Ohnmacht Gottes, den Ungläubigen geht es besser, viele Bereiche des Glaubens werden heute in Frage gestellt – woran soll man sich halten. Stelzer versucht, bei allen angesprochenen Fragen immer wieder Anregungen zu geben, um den eigenen Glauben als lebenswert zu entdecken.

KEHL, Medard: *Und das Angesicht der Erde machest du neu*. Anregungen zu menschlichem Christsein. Würzburg 1980: Echter Verlag. 64 S., br., DM 6,80.

Medard Kehl hat in einem schmalen, unauffälligen Bändchen ein paar kostbare Betrachtungen zu Alltagsthemen geschrieben, z. B.: Last des Anfangs – Zauber des Anfangs; nicht aus der Hoffnung bringen lassen; Liebe, die Humor hat; wenn ein Trost nicht schwach sein soll; die Kunst, ein Fest zu feiern. Was er schreibt, hat Lebensbezug im besten Sinn, ist schlicht gesagt und gläubig empfunden. Der durch hohe theologische Leistung ausgewiesene Vf. ist hier der einfache Gläubige, der anderen hilft; dies sind wirklich, wie der Untertitel sagt, Anregungen zu einem menschlichen Christsein.

BOURS, Johannes: *Bilder der Berufung*. Meditationstexte zu Glasfenstern von Joachim Klos. Freiburg 1979: Herder Verlag. 48 S., geb., DM 22,80.

Sie sind keine Biblia pauperum, die Glasfenster des niederrheinischen Künstlers Joachim Klos in der Kapelle des Priesterseminars in Münster; diesen Platz nehmen andere Medien ein. Aber gegen den heutigen Reichtum, den Überfluß an Farben und Eindrücken erzählen sie mit einfachen Mitteln exemplarische Begegnungen des Menschen mit Gott. Sparsam in den Farben, denen eine deutliche Symbolik zukommt, und mit feinen Zeichnungen stellt Klos alt- und neutestamentliche Berufungsgeschichten dar, die ihren Anfang nehmen mit dem Auszug aus der chaldäischen Stadt Ur und die zusammenfinden in der heiligen Stadt Jerusalem. Kraftvolle Bilder, wie das wirbelnde Feuer des brennenden Dornbusches, wechseln mit eher stillen ab, z. B. der Verkündigungsszene. Johannes Bours hat zu jedem der neun Fenster eine Betrachtung geschrieben, die das Bild deutet und über das dargestellte Ereignis nachdenkt. Für die Wirkung der Bilder ist es wohl eher von Vorteil, daß neben ihnen nur ein kurzes Schriftwort steht, die längeren Texte aber erst auf der nächsten Doppelseite folgen. Dieses Buch stellt so eine gelungene Einheit dar, die vom Ruf Gottes und der Antwort des Menschen erzählt.

LOHSE, Eduard: *Die Urkunde der Christen*. Was steht im Neuen Testament? Stuttgart 1979: Kreuz-Verlag. 190 S., 32 S. Fotos, geb., DM 24,-.

Der Vf. legt hier eine Theologie des Neuen Testaments vor, mit der er sich an eine breite Leserschaft wendet. Der historische Jesus, der Gekreuzigte, der in der Auferstehung sich als der von Gott beglaubigte Christus erweist, ist Ausgangspunkt und Grundlage der neutestamentlichen Botschaft. Im zweiten Kapitel behandelt Lohse die Botschaft und das Wirken Jesu. Entstehen und Wesensvollzüge der christlichen Gemeinde als christliche Kirche sind die Themen des dritten Kapitels. Wie die christlichen Gemeinden nach den Zeugnissen des NT in ihrer Umwelt gelebt haben, dies wird in einem weiteren Kapitel behandelt. Das Buch schließt ab mit einer kurzen „Einleitung ins Neue Testament“, in der Entstehen und Eigenart der neutestamentlichen Schriften beschrieben werden. Jedes Kapitel weist am Schluß einige weiterführende Literatur auf. Entsprechende Bilder aus Israel verlebendigen die Lektüre. Das Buch ist sehr verständlich und lesbar geschrieben. Für den weiten Bereich der Religionspädagogik legt Lohse eine empfehlenswerte kurze Einführung in das Neue Testament vor.

KIRCHSCHLÄGER, Walter: *Die Evangelien vorgestellt*. Reihe b Nr. 4. Klosterneuburg 1980: Österreichisches kath. Bibelwerk. 48 S., kt., DM 6,-.

An Einleitungswerken in das Neue Testament, dicken und dünnen, teuren und billigen, besteht wahrlich kein Mangel. Dennoch verdient diese kleine Schrift, die sich mit der Vorstellung der Evangelien begnügt, Empfehlung, weil sie bei aller Kürze wesentliche Erkenntnisse der Evangelienforschung übersichtlich und gut verständlich zusammenfaßt. Nach einem einführenden Ab-

schnitt, der die Entstehung und Eigenart eines Evangeliums, die Stufen der Überlieferung und das Verhältnis der Evangelisten zueinander und ihre Bedeutung als Theologen darstellt, gilt je ein weiteres Kapitel dem Evangelium nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, wobei jeweils Entstehung, Gliederung und Aufbau, sowie Aussage und Theologie in einigen ihrer Schwerpunkte beschrieben werden. Das letzte Kapitel, für den praktischen Gebrauch noch am ehesten zu entbehren, bietet einige offizielle Texte aus alter und neuer Zeit, die von der Entstehung der Evangelien handeln. Ein kurzes Literaturverzeichnis nennt sieben allgemeinverständlich geschriebene Bücher aus neuerer Zeit, die die hier nur kurz angegangenen Themen ausführlicher behandeln.

GEIGER, Georg: *Kirche entsteht*. Ein Arbeitsheft zum ersten Teil der Apostelgeschichte. Reihe: Gespräche zur Bibel, Nr. 10. Klosterneuburg 1980: Österreichisches kath. Bibelwerk. 48 S., geh., DM 7,20.

Der Verfasser behandelt nach einführenden Bemerkungen über das Buch als Ganzes neun ausgewählte Texte aus dem ersten Teil der Apostelgeschichte, die für das konkrete Gemeindeleben von besonderer Bedeutung sind. Es werden auch hier die behandelten Texte abgedruckt, doch erhalten glücklicherweise die Erklärungen zum Text, die Darstellung seiner theologischen Aussage und die Arbeitsanregungen wesentlich mehr Platz. Die „Texte zur Vertiefung“ aus der modernen Literatur können dem Gespräch ins Aktuelle vordringende Impulse geben. Die Arbeitshilfen, die allgemeinverständliche Bücher zur Einführung, wissenschaftliche Werke und Spezialliteratur zu den einzelnen Abschnitten aufzählen, verdienen Anerkennung, weil sie sowohl dem Leiter des Gesprächskreises als auch dem Teilnehmer die Möglichkeit geben, die behandelten Themen weiter zu vertiefen.

WAHLE, Hedwig: *Das gemeinsame Erbe*. Juden- und Christentum in heilsgeschichtlichem Zusammenhang. Innsbruck 1980: Tyrolia-Verlag. 216 S., Snolin, DM 19,80.

Die Autorin – Sr. Dr. Hedwig Wahle hat in Judaistik promoviert und leitet das Informationszentrum im Dienste der christlich-jüdischen Verständigung in Wien – versucht in verständlicher Sprache das Gemeinsame und Trennende von Christentum und Judentum aufzuzeigen. Geht es im ersten Teil um das gemeinsame Erbe von Juden und Christen, so analysiert der zweite Abschnitt das Auseinanderleben beider Religionen in der Geschichte. Ein dritter Teil stellt die religiöse Entwicklung und die verschiedenen geistigen Strömungen des nachbiblischen Judentums dar, während abschließend ausführlich auf das Ringen um eine Verständigung zwischen Christen und Juden eingegangen wird. – Ein Buch nicht nur für den Fachmann, sondern angesichts der jüdischen Wurzeln des Christentums einem breiten Leserkreis empfohlen.

FRÖHLICH, Roland: *Grundkurs Kirchengeschichte*. Freiburg 1980: Herder Verlag. 174 S., kt., DM 24,80.

Ziel des vorliegenden „Grundkurs Kirchengeschichte“ ist es, einen an den historisch wichtigen Daten orientierten Überblick über die entscheidenden Ereignisse der Geschichte der Kirche zu geben.

Diesem Ziel dient die didaktische Aufbereitung: Gliederung nach Jahrhunderten mit stichwortartiger Kurzcharakteristik; Zweiteilung des Stoffes unter die Gesichtspunkte „Kirche und Umwelt“ (= äußere, politisch und gesellschaftlich relevante Ereignisse) und „Innerkirchliche Entwicklung“ (= Entfaltung der Lehre, Irrlehren und Spaltungen, Spiritualität und Frömmigkeit).

Dieser mehr darstellende Teil, jeweils auf der rechten Seite des Buches abgedruckt, wird ergänzt durch z. T. nur schwer erreichbare Zusatzinformationen, wie etwa Quellentexte im Wortlaut, Tabellen und Karten auf der linken Buchseite. Daß ein solcher Überblick nicht eine detaillierte Darstellung und ein entsprechendes Studium ersetzen will und kann, ist selbstverständlich; aber bei aller Notwendigkeit zum Kompromiß und z. T. eben auch zur verkürzenden Kürze ist dieses Buch eine gute Lernhilfe für die im historischen Geschäft nun einmal unerläßlichen Zahlen und Fakten; neben der Erinnerung und Auffrischung kann es vielleicht auch anregen zu einer näheren und tieferen Beschäftigung mit hier nur kurz angesprochenen kirchengeschichtlichen Vorgängen und Ereignissen.

HEISER, Lothar: *Die Responsa ad consulta Bulgarorum des Papstes Nikolaus I.* (858–867). Ein Zeugnis päpstlicher Hirten Sorge und ein Dokument unterschiedlicher Entwicklungen in den Kirchen von Rom und Konstantinopel. Reihe: Trierer theologische Studien, Bd. 36. Trier 1979: Paulinus-Verlag. VI, 503 S., kt., DM 84,-.

Die „Responsa ad consulta Bulgarorum“ Nikolaus I. (858–867) haben eine sehr unterschiedliche Beurteilung erfahren. Vorliegende Studie hat es sich zum Ziel gesetzt, mehr Klarheit über die wahren Absichten und Aussagen des Schreibens zu erhalten.

Nach der Erhellung des geschichtlichen Hintergrundes (Streit zwischen Rom und Konstantinopel um die Oberhoheit im Illyrikum; Bekehrung der Bulgaren) und der Klärung von Einleitungsfragen versucht der Vf. durch genaue Untersuchung jeder der 106 Antworten in Analyse und – wo nötig – durch Nachzeichnen des geschichtlichen Werdens das breite Spektrum der nicht systematisch vorgelegten Anfragen zu fast allen Lebensbereichen der Neubekehrten zu sichten und zu werten.

Dabei wird deutlich, daß das päpstliche Bulgarenschreiben nicht von den Differenzen zwischen Rom und Byzanz bzw. zwischen Nikolaus I. und Photius diktiert und geprägt ist, sondern durchaus als ein polemikfreies Pastoralschreiben einzustufen ist, das freilich in vielen Bereichen die unterschiedliche und gegenseitig nicht mehr verstandene Entwicklung der Reichskirche in Ost und West dokumentiert.

Der Untersuchung ist als Anhang eine vollständige Übersetzung der „Responsa“ beigefügt.

SCHEELE, Paul-Werner: *Alle eins.* Theologische Beiträge II. Paderborn 1979: Verlag Bonifacius-Druckerei. 269 S., kt., DM 24,-.

Das Buch von Bischof Paul-Werner Scheele ist eine Zusammenstellung mehrerer Referate und Beiträge des Autors, die zum größten Teil bereits in verschiedenen Zeitschriften Veröffentlichung gefunden haben. Teilweise aus der Mitte der 60er Jahre, teilweise neueren Datums kreisen sie alle um ökumenisch so relevante Themen wie Eucharistie, Primat und Kirchenverständnis. Sowohl durch den zeitlichen Abstand als auch durch die jeweils unterschiedliche Zielgruppe bzw. Zielsetzung der einzelnen Artikel bedingt, stehen diese relativ selbständig nebeneinander und können unabhängig voneinander gelesen werden. Allerdings durchzieht das Bemühen um die Einheit der Kirche, als Lebensaufgabe und Auftrag auch des Autors, wie ein roter Faden das gesamte Buch. Immer wieder orientiert sich Bischof Scheele dabei an den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils und an dem, was die Texte der Liturgie als Selbstverständnis der einen Kirche vorgeben. Es tritt deutlich der Fortschritt auf dem Weg zur Einheit mit den anderen Kirchen hervor, der innerhalb der katholischen Kirche seit dem Konzil erreicht wurde. Daneben betont Scheele aber auch im Sinne des Konzils, daß die Vollgestalt der einen Kirche Jesu Christi noch nicht erreicht ist und deshalb der Weg zur Einheit auch ein Weg zur besseren Darstellung dessen ist, was die Kirche nach dem Willen Jesu sein soll. So wird der Titel des Buches „alle eins“, der an das „Hohepriesterliche Gebet“ im Johannesevangelium anknüpft, zu einer Herausforderung an alle, die sich zur Kirche Jesu Christi bekennen: eine Herausforderung im Sinne der Einheit der Kirche zu denken, zu arbeiten und zu beten.

*Weltreligionen heute – Hinduismus.* Materialien für Schule und Erwachsenenbildung. Planung, Texte, Kopiervorlagen, Dias. Hrsg. von Kurt BÄTZ. Zürich, Köln 1979: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Verlag E. Kaufmann, Lahr. 128 S., kt., DM 68,-.

Mit diesem Buch legt der Verlag den ersten Band der Reihe „Weltreligionen heute“ vor. Lehrern und Unterrichtenden in Schulen sowie im Bereich der theologischen Erwachsenenbildung wird hier ein reiches Informations- und Lehrmaterial geboten. Das erste Kapitel gibt eine gründliche Einführung in den Hinduismus, wobei den neuzeitlichen Entwicklungen dieser Religion ein besonders breiter Platz eingeräumt wird. Das zweite Kapitel bietet die „Religionspädagogische Einführung“ in das Werk; hier geht es um die didaktische Aufschlüsselung des Themas sowie um die planerische Gestaltung der unterrichtlichen Vermittlungsprozesse. Es folgen Hinweise auf die wichtigste Literatur und Kurzbeschreibungen der neueren audiovisuellen Medien. Der Einleitungsteil wird mit einem ausführlichen Register abgeschlossen. Den Hauptteil bilden sodann die sieben Bausteine, von denen jeder einzelne einen besonderen Wesenszug des Hinduismus oder ei-

nen eigenen Problembereich behandelt. Das Werk besticht durch die Planung und Darbietung des Stoffes. Jeder, der mit diesem Buch arbeitet, wird dankbar feststellen, daß ihm hier ein schwieriger Themenbereich ausgezeichnet für die unterrichtliche Vermittlung aufgeschlüsselt wurde.

*Kirche, Katholiken und Nationalsozialismus.* Hrsg. von Klaus GOTTO und Konrad REPGEN. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 96. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 158 S., kt., DM 4,80.

Das vorliegende Topos-Taschenbuch, herausgegeben von Klaus Gotto und Konrad Repgen, vermittelt einen differenzierten Einblick in die Haltung der Kirche zum Nationalsozialismus, insbesondere seiner Rassenpolitik, in den verschiedenen Etappen der Naziherrschaft.

Welche Rolle die Kirche, einzelne Kirchenführer und die katholischen Christen insgesamt im Widerstreit mit der NS-Ideologie und ihren Unterdrückungs- und Vernichtungsmaßnahmen gespielt haben, wird von den Autoren in einer Schlußbewertung folgendermaßen beurteilt: Von seiten des Regimes war die Haltung der Kirche offensiver Widerstand. Sie selber aber beurteilte ihre Aktivitäten als defensiven Kampf um die Selbstbewahrung. Sie trat dem Regime dort entgegen, wo sie ihre Identität in Gefahr sah, darin einbezogen war ihr Eintreten für die Menschenrechte.

Es gab aber auch Katholiken, die sich mit solcher defensiven Selbstbewahrung nicht zufrieden geben wollten und deshalb den Sturz des Regimes betrieben haben.

Das Buch weckt Verständnis für die Mehrheit der Kirchenführer und Katholiken, die vor dem offenen Kampf gegen das Regime zurückschreckten, um eine breitangelegte Kirchenverfolgung und den möglichen Abfall vieler Gläubiger zu vermeiden. Die Lektüre dieses Buches läßt es nicht einfacher werden, zu entscheiden, ob dieses Zögern und Stillhalten, insbesondere die nur zaghafte Verurteilung der NS-Rassenpolitik durch einzelne Kirchenführer, ein schuldhaftes Versagen war. Wer mag angesichts einer so schweren Bedrohung nun im Nachhinein den Stab brechen wollen?

*Das Geschäft der Tröster.* Hoffnung zum halben Preis. Hrsg. von Gerd-Klaus KALTENBRUNNER. Reihe: Herderbücherei Initiative, Bd. 36. Freiburg 1980: Herder. 191 S., kt., DM 11,90.

Nicht jedem wird der Titel gefallen, weil nicht jeder das Trösten als sein „Geschäft“ betrachtet. In den 15, unter jenem Titel zusammengefaßten und von verschiedenen Autoren verfaßten Artikeln, geht es aber vor allem um die Hoffnung. Wenn Trost und Hoffnung sich auch nicht einfach decken, ist in jedem echten Trost doch immer Hoffnung eingeschlossen, und jede Hoffnung ist auch tröstlich. Von den überaus zahlreichen Lebenslagen, in denen der Mensch Trost und Hoffnung braucht oder in denen er beides nicht in rechter Form erhielt, sind in den einzelnen Artikeln wichtige herausgegriffen und in anregender Weise dargestellt.

*Freizeit und Arbeit.* Gesellschaftliche Bedingungen und theologische Aspekte. Hrsg. von Paul GUNTERMANN und Hans-Georg PÜST. Würzburg 1980: Echter-Verlag i. Gem. m. d. Burckhardthaus-Laetare Verlag, Gelnhausen. 138 S., kt., DM 12,80.

Das Buch enthält, um eine Überschrift (47) abzuwandeln, einige Mosaiksteine zum Thema Arbeit/Freizeit. Dabei sind die Ausgangspunkte konfessionell/theologisch und politisch recht unterschiedlich. Darum sieht sich der Rez. außerstande zu sagen, die Lektüre der Beiträge hätte ihm ein gerundetes Panorama auf die Problematik ermöglicht. Sosehr z. B. in den letzten beiden Beiträgen (Zum gesellschaftspolitischen Stellenwert der Familienferien; Freizeit im Alltag. Aufgabe christlicher Gemeinde) lohnende Perspektiven auftauchen, bleibt vieles allzu abstrakt. Und die grundsätzliche Stellungnahme (Freizeit, Arbeit, Arbeitslosigkeit) leidet m. E. am gleichen Mangel, obwohl sie höchst beachtliche Einzelaussagen zum Thema „Arbeitslosigkeit und Kirchen“ bringt. Der Beitrag von L. Bossle, aus sehr unterschiedlichem Ansatz heraus geschrieben, bringt Korrekturfragen an heute Gängiges, ist aber auch nur ein Mosaikstein. Am hilfreichsten schienen mir die Beiträge von R. Bleistein (Die Freizeit in ihrem theologischen und politischen Stellenwert) und der ernüchternde Beitrag von R. Schmitz-Scherzer: Freizeit und Arbeitswelt. Wer ohne ein Grundwissen zum Thema das Buch zur Hand nimmt, wird nach der Lektüre wohl wenig mehr in Händen halten als die besagten Mosaiksteine. Damit sich aus ihnen ein Bild fügt, wird man zu weiterer und einführender Unterrichtung greifen müssen.

BOROS, Ladislaus: *Phasen des Lebens*. Wachstum, Krisen, Entfaltung und Vollendung des Menschen. Reihe: Herderbücherei, Bd. 781. Freiburg 1980: Verlag Herder. 144 S., kt., DM 5,90.

Ladislaus Boros erklärt zu Beginn dieses Büchleins sein Anliegen: Das Leben vom Tod her zu verstehen. Das ganze Bändchen trägt die Stille solch vollendenden Sterbens in gegrenztem Leben in sich. Und was es erwirbt, ist nicht die stumme Starrheit der von roher Hand kahlgeschnittenen Baumleichname, sondern entschiedene Lebenskraft, die ohne Hast der beschneidenden Endlichkeit des Lebens begegnet und sie überwindet. Jede Phase des Lebens wird beschrieben. In jeder taucht die Widerwärtigkeit des Todes gegen die Sehnsucht unseres Lebens auf, in verschiedenen Gewändern, auf verschiedenen Ebenen. Schon der ruhige Blick auf sie ist beginnender Überstieg.

SCHILSON, Arno: *Das Kind – Armut als Reichtum*. Eine theologische Wegweisung. Reihe: Meitinger Kleinschriften 78. Freising 1980: Kyrios-Verlag Meitingen. 48 S., kt., DM 5,-.

Der Untertitel dieses Büchleins mag auf den ersten Blick zu hoch gegriffen sein. Ein nachdenkliches Lesen rechtfertigt ihn. Was Sch. in Briefen an sein einjähriges Patenkind und in weiterführenden Überlegungen vorlegt, mag durchaus von der vordergründigen „Armut“ eines Kindes zu den „Reichtümern“ des christlichen Glaubens führen, die wir so leicht übersehen. Die Forderung Jesu, zu „werden wie die Kinder“, wird dabei in überraschender Aktualität einsichtiger.

*Kirche – Lebensraum für Jugendliche?* Beiträge zum Spannungsfeld Jugend – Religion – Kirche. Hrsg. von Michael GRAFF und Heinz TIEFENBACHER. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 165 S., kt., DM 19,80.

Die Hrsg., Direktor und Pfarrer an der Akademie der Diözese Rottenburg – Stuttgart, haben im Verlauf ihres Arbeitsjahres 1979 eine Reihe von bekannten Referenten zum Thema Jugend in ihrer Akademie gehabt, deren Referate nun vorliegen. Es sind Träger solcher Namen darunter wie W. Jaide, J. Gründel, P. M. Zulehner u. a. m. – Es sind klärende, nachdenklich machende Beiträge darunter, die vor allem den erwachsenen Menschen eine Hilfe dazu sein können, das mystifizierte Phänomen „Jugend“ angstfreier und realer zu sehen (z. B. die Beiträge von G. Schwan, P. M. Zulehner, auch M. L. Moeller und W. Jaide). Es sind recht polemische Beiträge darunter, die wertvolle Aspekte beinhalten, dennoch den Leser fragen machen können, gegen wen da der jeweilige Vf. eigentlich anspricht und warum (H. Steinkamp, bes. auch W. Bartholomäus), und es gibt eine sprachlich etwas schrullige, aber in ihren Informationen bemerkenswerte Studie über die Jugendsekten (W. Kuner). Vielleicht wurde deutlich: das Buch bietet sich als eine Sammlung verschiedenartiger Aufsätze dar, von denen aber fast alle ein bestimmtes Interesse beanspruchen können.

GANTER, Vinzenz B.: *Alter als Chance*. Das Altwerden als Herausforderung, Krise und Aufgabe. Reihe: Theologie und Leben 57. Freising 1980: Kyrios-Verlag Meitingen. 52 S., kt., DM 6,50.

G. sieht diese Herausforderung und Aufgabe an die Kirche gerichtet. Sie ist aufgefordert, „das Altern und das Alter auf dem Hintergrund der vorgegebenen entwicklungsgeschichtlichen Fakten geistlich zu interpretieren, so daß diese Lebensphase durchsichtig wird für das eigene Heil“ (7f.). Unter diesem Aspekt behandelt der Autor Themen wie „Das Ausscheiden aus dem Beruf“, „Umgang mit Besitz, Geltung und Macht“, „Körperliche Gebrechen“ u. a.

LAUER, Werner: *An der Seite des Patienten*. Krankenschwestern und Krankenpfleger melden sich zu Wort. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 96 S., kt., DM 12,80.

Sie melden sich buchstäblich zu Wort in diesem Band, der die Gesprächsbeiträge einer Podiumsdiskussion der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Krankenpflege in Deutschland auf dem 85. Deutschen Katholikentag in Freiburg 1978 thematisch geordnet und strukturiert vorlegt. Experten (Ärzte, Schwestern, Seelsorger) nehmen jeweils zu den einzelnen Problemkreisen Stellung. Hier kommen Erfahrungen, Nöte, Ängste und Hoffnungen zur Sprache, die alle Beteiligten bedrängen. Das Bewußtmachen dieser Probleme in einer lebhaften Diskussion mag dazu beitragen, sie in gemeinsamer Anstrengung aller Verantwortlichen menschenwürdig und christlich zu lösen.

SCHLEMMER, Karl: *Bausteine für den Gottesdienst. Von der Theorie zur Praxis.* Würzburg 1980: Echter Verlag. 132 S., kt., DM 14,-.

Die persönliche Erfahrung in den Gemeinden, aber auch gedruckte Gottesdienstmodelle zeigen immer wieder, wie wichtig eine Einführung in die sachgerechte Gestaltung der Liturgie ist. K. Schlemmer legt dazu ein kleines Bändchen vor, das eine Fülle von Aspekten behandelt (z. B. Musik, Stille, Gebet, Spiel und Tanz, audiovisuelle Mittel). Die Ausführungen beschränken sich nicht auf die Meßfeier. Eine Reihe von Elementen, die besprochen werden, kommen in verschiedenen Gottesdienststarten vor. Darüber hinaus beschäftigt sich ein je eigenes Kapitel mit den Themen „Andachten und Wortgottesdienste – Überflüssige Gottesdienstformen?“ sowie „Gemeinde und Stundengebet – Den ganzen Tag in Gott geborgen“. Das Buch sollte von allen intensiv studiert werden, die für die Gestaltung von Gottesdiensten verantwortlich sind – auch und gerade von Priestern, die über Routine verfügen.

PATZEK, Martin: *Gottesdienste – nicht nur für junge Leute.* Paderborn 1979: Verlag Bonifacius-Druckerei. 194 S., Plastikeinband, DM 19,80.

Das Buch bietet Gottesdienstformulare (einschließlich Predigtstichworte) für die Zeit des Kirchenjahres und für Heiligenfeste. Daneben finden sich kalenderunabhängige Formulare, die einem bestimmten Thema zugeordnet sind. Die angebotenen Texte sind aus der Praxis entstanden und haben sich in Wortgottesdiensten, sonntäglichen Meßfeiern Jugendlicher mit der Gesamtgemeinde oder Jugendmessen bewährt. Zwei Merkmale seien hier besonders hervorgehoben. Die Vorlagen zeigen, daß Jugendgottesdienste auch unter Einbeziehung des „Meßbuchs“ und des „Gotteslobs“ ansprechend gestaltet werden können. Am Beginn eines jeden Modells steht ein Hinweis auf audiovisuelle Hilfsmittel (Kurzfilm, Tonbild, Lichtbild, Schallplatte, Cassette, Tonband, Transparentbild, Poster), die vor, während oder nach dem Gottesdienst eingesetzt werden können. Dabei ist auch jeweils die Bezugsquelle verzeichnet, so daß eine Beschaffung der gewünschten Materialien leicht möglich ist. Gottesdienste, die sich an diesem Buch orientieren, finden nicht nur bei Jugendlichen, sondern auch bei Erwachsenen Anklang.

HOFFSÜMMER, Willi: *Religiöse Spiele für Gottesdienst und Gruppen.* Bd. 1. Mainz 1980: Matthias-Grünewald-Verlag. 164 S., kt., DM 18,80.

Es ist sicher nicht nur eine flüchtige Mode, wenn heute dem Spiel im Gottesdienst Beachtung geschenkt wird. Dahinter steht die Einsicht, daß das Spiel die seelisch-gemüthhaften Schichten des Menschen anspricht, und daß das in ihm Dargestellte sich besonders tief einprägt. Der vorliegende Band, dem ein zweiter folgen soll, enthält rund 65 Sprechspiele und Spielszenen zu Advent und Weihnachten, Erscheinung des Herrn, Fastenzeit, Ostern, Pfingsten, Heiligenfesten sowie zu Tod und Wiederkunft. Außerdem wird eine große Anzahl weiterer Spiele kurz skizziert, mit Angabe der Aufführungszeit, Altersgruppe und Hinweis auf die entsprechende vollständige Veröffentlichung.

Eine wichtige Hilfe für Kinder- und Jugendgottesdienste.

*Gottesdienst mit Gehörlosen.* Studienausgabe für die katholischen Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Hrsg. von den Liturgischen Instituten Salzburg, Trier, Zürich. Pastoral-liturgische Reihe in Verbindung mit der Zeitschrift „Gottesdienst“. Einsiedeln, Zürich 1980: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Herder Verlag, Freiburg. 168 S., geb., DM 22,80. (Für Bezieher von „Gottesdienst“ DM 19,80.)

Zum ersten Mal wird hier der Versuch unternommen, die Spendung der Sakramente und die Feier anderer Gottesdienste der Fassungskraft Gehörloser (Taubstummer) anzupassen. Es handelt sich dabei um eine Studienausgabe mit offiziellem Charakter, die von den Bischofskonferenzen des deutschen Sprachgebietes gutgeheißen und von der Römischen Kongregation für die Sakramente und den Gottesdienst gebilligt ist. Das Buch enthält zunächst die „unveränderlichen“ Texte der Meßfeier mit gehörlosen Kindern (einschließlich eines eigenen eucharistischen Hochgebetes), dann die Ordnung für die Feier der Kindertaufe, der Firmung, der Buße, der Krankensakramente, der Trauung und der kirchlichen Begräbnisfeier, ferner verschiedene Segnungsformulare.

Wer Gottesdienste mit Gehörlosen (Taubstummen) vorzubereiten hat, wird die Handreichung als große Hilfe empfinden.

LE SAUX, Henri (Abhishitananda): *Die Gegenwart Gottes erfahren*. Erneuerung christlichen Betens in Begegnung mit dem Hinduismus. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 128 S., kt., DM 18,80.

Der Benediktinermönch und indische Einsiedler Henri Le Saux schreibt über seine Spiritualität, die sich Christentum und indischer Religion gleichermaßen verpflichtet wissen will. Von seiner indischen Grundhaltung der Meditation aus sucht Le Saux in der Erinnerung an die ständige Gegenwart Gottes die Möglichkeit christlichen Gebetes und christlicher Kontemplation zu zeigen und ihren Wert darzulegen. Kontemplative Spiritualität gipfelt für ihn im Schweigen, im heiligen Schweigen. Doch ziehen sich die Linien der Kontemplation auch durch das tätige Leben – verschieden, je nach der Berufung des einzelnen.

*Du und wir*. Jugendgebete. Hrsg. von Wolfgang FENEBERG und Georg SPORSCHILL. Zürich, Köln 1980: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Herold Verlag, Wien. 128 S., geb., DM 9,80.

Das Büchlein enthält Gebete, die zum größten Teil von Jugendlichen verfaßt worden und als Hilfe gedacht sind, einen neuen Zugang zum persönlichen Beten zu vermitteln. Die Texte gliedern sich in die Abschnitte: Mein Tag – mein Leben – Gott, Jesus, Maria – Kirche, Sakramente. Dem folgen einige Anregungen zu den Themen: „Wie erforsche ich mein Gewissen? Wie kann ich beichten?“, „So lese ich die Bibel“ und „Wie Jesus beten“. Ein Stichwortverzeichnis ermöglicht es, einen der jeweiligen Situation entsprechenden Text rasch zu finden.

Die Gebete sind einfach und kurz gehalten. Es sind ehrliche Texte, die jedes Geschwätz vermeiden. Man kann daher das Buch jungen Menschen guten Gewissens schenken oder zum Kauf empfehlen.

BENGSCHE, Alfred: *In der Schule des Glaubens*. Ansprachen und Betrachtungen. München 1980: Verlag Neue Stadt. 184 S., geb., DM 19,80.

„In der Schule des Glaubens“, so lautet der Titel eines Buches, das der Verlag Neue Stadt aus Ansprachen und Betrachtungen des 1979 verstorbenen Kardinals Alfred Bengsch zusammengestellt hat. Für den Leser sind diese Texte aus den letzten Lebensjahren des Bischofs von Berlin wirklich eine Schule des Glaubens. Seine Ansprachen strahlen die Zuversicht und Freude eines Menschen aus, der sich in der vergehenden und sorgenden Liebe Gottes geborgen weiß und diese Erfahrung zum zentralen Thema seiner Verkündigung gemacht hat. Beim Lesen wird deutlich, wie konkret Kardinal Bengsch seinen Wahlspruch „Helfer eurer Freude“ in sein Leben und seine Arbeit als Verkünder der Frohbotschaft umsetzte. Dabei kommt bei ihm keineswegs der Anspruch und Ernst der Nachfolge Christi zu kurz, sondern ergibt sich für ihn sozusagen als logische Konsequenz aus Gottes Heilsangebot. So bestätigt dieses Buch auch die Worte aus dem Abschiedsbrief von Kardinal Bengsch: „Ich wollte Helfer zur Freude an der Frohbotschaft unseres Herrn sein. Vieles, was ich getan habe, wird vielleicht unzureichend gewesen sein. Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich immer darauf bedacht war, sein Evangelium unverkürzt zu verkünden. Denn das Evangelium, so sagt der Apostel im Galater-Brief, ist nicht Menschenwerk. Und er sagt dort auch das harte Wort: Wer euch ein anderes Evangelium verkündet, als ihr angenommen habt, der sei verflucht (Gal. 1,9).“ Letzteres ist sicher ein Wort, unter dessen Anspruch Kardinal Bengsch sein Leben verstanden hat.

LEGLER, Erich: *Trau- und Ehepredigten*. Luzern, Stuttgart 1980: Rex Verlag. 104 S., br., DM 17,80.

Der bereits durch mehrere Veröffentlichungen zu Fragen der gottesdienstlichen Praxis bekannte Autor legt mit seinem Buch Trau- und Eheansprachen vor, die aus der eigenen homiletischen Arbeit hervorgegangen und im liturgischen Alltag erprobt wurden. Die Auswahl der Schriftstellen zeugt von Phantasie, die Predigten selbst zeichnen sich durch eine anschauliche und lebendige Sprache aus. Nichts hindert den Benutzer dieser Sammlung, einzelne Teile der klar gegliederten Ansprachen für sich herauszugreifen, um sie durch eigene Gedanken zu ergänzen oder dem eigenen Stil anzugleichen. Beides, Sprache und Gedankengang sind so gehalten, daß sich der Hörer leicht die vorgetragenen Überlegungen zu eigenen machen kann. Bei aller Problematik, die nun einmal Predigtentwürfe und -vorlagen mit sich bringen, diese Sammlung ist wirklich anregend und verdient darum Empfehlung.

## Eingesandte Bücher

*Unverlangt eingesandte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.*

ALBRECHT, Barbara: *Nachfolge Christi in Freude und Hoffnung*. Reihe: Theologie und Leben 64. Freising 1981: Kyrios-Verlag Meitingen. 80 S., kt., DM 8,80.

AMBAUM, Jan: *Glaubenszeichen*. Schillebeeckx' Auffassung von den Sakramenten. Regensburg 1980: Verlag Fr. Pustet. 352 S., kt., DM 24,80.

*Antonius von Padua*. Mit einem Essay von Walter NIGG, 16 Farbtafeln von Helmuth Nils LOOSE. Freiburg 1981: Herder Verlag. 96 S., geb., DM 19,80.

BADEN, Hans Jürgen: *Das Erlebnis Gottes*. Was bedeutet uns die Erfahrung der Mystik? Reihe: Herderbücherei, Bd. 853. Freiburg 1981: Herder Verlag. 170 S., kt., DM 7,90.

BALLING, Adalbert Ludwig: *Der Trommler Gottes*. Missionsabt Franz Pfanner – Abenteuer und Rebell (1825–1909). Freiburg 1981: Herder Verlag. 352 S., geb., DM 29,80.

BECKER, Jürgen: *Das Evangelium nach Johannes – Kapitel 11–21*. Reihe: Ökumenischer Taschenbuch-Kommentar zum Neuen Testament, Bd. 4/2. Gütersloh 1981: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn i. Gem. m. d. Echter Verlag, Würzburg. 320 S., kt., DM 26,80; Fortsetzungspreis DM 24,80.

BENGSCHE, Alfred: *Die Hoffnung darf nicht sterben*. Tagebuch 1940–1950. Hrsg. von Leo BERNHARD. München 1981: Verlag Neue Stadt. 180 S., kt., DM 18,80.

BLASIG, Winfried: *Für einen menschengerechten Gottesdienst*. Anregungen zur liturgischen Praxis und zur Fortführung der Liturgiereform. München 1981: Kösel-Verlag. 196 S., kt., DM 28,-.

BÖCKMANN, Aquinata: *Prüfstein der Armut*. Die Herausforderung des Ordenslebens heute. Freiburg 1981: Herder Verlag. 112 S., kt., DM 15,80.

BOEKHOLT, Peter: *Das Geheimnis der Eucharistie in der kirchlichen Rechtsordnung*. Grundriß der partikularen Gesetzgebung in der Bundesrepublik Deutschland. Reihe: Biblioteca di Scienze Religiose, Bd. 36. Roma 1981: LAS-Libreria Ateneo Salesiano. 192 S., kt., DM 29,50.

BRANDNER, Josef – ZULEHNER, Paul M.: *Lebe! Das Anliegen Gottes als Schwerpunkt der Pastoral seiner Kirche*. Reihe: Offene Zeit Nr. 12. Freising 1981: Kyrios-Verlag Meitingen. 48 S., kt., DM 9,80; mit Dias DM 21,50.

BRANTSCHEN, Johannes B.: *Gott ist größer als unser Herz*. Freiburg 1981: Herder Verlag. 80 S., kt., DM 8,80.

BREEMEN, Piet van: *Kostbar in seinen Augen*. Neue Suche nach Gott. Würzburg 1981: Echter Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

BRUDER KLAUS VON FLÜE: *Rat aus der Tiefe*: Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Anselm KEEL. Reihe: Klassiker der Meditation. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 191 S., kt., DM 12,80.

*Christsein als Beruf*. Von Berufs wegen im Dienst der Kirche. Hrsg. von Norbert GREINACHER. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 140 S., br., DM 17,80.

*Damit unser Leben gelingen kann.* Erzählungen und Märchen, aufgeschlossen für Gespräch in Schule, Gemeinde und Jugendarbeit. Hrsg. von Paul JAKOBI. Mainz 1981: Matthias-Grünwald-Verlag. 184 S., kt., DM 18,80.

DESSAIN, Charles Stephen: *John Henry Newman.* Anwalt redlichen Glaubens. Freiburg 1981: Herder Verlag. 320 S., geb., DM 38,-.

*Erfahrungsbezogene Ethik.* Festschrift für Johannes Messner zum 90. Geburtstag, hrsg. von Valentin ZSIFKOVITS und Rudolf WEILER. Berlin 1981: Duncker & Humblot. 430 S., Ln., DM 136,-.

EXELER, Adolf: *Zu diesem Leben ermutigen.* Betrachtungen zu den Festen im Kirchenjahr. Freiburg 1981: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 14,-.

FISCHER, Klaus P.: *Gedächtnis der Armen.* Reihe: Meitinger Kleinschriften Nr. 87. Freising 1981: Kyrios-Verlag Meitingen. 40 S., kt., DM 4,50.

FROSSARD, André: *Ich glaube an Gott.* Mein Lobpreis des Credo. Freiburg 1981: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 18,80.

*Gottes Wort im Kirchenjahr 1981.* Lesejahr A – Dritter Band: Die Zeit nach Pfingsten. Hrsg. von Alfons SCHRODI. Mainz 1981: Echter Verlag. 336 S., br., DM 22,-; Beiheft 60 S., DM 3,50.

GUHR, Ekkehard: *Personale Beratung.* Voraussetzung und Methode. Göttingen 1981: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 298 S., kt., DM 29,80.

HOFFSÜMMER, Willi: *Religiöse Spiele für Gottesdienst und Gruppen.* Band 2. Mainz 1981: Matthias-Grünwald-Verlag. 136 S., kt., DM 16,80.

HOFFMANN, Norbert: *Sühne.* Zur Theologie der Stellvertretung. Reihe: Sammlung Horizonte. Neue Folge, Bd. 20. Einsiedeln 1981: Johannes-Verlag. 139 S., kt., DM 18,-.

HUBER, Max: *Erstkommunion feiern.* Gottesdienstmodelle. 2. Aufl. Freiburg 1981: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 12,80.

HÜBINGER, Willi: *Der Jugend eine Chance.* Aspekte kirchlicher Jugendarbeit. Reihe: Offene Gemeinde, Bd. 34. Limburg 1981: Lahn-Verlag. 127 S., kt., DM 14,80.

IGNATIUS VON LOYOLA: *Gott suchen in allen Dingen.* Hrsg. von Josef STIERLI. Olten 1981: Walter-Verlag. 233 S., Ln., DM 28,50.

JOHANNES PAUL II.: *Mann und Frau schuf er.* Grundfragen menschlicher Sexualität. München 1981: Verlag Neue Stadt. 120 S., kt., DM 13,80.

JOHANNES VON KASTL: *Vom ungeschaffenen Licht.* Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Josef SUDBRACK. Reihe: Klassiker der Meditation. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 160 S., br., DM 12,80.

JOHNE, Karin: *Meditieren mit dem Matthäus-Evangelium.* Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Calwer Verlag, Stuttgart. 260 S., geb., DM 24,80.

JORISSEN, Ingrid – MEYER, Hans Bernhard: *Den Glauben leben.* Innsbruck, Wien, München 1981: Tyrolia-Verlag. 176 S., Snolin, DM 16,80.

KAHLEFELD, Heinrich: *Die Gestalt Jesu in den synoptischen Evangelien.* Frankfurt 1981: Verlag J. Knecht. 264 S., geb., DM 34,-.

- KAHLEFELD, Heinrich: *Gleichnisse und Lehrstücke im Evangelium*. Frankfurt 1981: Verlag J. Knecht. 207 S., geb., DM 32,-.
- KEMMER, Alfons: *Gleichnisse Jesu*. Wie man sie lesen und verstehen soll. Reihe: Herderbücherei, Bd. 875. Freiburg 1981: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 5,90.
- Kleines Stundenbuch*. Im Jahreskreis. Morgen- und Abendgebet der Kirche aus der Feier des Stundengebetes. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Herder Verlag, Freiburg. 480 S., Paperback DM 19,80; Kunstleder DM 25,-; Leder DM 38,-.
- KÖPPEN, Werner: *Wo die Welt vergessen wird*. Ein Athos-Führer. Mainz 1981: Matthias-Grünewald-Verlag. 164 S., kt., DM 19,80.
- KRAUSE, Martha: *Erfahrung des Älterwerdens*. Reihe: Theologie und Leben Nr. 58. Freising 1981: Kyrios-Verlag Meitingen. 64 S., kt., DM 7,-.
- KRETZ, Louis: *Witz, Humor und Ironie bei Jesus*. Olten 1981: Walter-Verlag. 148 S., kt., DM 18,-.
- LAGARDE, Claude und Jacqueline: *Der wunderbare Fischzug*. Biblische Gleichnisse den Kindern erzählt. Freiburg 1981: Herder Verlag. 96 S., geb., DM 16,80.
- LARSEN, Egon: *Amnesty International*. Im Namen der Menschenrechte. München 1980: Kindler-Verlag. 239 S., kt., DM 24,80.
- LAUB, Franz: *Bekennntnis und Auslegung*. Die paränetische Funktion der Christologie im Hebräerbrief. Reihe: Biblische Untersuchungen, Bd. 15. Regensburg 1981: Verlag Fr. Pustet. VII, 310 S., kt., DM 64,-.
- LAUBI, Werner: *Geschichten zur Bibel*. Bd. 1: Saul, David, Salomo. Ein Erzählbuch für Schule, Familie und Gemeinde. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Verlag E. Kaufmann, Lahr. 168 S., geb., DM 19,80.
- Leges ecclesiae post Codicem iuris canonici editae*. Collegit, digessit notisque ornavit Xaverius OCHOA. Volumen V: Leges annis 1973–1978 editae. Roma 1980: Commentarium pro Religiosis. Sp. 6359–7500, kt., Preis nicht mitgeteilt.
- LENGELING, Emil Josef: *Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch*. Hrsg. von Klemens Richter. Freiburg 1981: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 19,80.
- LIEDTKE, Horst: *Abendmeditation*. Österliche Bußzeit. 2 Kassetten. DM 30,-. Das Jahr hindurch. 2 Kassetten. DM 30,-. Limburg 1980: Lahn-Verlag.
- LOHFINK, Norbert: *Der letzte Tag Jesu*. Die Ereignisse der Passion. Freiburg 1981: Herder Verlag. 92 S., kt., DM 9,80.
- LONGARDT, Wolfgang: *Spielbuch Religion*. Band 2. 60 Praxisvorschläge und Werkstattbeispiele mit Modellbogen und Dias. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Verlag E. Kaufmann, Lahr. 248 S., geb., DM 26,-.
- MARTINI, Carlo M.: *Dein Stab hat mich geführt*. Geistliche Weisung von Mose zu Jesus. Freiburg 1981: Herder Verlag. 240 S., geb., DM 29,80.
- MAY, Hans – TÄUBL, Anton: *Praxis AV-Medien*. Anleitungen für Religionsunterricht und kirchliche Bildungsarbeit. München 1981: Kösel-Verlag. 173 S., kt., DM 19,80.

MUSALL, Peter: *Familienarbeit in der Stadt*. Reihe: Beiträge zur Gemeindepädagogik. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Burckhardthaus-Laetare Verlag, Gelnhausen. 120 S., br., DM 17,80.

PAX, Wolfgang: *Mit Jesus im Heiligen Land*. Hamburg 1980: Agentur des Rauhen Hauses i. Gem. m. d. Paulinus Verlag, Trier. 140 S., mit 76 farbigen und 52 schwarzweißen Abbildungen, Ln., DM 24,80.

*Paulus in den neutestamentlichen Spätschriften*. Zur Paulusrezeption im Neuen Testament. Hrsg. von Karl KERTELGE. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 89. Freiburg 1981: Herder Verlag. 240 S., kt., DM 44,-.

QUADFLIEG, Josef: *Geschichten von der heiligen Messe*. Trier 1981: Paulinus-Verlag. 63 S., kt., DM 12,80.

*Religiöse Kinderliteratur*. Religionspädagogische Beiträge 1967–1980. Hrsg. von Josef RABL. Reihe: Gesellschaft und Theologie. Abt.: Praxis der Kirche Nr. 35. München 1981: Chr. Kaiser Verlag i. Gem. m. d. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz. 204 S., kt., DM 28,-.

SANDFUCHS, Wilhelm: *Pater Rupert Mayer*. Verteidiger der Wahrheit, Apostel der Nächstenliebe, Wegbereiter moderner Seelsorge. Würzburg 1981: Echter Verlag. 280 S., geb., DM 36,-.

SCHELLENBERGER, Bernardin: *Nacht leuchtet wie der Tag*. Glaubenserfahrungen. Freiburg 1981. Herder Verlag. 144 S., geb., DM 18,80.

SCHENK, Wolfgang: *Synopse zur Redenquelle der Evangelien*. Q-Synopse und Rekonstruktion in deutscher Übersetzung mit kurzen Erläuterungen. Düsseldorf 1981: Patmos Verlag. 138 S., kt., DM 32,80.

SCHLEMMER, Karl: *Kinder feiern das Fest der Freude*. Grundlagen, Hilfen für den Kindergottesdienst. Würzburg 1981: Echter Verlag. 108 S., kt., DM 12,80.

SCHLÖGEL, Herbert: *Kirche und sittliches Handeln*. Zur Ekklesiologie in der Grundlagendiskussion der deutschsprachigen katholischen Moraltheologie seit der Jahrhundertwende. Reihe: Walberberger Studien. Theol. Reihe, Bd. 11. Mainz 1981: Matthias-Grünwald-Verlag. 264 S., Ln., DM 42,-.

SCHNACKENBURG, Rudolf – PANNENBERG, Wolfhart: *Ostern und der neue Mensch*. Freiburg 1981: Herder Verlag. 88 S., kt., DM 9,80.

SCHOBEL, Paul: *Dem Fließband ausgeliefert*. Ein Seelsorger erfährt die Arbeitswelt. Reihe: Gesellschaft und Theologie. Abt.: Sozialethik Nr. 12. München 1981: Chr. Kaiser Verlag i. Gem. m. d. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz. 152 S., kt., DM 16,80.

SCHÜTZ, Werner: *Probleme der Predigt*. Reihe: Dienst am Wort, Bd. 41. Göttingen 1981: Ehrenfried Klotz Verlag im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 267 S., kt., DM 24,-.

SCHULENBURG, Tisa von der: *Ich hab's gewagt*. Bildhauerin und Ordensfrau, ein unkonventionelles Leben. Reihe: Herderbücherei, Bd. 874. Freiburg 1981: Herder Verlag. 224 S., kt., DM 8,90.

*Sonntag für Kinder*. Kindergottesdienste für jeden Sonn- und Feiertag im Kirchenjahr. Hrsg. von Winfried BLASIG. 8. Heft: Vom Palmsonntag bis zum 16. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 128 S., kt., DM 12,80.

STOBBE, Heinz Günther: *Hermeneutik – ein ökumenisches Problem*. Eine Kritik der katholischen Gadamer-Rezeption. Reihe: Ökumenische Theologie, Bd. 8. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh. 292 S., br., DM 48,-.

THALMANN, Richard: *Der letzte Tag*. Kreuzweg. Reihe: Offene Zeit Nr. 13. St. Gallen 1981: Rat-Verlag i. Gem. m. d. Kyrios-Verlag, Freising. 90 S., kt., DM 9,80.

*Theresia von Avila – Theresia von Jesus*. Mit einem Essay von Walter NIGG, 55 Farbbildern von Helmuth Nils LOOSE. Freiburg 1981: Herder Verlag. 120 S., geb., DM 34,-.

VANHOYE, Albert: *Homilie für haltbedürftige Christen*. Struktur und Botschaft des Hebräerbriefes. Reihe: Schlüssel zur Bibel. Regensburg 1981: Verlag Fr. Pustet. 112 S., kt., DM 12,80.

VENETZ, Hermann-Josef: *So fing es mit der Kirche an*. Ein Blick in das Neue Testament. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 282 S., kt., DM 22,80.

*Verborgene Worte Jesu*. Christusmeditationen aus der frühen Kirche. Reihe: Texte zum Nachdenken. Herderbücherei, Bd. 857. Freiburg 1981: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 5,90.

WEIDINGER, Gertrud und Norbert: *Gesten, Zeichen und Symbole im Gottesdienst*. Didaktisch-methodische Hinführung. 32 Dias mit Anregungen zu den einzelnen Motiven. München 1981: Kösel-Verlag. Ringbuch mit 67 S., DM 58,-.

WILCKENS, Ulrich: *Der Brief an die Römer*. 2. Teilband: Röm 6–11. Reihe: Evangelisch-Katholischer Kommentar zum NT. Zürich, Köln 1980: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn. Br., Fortsetzungspreis DM 48,-; Einzelpreis DM 58,-.

WISCHMEYER, Oda: *Der höchste Weg*. Das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes. Reihe: Studien zum Neuen Testament, Bd. 13. Gütersloh 1981: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 256 S., kt., DM 84,-.

WOJTYLA, Karol: *Der Kreuzweg*. Betrachtungen. Freiburg 1981: Herder Verlag. 64 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

WYSZYNSKI, Stefan: „Vater unser...“. Meditationen. Regensburg 1981: Verlag Fr. Pustet. 152 S., kt., DM 12,80.

*Zeugen christlicher Gotteserfahrung*. Hrsg. von Josef SUDBRACK. Mainz 1981: Matthias-Grünwald-Verlag. 184 S., kt., DM 24,80.

*Zugang zu Jesus Christus*. Hrsg. von Eckhard BIEGER. Reihe: Den Glauben erfahren, Bd. 1. Mainz 1981: Matthias-Grünwald-Verlag. 140 S., kt., DM 18,80.

*Zur Soziologie des Katholizismus*. Hrsg. von Karl GABRIEL und Franz-Xaver KAUFMANN. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 250 S., kt., DM 36,50.

# Der geistige Stand der Jugend in Deutschland

## *Kirchliche Jugendarbeit und ihre Probleme heute Analyse und Möglichkeiten dargestellt am Beispiel der Kolping-Jugendarbeit\**

Von Heinrich Festing, Köln

### 1.1 Kolpings Ansatz

Die Zeit, in der Adolph Kolping lebte, trägt vielschichtige Züge. Vieles von dem, was in diesen Jahrzehnten vor sich ging, ist uns gewissermaßen „nahe“, weist in dieser oder jener Weise auf unsere Zeit hin. Anderes wiederum ist uns eher „fremd“, kaum verständlich, wurzelt in vergangenen Epochen. Insgesamt stellt sich uns die Zeit Kolpings als Epoche des Umbruchs dar, in der sich Lebensformen, soziale Strukturen, politische und wirtschaftliche Gegebenheiten und Bedingtheiten weitgehend wandelten. Im Rückblick markieren gerade diese Jahrzehnte am deutlichsten den Übergang von einer ständischen, wesentlich agrarisch geprägten Gesellschaft zur modernen Industriegesellschaft, die durch rasche Entwicklungen und ständige Veränderungen in allen Lebensbereichen gekennzeichnet ist.

Zeiten des Umbruchs sind meist auch Zeiten tiefgehender sozialer Probleme und intensiver geistig-weltanschaulicher Auseinandersetzung. Im 19. Jahrhundert war es die „soziale Frage“ (als Ausdruck für die vielfältigen problemreichen Folgewirkungen der industriellen Revolution), die zur beherrschenden Frage der Zeit wurde, während zugleich im weltanschaulichen Bereich das Ringen zwischen Christentum, Liberalismus und dem aufkommenden Sozialismus von prägender Bedeutung war. Zeiten des Umbruchs bringen oft auch bedeutende Persönlichkeiten hervor, die in dieser oder jener Weise aktiven Anteil an der Entwicklung der Verhältnisse nehmen. Adolph Kolping gehört (in seiner Zeit) zweifellos dazu; er stellte sich den Problemen dieser Epoche und versuchte, von seiner Position aus einen Beitrag zur positiven Veränderung der Welt zu leisten.

Worum ging es Kolping nun? Zunächst einmal wollte Kolping jungen Menschen Hilfe leisten zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit. Er wollte ihnen zu umfassender Tüchtigkeit in allen Lebensbereichen verhelfen. Als tüchtige Christen, Bürger, Meister und Familienväter sollten sie ihren Mann im Leben stehen und einen ihren Kräften und Fähigkeiten angemessenen Platz im Leben erlangen und behaupten können. Aus eigener Erfahrung wußte Kolping um die vielfältigen Probleme und Nöte des Gesellenstandes, der in jener Zeit des Umbruchs in besonders schwierigen Verhältnissen stand, ja zum

---

\* Referat von Prälat Heinrich Festing, Generalpräses des Kolpingwerkes, auf der Jahresversammlung 1981 der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -kongregationen Deutschlands.

Teil durchaus eine gesellschaftliche Randgruppe darstellte. Die Gesellen gehörten in jener Zeit weithin nicht mehr wie selbstverständlich zur Familie des Meisters, sondern waren vielfach sich selbst überlassen, auf Herberge und Wirtshaus als einzige Stätten des Aufenthalts außerhalb der Arbeitszeit verwiesen. Niemand nahm sich ihrer persönlichen und beruflichen Sorgen und Probleme an, niemand bot Halt oder ein „Zuhause“. Hier setzte der Gesellenverein an, der diesen jungen Menschen im eigenen Hause Heimat bieten wollte und im Kreise der Gleichgesinnten Anregung und Möglichkeit bot, an sich selbst und für andere zu arbeiten. Berufliche Fortbildung, religiöse Bildung, Vorbereitung auf Ehe und Familie und anderes mehr sollte im Verein geschehen bzw. ermöglicht werden, ergänzt und unterstützt durch geselliges Beisammensein und vielfältige Aktivitäten im musischen und kulturellen Bereich. Nach den Vorstellungen sollte der Gesellenverein eine Lebensschule darstellen, die es jungen Menschen ermöglichte, ihr späteres Leben erfolgreich und in Verantwortung dem Ganzen gegenüber zu gestalten.

Die damaligen Zeitverhältnisse waren in Kolpings Augen alles andere als zufriedenstellend. Nach seiner Auffassung tat umfassender sozialer Wandel not. Im Unterschied zu vielen anderen Zeitgenossen war in der Sicht Kolpings ein solcher Wandel zum Besseren hin freilich nicht über den revolutionären Wandel der bestehenden Verhältnisse zu erreichen. Ansatzpunkt der Entwicklung war für Kolping der Mensch. Nur aus einem gewandelten Verhalten vieler einzelner konnte in seiner Sicht eine andere, bessere soziale Wirklichkeit erwachsen. Sozialer Wandel durch Veränderung des Menschen war daher seine Devise. Kolping wollte, wie er einmal sagte, eine bessere Zukunft erziehen helfen. Entscheidend war dabei sein religiöser Ansatz. Veränderungen zum Besseren hin konnten für Kolping nur auf dem Boden des Christentums geschehen. Der tüchtige Christ, der als solcher sein Leben in allen Bereichen gestaltete, war konsequent das Hauptziel Kolpings.

Das Kolpingwerk heute ist nicht mehr der Katholische Gesellenverein von einst. Struktur und Arbeitsweise des Verbandes haben sich weitestgehend verändert, ebenso die Zusammensetzung der Mitgliedschaft. Die eingetretenen Entwicklungen und Wandlungen können als Abfall vom „Pfad der Tugend“ verstanden werden; sie können aber auch – und das mit größerem Recht – als erfolgreicher Versuch gewertet werden, die grundlegenden Gedanken und Zielsetzungen Kolpings in immer neuen, den Zeitverhältnissen angepaßten Formen zu verwirklichen. Bei näherem Hinsehen wird man feststellen können, daß die Grundideen Kolpings auch heute noch Gültigkeit haben, daß sie weiterhin Ansatzpunkt und Richtschnur für das Wirken unseres Verbandes sind. Auch heute geht es darum, dem einzelnen und insbesondere dem jungen Menschen Hilfestellung zur Entfaltung seiner Persönlichkeit, zur Wahrnehmung der eigenen Chancen wie auch der sozialen Verantwortung zu leisten. Die konkrete Umsetzung solcher Zielvorstellungen kann und muß heute sicherlich anders ausfallen als früher, sicher ist jedoch, daß es auch heute darauf ankommt, Orientierung und Hilfe zu bieten, um sich in der

komplexen Wirklichkeit unserer Welt zurechtzufinden, um klare Positionen beziehen und auch mit Nachdruck vertreten zu können. Gerade in unserer Zeit und wohl auch in Zukunft ist es gewiß nicht weniger wichtig als zu Kolping's Zeiten, den Versuch zu unternehmen, aus christlicher Überzeugung heraus einen Betrag zur Gestaltung unserer Welt zu leisten.

## 1.2 Ansatz kirchlicher Jugendarbeit

Jugendarbeit ist heute ein vielschichtiges Problem. Gerade die kirchliche Jugendarbeit sieht sich immer schwierigen Aufgaben gegenübergestellt. Hierauf weist die Synode hin und zeigt in ihrem Dokument „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ neue Ansätze und neue Aspekte.

„Jugendarbeit ist heute schwierig; die Probleme sind groß, die Verantwortlichen sind unsicher. Ungelöst ist vor allem die Frage, wie Alt und Jung in der Gesellschaft besser miteinander auskommen können. Der Konflikt der Generationen ist zwar nicht neu, aber er scheint sich zu verschärfen, weil die Gesellschaft komplizierter wird. Über gut und schlecht, nützlich und schädlich, bewahrenswert und veränderungsreif, ist man sich nicht einig. Veränderungen der gesellschaftlichen Bedingungen und der persönlichen Lebensgestaltung geschehen so rapide, daß der Zeitraum, den man für eine Generation veranschlagt, sich verkürzt. Wir sehen das unter anderem daran, daß sich Gruppen mit nur geringem Altersunterschied nur noch schwer verstehen: sie haben solch verschiedene Anschauungen und Gewohnheiten, sprechen eine solch verschiedene Sprache, daß sie das Gefühl haben, sie könnten nicht mehr miteinander sprechen. Kurzlebige Patentrezepte auf der einen, Resignation auf der anderen Seite sind da kein Ausweg. Zwischen beiden Extremen müssen alle gesellschaftlichen Kräfte, also auch die Kirchen, nach einer Lösung dieses Problems suchen, und zwar gemeinsam mit der Jugend.

Jugendarbeit der Kirche – Jugendarbeit der Christen – stellt sich darauf ein, daß sie Räume und Lernfelder zu schaffen versucht, in denen junge Menschen, junge Christen, Leben zu erfahren, zu verstehen und zu gestalten lernen. Wo Jugend das Leben nicht nur in seinen eigenen Zusammenhängen zu begreifen und zu verändern sucht, sondern sich für Fragen seiner Sinnggebung und Zielorientierung öffnet, wo deren Beantwortung bei Jesus Christus gesucht wird, beginnt – auch außerhalb der kirchlich organisierten Jugendarbeit – Kirche als Gemeinschaft derer, die sich mit Jesus auf den Weg machen, sein Wort hören und sein Leben erfahren.

Jugendliche und Erwachsene werden sich in aller Regel immer „auseinandersetzen“. In ihrem Verhältnis zueinander haben sie stets ihre Konflikte und Verständigungsschwierigkeiten. Das ist in der Kirche nicht anders. Kirche und Jugend, Kirche der Erwachsenen und „junge Kirche“ stehen in Spannung zueinander. Oft hat man den Eindruck, sie stünden wie gegnerische Fronten einander gegenüber. Einem Teil der Jugend ist die Kirche fremd geworden. Ein anderer verhält sich kritisch-distanziert und selbst diejenigen, die sich zu ihr bekennen, kritisieren oft ihre derzeitige Gestalt und Hand-

lungsweise. Aber auch noch in diesem Gegenüber zeigt sich die Kirche als Gemeinde Christi und Volk Gottes, das nicht am Ziel, sondern unterwegs ist.

Jugendarbeit ist daher zugleich Dienst der Kirche an der Jugend überhaupt und Dienst an der Jugend der Kirche. Sie ist immer zugleich ein Dienst am einzelnen jungen Menschen und ein Dienst an der Gesellschaft, deren Schicksal davon abhängt, wie die Generationen miteinander zu leben und zu arbeiten verstehen. Eine einzelne Gruppe der Gesellschaft kann sich in ihrem Dienst an der Jugend daher niemals darauf beschränken, ihre eigenen Überzeugungen und Ideale weiterzugeben. So sollte die Kirche ihre Jugendarbeit auch als „gesellschaftliche Diakonie“ verstehen, das heißt, ihre Jugendarbeit sollte durch die missionarische Ausrichtung Dienst sowohl an der Jugend als auch Dienst an der Gesellschaft sein. Wo dies zur Grundhaltung wird und glaubwürdig ist, kann kirchliche Jugendarbeit darauf vertrauen, daß es immer auch junge Menschen geben wird, die bewußt in die Nachfolge Jesu eintreten.

Es wäre zu wenig, wenn die Kirche an der Jugend handelte. In der kirchlichen Jugendarbeit handeln die jungen Menschen selber. Sie sind nicht nur Adressaten des kirchlichen Dienstes, sondern ebenso seine Träger. Jugendarbeit soll Mündigkeit in Kirche und Gesellschaft einüben, das kann sie um so besser, je entschiedener sie den jungen Menschen dahin führt, das Leben in Kirche und Gesellschaft selber mitzugestalten.“ (Synodenbeschluß „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“; vgl. Programm des Kolpingwerkes, Ziffer 20).

Ziffer 20, Jugendarbeit:

*„Jugendarbeit im Kolpingwerk vollzieht sich gemäß dem Selbstverständnis des Verbandes und in Orientierung an dem Synodenbeschluß ‚Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit‘ Die Altersgruppen Jungkolping und Junge Erwachsene sind unter der Bezeichnung ‚Kolpingjugend‘ Mitgliedsverband im BDKJ. Sie wollen ihre Mitglieder befähigen, die Person und Botschaft Christi anzunehmen, ihr Leben in wachsender Selbständigkeit und Verantwortung zu gestalten und zur Vollendung der Welt beizutragen. Sie wollen Hilfe geben zur Selbstfindung und personalen Entfaltung, zu partnerschaftlichem Verhalten, zur Kritikfähigkeit, zur Fähigkeit, Konflikte zu lösen und Entscheidungen zu treffen sowie zur Übernahme von Verantwortung. Koedukative Arbeit in den Gruppen ist sinnvoll zu fördern und weiterzuentwickeln.“*

### 1.3 Ziel der Jugendarbeit:

#### Personale Entfaltung und soziale Verantwortung

Jugendarbeit im Kolpingwerk ist ein Angebot an junge Menschen und an die Gesellschaft. Das Kolpingwerk versteht seine Jugendarbeit als ständige Aufgabe und Verpflichtung. In der Einheit des Verbandes, der Jugendliche und Erwachsene umfaßt, wird dabei eine besondere Chance und Aufgabe gese-

hen, den Dialog der Generation zu fördern und zu vertiefen (vgl. Programm Ziffer 19).

Ziffer 19, Partnerschaft der Generationen:

*„Jugend- und Erwachsenenarbeit im Kolpingwerk ist zielgruppenorientiert und altersspezifisch. Sie setzt inhaltlich und methodisch bei den Interessen und Bedürfnissen der verschiedenen Zielgruppen an. Das Miteinander von Jugend und Erwachsenen unter Wahrung der Eigenarten der Generationen in einem Verband ist ein Spezifikum des Kolpingwerkes. Dies bietet die Chance, den erwachsenen Mitarbeiter stärker als Partner in der Jugendarbeit einzusetzen.“*

Jugendarbeit ist stets Bildung von Menschen in Gesellschaft. Dabei wird Bildung im Sinne Kolpings verstanden als ein in Gemeinschaft vollzogener und den ganzen Menschen in all seinen Lebensbereichen und seinen verschiedenen Lebensphasen umgreifender, umfassender Prozeß. Es geht dabei sowohl um personale Entfaltung und Selbstverwirklichung als auch um soziale Verantwortung (vgl. Programm Ziffer 11).

Ziffer 11, Personale Entfaltung:

*„Aufgabe des Kolpingwerkes ist es, Hilfe zu leisten für die personale Entfaltung seiner Mitglieder und aller, die seinen Dienst in Kirche und Gesellschaft in Anspruch nehmen. Personale Entfaltung bedeutet, alle Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln und auszuformen. Dabei geht es sowohl um die Nutzung der gegebenen Chancen für das eigene Wohl als auch um die Verantwortung für den Nächsten. Ansatzpunkt der Arbeit des Kolpingwerkes ist der Mensch mit seinen Bedürfnissen und Interessen in seiner konkreten Lebenssituation.“*

*„Wer den jungen Menschen gar zu sehr vor jedem rauhen Lüftchen bewahren will, gleichsam über die junge Menschenpflanze eine Glasglocke stülpt, verdirbt sie oft von vornherein, weil sie den frischen, oft rauhen Luftzug des Lebens hintennach keinen Widerstand leisten kann.“ (Adolph Kolping)*

Sich mit der Welt, in der wir leben und uns bewegen, denkend und handelnd auseinanderzusetzen, das ist Aufgabe des Menschen, das ist Aufgabe der Kolpingjugend. Ziel der Jugendarbeit im Kolpingwerk ist der sich selbst bestimmende, verantwortlich handelnde Mensch, der Begründung und Motivation seines Engagements in dieser Welt und für den Nächsten immer bewußter in Person und Botschaft Jesu Christi sucht (vgl. Programm Ziffer 4-6).

Das Bemühen um die Nachfolge Christi verlangt die grundsätzliche Entscheidung für Gott und damit auch für den Menschen und für die Welt. Von daher kann die jeweilige konkrete Situation zwar nicht Richtlinie und Maßstab des Wollens und Handelns sein, wohl aber kann und muß sie Ansatzpunkt des Tuns sein, Bezugspunkt für die Erfüllung unseres Auftrages: Welt als „Ort“ des Evangeliums!

Ziffer 4, Botschaft Jesu Christi:

*„Grundlage für das Wirken des Kolpingwerkes ist die Person und Botschaft Jesu Christi. Das persönliche Bekenntnis zu Jesus Christus und der gemeinsame Glaube an ihn sind Grundlage und Ziel für ein bewußtes Handeln der Mitglieder und des Verbandes.“*

Ziffer 5, Antwort auf die Sinnfrage:

*„Person und Botschaft Jesu Christi sind bestimmt von der Liebe zum Menschen und von der Hoffnung auf Vollendung in Gott. Der einzelne findet darin die Antwort auf die Sinnfrage des Lebens und weiß sich berufen zum Zeugnis der Liebe und der Hoffnung in Gemeinschaft mit allen, die mit ihm den Glauben an Jesus Christus leben. In dieser Gemeinschaft der Glaubenden versteht sich das Kolpingwerk als Teil der Kirche, die von Christus beauftragt ist, allen Menschen seine Botschaft zu verkünden und an der Verwirklichung dieser Botschaft mitzuwirken.“*

Ziffer 6, Werte und Normen:

*„Von diesem Selbstverständnis her bemüht sich das Kolpingwerk, seinen Mitgliedern Werte und Normen zu erschließen, welche die persönliche Lebensgestaltung möglich machen und für das gemeinsame Handeln die Richtung weisen.“*

Der junge Mensch soll erfahren, daß der christliche Glaube nicht vom Handeln befreit, sondern zum Handeln befreit, zum Handeln für den Mitmenschen. Unsere Aufgabe ist es, ihm immer wieder Hilfe zu geben – auch durch das eigene Vorbild – für die geforderte Entscheidung.

Die Kolpingjugend will jungen Menschen Hilfen anbieten zur personalen Entfaltung und zur verantwortlichen Gestaltung ihrer Umwelt. Gemeint ist, daß der einzelne Unterstützung erfährt bei dem Bemühen, seine Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln und auszuformen mit dem Ziel, die ihm gegebenen Möglichkeiten und Chancen für das eigene Wohl zu nutzen. Gemeint ist aber auch, daß er die ihm übertragene Verantwortung für den Nächsten und damit für die Gesellschaft erkennt und wahrnimmt.

Nach christlicher Auffassung kommt dem einzelnen, der Person, Vorrang vor allen gesellschaftlichen Gebilden zu. Der einzelne ist freilich zur vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit auf die Gemeinschaft angewiesen; er braucht den Mitmenschen und ist zugleich gefordert, für diesen da zu sein. Grundsätzliches Ziel unserer Jugendarbeit muß von daher die Erziehung zur Gemeinschaftsfähigkeit sein, zu einer Gesinnung mitmenschlicher Teilnahme und Verantwortung. Die beste Erziehung zur Gemeinschaft ist die Erziehung durch die Gemeinschaft.

*„Die menschliche Natur hat gesellige Bedürfnisse, die sie stets auf die eine oder andere Art zu befriedigen sucht. Der Mensch muß sich mit anderen Menschen verbinden, sobald er etwas will, was einfach die Kräfte oder den*

Wirkungskreis des einzelnen überschreitet. Die Vereinigungen von Alters- und Standesgenossen, von Gleichgesinnten oder Gleichstrebenden sind und werden sich stets wieder von neuem bilden.“ (Adolph Kolping)

Nur in der Gemeinsamkeit, im gemeinsamen Tun, im Geben und Nehmen können wir unsere Ziele erreichen, kann unsere Jugendarbeit erfolgreich sein. Hier wurzelt die entscheidende Bedeutung des Arbeitens in überschaubaren Gruppierungen, in denen sich der einzelne „Zuhause“ fühlen kann (vgl. Programm Ziffer 18). Hier wurzelt zugleich die wesentliche Bedeutung und Verantwortung des Gruppenerleiters, der immer auch in dieser oder jener Weise Vorbild ist oder sein soll, der durch sein Tun vielfältigen Einfluß ausübt. Hier wurzelt schließlich auch die Bedeutung einer altersspezifischen, an den konkreten Interessen und Bedürfnissen junger Menschen orientierenden Jugendarbeit, wie sie das Kolpingwerk fordert und praktiziert (vgl. Programm Ziffer 19, s. o.).

Ziffer 18, Familienhafte Gemeinschaft:

*„Die Arbeit im Kolpingwerk vollzieht sich in überschaubaren Gruppierungen, in denen der einzelne Geborgenheit findet und zugleich angeregt wird, an sich selbst und für andere zu arbeiten. Die familienhafte, lebensbegleitende Gemeinschaft des Kolpingwerkes kann und soll gewährleisten, daß der einzelne als ganzer Mensch angenommen wird, sich mit all seinen Interessen und Problemen einbringen sowie für alle Lebensbereiche Hilfen und Anregungen geben und entgegennehmen kann. Aufgrund der Zielsetzung geht die Arbeit des Kolpingwerkes über den Kreis seiner Mitglieder hinaus.“*

Personale Entfaltung und – auf dieser Grundlage – Wahrnehmung sozialer Verantwortung sind die grundlegenden Ziele der Jugendarbeit im Kolpingwerk. In diesem Rahmen kommt es wesentlich an auf

- Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit,
- Entfaltung der Entscheidungsfähigkeit,
- Fähigkeit zum Erkennen und Lösen von Konflikten,
- Entfaltung intellektueller Beweglichkeit,
- Entfaltung von Kreativität,
- Auseinandersetzung mit Grundlagen und Bedingtheiten des eigenen Verhaltens (Normen, Rollen etc.).

Personale Entfaltung auf diese Ziele hin geschieht in der Gruppe. Sie ist Fundament für das bewußte, verantwortliche Handeln in den einzelnen Lebensbereichen, in Ehe und Familie, Arbeit und Beruf, Gesellschaft und Staat. Bei alledem muß der religiöse Aspekt Fundament, Bestimmungsgrund sein. Die Auseinandersetzung mit Fragen des Glaubens und der Kirche gehört entsprechend an den Anfang unserer Bemühungen. Auch die Freizeit ist ein sinnvoll und verantwortungsbewußt zu gestaltender Lebensbereich. Dabei ist zu bedenken, daß sich alle Aktivität im Kolpingwerk ja als Teil der Freizeitgestaltung darstellt.

## 2. Aussagen im Hinblick auf die Lebensbereiche des jungen Menschen

### 2.1 Glaube und Kirche

Ziffer 4, Botschaft Jesu Christi:

*„Grundlage für das Wirken des Kolpingwerkes ist die Person und Botschaft Jesu Christi. Das persönliche Bekenntnis zu Jesus Christus und der gemeinsame Glaube an ihn sind Grundlage und Ziel für ein bewußtes Handeln der Mitglieder und des Verbandes.“*

Der gemeinsame Glaube war und ist in der Geschichte des Kolpingwerkes von seinem Gründer her das Fundament des Handelns, das gemeinsame Ziel, auf das man zugeht. Gerade Kolping hat darauf hingewiesen, daß eine Verkümmernng des christlichen Verhaltens, der Auszug christlicher Wertvorstellung aus dem gesellschaftlichen Bereich, letztlich als Ursache für aktuelle gesellschaftliche Ungerechtigkeiten und Mängel angesehen werden können.

Wenn diese Mängel beseitigt werden sollen, muß also wieder christliches Denken und Handeln erfahren und gelernt und auch über Personen wieder in die Gesellschaft eingebracht werden, um somit die ganze soziale Wirklichkeit mit christlichen Wertvorstellungen und christlichen Handlungsweisen zu durchdringen. „Ohne Christentum kein soziales Gedeihen, keine wahre Wohlfahrt.“ (Adolph Kolping)

Es ist daher eine wesentliche Aufgabe für die Kolpingjugend, junge Menschen mit der Person und der Botschaft Jesu Christi bekannt zu machen, die Möglichkeiten und Werte eines christlichen Lebens glaubhaft darzustellen und Möglichkeiten zu schaffen, daß christlicher Glaube von jungen Menschen angenommen werden kann und christliche Verhaltensweisen gelernt werden können.

Ein Ansatzpunkt dieser Aufgabe sind die Fragen der jungen Menschen, die Fragen nach sich selbst. Wer bin ich eigentlich? Woher komme ich? Wohin gehe ich? Letztlich die Frage nach dem Sinn des Ganzen. Von und mit Fragen allein kann der Mensch nicht leben. Er sucht und braucht Antworten. Er versucht zu erfahren, was Sinn und Ziel des menschlichen Lebens ist.

Nach unserer Überzeugung befreit christlicher Glaube von der Sinnlosigkeit des Lebens, und deshalb ist er wirklich eine frohmachende Botschaft. Es ist schon ein großer Anspruch: Das Christentum bietet Antworten auf die entscheidenden Fragen des Lebens an. Diese Antworten hat der Mensch aber nicht aus sich. Sie sind ihm mitgeteilt in Jesus Christus. In ihm gab Gott Antwort auf die Fragen des Menschen.

Unbekannt und unbemerkt steht Jesus eines Tages mitten unter den Menschen als einer von uns. Er reiht sich ein in die Rolle der Menschen, die von

Johannes getauft werden. Er ist da für die, die auf der Suche sind, die auf dem Weg sind. Er geht den Weg mit.

Zentrale Aussagen und Antworten seiner Botschaft sind die Relativierung des Gesetzes. Nicht das Gesetz allein führt zum Ziel. Es steht nicht über dem Menschen, sondern es muß ihm dienen. Die bloße Befolgung des Gesetzes reicht nicht aus. Es kommt auf die innere Einstellung und Gesinnung des Menschen an.

Mit Ausgestoßenen und Schuldigen hält Jesus Mahl. Mit ihnen spricht er. Mit Zöllnern und Sündern hält er Gemeinschaft. Auch diese „verkommenen Subjekte“ kommen bei Gott zur Sprache. Alles, was er sagt und gibt, gehört allen Menschen und nicht nur einer auserwählten Elite.

Jesus stellt neue Forderungen. Das Gesetz des Moses ist nicht mehr die einzige Autorität. Er ruft auf zur Änderung, zur persönlichen Umkehr. Auf den eingefahrenen Bahnen kommt man nicht weiter. Durch die ganze frohe Botschaft zieht sich wie ein roter Faden die Forderung nach Umkehr. „Wer mir nachfolgen will schaue nicht zurück.“

Dieser Forderung geht ein Angebot voraus. Jesus bietet sich selbst in der Begegnung mit den Menschen an. Der verlassene, hilflose Mensch, der sein Unvermögen, seine Situation erkennt, kann glaubend dieses Angebot annehmen. Gott ist in Jesus Christus gekommen. Wer sich auf Jesus und seinen Anspruch einläßt, ist auf Gott verwiesen.

Letztlich gibt Person und Botschaft Jesu Christi Antwort auf diese Fragen. „Person und Botschaft Jesu Christi sind bestimmt von der Liebe zum Menschen und von der Hoffnung auf Vollendung in Gott. Der einzelne findet darin die Antwort auf die Sinnfrage des Lebens und weiß sich berufen zum Zeugnis der Liebe und der Hoffnung in Gemeinschaft mit allen, die mit ihm den Glauben an Jesus Christus leben. In dieser Gemeinschaft der Glaubenden versteht sich das Kolpingwerk als Teil der Kirche, die von Christus beauftragt ist, allen Menschen seine Botschaft zu verkünden und an der Verwirklichung dieser Botschaft mitzuwirken“ (vgl. Programm Ziffer 5, s. o.).

In Jesus Christus begegnet uns die gute Botschaft von Gott. Wie aber kommt diese Botschaft an die Menschen des 20. Jahrhunderts? Wer überliefert und schützt diese Botschaft durch den Lauf der Geschichte? Die Botschaft war und ist mehr nur das gesprochene Wort. Sie stiftet Gemeinschaft und sie wird in Gemeinschaft sichtbar und erkennbar.

Das Volk Gottes, die Kirche, trägt die Botschaft Jesu Christi durch die Geschichte. In ihr erinnert man sich an Botschaft, Kreuz und Auferstehung Jesu Christi. Sie, die Gemeinschaft der an Gott Glaubenden, vermittelt in unserer heutigen Gesellschaft die frohmachende, gemeinschaftsstiftende Botschaft Jesu Christi.

Ziffer 14, Kirchliches Apostolat:

*„Das Kolpingwerk versteht sich als Teil des Gottesvolkes, das einen bedeutenden Anteil am Auftrag der Verkündigung und der Diakonie der Kirche hat. Es sucht daher die Zusammenarbeit mit allen Gremien der Kirche und fordert seine Mitglieder zur Mitarbeit in diesen auf. Es versteht sich als kirchliche Struktur in der Gesellschaft und gleichzeitig als gesellschaftliche Struktur in der Kirche. Indem es am Schöpfungsauftrag teilhat, diese Welt der Vollendung zuzuführen, bringt es Lebensformen, Entwicklungen und Aufgaben der Gesellschaft in die Kirche ein.“*

## 2.2 Ehe und Familie

*„Das Erste, was der Mensch vorfindet im Leben, und das Letzte, wonach er die Hand ausstreckt, und das Kostbarste, was er besitzt im Leben, auch wenn er es nicht achtet, ist das Familienleben.“ (Adolph Kolping)*

*„Die menschliche Liebe, wie sie Gott in die Natur gelegt, ist die Seele, ist das Fundament der Familie, ohne sie soll keine Ehe sein und kann keine Familie bestehen.“ (Adolph Kolping)*

Kolping wird nicht müde, diese Liebe, die sich in Ehe und Familie, im Gattenverhältnis ausdrückt, zu schildern und zu loben; Gottesebenbildlichkeit, Wesen und Bestimmung des Menschen kommen für ihn hier zur schönsten Vollendung und Reife. Im Innersten sehnt sich der Mensch nach einem Partner, nach der Geborgenheit in der Familie. Dabei ist die richtige Partnerwahl von entscheidender Bedeutung, bestimmend für das spätere Familienglück. Partnerwahl, Vorbereitung auf Ehe und Familie, Gestaltung des Zusammenlebens und des Familienlebens, Sexualität – all dies ist in seinen vielschichtigen Aufgaben und Problemen, in den komplexen charakterlichen, seelischen und sittlichen Anforderungen und Bedingtheiten so gewichtig, daß der Mensch von klein auf Hilfestellung empfangen und an sich arbeiten muß.

Für das Kolpingwerk war und ist ehevorbereitende, ehebegleitende sowie Eltern- und Familienbildung von zentraler Bedeutung, eben ausgehend von der Überzeugung, daß Ehe und Familie die wichtigste Voraussetzung zur personalen Entfaltung des Menschen in der Gesellschaft darstellen (vgl. Programm Ziffern 26 und 32).

Ziffer 26, Bedeutung von Ehe und Familie:

*„Für das Kolpingwerk stellen Ehe und Familie die wichtigste Voraussetzung zur personalen Entfaltung des Menschen in der Gesellschaft dar. Ohne Existenzsicherung von Ehe und Familie ist die Entwicklung einer menschenwürdigen Gesellschaft nicht möglich. Von daher ist eine aus dem christlichen Menschenverständnis begründete und sachlich abgesicherte Neubesinnung auf Wert und Bedeutung von Ehe und Familie für Gegenwart und Zukunft erforderlich.“*

Ziffer 32, Bildungsprogramm für Ehe und Familie:

*„Zur Erfüllung ihres umfassenden pädagogischen Auftrags sind Eltern und Erziehungsberechtigten entsprechende Hilfen anzubieten. Für das Kolpingwerk ist deshalb die ehvorbereitende und ehebegleitende Bildung sowie die Elternbildung eine zentrale Aufgabe. Ein besonderer Schwerpunkt ist dabei auch die Berufsvorbereitung, Berufsfindung und Begleitung der Kinder in Ausbildung und Beruf.“*

Für die Kolpingjugend stellt in diesem Bereich die ehvorbereitende Bildung den Schwerpunkt der notwendigen Aktivitäten dar, wobei natürlich vom altersspezifischen Ansatz her deutliche Unterschiede zu sehen sind. So wird es in der Gruppe Jungkolping primär um die indirekte Ehvorbereitung gehen, während es in der Gruppe Kolping mehr um die direkte Ehvorbereitung gehen muß. Dabei sind die Grenzen natürlich fließend, ebenso im Blick auf die sich dann anschließende ehebegleitende Eltern- und Familienbildung.

Indirekte Ehvorbereitung hat es zunächst grundsätzlich mit dem Verhältnis zum anderen Geschlecht zu tun; sie muß gewissermaßen das Fundament schaffen, auf dem dann weitergebaut werden kann. Wesentlich für direkte Ehvorbereitung ist es dann, jungen Menschen die Ehe als Lebens-, Liebes- und Leibesgemeinschaft aufzuzeigen und ihnen zugleich die Bedeutung des Ehesakramentes deutlich zu machen.

Sicher ist, daß die Verfügung des Heiratsalters, die wir heute beobachten, aber auch die Ungeborgenheit vieler Jugendlicher im Elternhaus und das frühe Nebeneinander von Jungen und Mädchen in vielen Bereichen des täglichen Lebens, z. B. in Schule, Beruf, Sport und Freizeit, es notwendig machen, ehvorbereitende Bildung nicht erst dann einsetzen zu lassen, wenn der junge Mensch bereits seinen Partner gesucht und gefunden hat. Ziel der ehvorbereitenden Bildung allgemein ist die Hilfe zur Persönlichkeitsfindung und -entfaltung – als Befähigung zur Liebe und zur Partnerschaft, damit als Hilfe zur rechten Begegnung der Geschlechter und als Voraussetzung zur Partnerwahl.

Ehvorbereitende Bildung insgesamt soll den Jugendlichen bewußtseins- und verhaltensmäßig befähigen, Konflikte zu erkennen und zu lösen, um nicht irgendwann einmal in ausweglose Schwierigkeiten zu geraten. Sie soll Verständnis wecken ebenso für die eigene leib-seelische Konstitution und Entwicklung wie auch für die des künftigen oder bereits vorhandenen Partners. Sie soll vor der endgültigen Partnerwahl das erforderliche Wissen über die Möglichkeiten und Erfordernisse, über Bedeutung und Probleme einer partnerschaftlichen Ehe vermitteln. Sie soll Kontaktfelder anbieten, die einen entwicklungsgerechten Umgang mit dem andersgeschlechtlichen Menschen ebenso ermöglicht wie ein angemessenes Suchen und Finden des Partners.

Ehvorbereitende Bildung muß dem Wissensstand unserer Zeit entsprechen; sie soll sich methodisch zeitgemäßer Hilfsmittel bedienen und sich insbeson-

dere unmittelbar an den Problemen junger Menschen orientieren. Die Mitarbeiter in der ehevorbereitenden Bildung sollen durch sachliches Wissen und persönliches Engagement Orientierungshilfen vermitteln und zu überzeugen suchen.

Die Kolpingfamilie soll familienhafte Gemeinschaft sein. Sie soll dem Mitglied einen Raum „wohlig, warmer Privatheit“ (J. David) bieten. Adolph Kolping hat in seiner Zeit dem Leben, der Atmosphäre im Gesellenverein zentrale Bedeutung zugemessen. Für ihn sollte dem einzelnen familienhafte Atmosphäre im Gesellenverein erlebbar werden; gerade der junge Mensch, der sich aus seiner Familie löste, aber noch keine eigene Familie gegründet hatte, sollte im Gesellenverein Familie erleben können. Der Verein sollte ein Übungsfeld familienhaften Verhaltens sein und somit für die Gesellen unmittelbare Hilfestellung leisten für ihr späteres eigenes Familienleben. Bei aller Entwicklung, die das Kolpingwerk in den vergangenen Jahrzehnten genommen hat, bleibt es gewiß unser Ziel, auch heute familienhafte Gemeinschaft zu verwirklichen. Auch heute kann die Kolpingfamilie familienhafte Atmosphäre entwickeln und damit wichtige Impulse für das partnerschaftliche Zusammenleben und damit auch konkret für das eigene Familienleben vermitteln. In diesem Zusammenhang ist zu sehen, daß der junge Mensch gerade heute zusätzlich zur eigenen Familie auch außerfamiliäre Unterstützungen und Ergänzungen braucht, gerade etwa für den Bereich der Auseinandersetzung mit dem andersgeschlechtlichen Menschen.

In der Kolpingfamilie sind Männer und Frauen, Jungen und Mädchen Mitglied. Die Formen des gemeinschaftlichen Vereinslebens können und müssen von Ort zu Ort unterschiedlich sein. So richtig und notwendig es ist, die koedukative Arbeit zu fördern (vgl. Programm Ziffer 20, s. o.) und in gemeinsamen Veranstaltungen von Jungen und Mädchen im Bereich von Jungkolping Möglichkeiten partnerschaftlichen Zusammenwirkens und des gegenseitigen Kennenlernens anzubieten, so verfehlt wäre es auf der anderen Seite wohl, nun Koedukation unter allen Umständen und in jeder Hinsicht verwirklichen zu wollen, insbesondere bei der Gruppe Jungkolping. Gerade eine Erziehung und Bildung, die den Menschen in seiner Ganzheit gerecht werden will, weiß um die Verschiedenheit von Mann und Frau und um die daraus entspringenden Konsequenzen für die Praxis im Bereich von Bildung, Aktion und Geselligkeit. Es wäre gewiß eine falsch verstandene Familienhaftigkeit, wollte man nun Jungen und Mädchen, Männer und Frauen undifferenziert zusammenführen.

### 2.3 Arbeit und Beruf

Ziffer 22, Sinn der Arbeit:

*„Das Leben des einzelnen und der Gemeinschaft wird von der Arbeits- und Berufswelt wesentlich geprägt. Das Kolpingwerk versteht Arbeit auch als Weltauftrag des Christen und als Chance zur Selbstverwirklichung des Menschen.“*

*Arbeit und Beruf sind für ihn Auftrag und Möglichkeit, seine Kräfte sinnvoll zu entfalten, anzuwenden und damit zugleich der Gesellschaft zu dienen.“*

Berufliche Tüchtigkeit war ein Schwerpunkt des Kolpingschen Wirkens. Kolping wollte hier durch das Angebot allgemeiner wie auch berufsspezifischer Aus- und Weiterbildung Hilfestellung leisten, die gegebenen eigenen Chancen zu nutzen und damit dann auch der sozialen Verantwortung gerecht zu werden.

„Was Du bist, nicht, was Du zu sein meinst, das giltst Du anderen Menschen. Alle Welt aber fordert von Dir, daß Du in Deinem Stande und Geschäfte tüchtig bist.“ (Adolph Kolping)

Das menschliche Leben insgesamt wird von Arbeits- und Berufswelt wesentlich mitgeprägt. Angesichts der Entwicklungen seit der Zeit Kolpings ist es heute zwar nicht mehr primäre Aufgabe der Kolpingfamilie, ihren Mitgliedern unmittelbare berufliche Aus- und Weiterbildung anzubieten, berufsbezogene Bildung in einem umfassenden Sinne kann und muß jedoch auch weiterhin ein Schwerpunkt unserer Aktivitäten sein. Dabei geht es ganz allgemein um Kenntnisse und Fähigkeiten, die dem einzelnen das „Zurechtfinden“ in der Berufswelt erleichtern bzw. ermöglichen, die ihm Hilfestellung im beruflichen Vorwärtkommen bieten können und die ihn schließlich anregen und befähigen, sich als Christ in Arbeits- und Berufswelt zu engagieren, sich für das Wohl und die Interessen der anderen einzusetzen. In diesem Zusammenhang ist besonders an die Fragen der Mitbestimmung und der Mitarbeit in den verschiedenen Gremien der Selbstverwaltung etc. gedacht (vgl. Programm Ziffern 24 und 25).

Ziffer 24, Mitbestimmung und Mitverantwortung:

*„Der Mensch darf in keinem Falle wirtschaftlichen Zielsetzungen untergeordnet werden. Besondere Bedeutung muß einer menschenwürdigen Gestaltung der Arbeitsbedingungen und einer am Menschen orientierten Organisation des Arbeitsplatzes zugemessen werden.*

*Das Kolpingwerk bejaht die paritätische Mitbestimmung durch die jeweils Betroffenen. Mitbestimmung schließt Mitverantwortung ein. Sie wird im hohen Maße gefördert durch die Beteiligung am Produktivvermögen, mit der zugleich ein Schritt zu einer menschengerechten Vermögensverteilung gemacht wird.“*

Ziffer 25, Mitarbeit in den Verbänden:

*„Das Kolpingwerk fördert die Koalitionsfreiheit sowohl für Arbeitnehmer wie auch für Arbeitgeber. Eine wesentliche Aufgabe sieht es darin, seine Mitglieder anzuregen und zu befähigen, in den Berufsverbänden mitzuarbeiten, um die gesellschaftspolitischen Ziele des Kolpingwerkes zu verwirklichen.*

*Infolge seiner Entstehung als katholischer Gesellenverein legt das Kolpingwerk auch in Zukunft besonderen Wert auf die Mitgliedschaft von Arbeitnehmern, was nicht Ausschließlichkeit bedeutet. Bildung von Arbeitnehmern und Vertretung ihrer Interessen betrachtet das Kolpingwerk als wesentliche Aufgaben.*

*Für die Arbeitnehmer sind die Gewerkschaften von entscheidender Bedeutung. Im Hinblick auf Verflechtung und Konzentration der Wirtschaft erwachsen den organisierten Arbeitnehmern neue Aufgaben. Das Kolpingwerk bejaht die Notwendigkeit von Gewerkschaften und unterstützt ihre Tätigkeit, soweit sie diesem Programm nicht widerspricht.*

*Seit seiner Gründung weiß sich das Kolpingwerk mit dem Handwerk verbunden. Auch in Zukunft will es eng mit dem Handwerk zusammenarbeiten, seine Anliegen mittragen und seine Interessen mitvertreten.“*

Eine wesentliche Tatsache heute ist, daß die meisten Berufe nicht mehr anschaulich erfahrbar und faßlich sind, wie es die des vorindustriellen Handwerks waren. Deshalb kennen sowohl Eltern als auch Jugendliche die Berufswelt weder in ihrer Weite und Mannigfaltigkeit, noch in ihrer Gliederung und Schichtung in ausreichendem Maße. Entwicklung und Wandlung im beruflichen Bereich werden gewiß auch in der Schule nicht in ausreichendem Maße verdeutlicht, so daß der junge Mensch vor Beginn seines beruflichen Weges vielfach über nicht hinreichend klare Vorstellungen verfügt und verfügen kann. Hier wäre durchaus ein wesentlicher Ansatzpunkt für die Arbeit der Kolpingfamilie, deren Mitglieder ja doch aus den verschiedensten Berufen kommen und über diese oder jene Entwicklung von verschiedenen Seiten aus berichten können.

Hilfestellung in diesem Sinne der Kenntnisvermittlung, der Erweiterung des Horizontes, ist sicherlich insbesondere für die Gruppe Jungkolping wichtig; aufgrund des ständigen Wandels in der Arbeitswelt, der immer um sich greifenden Spezialisierung etc. kommt ihr aber auch für die Gruppe Kolping Bedeutung zu, auch für jene Menschen also, die bereits im Beruf stehen. Hier muß deutlich sein, daß ja in unserer Zeit – anders als früher – eine einmal erworbene Berufsausbildung kaum noch für das ganze Leben ausreicht, ja daß sogar mehr und mehr Menschen veranlaßt oder gezwungen sind, im Laufe ihres Arbeitslebens den Bereich ihrer beruflichen Tätigkeit zu wechseln. Es gilt also, immer wieder neue Voraussetzungen für ein erfolgreiches Bestehen im Beruf zu schaffen, weniger im Sinne der Vermittlung unmittelbarer beruflicher Kenntnisse, sondern vielmehr im Bereich der allgemeinen Kenntnisse und in der Vermittlung grundlegender Fähigkeiten. Wesentliche Aufgabe ist dabei die Motivation zur beruflichen Mobilität als Voraussetzung beruflichen Aufstieges. Gerade die Kolpingfamilie kann und muß ihren Beitrag dazu leisten, daß der einzelne sich bewußt wird, daß Ausbildung in einem ganz allgemeinen Sinne nicht an einem bestimmten Punkt des Lebens endet, sondern eine ständige Notwendigkeit ist.

Berufstätigkeit, so haben wir gesehen, dient nicht allein dem eigenen Lebensunterhalt. Durch seine Arbeit trägt der Mensch zugleich zur Entfaltung der Gesellschaft bei, entsprechend ist sein Tun Dienst an dem Nächsten, an der Gesellschaft, ist es Aufgabe, die mit Verantwortung verbunden ist. Dabei ist es im Grunde völlig unerheblich, an welcher Stelle der einzelne steht. Oberflächlich mag es durchaus Unterschiede in der Bedeutung einzelner Berufe geben. Im Grunde aber gibt es keine abgestufte Verantwortung und ebensowenig unterschiedliche Werte einzelner Tätigkeiten.

Die Wahrnehmung dieser Verantwortung erfordert eine bestimmte innere Einstellung zum Beruf, eben das Bewußtsein des Dienstes und der Verantwortung, das Bewußtsein, daß es eben hier um mehr geht als um den Broterwerb. Sicherlich mag es schwierig sein, in manchen Berufen eine solche Einstellung zu entwickeln, gerade hier liegt doch wohl eine wesentliche Aufgabe der Bildungsarbeit in der Kolpingfamilie, und zwar für alle Gruppen.

Tüchtig war ein Lieblingswort Kolpings. Er hielt viel von der Tüchtigkeit, darum sagte er: „In der Tüchtigkeit im Beruf liegt ein Hauptgrund der inneren Zufriedenheit, des rechten zuständigen Selbstbewußtseins, was den Mann ziert, um jener Ehre vor der Welt, die eigentlich niemandem fehlen soll und die Mann und Stand adelt.“ Tüchtig ist der Mensch, der seine Sache beherrscht, der beweglich ist, sich weiterbildet, um sich den wandelnden Gegebenheiten anpassen zu können. Kolping wünschte sich in seinem Verein deshalb Mitglieder, die gewillt waren, etwas aus sich zu machen. Dies gilt auch heute, allerdings ist eben wahre Tüchtigkeit im Sinne Kolpings nur dann gegeben, wenn fachliche und charakterliche Tüchtigkeit zusammentreffen. Seiner Verantwortung am Arbeitsplatz gerecht zu werden, verlangt vom Menschen eben nicht bloß fachliches Können, sondern eine bestimmte Einstellung, und gerade hier muß der Ansatzpunkt unserer Arbeit liegen.

Fassen wir zusammen: Berufsbezogene Bildung ist mit Recht und Notwendigkeit ein Schwerpunkt in der Arbeit des Kolpingwerkes, eben weil Beruf und Arbeit das Leben des einzelnen in allen Bereichen mehr oder weniger nachhaltig prägen. Berufsbezogene Bildung hat die Aufgabe, junge Menschen an die Arbeits- und Berufswelt heranzuführen, ihnen Hilfestellung zu leisten bei Findung und Ausfüllung ihres Berufes und damit letztlich auch zur Erreichung des ihnen möglichen und angemessenen Standes in dieser Gesellschaft. Sie hat schließlich die Aufgabe, jungen Menschen gesellschaftliche und letztlich auch religiöse Dimension des Arbeitslebens zu erschließen, ihnen ihre Verantwortung für die Welt deutlich zu machen, die sie mit ihrer Berufstätigkeit wahrzunehmen haben, und dann Hilfestellung zu leisten, diese Verantwortung bewußt und energisch wahrzunehmen. Der Schwerpunkt unserer Arbeit wird im Bereich der Gruppe Jungkolping bei den mehr grundsätzlichen Ansatzpunkten zu liegen haben, während es bei der Gruppe Kolping dann stärker auch darum geht, berufliche Mobilitäten zu fördern und das Bewußtsein der ständig notwendigen Weiterbildung wachzurufen.

Im übrigen sollte deutlich sein, daß es auch zur umfassenden Tüchtigkeit im Kolpingschen Sinne gehört, alle die Möglichkeiten des persönlichen Engagements – für die eigenen Interessen wie auch für das Wohl des Nächsten und der Gesamtheit – wahrzunehmen, die uns heute gegeben sind. Dies reicht von der Mitarbeit in Berufsvereinigungen mit ihren Gremien über das Engagement in Gewerkschaften bis hin zum Mittun in den Bereichen der betrieblichen Mitbestimmung und Mitverantwortung. Durch Vermittlung von Wissen und durch den Ansporn zu entsprechendem Tun kann und muß auch in diesem Bereich die Kolpingfamilie einen wesentlichen Beitrag leisten.

## 2.4 Gesellschaft und Politik

In seinem Programm bezeichnet es das Kolpingwerk als vordringliche Aufgabe, „seine Mitglieder zu verantwortlichem Mitdenken, Mitsprechen und Mithandeln in allen Bereichen der Gesellschaft anzuregen und zu befähigen“ (vgl. Programm Ziffer 15). Das Kolpingwerk sieht die Verwirklichung einer demokratischen Gesellschaft nach den Werten und Normen, wie sie im Grundgesetz der Bundesrepublik festgeschrieben sind, als ständige Aufgabe (vgl. Programm Ziffern 15 und 16).

Ziffer 15, Gesellschaftliches Apostolat:

*„Dem Kolpingwerk als katholisch-sozialem Verband obliegt vor allem der Weltendienst. Es sieht eine vordringliche Aufgabe darin, seine Mitglieder zu verantwortlichem Mitdenken, Mitsprechen und Mithandeln in allen Bereichen der Gesellschaft anzuregen und zu befähigen.“*

Ziffer 16, Verwirklichung von Demokratie:

*„Die Verwirklichung einer demokratischen Gesellschaft nach den Werten und Normen, wie sie im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland festgeschrieben sind, erkennt das Kolpingwerk als ständige Aufgabe. Insbesondere setzt es sich ein für Chancengleichheit sowie für eine der Gerechtigkeit wie dem Gemeinwohl verpflichtete Lösung von Konflikten. Es arbeitet deshalb mit allen Personen und Gruppierungen zusammen, die seinen Zielen nicht entgegenstehen und zu einer sachgerechten Zusammenarbeit bereit sind.“*

Die Erziehung zum mündigen Bürger – das, was Kolping mit dem tüchtigen Staatsbürger meinte – war und ist eines der wesentlichen Anliegen unserer Arbeit. Wir leben heute in einer demokratischen Ordnung, die auf einer freiheitlichen Verfassung ruht, in der ausdrücklich die Volkssouveränität hervorgehoben wird. Allein dies genügt jedoch keineswegs, um eine lebendige Demokratie zu verwirklichen und zu bewahren. Sie wird nicht nur durch Einrichtungen und bestimmte Normen verwirklicht und gesichert, sondern in erster Linie durch das Tun der Menschen. Politisch-soziale Bildung in umfassendem Sinne ist so zunächst eine unserer Aufgaben, auch sie allein reicht je-

doch nicht hin, denn Demokratie muß immer gelebte Demokratie sein, sie fordert also das unmittelbare Engagement des einzelnen.

Ganz allgemein gesagt muß es in unserer Arbeit darum gehen, junge Menschen zu verantwortlichem Mittun in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens anzuregen und zu befähigen. Ihnen muß also zunächst Kenntnis in bestimmten Bereichen vermittelt werden, die Einsicht in bestimmte Zusammenhänge und Notwendigkeiten, um dann konkret zum Mithandeln und Mitsprechen zu motivieren und ein solches Engagement dann auch begleitend zu unterstützen.

Verantwortliches Mitdenken, Mitsprechen und Mithandeln in Staat und Gesellschaft darf nicht zu eng gesehen werden, ganz sicherlich nicht beschränkt auf die Teilnahme etwa an Wahlen. In diesem umfassenden Bereich gibt es unendliche Möglichkeiten für den einzelnen und für die verschiedenen Vereinigungen. Die Mitarbeit in politischen Parteien oder sonstigen Vereinigungen wie Interessenverbänden etc. gehört ganz sicherlich dazu, ebenso aber auch die vielfältigen Möglichkeiten sonstiger Art, etwa durch Aktionen der Kolpingfamilie, durch Mitarbeit in Bürgerinitiativen usw., usw. Entscheidend ist, daß man über dem Blick auf die Weltpolitik und die großen politischen Zusammenhänge nicht die unmittelbaren Gegebenheiten und Bedingungen im eigenen engeren Lebensbereich aus den Augen verliert, sind doch gerade hier die Möglichkeiten des Wirkens am reichhaltigsten und auch die Möglichkeiten eines erfolgreichen eigenen Engagements am größten. „Tue jeder in seinem Kreis das Beste, dann wird's auch bald in der Welt besser aussehen.“ (Adolph Kolping) Entscheidend ist auch, daß das Gefühl der Ohnmacht gegenüber „denen da oben“ überwunden wird, wie es sich sehr leicht einschleicht und immer zu beobachten ist. Eigenes Tun kann, wie viele Beispiele zeigen, erfolgreich sein. Auch der Mißerfolg im Einzelfalle ist noch lange kein Anlaß, die Flinte ins Korn zu werfen. Das Resignieren, aus der vermeintlichen Unfähigkeit, etwas zu bewirken, hat Kolping immer wieder mit scharfen Worten verurteilt. Er hat eine solche Einstellung ganz klar als unchristlich gebrandmarkt, und wir dürfen mit aller Kraft hervorheben, daß es Aufgabe und Verpflichtung der Christen ist, sich in diese Welt zu engagieren (vgl. Programm Ziffern 7 und 15, s. o.). Gerade in unserer Zeit, wo die grundlegenden Werte und Normen zunehmend in Frage gestellt werden, die wir für wesentlich und unaufgebbar halten, muß das Engagement der Christen in Gesellschaft und Politik zentrale Bedeutung haben.

Ziffer 7, Katholische Soziallehre:

*„In der Verwirklichung und Weiterführung der Katholischen Soziallehre weiß sich das Kolpingwerk berufen, mitzuwirken an der Errichtung und Gestaltung einer menschenwürdigen Welt. Die Katholische Soziallehre gibt Aufschluß darüber, wie eine der christlichen Auffassung vom Menschen entsprechende soziale Ordnung aussehen soll. Aus ihr erhalten die Mitglieder Antwort auf die*

*Frage, an welchen Wert- und Zielvorstellungen sie sich zu orientieren haben, um ihrer sozialen Verantwortung gerecht zu werden.“*

Die Aktivitäten der Kolpingfamilie in diesem Bereich können und müssen vielschichtig sein. Ein erster Schwerpunkt wird im Bereich der Bildung zu liegen haben, in der Vermittlung von Kenntnissen und Einsichten über Zusammenhänge und Bedingtheiten des gesellschaftlichen und politischen Lebens, über die Strukturen unserer staatlichen Ordnung und natürlich über die Möglichkeiten des einzelnen, sich in diesem Bereich zu engagieren. Ein zweiter Schwerpunkt wäre dann die Durchführung von Aktionen in den verschiedensten Bereichen, etwa vom Bau eines Kinderspielplatzes, bis hin zur Veranstaltung von Kundgebungen aus bestimmten aktuellen Anlässen. Der dritte Schwerpunkt schließlich liegt im Bereich der Motivation und Hinführung zum Engagement. Die Kolpingfamilie selbst ist eine demokratisch verfaßte Vereinigung. In ihrem Leben also soll Demokratie und Partnerschaft erfahrbar werden (vgl. Programm Ziffer 12), hier soll der einzelne ein unmittelbares Übungsfeld demokratischen Verhaltens und zugleich auch des Engagements für den Nächsten und für die gemeinsame Sache finden, ein Feld der Übung und auch der Bewährung, von wo aus der Einsatz in weiteren Bereichen und größeren Zusammenhängen erleichtert werden kann. Nicht umsonst sind zahlreiche führende Persönlichkeiten unseres Landes in den vergangenen Jahrzehnten in ihrem Engagement in Politik und Gesellschaft aus dem Kolpingwerk hervorgegangen.

Ziffer 12, Partnerschaft und Frieden:

*„In der Arbeit des Kolpingwerkes soll dem Mitglied Partnerschaft erfahrbar werden. Es soll befähigt werden, Partnerschaft im Kolpingwerk und in der Gesellschaft immer mehr zu verwirklichen.*

*Das Kolpingwerk setzt sich für die Verwirklichung von Frieden in dieser Welt ein. Frieden bedeutet neben der Mitarbeit an der Schaffung und Erhaltung der notwendigen Strukturen vor allem persönliche Umkehr, Bereitschaft zur Toleranz und praktische Solidarität mit allen Menschen.“*

Unser grundlegendes Ziel ist die Weiterentwicklung dieser Welt, ist die weltweite Schaffung menschenwürdiger Lebensbedingungen. Dies fängt natürlich sinnvollerweise im eigenen engeren Lebenskreis an, darf aber nicht hierbei stehenbleiben. Gerade heute muß sich unser Blick auch auf weltweite Zusammenhänge richten, etwa insbesondere auf die Verhältnisse in der Dritten Welt. Aktionen in diesem Bereich haben seit vielen Jahren in der verschiedensten Form mit Erfolg stattgefunden und können und müssen auch weiterhin durchgeführt werden.

Bei all unserem Bemühen müssen wir von klaren Vorstellungen und Zielsetzungen ausgehen. Nur klare eigene Maßstäbe erlauben es uns, das Geschehen in Gesellschaft und Politik kritisch zu verfolgen und zu beurteilen, Stel-

lung zu beziehen und Alternativen zu entwickeln. Hier ist der Beschäftigung mit der Katholischen Soziallehre zentrale Bedeutung zuzumessen, wobei es insbesondere um die Prinzipien der Personalität, der Solidarität und der Subsidiarität geht (vgl. Programm Ziffern 7, s. o. 8 und 40).

Ziffer 8, Christliches Menschenverständnis:

*„Im Mittelpunkt der Katholischen Soziallehre steht das christliche Menschenverständnis. Es hebt sich klar ab von allen einseitigen und darum verkürzenden Sichtweisen individualistischer oder kollektivistischer Prägung. Als eigenständiges Geschöpf Gottes steht der einzelne in Verantwortung für sein Leben und ist zugleich notwendig auf die Gemeinschaft mit anderen verwiesen.“*

Ziffer 40, Politische Mitverantwortung:

*„Mitverantwortung für die staatliche Gemeinschaft ist Verpflichtung und Ausdruck christlichen Weltdienstes. Das Kolpingwerk fordert deshalb von seinen Mitgliedern die Kenntnis der Grundsätze der Katholischen Soziallehre und ihre glaubwürdige Darstellung in allen Bereichen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens sowie ein engagiertes Eintreten für die Erhaltung und den Ausbau des demokratischen und sozialen Rechtsstaates. In ihm nimmt der Bürger im allgemeinen mittelbar über die Parteien an der politischen Willensbildung teil. Den Parteien fällt damit im Staat eine Schlüsselstellung zu, die sie zu einer verantwortlichen Politik allen Bürgern gegenüber verpflichtet.“*

*Das Kolpingwerk fordert und fördert daher das Engagement seiner Mitglieder in den politischen Parteien, in denen sich die Ziele des Kolpingwerkes verwirklichen lassen.“*

## 2.5 Freizeit

Ziffer 47, Freizeit:

*„Freizeit nimmt im Leben des Menschen einen immer größeren Raum ein. Sie ist Grundlage geistiger und körperlicher Erneuerung und dient ebenso wie Arbeit und Beruf der Selbstfindung und Selbstverwirklichung.“*

*Sinnvolle Gestaltung der Freizeit muß gelernt werden. Hierzu gehört die Befähigung der Mitglieder zum Umgang mit den vielfältigen Angeboten der Freizeitgestaltung. Der Einsatz des Kolpingwerkes auf dem Gebiet der Jugendgemeinchaftsdienste, der Familienferienwerke und der Freizeiten für Senioren will dieser Aufgabe Rechnung tragen.“*

So sehr auch Ausmaß und Bedeutung der Freizeit in den letzten Jahren und Jahrzehnten gewachsen sind, deutlich nicht zuletzt in der Entstehung einer umfassenden Freizeitindustrie, so muß doch auf der anderen Seite festgehalten werden, daß der Mensch heute, und auch der junge Mensch, insgesamt doch nur über ein relativ geringes Maß an wirklich freier Zeit verfügt, an Zeit, die durch keine wie auch immer gearteten Verpflichtungen oder Aufga-

ben gebunden ist, die wirklich der freien Verfügung unterliegt. Eben dies unterstreicht die Bedeutung eines sinnvollen Gebrauchs der freien Zeit und auch die Notwendigkeit, in unserer Arbeit das Lernen eines rechten Umgangs mit der Freizeit als wichtige Aufgabe zu sehen. Dabei muß deutlich sein und immer wieder gebührende Beachtung finden, daß jedwedes Engagement des einzelnen außerhalb von Familie, Schule und Betrieb ja selbst Bestandteil der Freizeitgestaltung ist. Das Mittun in Vereinigungen, also auch im Kolpingwerk, nimmt also grundsätzlich einen Teil der freien Zeit in Anspruch. Es geschieht auf freiwilliger Basis und wird, angesichts der Vielfalt des heute gegebenen Freizeitangebotes, gewiß nur dann dauerhaft und engagiert sein, wenn der einzelne, den wir ansprechen oder ansprechen wollen, wirklich das Gefühl hat oder haben kann, hier etwas „geboten“ zu bekommen. Natürlich kann und wird das, was man selbst geboten haben möchte, je nach den eigenen Interessen und Bedürfnissen sehr unterschiedlich sein. Entscheidend ist jedoch, stets im Blick zu behalten, daß unsere Arbeit eben nur ein Angebot ist, welches überzeugen muß, überzeugend wirken muß, um andere Menschen dazu zu veranlassen, ihre freie Zeit zu „opfern“.

In der Freizeit kann der Mensch das tun, was er möchte. Er kann sich mit Dingen beschäftigen, für die er am Arbeitsplatz oder sonstwo weder Zeit noch Gelegenheit findet. Freizeit dient, so heißt es im neuen Programm des Kolpingwerkes, der Selbstfindung und Selbstverwirklichung des Menschen. Dazu gehört die Pflege der Geselligkeit ebenso wie die Beschäftigung mit bestimmten Hobbies oder aber die Weiterbildung in den verschiedensten Bereichen. Nicht so sehr der Inhalt der Freizeitbeschäftigung ist entscheidend; worauf es ankommt ist, daß in der freien Zeit die Kräfte und Fähigkeiten entfaltet, die Möglichkeiten wahrgenommen und die Bedürfnisse befriedigt werden, die in der doch weithin festgelegten Sphäre des Alltags, des Berufslebens insbesondere, gewissermaßen zu kurz kommen.

Das Ausfüllen oder Besser-Gestalten der eigenen Freizeit kann natürlich ganz individuell erfolgen, jeder kann dies im Grunde für sich allein tun. Ebenso ist es freilich möglich und gewiß auch sinnvoll, Freizeit – zumindest teilweise – mit anderen zu verbringen und zu gestalten, in der Gemeinschaft also. Gerade in unserer Zeit mit ihren Tendenzen zur Isolierung des einzelnen, zum Verlust mitmenschlicher Beziehungen dürfte einer gemeinschaftlichen Freizeitgestaltung wesentliche Bedeutung zukommen.

Hier ist nun das Mittun in der Kolpingfamilie in besonderem Maße angesprochen, geht es dabei doch um gemeinschaftliches Tun, um das Engagement in einer Gruppe. Gerade das Zusammensein mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten, das nicht – wie dies im Arbeitsleben der Fall ist – durch bestimmte Zwänge und Notwendigkeiten vorgeprägt ist, kann dem einzelnen entscheidende Entfaltungsmöglichkeiten und auch Hilfen bieten. In der Gruppe kann er, bei entsprechender Programmgestaltung, das heißt insbesondere bei ausreichender Vielfalt und Flexibilität, seine Interessen und Probleme zur Spra-

che bringen, er kann sich und andere in Gesprächen und Diskussionen fördern, er kann sich in Aktionen der verschiedensten Art engagieren, er kann andere Menschen mit ihren Interessen und Problemen kennenlernen, Freunde gewinnen, erfahren, was Freundschaft und Gemeinschaft bedeuten, er kann erfahren, was es bedeutet oder bedeuten kann, Christ zu sein, er kann in den verschiedensten Bereichen an sich arbeiten, sein Verhalten reflektieren und überprüfen, neue Weisen des mitmenschlichen Umganges erfahren und erproben. Er kann auch – und dies gewiß nicht zuletzt – Entspannung finden, abschalten vom Trott des Alltages, sich mit anderen freuen und Geselligkeit pflegen.

Alles in allem: Das Mittun in der Gruppe bietet vielfältige Möglichkeiten für den einzelnen. Der Mensch ist nun einmal ein Gemeinschaftswesen und kein Robinson Crusoe. Entsprechend bietet ihm das Miteinander insgesamt eben noch vieles, was er allein für sich nicht erreichen oder erleben oder erfahren kann. Der Angler, um nur ein Beispiel zu nennen, der seine Stunden allein mit sich und seinem Hobby am Wasser verbringt, kann und wird hier gewiß Befriedigung finden. Sicherlich aber wird er, wenn er sich nur in dieser Weise beschäftigt, weder Hilfen und Anregungen für die vielfältigen Interessen und Probleme seines Lebens von anderen erfahren noch auch lernen, etwas für den anderen zu tun, für jene also zu handeln, die seiner Hilfe bedürfen. Gerade im wechselseitigen Geben und Nehmen drückt sich die menschliche Verbundenheit aus, nur in der Gemeinschaft mit anderen aber ist dies möglich.

Die vier Bereiche, in denen sich die Arbeit des Kolpingwerkes schwerpunktmäßig vollzieht, also Ehe und Familie, Arbeit und Beruf, Gesellschaft und Politik sowie – alles gewissermaßen zusammenfassend und überhöhend – Religion und Kirche, haben allesamt ihren Bezug zur Freizeit. Das Arbeiten an sich selbst und das Engagement mit und für andere ist zum guten Teil Gegenstand der Freizeit. Insofern sollte der Bereich Freizeit nicht den anderen Bereichen gegenübergestellt werden, sondern kommt es vielmehr darauf an, sie in ihrem Bezug zur Freizeit deutlich zu machen. Die jungen Menschen, mit denen wir es zu tun haben, bringen ihre Freizeit in die Gruppenarbeit ein. Sie haben einen Anspruch darauf, daß diese Zeit nicht bloß totgeschlagen wird, daß ihnen wirklich etwas geboten wird, mit dem sie etwas anfangen können, das ihnen für ihr Leben in seinen verschiedenen Bereichen hilfreich sein kann. Dabei kommt es vor allem auf die rechte Ausgewogenheit des Angebotes an, darauf also, daß man vor lauter Bildungsbeflissenheit nicht das elementare Bedürfnis nach Frohsinn und Scherz, nach zweckfreier Geselligkeit zu gering achtet, auf der anderen Seite aber auch nicht in den Fehler verfällt, vor lauter Freude am geselligen Miteinander nun zu übersehen, daß der Mensch durchaus auch noch andere Interessen und Bedürfnisse hat. Adolph Kolping kann uns gerade in dieser Frage auch heute noch durchaus Beispiel sein, denn er verstand es in sehr gelungener Weise, die beiden Aspekte zu verbinden.

### 3. Zielgruppen

Die Arbeit der Kolpingjugend will beim jungen Menschen in seiner bestimmten Situation ansetzen. Im Laufe eines Lebens sind die Interessen und Bedürfnisse eines Menschen einem steten Wandel unterlegen. Derjenige, der gerade die Schule verläßt und sich auf seinen Beruf vorbereitet, hat sicherlich ganz andere Fragen als derjenige, der schon mehrere Jahre im Beruf steht und seine Existenz sichern will.

Es ist daher unumgänglich, die Zielgruppen zu untergliedern. Es kommt bei der Arbeit darauf an, daß man genau die Fragen und Interessen der jeweiligen Altersgruppe kennt, daß die Situation und die Bedürfnisse der Mitglieder der Altersgruppe Jungkolping bekannt sind, daß man sich mit den Vorstellungen und Fragen der Mitglieder der Altersgruppe Kolping auseinandergesetzt hat. Wir kommen also dabei nicht darum herum, uns mit den altersspezifischen Problemen und Fragen der beiden Altersgruppen Jungkolping und der Gruppe Kolping auseinanderzusetzen.

#### 3.1 Zielgruppe Jungkolping (12–18 Jahre)

##### Entwicklungspsychologische Aspekte

Der Verlauf der Pubertät ist immer individuell verschieden, daher kann hier nur ein grober Verlauf ausgeführt werden.

Während der Pubertät vollzieht sich die Ablösung des Jugendlichen vom Elternhaus. Diese Ablösung beginnt mit kleinen Widerständen und steigert sich zur offenen Ablehnung und oft harten Auseinandersetzungen. Ist die Ablösung vollzogen, gehen Jugendliche und Eltern eine partnerschaftliche Beziehung ein, in der jeder gleichberechtigt und selbständig ist.

Durch den Ablösungsprozeß bedingt lehnt der Jugendliche zunächst alle Werte und Normen ab, die ihm das Elternhaus vermittelt hat. Alles wird in Frage gestellt und neu überdacht, auch die religiösen Werte. Dabei gerät der Jugendliche oft in eine Glaubenskrise. Er sucht nach neuen Idealen. Dieses kann sich zeigen durch die Schwärmerei für ein Idol der Massenmedien oder durch die Suche nach echten Vorbildern oder durch die Auseinandersetzung mit Wert- und Normenvorstellungen.

Ansonsten beschäftigen sich die Jugendlichen jetzt viel mit sich selbst. Sie versuchen, ihr eigenes Ich neu zu entdecken. Dann erfolgt die Ich-Reifung, die zu eigenem Wollen, eigener Lebensgestaltung, Konfliktfähigkeit und bewußtem Handeln führt. Ausgelöst von der geschlechtlichen Reifung beschäftigen die Jugendlichen sich viel mit ihrem Äußeren. Sie möchten einen guten Eindruck auf andere, besonders auf das andere Geschlecht machen. Sie beurteilen sich kritisch. Dabei werden sie unzufrieden mit sich selbst. Unsicher-

heit und Minderwertigkeitskomplexe entstehen. Sie versuchen, die Unsicherheit durch arrogantes und lautes Auftreten zu kompensieren. Die Stimmungen wechseln von „himmelhoch-jauchzend“ bis „zu-Tode-betrübt“.

Der Jugendliche sucht nach Gesprächspartnern. Die Jungen sind viel mit dem Freund zusammen, die Mädchen mit einer Freundin. Es entstehen tiefere Bindungen. Es beginnen auch die ersten Freundschaften zwischen Jungen und Mädchen.

Die Gleichaltrigengruppe gewinnt an Bedeutung, sie hilft dem Jugendlichen in seiner Unsicherheit. Die Gleichgeschlechtlichengruppe ist nun vorteilhafter, weil hier eher und freier die Probleme der Jugendlichen angegangen werden können. Erst, wenn die Jugendlichen eine bestimmte Sicherheit dem anderen Geschlecht gegenüber gewonnen haben, ist eine gemischte Gruppe sinnvoll.

Während der Pubertät kommt eine wichtige Entscheidung auf die Jugendlichen zu: Die Berufswahl. Durch den Berufseintritt und die Berufswahl werden sie infolge der hohen Jugendarbeitslosenquote noch mehr verunsichert. Berufs- und Arbeitswelt bringen viele Probleme mit sich. Die Jugendlichen beginnen, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und sich sozial und politisch zu engagieren.

## Sozialisationsfelder

### Familie

„Für das Kolpingwerk stellen Ehe und Familie die wichtigste Voraussetzung zur personalen Entfaltung des Menschen in der Gesellschaft dar“ (vgl. Programm Ziffer 26, s. o.). In der Familie erfährt das Kind die primäre Sozialisation, die Voraussetzung dafür, sich auch später in der Gesellschaft zurechtzufinden. Die primäre Sozialisation liegt jedoch vor der Pubertät. Jetzt versucht der Jugendliche, aus der Familie auszubrechen, um frei zu werden, zunächst, um sich selbst zu finden und selbständig zu werden und um später eine eigene Familie zu gründen. Dieser Ablösungsprozeß ist für beide Seiten (Eltern und Jugendliche) schmerzhaft. Er erfordert oft harte Kämpfe. Das alles nimmt den Jugendlichen sehr mit, denn eine tiefe innere Beziehung zu den Eltern bleibt bestehen. Trotzdem muß er sich freikämpfen, um erwachsen zu werden.

### Schule

In der Schule wird der Jugendliche jetzt gefordert. Er muß Schulabschlüsse erreichen. Das wird durch den heutigen Leistungsstreß an den Schulen noch verschärft. Mit ihren Entwicklungsproblemen beschäftigt und von der Schule überfordert, resignieren viele Jugendliche und verlieren die Lust am Lernen. Durch einen erfolgreichen Schulabschluß allerdings gewinnen die Jugendlichen an Sicherheit und er gibt ihnen ein Stück Erwachsenensein.

## Arbeit und Beruf

Zur endgültigen Berufswahl sind die Jugendlichen oft noch nicht fähig, weil die Ich-Reifung noch nicht ganz abgeschlossen ist. Der Eintritt in die für den Jugendlichen fremde Arbeitswelt verunsichert den Jugendlichen oft noch mehr, andererseits ist er wieder einen Schritt weiter auf dem Weg zum Erwachsenen sein. Durch die hohe Jugendarbeitslosigkeit, die Ungewißheit, ob der erlernte Beruf morgen noch gebraucht wird und die oft unpersönlichen Arbeitsbedingungen wird der Berufseintritt noch erschwert.

## Kirche

Viele Jugendliche lehnen nun alle überlieferten Werte und Normen ab, so auch den Glauben und die Kirche. Andererseits stellen sie sich nun die Frage nach dem Sinn des Lebens und suchen nach Antworten.

Durch jugendgemäße Formen der Verkündigung und des Gottesdienstes, die zunächst breiter auf einer sozialen Basis angelegt werden, kann man Jugendliche wieder für den Glauben und die Kirche öffnen. Jugendliche sind dabei immer Suchende auf dem Weg.

## Gesellschaft

Während der Pubertät beginnt der Jugendliche, sich für gesellschaftliche Fragen zu interessieren und versucht, sich langsam in der Gesellschaft zurechtzufinden. Hierbei stößt er auf Schwierigkeiten, weil die Gesellschaft sehr vielschichtig und kompliziert geworden ist. Außerdem ist sie einer schnellen Veränderung unterworfen. Viele Jugendliche resignieren hier und verfallen in eine kritiklose Oberflächlichkeit. Dieses ist gefährlich, da die Gesellschaft durch die Kritik über ihre Jugend Fortschritt und Veränderung erfährt. Hinzu kommt, daß die meisten Erwachsenen die Jugendlichen nicht als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft akzeptieren und ernst nehmen.

### 3.2 Zielgruppe Kolping

In diesem Alter hat der Mensch nach einem Entwicklungsprozeß ein Höchstmaß an körperlichen, geistigen und seelischen Kräften erreicht. Er ist ein junger Erwachsener mit allen Konsequenzen. Er ist nun so frei und unabhängig, wie er es bisher kaum war, wie er es in Zukunft aber auch kaum wieder sein wird. Aufgrund dieser neuen Gegebenheiten wächst sein Selbstbewußtsein. Er ist auf der Suche nach neuen Lebensformen, die dieser Altersstufe entsprechen. Die bisherigen Lebensformen, die Geborgenheit in der Kleingruppe sind nun nicht mehr so interessant für ihn.

Der hohe Grad an Freiheit und Unabhängigkeit weckt das Bedürfnis nach einem Ausgleich. Daher ist der Mensch in dieser Altersstufe auf der Suche nach neuen Gruppenformen, nach neuen Normen, nach denen er sein Leben orientieren kann. Es ist jetzt die Zeit der Parties, der neuen Freundschaften, der engeren Bindungen zwischen Mann und Frau.

Die Freiheit dieser Altersstufe hat ihren Sinn darin, daß der junge Mensch sein Leben in eigener Verantwortung gestalten kann und gestalten soll. Dabei ist er auf der Suche nach Verhaltensmustern und Orientierungshilfen, die seine Eigenverantwortlichkeit unterstützen.

Hier werden die Voraussetzungen geschaffen für das Gelingen der späteren Ehe und Familie, der beruflichen und gesellschaftlichen Laufbahn, kurz, für die Bewältigung seiner Lebensaufgabe.

Neben der Suche nach dem eigenen Platz in der Gesellschaft geht es den Menschen dieser Altersstufe in besonderem Maße auch darum, daß bisher erreichte zu sichern, die Existenzgrundlagen abzusichern. Hier geht es nicht mehr um den gänzlichen Neuanfang, sondern um das Weitergehen auf dem bisher eingeschlagenen Weg.

*Benutzte Literatur:*

Programm des Kolpingwerkes Deutscher Zentralverband, beschlossen auf der Zentralversammlung in Paderborn vom 4.-7. 11. 1976;

Synodenvorlage „Kirchliche Jugendarbeit“;

Dr. Michael Hanke: „Sozialer Wandel durch Veränderung des Menschen“, erschienen in der Reihe „Die große Tat“, Verlag Klaus Hesse.

# „Unter der Führung des Evangeliums“

## *Benediktinische Spiritualität und die Zukunft der Kirche*

Von Anselm Schulz OSB, Schweiklberg

Die Frage nach möglichen geistlichen Anregungen für die zukünftige Entwicklung der Kirche aus den Erfahrungen des benediktinischen Mönchtums hätte noch vor wenigen Jahren entweder bloßes Erstaunen oder gar Zweifel auf den Plan gerufen. Inzwischen hat sich ein merklicher Wandel vollzogen, und die Sehnsucht nach einer echten Spiritualität meldet sich allüberall aufs neue zu Wort. Daher ist es auch nicht so verwunderlich, daß die Wiederkehr des 1500. Geburtstags des hl. Benedikt von Nursia ein mehr als nur durchschnittliches Echo gefunden hat. Die Bereitschaft, sich von einem Mönch, der vor fast 1½ Jahrtausenden gewirkt hat, Antworten als geistliche Lebenshilfe schenken zu lassen, ist groß.

Indes, ist so etwas überhaupt möglich und legitim? Und falls dem so ist, in welchem Ausmaß und in welcher Form sind die geistlichen Impulse des hl. Benedikt in einer Kirche des Übergangs lebbar? Der Versuch, darauf zu antworten, soll in zwei Schritten voranschreiten. In einem ersten Teil werden einige Grundlagen in Erinnerung gerufen, die das benediktinische Mönchtum als Gemeinschaft der Kirche Christi mit allen Glaubenden verbindet. Danach wird ein zweiter Teil die für jede gläubige Existenz in- und außerhalb des Klosters maßgebliche Ausrichtung auf Gott im Spiegel der RB verdeutlichen. Die Ausführungen der beiden Abschnitte sollen einander ergänzen. Bereits im ersten Teil kommen dabei wichtige Aspekte zur Darstellung, die zumindest indirekt auch den Zusammenhang von benediktinischer Spiritualität und kirchlicher Zukunft berühren und erläutern.

### I. Gemeinsame Grundlagen von Evangelium Jesu und RB unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Situationen von Orden und Großkirche

Daß zumindest die Möglichkeit, auch spirituelle Anregungen für den Weg der Kirche in die Zukunft zu empfangen, nicht von vornherein ausgeschlossen zu werden braucht, solches bezeugen nicht nur die unmittelbaren Nachfahren des hl. Benedikt, die Benediktiner, sondern ebenso die anderen monastischen Gemeinschaften, die von der Regel Benedikts ganz und gar geprägt sind, z. B. die Cistercienser und die reformierten Cistercienser, die Trappisten. Beide Orden verstehen sich mit Fug und Recht als benediktinische Reformgemeinschaften. Sie greifen das ursprüngliche Anliegen des hl. Benedikt von neuem auf; die Cistercienser tun es im Übergang vom frühen ins hohe Mittelalter, und die nämliche Reformabsicht bewegt die Trappisten in der Zeit des Barock. Sie tragen gleichzeitig dazu bei, das gesamte benediktinische Mönchtum mit frischem Elan in der Treue zu seiner Berufung zu er-

füllen. Denn dies ist in der Tat als erstes bemerkenswert, und zwar insbesondere auch im Hinblick auf unsere Fragestellung im ersten Teil nach den gemeinsamen Grundlagen: die Geschichte eines Ordens ist in vieler Hinsicht der großen Kirchengeschichte sehr ähnlich und verwandt. In beiden wechseln Zeiten des Aufstiegs und der Blüte ab mit Phasen des Niederganges. Eine derartige innere Schicksalsgemeinschaft hat ihre vornehmlichen Wurzeln im Selbstverständnis eines jeden Ordens der Kirche als einer „Kirche im kleinen“. Seit ihren Anfängen bekennt sich aber die Großkirche zu dem Grundsatz, sie sei eine *ecclesia semper reformanda*. Dies besagt: die Kirche als ganze ist immer auch eine Gemeinschaft von sündigen Menschen, die der immer neuen Ausrichtung am Evangelium Jesu, und das heißt der Reform bedürfen. Das gleiche müssen unsere Klöster als „Kirche im kleinen“ von sich sagen. Deshalb bekennen sich jeder Christ und jeder Mönch ihr ganzes Leben hindurch als Sünder. Darum ist Reform letztlich nur ein anderes Wort für Buße und Umkehr, ohne die ein Neuaufbruch auf dem Weg zu Gott nicht gelingen kann. Der Aspekt des recht verstandenen *semper simul justus et peccator* ist so geeignet, uns einen ersten Zugang zu den gemeinsamen Grundlagen zu bahnen, welche das benediktinische Mönchtum als Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi mit allen Glaubenden verbinden.

Um indes zu einer wirklich lebhaften Antwort zu gelangen, bedarf es sofort auch der differenzierenden Sehweise. Denn nur mittels einer solchen der komplexen Wirklichkeit gerecht werdenden Unterscheidung entgehen wir der Gefahr, unbesehen etwas miteinander vergleichen zu wollen, was sich zumindest bei näherem Zusehen u. U. auch als gar nicht vergleichbar erweisen könnte. Und damit würde das ganze Unterfangen, Anregungen aus der benediktinischen Spiritualität für die Kirche der Zukunft aufzeigen zu wollen, zu einem Vorhaben, das von Anfang an zum Scheitern verurteilt wäre. Deshalb lautet eine für das Gelingen des ganzen Antwortversuches zumindest recht entscheidende Vorfrage: Sind die Lebensbedingungen eines Christen im Alltag nicht schon heute und erst recht mit dem Blick auf eine in etwa bereits absehbare Zukunft derart verschieden von den Voraussetzungen, unter denen heutige Nonnen- und Mönchsgemeinschaften benediktinischer Prägung selbstverständlich existieren dürfen und um der Wahrung ihrer Identität willen auch weiterhin existieren müssen, daß sich ein Vergleich wegen mangelnder Gemeinsamkeit spätestens beim näheren Zusehen doch als undurchführbar erweisen wird? Und es sei eigens angemerkt: jede wirkliche Reform verpflichtet den Orden zur Wahrung seiner ursprünglichen Identität und verbietet alle Anpassungen, die schließlich nur zur Selbstauflösung führen würden. Man kann den Ernst einer solchen Anfrage noch verschärfen und so gleichzeitig den Kern des Anliegens verdeutlichen, wenn man sich auch das Folgende vor Augen hält: Schon heute ist der Unterschied in den Lebensformen zwischen einem benediktinischen Mönchskloster und dem alltäglichen Rhythmus der meisten Christen in unserem Land unvergleichlich größer als dies zumindest bis zum Anbruch des Zeitalters der eigentlichen Industrialisierung, also bis hin zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Fall gewesen ist. Nach

menschlicher Voraussicht dürfte der Abstand in den nächsten Jahrzehnten noch weiter wachsen. Die damit aufgebrochene innere Diastase darf nicht dadurch verharmlost werden, daß man in beliebiger Manier zwar auf den Unterschied in den äußerlichen Lebensformen und -rhythmen rekurriert, aber zugleich behauptet, er sage nichts oder doch nur wenig über den Geist aus. Nein, so einfach lassen sich Grundhaltung und Lebensform nicht voneinander trennen. Gestatten wir uns nur noch eine kurze Zwischenbemerkung zum Vergleich: vor der Epoche, die man gern mit dem Stichwort von der Industriegesellschaft charakterisiert, hat es nachweislich in unserem germanisch-deutschen Lebensraum einen für uns kaum mehr recht vorstellbaren Kontakt und Austausch zwischen den Klöstern im allgemeinen und den Christen ihrer Umwelt gegeben. Ein solcher ist zudem mit großer Selbstverständlichkeit geübt worden und hat auch fast alle Lebensformen in sich eingeschlossen. Und selbst wenn ein solcher Wandel in dem heute längst vorgegebenen Maße nicht eingetreten wäre oder dieser – das ist nur eine völlig unhistorische Utopie – nachträglich wieder rückgängig gemacht werden könnte, es bliebe auch dann noch unbedingt notwendig, an der Unterscheidung festzuhalten, die – in einer natürlich etwas vereinfachenden Gegenüberstellung als Zusammenfassung ausgedrückt – besagen würde: einerseits die in sich durch eine Klosterregel sehr festgefügtten Gemeinschaften von Nonnen und Mönchen, und dies im Einklang mit der RB; und zum anderen die aufgrund des längst eingetretenen geschichtlichen Wandels gerade in der Arbeitswelt, aber auch im Bereich der Freizeit sehr viel anders gelagerten alltäglichen Lebensbedingungen in einer christlichen Familie und auch im Alltag eines einzelnen Christen. Und ich möchte – den Vergleich aus dem alltäglichen Leben samt der Skizze der Unterschiede nun endgültig abschließend – nur noch einmal betonen: solche Unterscheidung erscheint mir unbedingt notwendig. Denn nur wenn man ihre Mühe nicht scheut, tritt auch das verbindend Christliche zwischen Kloster und Großkirche mit entsprechender Klarheit zutage.

Da die monastischen Gemeinschaften im allgemeinen bis zur Gegenwart die Kraft und den Mut zur recht verstandenen Unterscheidung bewahrt haben, verdienen sie auch in unseren Tagen noch den spirituellen Kredit, der sie befähigt und vielleicht auch ermächtigt, Anregungen aus der benediktinischen Geistigkeit an die Kirche im Übergang weiter zu vermitteln. Dabei geht es um eine Zukunft, die längst begonnen hat, und es handelt sich um eine Vermittlung, die von dem Attribut ‚sinngemäß‘ geprägt sein muß. Indes den letztlich entscheidenden Grund, der sogar über die Berechtigung des ganzen Vorhabens befinden muß, sehe ich einzig und allein in folgendem: nämlich in einem angemessenen Verständnis dessen, was eine Mönchsregel wie die des hl. Benedikt tatsächlich ist und im Einklang mit ihrer Bestimmung auch nur sein kann und sein darf. M. E. läßt sich das Gemeint dann etwa so verdeutlichen: jede Mönchsregel beabsichtigt im Grunde nur dieses Eine; sie will – unter dem Antrieb des Heiligen Geistes von einer charismatischen Persönlichkeit verfaßt – Jesu Evangelium von Gott oder – es ist das letztlich das Nämliche, nur etwas anders akzentuiert – Jesu Leben als Modell für das

christliche Dasein in einer ganz bestimmten Ausdrücklichkeit akzentuieren und aktualisieren, wobei nicht zuletzt um der Wahrung der echten Identität willen oft die gewandelte Situation den Anstoß zu solch einer Interpretation mittels des gelebten Lebens gibt. Eine auch theologisch tragfähige Rechtfertigung des vorstehenden Ansatzes bietet unter anderem das Johannesevangelium. Es sagt der ganzen Kirche das bleibende Wirken Christi durch den Heiligen Geist als Beistand eigens zu. Danach (vgl. Joh 16, 13–15) wird uns der Geist Jesu in die ganze Wahrheit einführen, und solches Wirken des treuen Gottes besagt dann sicher auch, der Heilige Geist wird die Glieder der Kirche Jesu immer neu anleiten und anregen, das Grundanliegen des Herrn der Kirche, die unverkürzte Berücksichtigung des Willens Gottes im jeweiligen Heute während der ganzen Zeit der Kirche, also von Christi Aufnahme in den Himmel bis zur Parusie, und für die Kirche und somit zugleich für jeden Christen vertiefend zu erfassen. Dabei gilt es ferner zu beachten, daß jegliches Evangelium, das nicht immerfort in der Kraft des Heiligen Geistes ausgelegt wird, stets in der Gefahr schwebt, wieder zum toten Buchstaben zu werden. Unter den verschiedenen Weisen, das Evangelium zu aktualisieren, haben im geistlichen Leben der Kirche nicht die Kommentare in Buchform die Vorhand, sondern die Evangelienauslegung mittels des gelebten Zeugnisses der Christen; und zu einem solchen Lebensvollzug anzuregen, ist der eigentliche Sinn und die vornehmliche Bestimmung einer jeden Klosterregel als *documentum spirituale*. Sie will das uns allen gemeinsame eine Evangelium Jesu, die authentische Urkunde für jegliches Christenleben auslegen, und zwar nur dies und nichts anderes, wobei der Nachdruck solcher Interpretation ganz und gar auf dem Leben derer liegt, die eine Klosterregel als dem Evangelium gemäße Ordnung für ihr Dasein übernehmen.

Indes ist auch das Folgende noch ebenso ernsthaft mitzubedenken: Aufgrund ihrer unlösbaren Bindung an das Evangelium Jesu als unveräußerlichen Maßstab, als die *norma normans non normata*, bedarf auch jede Klosterregel selber der ständigen Auslegung, um gerade so ihrer Bestimmung treu zu bleiben, Hilfe zur Einübung in gelebtes Evangelium zu sein. Dabei ist eine zwegerichtete Übersetzung gefordert, und auf keine von beiden darf eine Auslegung der Klosterregel verzichten oder sie auch nur vernachlässigen: gefordert ist einmal das Über-setzen aus dem Einst in das Jetzt, in das Hier und das Heute; und zum anderen, im Hinblick auf die Rückbindung an den eigentlichen Ursprung, ist eine solche über-setzende Auslegung vor allem verpflichtet, ihren Rückbezug auf das Evangelium Jesu *sine glossa* ganz ernst zu nehmen; andernfalls gäbe sich eine Ordensregel von innen her selber auf.

Fassen wir das Vorausgehende zusammen und wenden es speziell auf die RB an: Die RB ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als das Evangelium Jesu Christi nach dem hl. Benedikt. Wenn dem so ist, kann sie wie andere dem Evangelium verpflichtete Ordensregeln auch Impulse für die Christenheit insgesamt anbieten, da diese ja dazu berufen ist, unter und nach dem gleichen Evangelium zu leben, wenn auch in mancher Hinsicht in anderen legiti-

men Ausdrucksformen. Diese letzte Einschränkung ist notwendig, und ihre Bedeutung ergibt sich unschwer aus der zuvor erläuterten Verschiedenheit in den Situationen von Mönchskloster und Großkirche.

Zu den bisher erörterten Aspekten für eine gemeinsame Grundlage, welche die benediktinische Spiritualität auch als eine Hilfe für die ganze Kirche Christi ausweisen, gehört schließlich noch folgender Gesichtspunkt: Die benediktinische Klosterregel kennt – zumindest von ihrem Ursprung her – keine durch die Übernahme von ganz bestimmten Aufgaben im Dienst der Kirche oder der Gesellschaft schon fest geprägten Zielsetzungen. Dadurch unterscheidet sie sich beträchtlich von manchen anderen Lebensordnungen und spirituellen Entwürfen für geistliche Gemeinschaften der Kirche, die auch selbst alle erst in späteren Phasen der Kirchengeschichte entstanden sind. Der damit gemeinte Unterschied kann durch einige Beispiele unschwer erläutert werden. So ist die benediktinische Mönchsregel sicher keine Lebensordnung für Seelsorger mit bestimmten pastoralen Schwerpunkten als Sendungsauftrag. Sie ist gewiß auch keine Interpretation des Evangeliums für Ordensfrauen oder Ordensmänner, die – unter dem Anruf Gottes – an einem bestimmten sozialgeschichtlichen Wendepunkt stehend eine ganz spezifische caritative Aufgabe übernehmen. Nein, die RB kennt keine derartige Zweckbestimmung; ihre eigene Zielsetzung ist bescheidener und deshalb auch umgreifender. Die geistliche Lebensordnung der RB ist bescheidener, weil die Mönchsregel Benedikts gar keine unmittelbar aktuellen Aufgaben anstrebt; ihre einzige Aktualität ist das real gelebte Evangelium. Zugleich ist die Zielsetzung der RB wohl gerade deshalb umfassender, weil sie mit ihren Weisungen dazu beitragen möchte, das ganze Evangelium unter den Bedingungen einer in sich fest geordneten Gemeinschaft, welche von ekklesialen Zügen geprägt ist, zu aktualisieren. Sehr wahrscheinlich ist gerade darin die auch ganz unterschiedliche Zeiten der Kirchengeschichte über-greifende Kraft der RB mitbegründet. So bestätigt sich nochmals, und zwar auf eine neue Weise, die innere Verwandtschaft des Geistes zwischen der RB und dem Evangelium Jesu. Denn seine Botschaft ist ganz gewiß nicht derart zeitgebunden, daß sie sich im Wandel der Zeiten nicht durchhalten könnte, sondern schon buchstäblich überlebt hätte. Freilich soll – wenn auch nur in der Form eines knappen Hinweises – nicht verschwiegen werden, daß sich die einzelnen benediktinischen Mönchsgemeinschaften fast regelmäßig im Laufe ihrer Entwicklung, wenn nicht gar schon bei ihrem Entstehen immer wieder mancherlei Sonderaufgaben gewidmet haben. Indem man dieses Faktum offen anspricht, ist man freilich ebenso gehalten gleich hinzuzufügen, daß in aller Regel solche einmal übernommenen Tätigkeiten niemals derart zentral und für das benediktinische Selbstverständnis schließlich sogar ausschlaggebend geworden wären, daß z. B. eine durch den Wandel der Zeiten bedingte Veränderung in der Aufgabenstellung oder gar deren Wegfall sofort auch die fundamentale Sinnfrage nach der weiteren Existenzberechtigung überhaupt auf den Plan gerufen hätte.

Es ist höchste Zeit, sich auch den Inhalten zuzuwenden, für welche eine Gemeinsamkeit zwischen dem Evangelium Jesu und der RB geltend gemacht werden kann. Um nicht in letztlich Nebensächliches abzugleiten, greifen wir sofort nach dem Zentrum. Dieses ist für beide, für die die RB nicht weniger als für Jesus selbst, ganz bestimmt ihre gemeinsame Theozentrik, d. h. die fundamentale Ausrichtung der menschlichen Existenz als Geschöpf auf Gott.

Jesus selbst ist, wie allgemein anerkannt, mit der zentralen Aufforderung vor die Menschen getreten, sie seien verpflichtet, Gott in ihrem Leben ganz und gar Herr werden zu lassen; denn nur in der Unterordnung und in der Einordnung unter Gott, d. h. in der Anerkennung von Gottes Herrentum aus ganzem Herzen und mit allen Kräften, seien sie wahrhaft das, was sie ja eigentlich von ihrem Ursprung her schon immer sind, nämlich Geschöpfe, die sich Gott, ihrem Schöpfer, in ihrem gesamten Dasein verdanken; und indem sie solches auch wieder personal mitvollziehen, bejahen sie Gott als ihren Herrn und werden so im Vollsinn recht, sie finden mit der Rückkehr in ihre ursprüngliche Ordnung zugleich das eigene, ihnen von Gott gewährte Heil. Jesus verknüpft seine Forderung, mit dem Herrentum Gottes kompromißlos ernst zu machen, mit einer Zusage: Wer seiner Aufforderung, die er in göttlicher Vollmacht ergehen läßt, gehorsam nachkommt, d. h. ihr mit der Tat des Glaubens entspricht, der zugleich die fundamentale Umkehr des Geschöpfes zum Schöpfer zum Inhalt hat, der wird auch am Leben der kommenden Welt Anteil erhalten, das in Jesu Person in einer heilsgeschichtlich nicht mehr überbietbaren Dichte schon nahegekommen ist. Die mit der Person Jesu gewährte Nähe Gottes ist zugleich der eigentliche Grund für den radikalen Ernst, mit welchem Jesus die glaubende Umkehr des Menschen um jeden erdenklichen Preis fordert. Fortan ist der Sinn eines Jüngerlebens, und d. h. für das Evangelium eines wahren Christendaseins nur noch dieser eine: Wer vom Wort des Heiles getroffen wird, hat alles daran zu setzen und u. U. auch dran zu geben, was ihn daran hindern könnte, gemäß den Weisungen Jesu und seinem Angebot entsprechend Gott zur alleinigen Mitte der eigenen Existenz werden zu lassen. Der Prozeß der Verwandlung geschieht konkret durch das Einhalten der göttlichen Gebote, und zwar in der durch Jesus radikalisierten Auslegung. Sie sind ab sofort die allein noch gültigen Direktiven bei der Ausrichtung des gesamten Lebens mit all seinen Bezügen auf Gott hin, und zwar auf ihn allein. Mit dieser Skizze ist die Theozentrik als A und O des ganzen christlichen Lebens von Jesus selbst vorgegeben. Und davon weichen die Christuszeugen der apostolischen Zeit nicht ab. Im vollen Einklang mit dem jesuanischen Ansatz bestimmt so der Apostel Paulus in seiner Auslegung der Christusbotschaft das Ziel der ganzen Heilsgeschichte ebenso theozentrisch, wenn er in 1 Kor 15,28 schreibt: „Wenn ihm (= dem Sohn) dann alles unterworfen ist, wird auch er, der Sohn, sich dem unterwerfen, der ihm alles unterworfen hat, damit Gott herrscht über alles und in allem.“

In Übereinstimmung mit einem anderen, inhaltlich der Aussage von 1 Kor 15 ganz und gar verwandten Zeugnis der apostolischen Zeit, dem 1. Petrusbrief,

sagt die RB, es sei das Herzensanliegen jedes Mönches, daß Gott in allem verherrlicht werde (vgl. 1 Petr 4,11 und RB 57,9).

Der Weg zu diesem Ziel, das – weitab von jeder heilsindividualistischen Verengung – die Vollendung der ganzen Schöpfung in der bleibenden Daseinsform des neuen Himmels und der neuen Erde einschließen wird, ist die Teilhabe an Jesu Schicksal. Sein Weg, der sich zutiefst nur als totale Unterordnung unter das Herrentum Gottes in der Gestalt seiner oft schmerzlich überraschenden Verfügungen begreifen läßt, ist das einzig gültige Modell für die das eigene Heil einschließende Rückkehr des Geschöpfes zu Gott, seinem Schöpfer und Herrn, der in alledem zugleich der geliebte Vater schlechthin ist. Nach dem Zeugnis des Evangeliums steht die Einübung in das bereitwillige Annehmen des von Gott verfügten Schicksals im Mittelpunkt des Glaubensweges Jesu. Er schließt vor allem das Kreuz in all seinen Spielarten bis hin zum blutigen Ende ein. Dabei läßt das Evangelium keinen Zweifel daran, daß ein Jünger nichts anderes zu erwarten hat als die abgewandelte Wiederholung dessen, was Jesus von Gott her widerfahren ist. In alledem bezeugt die Jesusbotschaft ein rücksichtsloses Vertrauen Jesu in die Treue Gottes, seines Vaters. Sie läßt ihn aushalten und gibt ihm die Kraft, bereitwillig auf jede neue Überraschung einzugehen, die ihm der Vater zumutet. Jesus ist zutiefst davon überzeugt, daß darin der wahre Gott sein Herrentum bekundet, und er sieht in solchen Proben die von Gott gewährte Chance, in die restlose Verfügbarkeit für Gott hineinzuwachsen.

Weil die RB nichts anderes zu sein bestimmt ist als die Übersetzung des Evangeliums auf den Alltag der Mönche, steht von vornherein zu erwarten, daß sie sich die zentrale Sicht des Evangeliums in der zuvor skizzierten Art voll und ganz zueigen gemacht hat. Das trifft in der Tat zu. Alle Anforderungen der RB an den Mönch weisen in die gleiche Richtung. So wird z. B. jeder Mönch von Anfang an nur auf dieses Eine hingewiesen, dementsprechend geprüft und ständig aufs neue dem Ziel zugeführt. Die Nagelprobe lautet: Sucht einer wirklich Gott, und zwar den Gott Jesu nach dem Maßstab des Evangeliums? (vgl. RB 58,7f). Da eine Mönchsregel nichts von nur globalen, aber letztlich unscharf bleibenden Zielbestimmungen hält, die der hinreichenden Verdeutlichung entbehren und den tatkräftigen Vollzug eher hindern als fördern, so fügt die RB a.a.O. drei grundlegende Konkretisierungen an. Sie lauten: 1. Eifer für den Gottesdienst – 2. Eifer für den Gehorsam – 3. Eifer bzw. Bereitschaft, die Mühsal des Weges zu Gott, vorab in der Gestalt des klösterlichen Alltages zu übernehmen. Auch wenn wir im Folgenden nicht mehr alle drei zentralen Konkretionen anhand von Zeugnissen aus der RB hier entfalten, sei zum Abschluß des ersten Teiles ein Hinweis gestattet, der einen nicht unbedeutenden Impuls der benediktinischen Spiritualität für die Kirche unserer Tage und gewiß auch in der Zukunft einschließt. Ich denke an die Entschlossenheit des Handelns, ohne die der Weg zu Gott sowohl im Sinne Jesu als auch der RB zum schöngeistigen Leerlauf abzugleiten droht.

Wir schließen die Darlegungen des Teiles I mit einer knappen Zwischenbilanz ab, die aber zugleich in die Überlegungen des zweiten Hauptteiles überleiten soll. Bisher hat sich folgende Einsicht eingestellt: Die innere Nähe zum Evangelium Jesu und die mit ihr geschenkte Offenheit für das Ganze samt der unübersehbaren Konzentration, der Theozentrik als Mitte jeder gesunden christlichen Spiritualität, welche die RB auszeichnen, geben diesem documentum spirituale die besondere Fähigkeit, mit Hilfe der für das Evangelium und für die RB gleichermaßen erforderlichen Übersetzung immer neue spirituelle Anregungen zu schenken. Sie vermag unter Beachtung notwendiger Unterschiede im Grunde alle Glieder der Kirche Jesu zu bereichern, auch jene, die zwar keiner Mönchsgemeinschaft in der Kirche angehören, die aber deshalb genauso dem gleichen Evangelium Christi als dem von Gott den Menschen gewährten Weg zum Leben verpflichtet sind.

Auf ein solches Fundament gründend, versuchen wir im Folgenden aus der dem Evangelium und der RB gemeinsamen Theozentrik eine typische Anregung der benediktinischen Spiritualität für den weiteren Weg der Kirche in eine ihr von Gott eröffnete und so von ihm gewährte Zukunft abzuleiten. Dabei sollten wir uns auch stets vor Augen halten, daß jede Zukunft der Kirche eine vorläufige ist, die durch Gott, den Herrn der Geschichte, einmal abgelöst werden wird am Ende der Zeiten. Dann wird die Kirche mit all ihrer Zukunft aufgehoben, d. h. sie endet, aber nicht im Nichts, sondern sie wird verwandelt in das Reich Gottes.

## II. Eine Auswirkung der Theozentrik in der RB: Der Eifer für den „Gottesdienst“

Mag auch zunächst die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit der Anlaß gewesen sein, aus der zitierten Trias des konkreten Gottsuchens nur einen Schwerpunkt hier weiter zu verfolgen, nämlich den Eifer für den „Gottesdienst“, so ist diese Auswahl doch nicht nur eine Verlegenheitslösung. Ihre eigentliche Bedeutung liegt für mich auch nicht in der Rücksichtnahme auf den Erwartungshorizont derer, die den Sinn des benediktinischen Lebens oft verkürzt mit dem gemeinsamen, möglichst feierlichen Gottesdienst einfach hin gleichsetzen und deren Auffassung der Referent nicht enttäuschen wollte. Nein, der Blick auf das Rahmenthema Ihrer Tagung „Kult und Kunst im Geiste Benedikts“ hat die Option ganz von selbst nahegelegt. Immerhin sei hier wenigstens angemerkt, daß auch die beiden anderen Konkretionen der benediktinischen Gottsuche, der Eifer für den Gehorsam und die Bereitschaft zur Übernahme der Lasten des klösterlichen Alltags, auch wenn sie hier nicht mehr weiter erläutert werden, manche sehr wertvollen Impulse für eine so wünschenswerte spirituelle Entwicklung unserer Kirche in der Zukunft beinhalten. Den entscheidenden Anstoß aber, aus der Dreiheit der Konkretionen für eine gelebte Theozentrik nach der RB gerade den Eifer für den „Gottesdienst“ hier zur Sprache zu bringen, hat mir der Untertitel geboten, mit dem dieses Referat im Programm angekündigt ist: „Benediktinische

Spiritualität und die Zukunft der Kirche“. Ich habe nämlich die stille Hoffnung, daß uns ein der Regel allein gemäÙes umfassenderes Verständnis von „Gottesdienst“ u. U. ein wenig aus der augenblicklichen innerkirchlichen Misere einer abnehmenden Kultfähigkeit den Ausweg weisen und eine Hilfe zur Aufarbeitung der Not schenken könnte. Die RB legt bekanntlich den größten Wert darauf zu betonen, daß die Gottsuche mittels des Gottesdienstes ein Dienst für Gott sei; und dieser Akzent steht ohne Zweifel im Widerspruch zu einer recht verbreiteten Erwartung, die ihr Anliegen manchmal auch sehr offen ausspricht: Was gibt mir der Gottesdienst? Was habe ich davon?

Wir beginnen die Darlegung mit der wichtigen Feststellung, daß „Gottesdienst“ im Sinn des Mönchtums und insbesondere nach dem Zeugnis der RB die das ganze Leben prägende Frömmigkeit ist. Der Sinn von „Gottesdienst“ darf deshalb nicht nur auf die gemeinsame Liturgie einer Mönchsgemeinde beschränkt werden. So ist auch der „Eifer für den Gottesdienst“ als Zeugnis ernsthafter Gottsuche natürlich weit mehr als nur die pünktliche und regelmäßige Teilnahme an den festen Gebetszeiten, obgleich auch diese ein unverzichtbarer Teil und ein notwendiger Ausdruck des Eifers ist und deshalb sogar sehr vornehmlich und ausdrücklich hinzugehört. Denn darin bezeugt ein Mönch seine Bereitschaft, mit der Tat Gott in allem den Vorzug zu geben, indem er z. B. seine Arbeit unterbricht und selbst auf Reisen darum bemüht ist, die Gebetszeiten der eigenen Klostersgemeinschaft in etwa gleichzeitig mit den betenden Brüdern daheim einzuhalten. Vor allem bejaht der Mönch mit der Übernahme einer festen Tages- und Lebensordnung, in welcher der Primat Gottes im Alltag auch recht deutlich sichtbar wird, den Totalanspruch seines Schöpfers und Herrn auf das eigene Leben als Geschöpf. Ihm sucht er zudem zu entsprechen durch feste Zeiten des Hörens und des inneren Schweigens bei der Lesung, die einander abwechseln mit Abschnitten des gemeinsamen Betens und Arbeitens und oft genug ausklingen im persönlichen Gebet der Zwiesprache mit Gott, das unter dem Drängen des Heiligen Geistes die stille Glut einer großen Liebe darstellt.

Es scheint geboten, bereits an dieser Stelle der Überlegung mittels einer Zwischenbemerkung im Interesse von tatsächlich wirkungsvollen Impulsen für die realistische Frömmigkeitspraxis von Christen, die im nahenden Übergang vom 2. ins 3. Jahrtausend zu leben haben, ausdrücklich und mit Nachdruck vor einem unüberlegten Kopieren der monastischen Ordnung zu warnen. Eine derartige Praxis würde ganz gewiß nicht nur sehr schnell wegen unmöglicher Überforderung enden, sondern sich bei vielen auch in eine völlige Ablehnung des eigentlich Gemeinten verkehren. Und dies wäre in der Tat der schlimmste Schaden. Nein, die Lebensbedingungen im beruflichen Alltag und der gewandelte Zeitenrhythmus insgesamt sind nun einmal Faktoren einer geschichtlich verstandenen Schöpfungsordnung und so auch ein wahrer Ausdruck des göttlichen Wollens, das man ungestraft nicht einfach ignorieren kann. Auch die heutigen Mönche sind verpflichtet, bei Wahrung des eigentlichen Grundanliegens der RB in der Gestaltung der eigenen innerklosterli-

chen Ordnung solchen Veränderungen in einem verantwortbaren Ausmaß Rechnung zu tragen, und sie praktizieren das als ihren Gehorsam gegen Gott, den Herrn der Geschichte, und das auch ganz und gar im Sinne der RB und ihres Fundamentes, der Heiligen Schrift. Von dieser situationsgerechten Unterscheidung ist freilich die unverzichtbare Anregung nicht nur nicht betroffen, sondern wird in ihrem ganzen Ernst offenkundig. Diese lautet: Kein Glaubender kann den Primat Gottes ohne feste Gebetsordnung in einer den eigenen Lebensbedingungen durchaus sinnvoll angepaßten Weise praktisch üben und so erst wahrhaft leben. Das ist ein Impuls, auf den eigentlich kein Christ verzichten kann, wenn er sich nicht selbst als einen solchen, dem Gott alles in allem zu sein durch das Evangelium aufgetragen ist, preisgeben will. Denn ohne den lebendigen Kontakt mit Gott, und einen solchen auch mit der entsprechenden Regelmäßigkeit geübt, gibt es keine Frömmigkeit, die im Hinblick auf Gott, den Vater unseres Herrn Jesus Christus, die Beziehung der pietas zum Ausdruck bringen würde. Wie schon einmal kurz erwähnt, erscheint es derzeit immer noch sehr aktuell, darauf besonders nachdrücklich hinzuweisen. Die Kirche ist zu allen Zeiten bestimmungsgemäß die Gemeinde des Gebetes, und es ist ihr Auftrag in Gegenwart und Zukunft, auf diese Lebensäußerung aufrichtigen Gottsuchens im Alltag bedacht zu sein. Mit dem Primat des Gottesdienstes um seiner selbst willen unterstützt die benediktinische Spiritualität aber nicht nur eine zentrale Seite in der Sendung der ganzen Kirche, sondern sie widerspricht zugleich einer nicht mehr vereinzelt und so nur seltenen Auffassung, die auch im Hinblick auf den Kult bloß nach dem subjektiven Nutzen fragt: Was habe ich vom Gottesdienst? Was gibt er mir? Dahinter verbirgt sich eine nicht ungefährliche Verwechslung oder doch zumindest eine recht bedrohliche Verlagerung in der Wertigkeit. Der Dienst für Gott wird primär nur noch nach dem persönlichen Sentiment gewertet. Deshalb fällt der Kirche in der Gegenwart und für die nahe Zukunft die Aufgabe zu, vielleicht auch neu angeregt durch Impulse der benediktinischen Spiritualität, am Primat Gottes um seiner selbst nicht nur festzuhalten, sondern nach dem Wegfall einer u. U. sogar ungenügenden, wenn nicht falschen Selbstverständlichkeit den Kern des ganzen Evangeliums Jesu neu zu begründen. Sie muß in ihrer Verkündigung aufzeigen, daß ein gesammeltes Stehen oder Knien vor Gott zuerst und vor allem der Ausdruck von Verehrung und Ehrfurcht sind, die wir Gott, dem Schöpfer, als Geschöpfe wahrhaft schulden. Man sollte in solchem Zusammenhang nicht nur nicht verschweigen, sondern es ganz offen sagen, daß eine würdige Gottesverehrung auch dann, ja vielleicht sogar dann erst recht sinnvoll ist oder es doch zumindest sehr wohl sein kann, wenn ich dabei als Beter einmal subjektiv kaum mehr auf meine Kosten komme. Damit wird das Verlangen nach einer Erfüllung der eigenen religiösen Gefühle mittels bestätigender Erfahrungen zwar nicht gänzlich abgelehnt, aber immerhin in die gebührenden Schranken verwiesen. Wenn sich daher ein solches Erfahren Gottes im emotionalen Bereich nur partiell oder zu Zeiten auch gar nicht einstellt, wird gerade im Festhalten am treuen Stehen vor Gott die Liebe zu ihm nur noch geläutert.

Gerade weil es einerseits diese Werthaftigkeit aus dem recht verstandenen Primat Gottes heraus so nachdrücklich zur Geltung zu bringen gilt, darf man zum anderen ebenso wenig übersehen, daß die RB auch auf dem Gebiet der Frömmigkeit jeden Rigorismus von sich weist. Sie weiß z. B. um die große Entfernung zwischen Gotteshaus und Arbeitsplatz bei bestimmten Tätigkeiten außerhalb des Klosters (vgl. c 50). In solcher Lage sollen die betroffenen Mönche auch ohne die sichtbare Einordnung in die Schar der betenden Brüder die festen Gebetszeiten einhalten, indem sie möglichst zur gleichen Zeit auswärts beten. Die RB kennt Verkürzungen des gemeinsamen Gebetes aufgrund des Wechsels in den Jahreszeiten oder ebenso dann, wenn durch menschliches Versagen sich der Tagesbeginn des Klosters verzögert hat, weil man nicht rechtzeitig geweckt worden ist. So offenbart sich in diesen und in anderen Weisungen der RB für den Gottesdienst zugleich die ihr eigene geistliche Kunst des klugen Maßhaltens. Sie ist für die benediktinische Lebensordnung gewiß signifikant und aus ihren segensreichen Wirkungen vermag auch die Kirche in der Zukunft noch manchen Nutzen zu ziehen.

Es wurde schon zu Eingang des zweiten Teiles darauf hingewiesen, daß es der RB widerspricht, wenn man ihre Auffassung von Frömmigkeit als Ausdruck der konsequenten Gottsuche einfachhin mit der Treue zur liturgischen Feier der festen Gebetszeiten gleichsetzen wollte. Wer so urteilt, verkennt bestimmt den Ernst, mit welchem nach Benedikt ein Leben nach dem Primat Gottes gestaltet werden muß. Zwar gilt dieser kritische Hinweis zunächst einmal uns Mönchen selber, aber die Erfahrung bestätigt es, daß eine entsprechende Ergänzung auch für alle Glaubenden und deren Frömmigkeit als Ausdruck ihrer Liebe zu Gott dringlich ist. Denn soll der gemeinsame Gottesdienst heute und in der Zukunft das sein, was er seiner Bestimmung gemäß immer bleiben muß, dann bedarf er unbedingt des persönlichen Gebetes als des Ausdrucks der Hinwendung des eigenen Herzens zu Gott. Ohne eine solche ist jede offizielle Liturgie durch einen drohenden Leerlauf aufs höchste gefährdet, und die Bedrohung gilt auch dann, wenn dabei nach dem Augenschein ein hoher Grad an Feierlichkeit gewahrt wird. Jeder gemeinsame Gottesdienst bedarf der regelmäßigen und intensiven persönlichen Vorbereitung, z. B. durch ein Studium der Psalmen, der übrigen Gebetstexte sowie der Lesungen. Das Bemühen muß vornehmlich auf die innere geistliche Aneignung abzielen. Es gilt, mit den Texten des gemeinschaftlichen Betens vertraut zu werden und möglichst mit deren Inhalten innerlich ganz zusammenzuwachsen. Beim einzelnen Beter wird nämlich erfahrungsgemäß im Augenblick des gemeinsamen Vollzugs von festen Texten in aller Regel nur soviel wieder lebendig als er sich zuvor darauf persönlich schon eingestimmt hat. Diese unersetzlich notwendige Einstimmung geschieht unter anderem mittels der regelmäßig geübten *lectio divina* in all ihren verschiedenen Formen. Wer Gott ernsthaft sucht, bedarf ferner unbedingt der festen Freiräume. Der Ablauf des Tages im Leben der Mönche muß im Gehorsam gegen die RB gerade auch darauf sehr bedacht sein. Deshalb kennt die Mönchsüberlieferung feste

Zeiten für das innere Schweigen, und zwar ganz besonders intensiv in den Stunden der Nacht. Nur als Anmerkung sei hier auf die Bedrohung hingewiesen, die uns alle von seiten der Medien anfiicht. Ohne den vom eigenen Gewissen kontrollierten Umgang mit ihnen – und das schließt auch den Verzicht ein – werden wir die inneren Freiräume vollends verlieren. Die beklagte Kultunfähigkeit ist wenigstens z. T. auch eine Folge der Reizüberflutung. Ihr kann man deshalb nur mit einer entsprechend gegenläufigen Praxis abhelfen. Darin ist unverzichtbar die Askese mit gemeint.

Der monastische Alltag wird ferner von bestimmten Schwerpunkten im Ablauf des Kirchenjahres sehr nachdrücklich geprägt. So ist die RB ein Zeuge für die unersetzliche Bedeutung der österlichen Bußzeit, in der alles andere, z. B. auch das Arbeitspensum, mit Bedacht eingeschränkt wird. Denn ohne einen wirklichen Verzicht, ohne ein bewußtes Sichzurücknehmen in der Verfolgung eigener Pläne und Vorhaben ist der Primat Gottes im Alltag auf Dauer nicht lebbar. Deshalb müssen auch wir Mönche uns immer wieder redlich prüfen und wohl auch von anderen fragen lassen, ob wir nicht längst zu sehr der Maxime von Erfolg und Leistung einen unerlaubten Tribut entrichten. Wie ernst es die RB gerade diesbezüglich meint, zeigen ihre mahnenden Worte für den Abt. Ihm wird die Verpflichtung mit Sätzen aus der Bergpredigt eingeschärft. Er habe alles so zu ordnen, daß die Sorge um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, also der Primat Gottes, unbedingt eingehalten wird, und zwar in allen Lebensbereichen und Lebensäußerungen des Klosters und seiner Mönche (vgl. RB 2,33–36).

Bei alledem bewahrt sich die RB zugleich einen ganz erstaunlichen Realismus. Wer zu spät kommt, soll z. B. den Gottesdienst nicht ganz versäumen, sondern mit der entsprechenden Ehrfurcht für das Versäumnis sogleich vor allen Genugtuung leisten. Benedikt weiß auch sehr wohl um die Grenzen der „Mündigkeit“ und kennt deren oftmalige Überforderung gerade in der Routine des gewöhnlichen Alltags. Deshalb soll es z. B. während der Zeiten, die für die Lesung bestimmt sind, nicht an der erforderlichen Aufsicht fehlen. Und weil erfahrungsgemäß auch nicht jeder Mönch die gleiche Fähigkeit zur intensiven geistlichen Beschäftigung besitzt – wir würden heute vielleicht zutreffend sagen: eine nicht gleich groß entfaltete religiöse Anlage –, hält es die RB u. U. für besser, die Zeit mit körperlicher Arbeit auszufüllen statt sie mit bloßem Nichtstun einfach zu vergeuden. Das soll auch für den Sonntag gelten; d. h. aber dann unter Absehen von einer allzu engen Auslegung des sogenannten 3. Kirchengebotes, wie wir heute sagen müßten. Wie sehr die Lebensordnung der RB darauf bedacht ist, den einzelnen mit ihren unterschiedlichen geistlichen Fähigkeiten in einer möglichst realistischen Nüchternheit gerecht zu werden, ergibt sich aus der nachstehend zitierten Weisung des Kapitel 20 mit besonderer Deutlichkeit. Das Kapitel handelt „Von der Ehrfurcht beim Gebet“. Darin heißt es u. a. im Hinblick auf die Länge und Dauer der Gebetszeiten: „Und wir sollen wissen, daß wir nicht durch die vielen Worte, sondern durch die Reinheit des Herzens und die Tränen der Zerknirschung

Erhörung finden. Deshalb soll das Gebet kurz und rein sein, es sei denn, es werde durch den Antrieb und die Eingebung der göttlichen Gnade verlängert. Doch in der Gemeinschaft soll das Gebet ganz kurz sein; und wenn der Obere das Zeichen gegeben hat, sollen alle zusammen aufstehen.“ Zur Erläuterung sei angemerkt: Die RB setzt, altmonastischem Brauch gemäß, neben dem gemeinsamen Gebet das stille voraus, das in seinem Vollzug dem einzelnen Mönch überlassen war; doch innerhalb des gemeinsamen Gottesdienstes wurde seine Dauer vom Abt bestimmt.

Hält man sich diese und andere jeglichem Rigorismus abholde Bestimmungen der RB in bezug auf die gelebte Frömmigkeit der Mönche vor Augen und bedenkt dazu, wie radikal Benedikt das Pensum des Psalmengebotes von einem Tag auf eine ganze Woche hin ausgedehnt hat, dann dürfte eine differenzierende Anwendung seiner Absicht auch für die Christen im Übergang vom 2. ins 3. Jahrtausend unter den gewiß sehr viel anders gelagerten Voraussetzungen des heutigen Lebensstils möglich sein. Das würde z. B. u. a. zur Folge haben: Um den Primat Gottes auch heute ernsthaft zu leben, wären eine angemessene Häufigkeit, die entsprechende Regelmäßigkeit und nicht zuletzt die Vorbereitung auf das Gebet sowie dessen Weiterführung im gelebten Alltag unerläßliche Elemente für eine realistische Frömmigkeit des Christen. Von ihrer Beachtung dürfte zu einem guten Teil auch der Wiedergewinn unserer Kultfähigkeit abhängen. Zugleich lehrt das Beispiel auch die Notwendigkeit der Kultur; denn es geht dabei auch um eine angemessene, geordnete Pflege von menschlich-geistlichen Grundhaltungen überhaupt.

Die praktische Durchführung wird gewiß im einzelnen mancherlei Abweichungen gebieten, und es ist nicht nur nicht sinnvoll, sondern dem Geist der benediktinischen Überlieferung eher zuwider, wollte man jetzt ins Detail gehende Rezepte als Handlungsanweisungen vortragen. Immerhin ist es auf der Grundlage der RB sehr wohl möglich und auch durchaus sinnvoll und für alle hilfreich, eine Art von Richtungsweisung für die praktische Wegführung anzubieten. Das wache Gewissen heutiger Christen ist dann gewiß imstande, auf diese oder ähnliche Anfragen sich selbst die redliche Antwort zu geben: Bin ich mit meinem gegenwärtig praktizierten Lebensrhythmus noch wirklich in der Lage und so auch bereit, Gott in allem den Vorzug zu geben? – Auch heute soll und darf der Primat Gottes im Alltag seinen Preis kosten; ja das muß er sogar. Daraus ergeben sich dann unwillkürlich eine Reihe weiterer Anfragen: Hüte ich Freiräume für Gott, selbst wenn die heutigen Unterhaltungsangebote bestrebt sind, auch noch den letzten Augenblick zu beanspruchen und auszufüllen? – Wieviel kann ich mir angesichts einer Vielfalt von oft sehr notwendigen gesellschaftlichen Kontakten konkret leisten, damit mein Inneres überhaupt noch und erst recht entsprechend intensiv für Gottes Anspruch geöffnet bleibt? Und noch einmal: Welches Maß an Zeit bin ich bereit dafür einzusetzen, damit mein Gottesbild dem Primat Gottes tatsächlich annähernd gerecht wird, und zwar auch so, daß es meiner Alters- und Reifestufe sowie meinem sonstigen Bildungsgrad entspricht?

Jedes Jahr, das nach dem Abschluß des Vat II inzwischen vergangen ist, lehrt nur noch deutlicher, daß die mit vollem Recht angebotene aktive Beteiligung am Gottesdienst der Gemeinde in Wirklichkeit äußerst anspruchsvoll ist. Nicht zuletzt fordern gerade die reichen Angebote an neuen Texten aus Schrift und Liturgie ein bisher ganz gewiß weithin noch nicht erkanntes Maß von innerer Vorbereitung. Daraus ergeben sich ganz von selbst weitere Anfragen, die man nicht auf die leichte Schulter nehmen sollte, falls einem der Primat Gottes existentiell das bedeutet, was er besagt: Wie ist es z. B. um mein Verhältnis zu den sogenannten geschlossenen Zeiten bestellt? Auch wenn es noch sehr viel an selbstkritischen Anfragen diesbezüglich geben würde, so mag es mit den wenigen Hinweisen sein Bewenden haben; denn um die intendierte Richtung anzudeuten, reichen die genannten Denkanstöße gewiß völlig aus. Hingegen scheint es mir geboten, einen Gesichtspunkt noch explizit zu nennen, nämlich den Hinweis auf das zentrale Motiv für ein konsequentes Leben unter dem Primat Gottes, auch und gerade in einer alle Lebensbereiche umgreifenden Alltagsfrömmigkeit. Im Anschluß an das Doppelgleichnis vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle (vgl. Mt 13,44–46) müßte die positive Motivation lauten: Nur wenn Gott und seine Herrschaft in meinem Leben für mich der Wert aller Werte sind, werde ich auch in einer notwendig in vieler Hinsicht veränderten Praxis trotzdem bereit sein, den Preis zu entrichten, die Freigabe meines Selbst mit seinen vielfältigen, aber den Anspruch Gottes mitunter beeinträchtigenden Interessen. Erst so werde ich Gott dann tatsächlich und recht konkret den Vorzug geben. Und darauf kommt es nach dem Zeugnis des Evangeliums und der RB im Grunde unbedingt an, und zwar für jeden Christen. Denn alle, ob Nonne oder Mönch oder Christ in der Welt, sind der Weisung Jesu verpflichtet, Gott mit ihrer ganzen Liebeskraft ungeteilt anzuhängen (vgl. Mk 12,28–34).

Wie wenig man in solchen Fragen der Frömmigkeitspraxis auf die Fähigkeit verzichten darf, das rechte Maß zu beachten, soll von mir gerade deshalb noch eigens angesprochen werden, weil die RB – im Strom der monastischen Überlieferung stehend – gerade dafür manche erstaunlich aktuelle Hilfe zu bieten vermag. Auch werden gerade die folgenden Anregungen darüber mitentscheiden, ob benediktinische Spiritualität in der Kirche der Zukunft noch lebbar sein kann. Nach Ausweis der Regel hält Benedikt nichts von einem rein quantitativen Denken. Vielmehr hat er sich nachweislich selber über manche, uns sogar sehr zentral anmutende Traditionen hinweggesetzt, so z. B. in puncto Psalmenmaß und im Hinblick auf die damit verbundene Dauer des gemeinsamen Gottesdienstes (vgl. 18,22–25). Sobald eine bestimmte Quantität von der Mehrzahl als Überforderung erlitten wird und daher nur die Freude an Gott erstickt, ist das ein höchst bedeutsames Signal, welches auf eine Gefährdung der gesunden Frömmigkeit aufmerksam machen soll. Der Zusammenhang bietet indes auch Gelegenheit, auf eine andere, wenn auch gegenteilige Gefährdung hinzuweisen, die in der Kirche der Gegenwart mit dem Blick auf die Zukunft nicht ungestraft übersehen werden kann. Ich

meine dies: Die Gefahr, die der wahren Frömmigkeit als Ausdruck der Gottsuche durch ein unkluges Übermaß ganz gewiß droht, wird noch nicht dadurch gebannt, daß ich fortan dem Gegenteil huldige und mein Gottsuchen nach Beliebigkeit und Laune gestalte und einrichte. Vielmehr gilt es sich selbstkritisch unter den richtenden Augen Gottes zu fragen: wie kann ich den Primat Gottes unter den realen Bedingungen meines Lebens aufrichtig und darum auch gebührend ernsthaft leben?

Es wirkt immer wieder überraschend und zugleich entlastend, wenn man feststellen kann, mit welchem Fingerspitzengefühl die RB in den praktischen Fragen die goldene Mitte als die einzig tragfähige Lösung ansteuert und ergreift. So wird dem Abt als dem Interpreten der RB eigens eingeschärft (64,19): „Er achte auf diese und andere Schriftworte von der weisen Mäßigung, der Mutter der Tugenden, und ordne alles so maßvoll an, daß die Starken angezogen und die Schwachen nicht abgeschreckt werden.“ Ja, unter dem Eindruck des Nichtmehrverstehens einer überkommenen Praxis kann Benedikt sogar ganz davon absehen, ein ihm persönlich teures Ideal unbedingt durchsetzen zu wollen (vgl. 40,6f). Vor allem ist die RB davon überzeugt, und sie bekundet es ausdrücklich auch wiederholt, daß jede Regelung durch eine feste Ordnung immer nur die darin freilich unersetzliche Mindestanforderung enthalten kann. Alle Weisungen der RB verstehen sich als eine Art von Anlaufstrecke. Durch eine treue Einübung in den bescheidenen Grenzen des Anfangs soll dem Mönch möglichst bald ein immer mehr sich weitender Raum der Liebe zu Gott aufgehen. Nur auf diese allmähliche Weise wird auch der Primat Gottes im Leben des Mönches zur vollen Geltung kommen.

Das Benediktinerkloster ist bestimmungsgemäß eine Schule für Anfänger im Herrendienst und will gar keine Akademie für einen asketischen Hochleistungssport sein, eher noch ein Sanatorium für Menschen, die von einer Vielzahl seelischer Gebrechen gezeichnet sind, die aber darunter leiden und darum auf dem aufgezeigten Weg der RB Heilung suchen. Sobald der einzelne in der Liebe zu Gott durch sein treues Leben in der brüderlichen Gemeinschaft entsprechend gefestigt ist, wird es ihm nach Kapitel 1 der RB u. U. anheimgestellt, das Gottsuchen mit ganzem Herzen auch im Einzelkampf als Anachoret zu üben (vgl. 1,3–5). Dieser dynamische Ausblick kommt noch ausführlicher am Ende des Kapitel 7 der RB zur Sprache. Der Text darf mit Recht als das Herzstück der Unterweisung für das Voranschreiten auf dem Wege zu Gott angesehen werden. Darin kommt auch das Wirken des Heiligen Geistes gebührend zu Wort, denn zuerst und zuletzt vollzieht sich alles Gottsuchen unter seiner verwandelnden Macht: „Hat nun der Mönch alle diese Stufen der Demut erstiegen, dann gelangt er bald zu jener Gottesliebe, die vollkommen ist und die Furcht vertreibt. In der Kraft dieser Liebe beginnt er, alle Vorschriften, die er bisher nur aus Angst beobachtete, jetzt ohne Mühe, infolge der Gewöhnung wie von selbst zu erfüllen, nicht mehr aus Furcht vor der Hölle, sondern aus Liebe zu Christus, und weil das Gute ihm

zur Gewohnheit, die Tugend zur Freude geworden ist. Diesen Zustand der Vollendung wird der Herr durch den Heiligen Geist huldvoll an seinem Arbeiter offenbar machen, der frei geworden ist von Fehlern und Sünden.“

Es ist unschwer einzusehen, daß und wie sehr gerade eine derartige geistlich dynamische Sicht für die Kirche als ganze und für den einzelnen Christen befreiend wirkt. Indem sie allen Kirchengeboten und sonstigen Weisungen der kirchlichen Autorität, insbesondere solchen disziplinärer Art, die darin unersetzliche Funktion eines Korsettes zuweist, verschweigt sie nicht deren Notwendigkeit, sondern wird gerade durch die Angabe des wahren Stellenwertes im Sinne der untersten Grenze zur ständigen Herausforderung, zu einem Appell an die Großmut, zum Werben um das Magis als Antwort liebenden Dankens auf die zuvorkommende Liebe Gottes. Im Grunde beginnt erst so das Abenteuer einer wachsenden und nach und nach zur vollen Reife gelangenden Gottesliebe, die auch den gültigen und bleibenden Kern des Eifers für den Gottesdienst in aller Gottsuche bildet. Der Ausblick auf dieses Ziel ist allen Gliedern der Kirche schon immer angeboten. Er gewinnt aber in der Gegenwart und für eine absehbare Zukunft besondere Aktualität und Dringlichkeit. Er könnte uns nämlich wieder anspornen, die Mühsal des Anfangs, die aber eine durchaus notwendige ist, nicht zu scheuen. Wenn nicht vieles trägt, werden manche von uns gerade durch die Härte des Anfangs abgeschreckt und so von einem konsequenten Gottsuchen abgehalten. Nachwirkungen von früheren unzulässigen Übertreibungen hindern so manchen, den zunächst einmal notwendigen Preis eines echten Ringens auf dem Wege zu Gott zu entrichten. Aber sagen wir es offen heraus: Ohne das grundlegende Sich-Mühen und ein folgerichtiges Sich-Einüben, und zwar auch mittels einer festen Ordnung, wird es weder für Nonnen und Mönche noch für die Gläubigen insgesamt den ersehnten Durchbruch zu der vom Heiligen Geist gewährten Freiheit eines Christenmenschen, die eine Frucht der reifenden Gottesliebe ist, geben. Daß in dem Bereich Ordnung und Freiheit mittels fester Weisungen derzeit noch mancherlei Mißverständnisse als Folge einer früher nicht weniger einseitigen und für das Wachstum der reifenden Liebe zu wenig offenen juristisch-kasuistischen Praxis verbreitet sind, die den Umgang mit den positiven Weisungen der Kirche vielen bis zur Stunde erschweren, ist eine schmerzliche Hypothek. Deshalb wird man die Anregungen des Mönchtums gar nicht leicht überschätzen; denn sie zeigen den rechten Stellenwert und die wahrhaft hinreichende Motivation für Askese und Ordnung als Bereitung des Bodens, der eine Liebe zu Gott aus ganzem Herzen und mit allen Kräften erhoffen läßt. Mit der redlichen Betonung der Mühsal des Anfangs und dem ebenso aufrichtig erfahrenen Ausblick Benedikts auf die sich dann weitende Liebe wird es jedem Jünger Christi auch in unseren Tagen gelingen, jenen Preis zu entrichten, den der Primat Gottes im eigenen Leben kostet. Dieser Preis ist im Grunde identisch mit einer als lebensnotwendig erkannten Treue im Alltag. Sie ist zugleich ein Werdevorgang, der durch ein ganzes Leben hindurch andauern darf und muß.

Ich komme zum Abschluß: Unser Thema galt möglichen geistlichen Anregungen, welche die RB der Kirche insbesondere in der nahen Zukunft zu schenken vermag. Will man aber nicht einfach im Namen der Zukunft, die noch aussteht, die Augen vor der Gegenwart verschließen und dann sehr wahrscheinlich auch in der Zukunft keine wirkliche Hilfestellung anbieten können, so gilt es abschließend auf eine bedrohliche Entwicklung hinzuweisen, deren Ernst gerade im Licht des Evangeliums Jesu und seiner Auslegung durch die RB voll zutage tritt. Wird sie nicht als solche erkannt und ihre Überwindung in Angriff genommen, dann sind alle übrigen zuvor ausgesprochenen oder doch angedeuteten Impulse der benediktinischen Spiritualität für die Zukunft der Kirche von vornherein nur sehr fragwürdig in ihrer gewünschten Auswirkung.

Wir sollten daher vor allem nüchtern und vor uns selbst redlich bleiben. Wie die ganze Kirche Jesu, so ist auch ihr Mönchtum immer der realen Gefährdung ausgesetzt, das Ziel der Berufung, die Gottsuche mit ganzem Herzen, durch mangelnden Ernst zu verraten. Die Geschichte des Benediktinerordens mit einer Dauer von mehr als 14 Jahrhunderten ist voll von solchen schmerzlichen Erfahrungen. Deshalb sollte das konsequente Voranschreiten in die Zukunft unter der Führung des Evangeliums stets und so auch heute die Züge der Herausforderung zur Reform erkennen lassen. Das ist im Grunde auch nicht verwunderlich. Denn alle Glaubenden, die Nonnen und Mönche in der Kirche nicht anders als die übrigen Glieder am einen Leibe Christi, sind noch unterwegs. Keiner von uns hat das Endziel seiner Bestimmung durch Gott schon vollends erreicht. Es wäre in der Tat der folgenschwerste Irrtum, wenn wir das Christsein, sei es im Kloster, sei es außerhalb des Ordens, einfachhin mit der Vollendung des Gottesreiches gleichsetzen wollten. Nein, jegliches reales Christenleben ist ein kirchliches, und so ist ihm das Merkmal des Immer-noch-Unterwegsseins eigen. Es schließt deshalb die Bereitschaft ein, auch mit dem Staub der Jahrhunderte beladen, weiterzuwandern, und trotzdem gleichzeitig immer neu aufzubrechen, weil Gottes Liebe in Jesus Christus uns dazu durch den Heiligen Geist ermutigt.

Mitten in solch einem redlichen Bemühen machen dann auch alle Christen gemeinsam eine paradoxe Erfahrung. Sie läßt sich wie folgt benennen: Je näher Menschen im Glauben dem wahren Gott kommen, desto schmerzlicher empfinden sie den abgrundtiefen Abstand, der Gott und sein im letzten immer noch sündiges Geschöpf voneinander trennt. Unter dem vielgestaltigen Leid während dieser Weltzeit müßte der Schmerz darüber eigentlich doch der aufwühlendste sein. Und er kann in der Tat zur gefährlichsten Bedrohung gerade für die ernsthaft gelebte christliche Existenz werden. Solch eine Anfechtung kann nur in Gemeinschaft mit Jesus, dem Zeugen für die unverbrüchliche Treue Gottes bestanden werden. Zugleich müssen wir uns bewußt bleiben, daß Erfahrungen der letztgenannten Art ganz gewiß zu keiner Zeit an der Oberfläche des Lebens angesiedelt gewesen sind und daß sie weder im heutigen Mönchtum – und ich sage dazu sehr nachdrücklich: leider – noch in

der Kirche überhaupt zur Tagesordnung gehören. Vielleicht wäre der hl. Benedikt, der große Gotteszeuge, für uns Heutige darin sogar das besondere Vorbild, das uns anspornt, damit wir, die wir unter der erschreckenden Gottesferne am Ende des 2. christlichen Jahrtausends noch nicht einmal wirklich leiden, u. U. sogar damit noch kokettieren, zunächst einmal anfangen, darunter aufrichtig zu leiden, daß uns, den Gottsuchern auf dem Weg Jesu Christi, der echte Schmerz der Gottesferne so fremd geworden ist.

## Der Auftrag der geistlichen Führung

### *Überlegungen zur Praxis geistlicher Führung in unseren Gemeinschaften*

Von Athanasius Polag OSB, Trier\*

#### Vorbemerkung

Mit großen Bedenken spreche ich zu Ihnen über dieses Thema. Mir ist bewußt, daß der hl. Benedikt über den Abt sagt: „Es könnte sein, daß er anderen predigt, selbst aber verworfen wird“ (Regula Benedicti, Kap. 2,13 nach 1 Kor 9,27). Verstehen Sie bitte meine Worte als meinen Beitrag zum brüderlichen Gedankenaustausch dieser Tagung.

Über die theologische Grundlegung geistlicher Führung brauche ich hier nichts zu sagen. Dazu sei verwiesen auf den jüngst erschienenen Artikel von Abt Anselm Schulz (Auftrag und Verantwortung des Obern für das geistliche Leben in der Gemeinschaft, in: Ordens-Korrespondenz 22 [1981] S. 121–143).

Es ist notwendig, in diesem Vortrag konkret zu werden. Damit begeben Sie mich in die Gefahrenzone der Mißverständlichkeit. Es ist nämlich nicht leicht, konkrete Maßnahmen mit wenigen Worten zu beschreiben. Bei allen Verhaltensweisen des Obern, die ich erwähne, setze ich voraus, daß Maß, Intensität und Einzelheiten der Gestaltung von den beteiligten Menschen her abgeleitet werden. – Ich mußte einige wenige Gesichtspunkte auswählen; daher kann der Eindruck der Unvollständigkeit oder Einseitigkeit kaum vermieden werden. – Im Blick ist die überschaubare Gemeinschaft. Für uns Mönche steht sie etwas im Vordergrund. Für die Gemeinschaften, die nach Provinzen verfaßt sind, läßt sich gewiß leicht das eine auf den Provinzial, das andere auf den Hausobern anwenden.

Der Vortrag ist gegliedert nach drei Ebenen, auf denen geistliche Führung wirken kann: das persönliche Leben des einzelnen, das interne brüderschaftliche Leben der Gemeinschaft, das Wirken der Gemeinschaft in der Kirche und in der Gesellschaft. Vorausgeschickt wird eine Bemerkung zur Situation.

---

\* Der nachstehende Beitrag ist ein einführendes Referat des Verfassers zur Thematik der diesjährigen Mitgliederversammlung der VDO „Geistliche Führung“ am 30. Juni 1980 in Würzburg.

## I. Die Situation

Es ist eine Vielzahl von Faktoren, die in unseren Gemeinschaften das geistliche Leben hemmen oder fördern. Trotz der Vielgestaltigkeit der Voraussetzungen und Ausprägungen läßt sich Gemeinsames hinsichtlich der geistlichen Atmosphäre feststellen. Zum Beispiel müssen wir alle uns mit einer bestimmten Spannung auseinandersetzen: Es gibt einerseits ein breites Angebot sehr verschiedener Formen der Anregung des geistlichen Lebens; die Arbeitsverhältnisse, in denen die einzelnen Brüder stehen, oder die Umstände des Dienstes lassen aber andererseits nur wenig Raum, darauf einzugehen.

### 1. Die geistliche Situation in den Orden wird von den Fünfzigern geprägt

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf einen nicht sehr beachteten Umstand hinweisen: Die Brüder, die altersmäßig in den Fünfzigern stehen, bilden einen bedeutenden Teil der Gemeinschaften. Sie stellen auf Grund ihres tatsächlichen Einflusses auf das Leben der Gemeinschaft das Gros derer, die prägend sind für das, was wir geistliche Atmosphäre nennen.

Wer sich mit der Praxis geistlicher Führung beschäftigt, müßte sich mit diesen Männern besonders befassen. Nach ihrem Lebensalter haben sie die Mitte ihres Lebens und Wirkens als Erwachsene hinter sich und stehen im dritten Abschnitt des erwachsenen Lebens oder mindestens an dessen Beginn. Sie müssen sich fragen, wie sie mit den ihnen noch zur Verfügung stehenden Jahren dem Auftrag des Herrn gerecht werden und wie sie die Ansätze ihres Lebens zur Reifung bringen können, bevor das Alter beginnt. Sie haben also eine für ihr Lebensalter spezifische geistliche Frage. Und damit auch eine ganz spezifische Angst. Daher wird die Frage nach dem Sinn des Einsatzes häufig von neuem gestellt, ohne daß damit das Empfinden verbunden ist, man könnte noch manche andere Wege gehen.

Sie sind in ihrem Einsatzfeld in der Regel erfahren. Große Entdeckungen auf diesem Feld gibt es für sie nicht mehr. Sie setzen sich zwar gern mit neuen Erscheinungen, auch mit neuen pastoralen Methoden oder pädagogischen Praktiken auseinander, aber immer im Rückbezug auf die Erfahrung, die sie gemacht haben.

Auch hinsichtlich des Gemeinschaftslebens haben sie ihren Stil gefunden. Sie haben ihren Freundeskreis innerhalb des Ordens und auch außerhalb. Und sie machen die Erfahrung, daß es nicht leicht ist, in diesem Alter noch neue Freundschaften zu schließen, die in die Tiefe gehen.

Für die Fünfziger von heute kann man noch einiges hinzufügen. Sie haben bis etwa 1950 Abitur gemacht. Sie haben also den verheißungsvollen Ansatz kirchlichen Lebens nach dem Kriege miterlebt. Auf diesem Hintergrund betrachtet, stellt die heutige Situation der Kirche in Deutschland besondere Anforderungen an die Kraft der Hoffnung.

Ihre theologische Ausbildung erhielten sie noch in der neuscholastischen Art. Sie können daher ziemlich klar das Ausmaß der Veränderung in der Theologie ermessen, fühlen sich aber bisweilen in der neueren Theologie doch nicht recht zu Hause. Oder aber es kann vorkommen, daß sie dem Übereifer und der Horizontverengung des Neubekehrten verfallen.

Im Zusammenhang unseres Themas liegt die Frage nahe: Was fangen die Männer in den Fünzigern mit einem Oberen an? Welche Erwartungen haben sie an ihn? – Sie erwarten vom Oberen, daß die Gemeinschaft lebt und am Leben bleibt. Sie erwarten daher von ihm, daß er sich um Nachwuchs kümmert und um die Ausbildung der jüngeren Brüder, so daß jemand da ist, an den sie ihren Dienst einmal übergeben können, wenn es Zeit ist. Sie freuen sich, wenn sie mit jüngeren Brüdern zusammenarbeiten und ihre Erfahrungen austauschen können. Sie sind Männer, die geistliche Führung für die Gemeinschaft prinzipiell bejahen, aber selbst auf Grund ihrer breiten Lebenserfahrung eher zurückhaltend sind, einzelne Impulse, die vom Oberen ausgehen, auf sich zu beziehen.

Wenn ich nun auf Einzelheiten der Praxis geistlicher Leitung eingehe, denke ich besonders an diese Altersgruppe in den Gemeinschaften, weil sie für den geistlichen Weg der Gemeinschaft als ganzer große Bedeutung hat.

## II. Der Dienst am einzelnen Bruder

Es ist die Aufgabe der geistlichen Leitung, Hilfen zu geben, daß der Weg des einzelnen wie der Gemeinschaft sich am Evangelium ausrichtet. Dazu müssen die Zielvorstellungen lebendig bleiben, auch wenn diese Ziele in dieser Weltzeit uns nicht erreichbar sind. Gerade darin erfahren wir uns als Volk Gottes unterwegs. Und doch ist es notwendig, daß wir unterwegs bleiben.

Die entscheidende Frage ist, ob der einzelne sich persönlich vom Oberen etwas sagen läßt und in der Lage ist, einen Zuspruch auch im Bereich des inneren Menschen als Impuls und Wegweisung anzunehmen.

### 2. Die Kraft des Evangeliums muß Festlegungen lösen

Es kann in einer Gemeinschaft vorkommen, daß das Wort des Oberen nicht mehr als Anfrage an den eigenen Weg verstanden wird, sondern daß der Grundverdacht herrschend ist, es sei ein Zeichen geistlicher Unmündigkeit, sich etwas sagen zu lassen. Dann drängt man die Führung in den Bereich der Ordnung und Administration ab. Dort kann zwar der Obere auch noch Anwalt des Evangeliums sein, aber tatsächlich kann er den Auftrag geistlicher Leitung nur noch beschränkt ausüben. Es muß sich dabei nicht um eine Ablehnung von Autorität handeln. Wenn Brüder in der Art ihres Lebens, in ihren Verhaltensweisen und in den Formen des Glaubenslebens festgelegt sind, können sie leicht unbewußt den Dienst der Leitung auf das Administrative beschränken. Man erwartet vom Oberen die Erledigung vieler Dinge,

aber im eigentlichen nicht eine Anregung für das persönliche Leben nach dem Evangelium. Man erwartet es nicht, weil man es in einem normalen Alltag nicht zu brauchen glaubt. In Fällen des Konfliktes oder der Krise ist er angefragt. Und damit wird er zu einer Art geistlicher Feuerwehr. Es handelt sich dann um eine Feuerwehr für eine fest eingerichtete kleine Stadt, aber nicht für Israel, das unterwegs ist.

Wie kann man Festlegungen überwinden? Das Bewährteste ist sicher, sich im Gespräch auf die Auslegung des Wortes Gottes zu konzentrieren. Der Obere darf keine Hemmungen haben, die Heilige Schrift in Fragen der persönlichen Lebensgestaltung in den Vordergrund zu bringen. Wenn der Obere sich im Gespräch über schwierige Fragen auf juristische, administrative, soziologische und psychologische Gesichtspunkte beschränken läßt, verzichtet er auf die Wirkung des sakramentalen Charakters des Evangeliums.

Wenn nicht zugehört wird, kann man in der Regel raten zuzuhören. Um wahrzunehmen, an welcher Stelle das Evangelium einen Menschen in Bewegung setzen kann, muß man ihn einigermaßen kennen, seine Art zu denken und zu empfinden und das Ausmaß seiner Ängste und Sorgen. Um diese Vertrautheit zu erreichen, braucht man Zeit. Das ist eine der wesentlichen Schwierigkeiten. Denn es gibt in jeder Gemeinschaft Mitglieder, die nicht gleich das sagen können, was etwas von ihrem inneren Menschen zutage treten läßt. Ich weiß nicht, wie man diesen Weg, Vertrauen zu erreichen, abkürzen kann.

Wie kann man einem Bruder, der innerlich nicht mehr unterwegs ist, einen Impuls vermitteln? Natürlich kann man ihn an Exerzitien teilnehmen lassen. Es ist ein bewährtes Instrument, Verkrustungen und Verfestigungen zu lösen. Davon hier einmal abgesehen, scheinen mir noch zwei Möglichkeiten erwähnenswert. Man kann einzelne Ereignisse des Lebens der Kirche oder des Ordens gemeinsam begehen. Es kommt darauf an, mit der ganzen Hausgemeinschaft bei einem solchen Anlaß zu feiern. Über die ansteckende Wirkung kann auch eher zögernden Brüdern ein persönlicher Impuls vermittelt werden. Der Obere sollte gute Ideen aufgreifen, Abwechslung im Gemeinschaftsleben mit bedeutsamen Inhalten verbinden. Weil solches erst auf Dauer wirkt, ist wichtig, daß es vom Thema her eine gewisse Kontinuität gibt. Wenn eine Gemeinschaft nicht gewöhnt ist, solche Ereignisse zu begehen und den gewohnten Tagesablauf deswegen zu verändern, dann muß man natürlich sehr behutsam beginnen und erst einmal ein Instrumentarium entwickeln, wie eine Hausgemeinschaft Freude daran findet, etwas gemeinsam zu unternehmen.

Unangemessen feste Vorstellungen und Verhaltensweisen können auch durch die Lektüre eines Buches gelöst werden. Voraussetzung ist dazu, daß der Obere Zeit hat, durch eigene Lektüre Autoren kennenzulernen. Denn er braucht Bücher, in denen menschliches Leben dargestellt ist, das offen ist für die Botschaft Jesu Christi. Allein auf Besprechungen hin kann er das nicht

entscheiden. Die Schwierigkeit dabei liegt vielleicht nicht so sehr darin, daß der Obere sich Zeit nehmen muß; die Reihe von Erledigungen, die den Alltag eines Oberen füllen, bewirken häufig eine starke Ermüdung, so daß die geistige Auseinandersetzung mit einem Autor nicht mehr aufgenommen wird.

### 3. Bei geistlicher Führung geht es um den Alltag

Weil es beim Leben nach dem Evangelium um konkrete Verhaltensweisen geht, kann sich die Führung einer Gemeinschaft nicht auf die Vermittlung von Zielvorstellungen und Grundsätze des geistlichen Lebens beschränken, sich als Anwalt übergreifender Zusammenhänge verstehen und den einzelnen Bruder in der Bemühung um die Konkretion im Alltag sich selbst überlassen. Es muß dem Oberen darum gehen, Erfahrung zu vermitteln, die sich auf Fragen der Durchführung im geistlichen Leben bezieht.

Es geht dabei immer um eine Art Beratung, in die der Obere nicht nur seine eigenen Ansichten, sondern auch den Erfahrungsschatz des Ordens einbringen sollte. Dazu genügt nicht einfach eine Gesprächsbereitschaft, der Obere muß sich kontinuierlich für die konkreten Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Brüder interessieren. Denn ein Hauptpunkt der Beratung wird immer sein, bestimmte Lebensumstände in ihrer Bedeutsamkeit richtig zu bewerten. Dies so zu tun, daß der Bruder sich nicht bevormundet fühlt, ist sehr schwierig; es verlangt praktisch vom Oberen, daß er nicht aufhört, sich um Bescheidenheit und Reinheit des Herzens zu mühen.

Ein wirkungsvolles Mittel ist der persönliche Brief, wenn er in Zusammenhang mit einem Gespräch steht. Der Bruder kann sich länger mit den Gründen für einen bestimmten Rat befassen; und später kann er leichter auf die Überlegungen zurückgreifen. Es entsteht durch einen Brief mehr Kontinuität in einer persönlichen Beziehung.

### 4. Der Bruder erwartet vom Oberen die Verminderung von Schwierigkeiten

Mancher Obere hat den Eindruck, man wende sich nur dann an ihn, wenn es Schwierigkeiten zu beseitigen gilt. Er hat gewiß recht, ein Übermaß dabei zu beklagen, aber im Grunde ist es natürlich richtig, von ihm zu erwarten, daß er sich mit Schwierigkeiten verschiedenster Art beschäftigt.

In der Praxis ist dabei die Kunst des Verstehens von weitreichender Bedeutung. Viele Menschen haben eine Art Sondersprache, um zum Ausdruck zu bringen, daß sie Probleme haben, bis hin zur Sprache des körperlichen Ausdrucks. Der Obere muß diese Dialekte zu verstehen suchen und braucht eine gewisse Gewandtheit, Äußerungen zu dechiffrieren.

Es gehört wohl zu den unangenehmsten Erfahrungen eines Oberen, daß er Projektionen aushalten muß. Er hat dabei eine wichtige entlastende Funk-

tion für Brüder, die in einer Krise stehen. Daher sollte er sich nicht zu schnell über sogenannte ungerechte Vorwürfe beklagen.

In den Zeiten der Schwäche geistlichen Lebens findet der einzelne eine Stütze an der Gemeinschaft. Er braucht daher Zeichen und Symbole, in denen er sich der Gemeinschaft vergewissern kann. Dazu gehört auch die persönliche Vergewisserung in der Person des Oberen. Der Obere muß daher entschlossen sein, die Gemeinschaft deutlich wahrnehmbar zu vertreten, und zwar ermutigend oder einfordernd. Eine falsche Bescheidenheit, die zur Unerkennbarkeit des Oberen im Kontext einer Gemeinschaft führt, dient nicht unbedingt der Brüderlichkeit. Man könnte das tun, wenn die Gemeinschaft lediglich aus starken Menschen bestünde.

Wenn ich mich frage, worin ich hinsichtlich der Schwierigkeiten den Schwerpunkt geistlicher Führung sehe, muß ich sagen: dem Bruder zu helfen, Selbsttäuschung zu vermeiden.

5. Was nicht getan werden kann, muß vor den Herrn gebracht werden

Vieles kann geistliche Führung nicht bewirken. Daß die Brüder zum Beispiel nicht ihre eigenen Wünsche und Vorstellungen in den Vordergrund treten lassen oder daß sie gern beten, das kann geistliche Führung nicht ausrichten. Vor allem die Entschiedenheit des einzelnen Bruders auf dem Weg des Evangeliums, die so notwendig ist für die geistliche Atmosphäre einer Gemeinschaft, kann der Obere durch kein noch so kluges Vorgehen herbeiführen. Diese Entschiedenheit ist eine Gabe des Geistes.

Es gehört daher zu den wichtigsten Aufgaben der geistlichen Führung, beim Herrn der Gemeinschaft für die Brüder einzustehen in all dem, was nicht bewirkt, sondern nur geschenkt werden kann. Dieser Aufgabe kann ein Oberer nicht mit einem gelegentlichen guten Gedanken entsprechen, sie muß sich schon in einem gewissen Zeitaufwand im Alltag spürbar niederschlagen.

### III. Der Dienst für das Leben der Bruderschaft

Die geistliche Führung darf nicht nur den einzelnen Bruder im Blick haben, sie trägt Verantwortung für die Gemeinschaft als ganze. Diese Verantwortung bezieht sich auf die Gestalt der Gemeinschaft, ihre Ordnung und Lebensverhältnisse, aber im eigentlichen auf ihrem Weg vor Gott, auf ihr geistliches Leben.

Ich möchte zu diesem Thema auf zwei bedeutsame Vorgänge hinweisen, die bis zu einem gewissen Grad in die Verantwortung des Oberen gehören, weil sie von ihm gefördert und beeinflußt werden können.

6. Die Gemeinschaft muß entscheiden, was sie als Tugend betrachtet  
Wie entsteht aus der Spiritualität einzelner, die Christus nachfolgen, die Spiritualität einer Gemeinschaft? Unter anderem dadurch, daß die Mitglieder

der Gemeinschaft in einer anfordernden Lebenssituation gemeinsam eine Erwartung des Herrn an ihr Leben erkennen und beantworten wollen. Diese Ausrichtung auf Jesus Christus muß konkret werden in einem gemeinsamen Reagieren, und zwar nicht nur in einem einzelnen Fall, sondern in Elementen der Lebensgestaltung, die allen gemeinsam sind. Man kann sagen: Die Spiritualität kommt zur Gestalt der Gemeinsamkeit durch gemeinsame Vorsätze.

Das äußert sich konkret darin, daß eine Gemeinschaft sich darüber klar wird, welche Verhaltensweisen man anstrebt und welche man ablehnt. Inhaltlich bezieht sich diese Entscheidung nicht in erster Linie auf die Ausübung eines Dienstes, z. B. auf Methoden der Missionierung, sondern auf Verhaltensweisen im Umgang miteinander, z. B. auf Weisen der Konfliktlösung, auf Äußerung von Kritik, auf die Art, gemeinsame Entscheidungen zu treffen, auf bevorzugte Tugenden. Die geistliche Führung muß für solche Entscheidungen die Anregungen sammeln und präzisieren. Wichtig ist aber, daß die Brüder sich mit den Vorlagen innerlich auseinandersetzen und sich ausdrücklich dazu äußern.

Ein gutes Beispiel sind die Regel von Taizé und ihre Erläuterungen. An diesem Beispiel ist auch ablesbar, daß solche Entscheidungen zeitgebunden sind und nach einer gewissen Zeit überprüft werden müssen. In der frühen Kirche und im Mönchtum finden wir die Tugend- und Lasterkataloge, die eine starke prägende Kraft hatten. Die Mönchsgemeinschaften haben heute die sogenannten Usancen. Man darf in ihnen allerdings nicht lediglich den schriftlich fixierten Teil der Hausetikette sehen, sondern vielmehr ein Zeugnis gemeinsamer Entschlußkraft in den Fragen geistlichen Handelns im Alltag.

Man kann einwenden: Warum soll eine Gemeinschaft Zeit aufwenden, um Dinge zu beschließen, die sich ohne Schwierigkeit aus dem Evangelium oder der geistlichen Überlieferung ableiten lassen, die also an sich selbstverständlich sind? Weil sie dann kein Instrumentarium hat, eine Entscheidung zu treffen, wenn solche Dinge mal nicht mehr selbstverständlich sind. In unserer Gesellschaft wird es von größter Bedeutung sein, ob die Menschen in der Lage sein werden, ihre Lebensweise freiwillig zu ändern. Erst recht müssen wir uns fragen: können in unseren Gemeinschaften die Maßstäbe, nach denen im Alltag gelebt wird, einschneidend verändert werden? Wie kann das geschehen, wenn nicht durch die Einigung über konkret formulierte Verhaltensweisen.

Es geht hier nicht um eine Vereinheitlichung spiritueller Vielfalt oder ein rigoristisches Tugendstreben. Im Gegenteil, solche Entscheidungen passen die allgemeine Norm den Fähigkeiten der Gemeinschaft an und können dadurch Rigorismus vermeiden helfen. Sie helfen dazu, heillos überfordernde Situationen zu vermeiden. Richtig durchgeführt, erziehen sie zu geistlichem Realismus.

Der Zusammenhalt einer Gemeinschaft hängt sehr von der Ernsthaftigkeit ab, mit der sie solche Beschlüsse handhabt. Ich kann hier nicht auf die Frage eingehen, was mit denen zu tun ist, die sich den Normen der Gemeinschaft verweigern. Es wird darauf ankommen, ihnen gegenüber geduldige Freundlichkeit mit entschiedener Klarheit zu verbinden.

#### 7. Die Gemeinschaft muß entscheiden, worin ihre Kontinuität zu erfahren ist

Auf dem Weg des geistlichen Lebens findet eine Gemeinschaft ihre Gestalt und ihren Zusammenhalt in der Erfahrung einer Kontinuität. Dies betrifft natürlich nicht die Zeit der Gründergeneration. In der Regel wird solche Kontinuität an Symbolen oder Riten oder zeichenhaften Verhaltensweisen festgemacht und an Festtagen oder bei ausdrücklichem Gedenken erlebt. Daß eine Gemeinschaft bewußt mit ihrer Geschichte umgeht, ist von geistlicher Bedeutung für alle, die sich vor Gott als auf dem Weg verstehen. Dazu gehört allerdings auch, daß die Geschichte in Aufrichtigkeit gewogen wird.

Der Kern jedes geistlichen Lebens ist die Christusbeziehung. Darum ist es sehr hilfreich für eine Gemeinschaft, wenn es auch hinsichtlich des von ihr verehrten Christusbildes oder der von ihr gebrauchten Christussymbole eine Kontinuität gibt.

Der Obere hat viele Möglichkeiten, für die Wirksamkeit der Geschichte zu sorgen. Er darf dabei aber nicht übersehen, daß auch die Kontinuität im Hinblick auf die Zukunft in seine Verantwortung fällt. Dazu gehört die Ermöglichung von Nachfolge und die Übergabe des Dienstes der geistlichen Führung in der rechten Weise. Ich glaube nicht, daß es dabei keine Probleme gibt, wenn der Dienst für eine bestimmte Zeit übertragen wird.

#### IV. Die Stellung der Gemeinschaft in der Kirche

Die Kirche erwartet gerade den geistlichen Beitrag der Orden, wie wir von verschiedener Seite hören. Was kann eine geistliche Führung dazu tun? Sie kann darauf hinwirken, daß in der Gemeinschaft die Gesamtkirche und die Ökumene im Blick bleibt und die Kirche als Schöpfung Gottes wirklich geliebt wird. Das hat sicher eine weitreichende Wirkung auf die Ausübung der verschiedenen Dienste in der Kirche und in der Gesellschaft. Es fällt mir schwer, einige praxisbezogene Gesichtspunkte auszuwählen.

#### 8. Die Gemeinschaft muß der Versuchung des Ansehens widerstehen

Die Stellung einer Gemeinschaft in der Gesellschaft ist für die Ausübung eines Dienstes in der Kirche nicht ohne Bedeutung. Aber die Möglichkeiten einer Gemeinschaft sind in diesem Punkt in unserem Land sehr begrenzt. Ich glaube nicht, daß ein Oberer gegenwärtig eine Gemeinschaft an die Spitze

gesellschaftlicher Bewegungen bringen kann, wenn er dem Ansatz seines Ordens treu bleiben will.

Die Orden sind auf das Gemeinwohl ausgerichtet und lehnen einen extremen Individualismus ab; zudem haben sie ein unbefangenes Verhältnis zu sittlichen Normen. Damit stehen sie im Gegensatz zu den liberalistischen, sogenannten emanzipatorischen Strömungen. Die sogenannten alternativen Gruppen und die jugendlichen Protestbewegungen sind in ihrer Einschätzung menschlichen Lebens und der Gefahren für die Wahrheit und Freiheit zu oberflächlich. Die über Generationen reichende Erfahrung der Orden hindert sie an der Unterschätzung der Gewalt des Bösen. Die Schlußfolgerung legt sich nahe: Das, was die von Medien vermittelte Öffentlichkeit als fortschrittlich betrachtet, kommt für die Orden nicht in Frage.

Andererseits verhindert die Ausrichtung am Evangelium, nämlich die damit gegebene Offenheit für die Menschen und die Zukunft, ein Abschwenken in das Lager der Traditionalisten. Erst recht kann sich ein Orden nicht von denen vereinnahmen lassen, die nur zum eigenen Vorteil bestehende Verhältnisse in ihrem Bestand erhalten wollen.

Die Orden finden sich eigentlich zwischen den Bewegungen, die die gesellschaftlichen Spannungen austragen. Sie müssen ihren eigenen Weg gehen und jeden Anschein vermeiden, sie möchten sich anbieten. Im Gegenteil, gegen unsachliche Anfeindungen von welcher Seite auch immer, soll eine Gemeinschaft sich wehren. Dadurch findet sie leichter ihren eigenen Standpunkt.

#### 9. Grundsätzliche Probleme in Kirche und Gesellschaft fordern den Oberen heraus

Wenn ein Oberer feststellt, daß grundsätzliche Fragen der Kirche in der Welt den Zusammenhalt seiner Gemeinschaft bedrohen, ist er herausgefordert. Er muß versuchen, sich in einer sachlich fundierten Stellungnahme zu äußern. Ein gutes Beispiel ist der Brief des Jesuitengenerals Pedro Arrupe zur marxistischen Gesellschaftsanalyse (Herder-Korrespondenz 35 [1981] S. 242–246). Ein einzelner wird das häufig nicht leisten können. Darum müssen dazu Arbeitsgruppen gebildet werden.

Warum geschieht das nicht häufiger? Natürlich ist es meistens die Arbeitsüberlastung, die solche Stellungnahmen verhindert. Aber manchmal liegt es auch daran, daß Obere ein zu hohes Niveau für ihre schriftlichen Äußerungen anstreben. Vielleicht sollte man da umdenken, um die notwendige Wachsamkeit für gesellschaftspolitische Zusammenhänge in den Gemeinschaften zu erhalten.

#### 10. Die Beziehung zur Kirche braucht Freundschaften

Allein durch Informationen und Beratungen erreicht die Beziehung zur Gesamtkirche nicht die nötige Beständigkeit und Tiefe. Dazu braucht es persön-

liche Begegnungen mit Männern und Frauen, die im Dienst der Kirche auf Gebieten tätig sind, die der Gemeinschaft nicht unmittelbar naheliegen.

Die nachhaltigste Erweiterung seines geistigen Horizontes erfährt der Mensch durch Freundschaften. Das gilt wohl auch für Obere und für Gemeinschaften insgesamt. Bisweilen habe ich den Eindruck, daß es in unseren Gemeinschaften etwas mangelt an Erfahrungstradition darüber, wie man eine Freundschaft gestaltet, daß sie nicht das Gemeinschaftsleben gefährdet. Ich glaube, es ist ein wichtiges Element geistlicher Führung, einem Bruder oder auch einer ganzen Gemeinschaft wertvolle Freundschaften zu vermitteln, und zwar besonders auch hinsichtlich des Dienstes in der Kirche.

### Schluß

Diese Überlegungen zu einzelnen Gesichtspunkten aus dem Bereich der Praxis geistlicher Führung sind gedacht als Anregungen zum Gespräch und zum Nachdenken. So möchte ich schließen mit einem Text aus der Weisheitsüberlieferung der Mönche. Der Abt Poimen war wohl ein Meister geistlicher Führung. Von ihm wird folgendes überliefert:

„Einige von den Alten kamen zum Abbas Poimen und fragten ihn: ‚Wenn wir sehen, daß den Brüdern beim Gottesdienst der Kopf schwer wird, willst du, daß wir sie dann anstoßen, damit sie in der Vigilfeier wach bleiben?‘ Da sagte er: ‚Sobald ich einen Bruder bemerke, dem der Kopf schwer wird, lege ich seinen Kopf auf meine Knie und laß ihn sich ausruhen.‘“ (Apophthegmata patrum, Poimen 92).

# Die Gotteserfahrung im Horizont heutiger Welterfahrung\*

Von Hans Waldenfels SJ, Bonn

Die zentrale Frage der Theologie bleibt die Frage nach Gott. Sie kann in doppelter Weise betrachtet werden.

Erstens kann man sich dogmatisch auf den gleichsam zeitlosen Standpunkt stellen: Der Mensch ist als Geschöpf Gott als seinem Schöpfer gegenüber verpflichtet, ihm zu dienen und seinen Willen zu erfüllen. Er hat sein Leben von Gott her und auf ihn hin zu verstehen und zu gestalten. In der Theologie geht es folglich ganz allgemein um die Bestimmung des Verhältnisses von Gott und Mensch und die Erfassung des Willens Gottes. Aus dem Erkennen Gottes folgen dann die konkreten Weisen der Anerkennung Gottes. Die „Theorie“ wird zur Praxis vor ihm. Eine solche eher zeitlos zu nennende Beschäftigung mit der Gottesfrage war vor allem solange möglich, als sie in einer nahezu homogenen abendländischen Gesellschaft gestellt wurde.

Zweitens kann – und in unserer heutigen pluralistischen Welt und Gesellschaft muß man das wahrscheinlich sogar – man von der konkreten geschichtlichen Situation des Menschen und der Welt ausgehen. Denn es gibt keine menschliche Gotteserkenntnis, wenn der Mensch zur Gotteserkenntnis unfähig ist oder aber sie tatsächlich nicht vollzieht. Nun zeigt unsere heutige Geschichte: Vielen Menschen ist Gott gleichgültig geworden. Sie gestalten ihr Leben nach Prinzipien, unter denen Gott nicht mehr vorkommt. Andere möchten Gott zum Grund ihres Lebens machen, finden aber keinen Zugang mehr zu ihm. Die Nr. 19 der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“, die sich mit dem Phänomen des modernen Atheismus befaßt, geht gar soweit, das bekannte Wort des Augustinus zu Beginn der „Confessiones“ in Frage zu stellen; es heißt dort: „Andere nehmen die Fragen nach Gott nicht einmal in Angriff, da sie keine Erfahrung der religiösen Unruhe zu machen scheinen und keinen Anlaß sehen, warum sie sich um die Religion kümmern sollten.“

Nach derselben Konstitution Nr. 4 aber ist es Pflicht der Kirche, „nach den Zeichen zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten“. Das heißt: Die Verkündigung des Gottglaubens kann von der Kirche heute, nur dann recht geleistet werden, wenn der Adressat der Verkündigung mitbedacht wird. Das bedeutet nicht, daß die Verkündigung sich allein vom Interesse des Adressaten bestimmen läßt. Es heißt aber wohl, daß der Horizont, in dem menschliches Denken und Handeln sich nicht nur abstrakt, sondern konkret bewegen, berücksichtigt wird. Denn auch eine von der konkreten geschichtlichen Raum-Zeit-Stelle abstrahierende Betrachtung der menschlichen Natur muß den Menschen dort abholen, wo er konkret lebt; sonst besteht die Gefahr, daß er nicht einmal zur Erkenntnis seines menschlichen Wesens gelangt.

---

\* Die Ausführungen wurden in erweiterter Form zu Studienwochen für Urlaubermissionare 1980 und 1981 sowie bei Gastvorlesungen in Polen im Frühjahr 1981 vorgetragen.

Auch wenn der Psalmist sagt: „Der Tor redet in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott“ (53 [52],2), so müssen wir daher doch zunächst von der Welt sprechen, in der heute viele Menschen „atheistisch“, d. h. theoretisch oder praktisch ohne Gott leben oder doch – in der Sprache D. Bonhoeffers – „etsi Deus non daretur“. Zumal für diese Situation stellt sich die Frage nach Zugängen zu Gott heute.

## 1. Gott in unserer Welt

Wir fragen zunächst nach den „Orten“ Gottes in unserem Weltgefüge. Sie sind auch heute, wenn man die Welt in ihrer Vielfalt betrachtet, vielfältig. Es gibt auch heute Menschen, die Gott bekennen. Es gibt Menschen, die wenigstens von Gott sprechen. Das Wort „Gott“ ist aus unseren Sprachen noch nicht verschwunden.<sup>1)</sup> Wir stoßen a) auf Orte einer anscheinend fraglosen Gegenwart Gottes, b) auf Orte des Suchens nach Gotteseerkenntnis, c) auf Orte des Verlangens nach Gotteseerfahrung. b) und c) implizieren zugleich das Bewußtsein einer – zumindest scheinbaren – Abwesenheit Gottes.

### 1.1. Die fraglose Gegenwart Gottes

Wir stellen im Laufe der Geschichte vier Orte einer eher fraglosen Gegenwart Gottes fest.

#### 1.1.1. Natur- und Welterfahrung als Erfahrung von Mächten und Gewalten

Die Entmythisierungsdebatte der letzten Jahrzehnte hat uns auf ein Phänomen aufmerksam lassen, das in unserem Kulturkreis überwunden zu sein schien, aber in veränderter Gestalt neu auftritt: Die Ungeborgenheit der Menschen, ihr Ausgeliefertsein an Mächte und Gewalten der Natur war lange Zeit Ort der Begegnung mit dem Übermenschlichen, dem Übermächtigen, dem Bedrohlichen, das dann Gott, Götter, das Göttliche oder sonstwie genannt wurde. Dieses Göttliche war in der Zeit der Herrschaft des Mythischen ansprechbar, durch Opfer und Gebet zur Versöhnung gestimmt. Dabei schien das Verhalten der Götter dem Verhalten der Menschen zu korrespondieren. Das Gutsein der Götter entsprach wie ihre Rache und Vergeltung dem Wohl- bzw. Fehlverhalten der Menschen.

Zwar behauptet der heutige Mensch, sich von der mythischen Weltsicht freigemacht zu haben. Dennoch sind die Ängste geblieben, ja heute vielleicht größer als je zuvor. Dabei handelt es sich einmal um Ängste, die aus der Nichtidentität des Menschen mit seinem wahren Wesen entspringen; irgend-

<sup>1)</sup> Die menschliche Situation, in der Gott verschwunden ist, hat *K. Rahner* bedacht; vgl. Meditation über das Wort „Gott“, in *H. J. Schultz* (Hrsg.), *Wer ist das eigentlich – Gott?* München 1969, 13–21.

wie haben alle Menschen mehr oder weniger stark das Gefühl, nicht sie selbst zu sein. Doch selbst wo das Gefühl, mit sich selbst identisch zu sein, vorhanden ist, bleibt das Bewußtsein, daß die Menschheit und die Welt als ganze noch längst nicht sie selbst ist. Die Weltgeschichte ist alles andere als eine angstfreie Angelegenheit. Die Wunde der Ungeborgenheit ist geblieben, auch wenn die Götter verschwunden sind.

#### 1.1.2. „... hinterm Sternenzelt“

Wo bei feierlichen Anlässen Beethovens 9. Symphonie gespielt wird, erklingt am Ende der Chor an die Freude und wird auch heute die Erinnerung an den „guten Vater“ „hinterm Sternenzelt“ beschworen. Vielen Menschen ist Gott zwar nicht mehr nahe als Erfahrung der Naturmächte, wohl aber fraglos ein fernes Ordnungsprinzip der Welt- und Naturgeschichte – „hinterm Sternenzelt“. Dieser Gott ist zwar vielfach der deistische Gott, d. h. der Gott, der die Welt ins Dasein geworfen, sie aber sich selbst überlassen hat, auch wenn am Ende allem Tun auf dieser Erde Gerechtigkeit widerfahren mag.

Menschen, die Gott fraglos als letztes Ordnungsprinzip bejahen, bejahen ihn damit keineswegs mehr notwendigerweise als den Gott, den das Christentum verkündet. Der Gott „hinterm Sternenzelt“ ist weder unbedingt der dreifaltige noch der in Jesus Christus menschengewordene Gott. Er ist auch nicht unbedingt der Ansprechbare, sondern ein Wesen, dem Menschen sich in einer gewissen vagen Stimmung verbunden fühlen.

Die beiden genannten Orte sind Orte einer noch nicht völlig verschwundenen Religiösität, verlieren aber in ihrer Unreflektiertheit zusehends an lebensgestaltendem Einfluß.<sup>2)</sup> Die beiden weiteren Orte einer fraglosen Gegenwart Gottes müssen vor allem deshalb genannt werden, weil sie in einer kritischen Betrachtung der Gottesfrage häufig übergangen werden, obwohl die Kraft des Glaubenszeugnisses der Kirche letztlich aus der fast selbstverständlichen Treue vieler einfacher gläubiger Menschen lebt. In diesem Sinne nennen wir im Raum christlicher Glaubensüberzeugung die Präsenz Gottes.

#### 1.1.3. *in Wort und Sakrament*

#### 1.1.4. *im persönlichen Leben*

Wenn wir hier von fragloser Gegenwart Gottes sprechen, so bedeutet das nicht: Es darf nicht gefragt werden. Vielmehr soll auf die heute zu wenig beachtete Tatsache aufmerksam gemacht werden, daß es auch heute ungezählte Menschen in der Welt gibt, denen Gott in der Verkündigung der christlichen Frohbotschaft ebenso gegenwärtig ist, wie er real gegenwärtig wird in der Feier des eucharistischen Opfers. Aus dieser zumal für den katholischen

<sup>2)</sup> Vgl. die Angaben über die Verflachung des Glaubens an einen persönlichen Gott in Holland zwischen 1966 und 1976 in: Orientierung 45 (1981), 41.

Gläubigen bedeutsamen „Ortung“ Gottes wie aus der darin „repräsentierten“ Menschwerdung Gottes leben aber noch viele Menschen fraglos, ohne zu klagen und ohne zu zweifeln, ihren Alltag.

## 1.2. „Beweise“ Gottes

Die „Orte“ einer fraglosen Gegenwart vorausgesetzt, muß aber dann von der Gottsuche die Rede sein. Diese Gottsuche ist nicht erst ein Phänomen der Gegenwart. Vielmehr gehört die Unterscheidung von Gott und Welt, bzw. die Feststellung „Die Welt ist nicht Gott, Gott ist nicht die Welt“ in den Ursprung der jüdisch-christlichen Gotteslehre. Hier geschieht im Schöpfungsbericht zugleich die entscheidende Entmythisierung und damit die Verweltlichung der Welt. Wenn aber die Identität von Welt und Göttern/Göttlichem der Unterscheidung von Gott und Welt weichen muß, dann muß nach Gott angesichts der Welt gefragt werden. Denn das Erstbegegnende ist für den Menschen die Welt und damit das Nichtgöttliche; demgegenüber ist Gott das Verborgene.

Angesichts der aus der Nichtidentität von Gott und Welt resultierenden Suche nach Gott hat das 1. Vatikanum konkret festgehalten: „Gott, aller Dinge und Ziel, kann mit dem natürlichen Licht der menschlichen Vernunft aus den geschaffenen Dingen mit Sicherheit erkannt werden.“ (DS 3004) Dieser Satz hält – unabhängig von aller ausdrücklichen Begegnung mit dem Gott der Offenbarung – fest, daß allen Menschen grundsätzlich die Erkenntnis Gottes möglich ist.

### 1.2.1. „Wege“ zu Gott

Zu den klassischen Formen der Nachfrage nach Gott wurden seit dem Hochmittelalter die sogenannten „quinque viae“ des Thomas von Aquin gezählt.<sup>3)</sup> Spätere Zeiten sprachen verkürzt von Gottes-„Beweisen“; auf die Problematik einer solchen Formulierung kommen wir noch zurück. Die Struktur der „Wege“ ist im wesentlichen gleich; der Unterschied liegt vor allem in der Wahl der Ansatzpunkte:

- Dinge bewegen sich.
- Dinge sind verursacht.
- Dinge sind möglich und notwendig.
- Dinge haben eine bestimmte Vollkommenheit.
- Dinge sind auf ein Ziel ausgerichtet.

Alle diese in der empirischen Welt ablesbaren Gegebenheiten aber weisen über sich selber hinaus:

- auf einen Beweger

<sup>3)</sup> Vgl. S. Th. I. 2,3; zur Gesamtthematik *W. Brugger*, Summe einer philosophischen Gotteslehre, München 1980 (Lit.).

- auf eine Ursache
- auf ein Bleibend-Notwendiges
- auf ein Maß
- auf ein Ziel.

Dieser Ausgriff über sich hinaus kann nicht ins Unendliche weitergehen. Wenn dem aber so ist, dann ruft

- alles Bewegte nach einem Erstbeweger
- alles Verursachte nach einer ersten Wirk- und Entstehungsursache
- alles Möglich-Notwendige nach einem in sich Notwendigen
- alles Vollkommene nach dem in sich Vollkommenen
- alles Zielgerichtete nach einem immer schon in sich ruhenden Ziel.

Diesen bis hierher in vier Schritten skizzierten Gedankengang schließt Thomas dann in einem vielfach zu wenig beachteten fünften Schritt ab: Er identifiziert das Ergebnis des rationalen Gedankenganges mit „Gott“. Mit anderen Worten: Er führt die theoretische Letzterklärung seines Schlusses von den Kontingenzerfahrungen auf ein absolut Notwendiges zusammen mit der Glaubensverkündigung von einem ansprechbaren Gott und hebt damit die Differenz zwischen einem „Gott der Philosophen“ und dem „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“ auf.

Diese bei Thomas erreichte Spitze einer Zueinanderführung von göttlicher Zuwendung zum Menschen in der heilsgeschichtlichen Offenbarung und der Radikalität menschlicher Selbstüberbietung im Verlangen nach dem je größeren Gott bricht aber letztlich dort zusammen, wo – in der Sprache J. B. Metz<sup>4)</sup> – der Wandel von einer kosmozentrischen zu einer anthropozentrischen Weltsicht zum Durchbruch kommt.

### 1.2.2. *Gottesgewißheit*

Das geschieht in unübersehbarer Deutlichkeit bei Descartes, der den radikalen Zweifel an allem in der Ichgewißheit überwindet und von der Selbstvergewisserung des eigenen Ichs her sich der Welt neu zu vergewissern sucht. Es gehört zu den wichtigen Beobachtungen E. Jüngels in seinem großen Werk „Gott als Geheimnis der Welt“<sup>5)</sup>, daß Descartes zur Sicherstellung der Kontinuität der menschlichen Existenz Gott selbst in Zweifel ziehen und sicherstellen lassen mußte und damit seinen radikalen methodischen Zweifel durch einen „methodischen Willen zum Atheismus“ ergänzte (161). Die Sicherstellung Gottes zum Zweck der Rückversicherung des menschlichen Ich führte aber dann zur Zersetzung der wahren Gottesgewißheit. Denn wo die Idee

4) Vgl. J. B. Metz, *Christliche Anthropozentrik. Über die Denkform des Thomas von Aquin*, München 1962.

5) Vgl. E. Jüngel, *Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Kreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus*, Tübingen 1977; wir zitieren mit den Seitenangaben im Text.

des vollkommenen Gottes oder Gottes als des höchsten Wesens zur Sicherung der Ichgewißheit Verwendung findet, entpuppt sich die unbedingte Unabhängigkeit Gottes als schlechthinnige Abhängigkeit Gottes vom Menschen (163), wird das Gottverhältnis im Blick auf den Menschen relativiert und damit die fundamentale Ordnung der Dinge – zunächst wenigstens im Bereich des Denkens – pervertiert. Ich – der Mensch – bin nicht um Gottes willen, sondern Gott ist um meinet-, des Menschen willen; denn wie Jüngel formuliert (165):

„a) Dadurch, daß das Wesen Gottes von mir vorgestellt wird, wird die Existenz Gottes durch mich sichergestellt.

b) Seinem Wesen nach ist Gott zwar der allmächtige Schöpfer, der durch sich selber notwendig ist und durch den ich bin (sowohl überhaupt als auch das, was ich bin).

c) Seiner Existenz nach ist Gott jedoch durch mich, insofern auch seine Existenz nur als Vorgestelltheit durch und für das Subjekt verstanden werden kann, das ‚Ich‘ bin.“

Diese cartesianische Wende hat auch ihre Konsequenzen für die „Wege“ der mittelalterlichen Gotteslehre. Wo das Interesse der Gottfindung in der Gottesgewißheit um der Selbstvergewisserung des Menschen willen besteht, führen die „Wege nicht mehr eigentlich zu Gott, sondern suchen sie Gott seinerseits „festzumachen“ und zu „beweisen“ um der Selbstgewißheit und Selbstsicherheit des Menschen willen.

Hinzu kommt, daß das „Beweis“-Verfahren in der Fortschreibung des cartesianischen Wissenschaftsideals letztendlich an der Wirklichkeit Gottes vorbeiführen mußte. Denn wenn sich das seit Descartes vertretene Wissenschaftsideal an dem orientiert, was – wie es in der Nr. 3 seiner „Regulae ad directionem ingenii“ heißt<sup>6)</sup> – „wir klar und evident einsehen oder mit Gewißheit ableiten können“, dann kann Gott nur solange unter ein Wissenschaftsideal fallen, als er in einer „clara et distincta idea“ erfaßbar wird. Wo aber Gott sich – per definitionem – dem menschlichen „Begreifen“ und damit dem „Begriff“ entzieht, wird er menschlichem Denken um so unzugänglicher, als dieses sich von seinem selbstgesetzten Verständnis her mehr und mehr auf den Umkreis empirisch wahrnehmbarer und verifizierbarer Daten beschränkt sieht.

Die Krise menschlicher Selbstsetzungen wie auch die Aporetik eines eminent anthropozentischen Denkens wird uns in unseren Tagen zunehmend bewußt, braucht aber hier nicht weiter ausgeführt zu werden.<sup>7)</sup> Statt dessen seien zwei Barrieren der Gotteserkenntnis ins Gespräch gebracht.

<sup>6)</sup> Vgl. *H. Küng*, Existiert Gott? Antwort auf die Gottesfrage der Neuzeit. München/Zürich 1978, 26.

<sup>7)</sup> Vgl. u. a. *H. E. Richter*, Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen, Hamburg 1979.

### 1.2.3. Zwei Barrieren

Eine der zwei Barrieren stellt sich von seiten des Menschen, die zweite scheinbar von seiten Gottes selbst.

#### (1) Die Unfähigkeit des Menschen zur Gotteserkenntnis

Es ist reformatorische Grundlehre, daß der Mensch durch seine Sünde in seinem Wesen nicht nur verwundet, sondern zerstört ist, so daß eine „natürliche“ Gotteserkenntnis faktisch unmöglich geworden ist. Die radikale Barriere zwischen Gott und Mensch ist nach einer Zeit menschlicher Euphorie im Rahmen der Dialektischen Theologie in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg voll wiederhergestellt worden. Die tatsächliche Nichterkenntnis Gottes in unserer Zeit findet von hier aus gar eine theologische Rechtfertigung.

#### (2) Die Theodizeefrage

Wichtiger ist inzwischen erneut die Theodizeefrage geworden. Sie hat ihre lange Geschichte seit Hiob hinter sich, ist aber angesichts der Morde Unschuldiger in unseren Tagen unüberhörbar geworden. Die Frage steht im Raum: Kann der Mensch angesichts von Auschwitz und Buchenwald, Hiroshima und Nagasaki noch zu einem Gott beten, der all dieses schweigend zu dulden scheint? Wirkt die Rede von einem allmächtigen Gott angesichts solch ohnmächtigen Schweigens nicht zynisch?<sup>8)</sup>

J. B. Metz hat auf die Frage nach Gott angesichts von Auschwitz geantwortet: „Wir können nach Auschwitz beten, weil auch in Auschwitz gebetet wurde.“<sup>9)</sup> Er hat später hinzugefügt: „Ich halte jede christliche Theodizee (also jeden Versuch der sogenannten ‚Rechtfertigung Gottes‘) und jede Rede von ‚Sinn‘ im Angesichte von Auschwitz, die außerhalb oder oberhalb dieser Katastrophe ansetzt, für Blasphemie. Sinn, gar göttlichen, gibt es da für uns nur insoweit anzurufen, als er auch in Auschwitz selbst nicht preisgegeben wurde.“<sup>10)</sup> Die Frage nach Gott und der Sinnhaftigkeit des Lebens wird merklich leiser gestellt. Nur hilft die Verneinung Gottes angesichts der Theodizeefrage insofern nicht weiter, als diese sich bei Verleugnung Gottes in eine Anthropodizeefrage wandelt.<sup>11)</sup> Die ganze Verantwortung, die der Mensch in der Theodizeefrage anklagend Gott zuschieben möchte, fällt auf den Menschen selbst mit voller Wucht zurück, wenn es Gott nicht gibt.

<sup>8)</sup> Vgl. E. Kogon u. a., *Gott nach Auschwitz. Dimensionen des Massenmordes am jüdischen Volk*, Freiburg 1979; J. B. Metz, *Jenseits bürgerlicher Religion. Reden über die Zukunft des Christentums*. München/Mainz 1980, 29–50. Nachdenklich stimmen auch die Aufzeichnungen von F. Stier, *Vielleicht ist irgendwo Tag*. Freiburg/Heidelberg 1981.

<sup>9)</sup> Vgl. J. B. a.a.O. 31.

<sup>10)</sup> Vgl. ebd. 32.

<sup>11)</sup> Vgl. H. Waldenfels, *Der Mensch und die Macht: StdZ 105 (1980), 750–758.*

### 1.3. Die „Hand in seiner Seite“ (Jo. 20)

In den letzten Jahren wird statt von Gottesbeweisen zusehends von Gotteserfahrung gesprochen. Das ist zweifellos nicht unproblematisch. Denn wo Erfahrung sich auf den Bereich der mit den Sinnen wahrnehmbaren Welt bezieht, wird die Rede von Gottes-„Erfahrung“ zu einem hölzernen Eisen. Das Wort „Erfahrung“ ist daher auch lange Zeit in der Theologie selbst vermieden oder doch mit Argwohn betrachtet worden.

Ehe wir im zweiten Teil uns mit dem Verständnis von „Gotteserfahrung“ befassen, seien einige geschichtliche Hinweise gegeben.

#### 1.3.1. Pascals Wette

Parallel zur Kritik R. Descartes' erfreut sich sein Zeitgenosse B. Pascal erneuter Sympathie. Berühmt ist sein „Mémorial“, jenes kleine Stück Papier, das man mit der genauen Zeitangabe „1654, Montag, den 23. November“ nach seinem Tode, eingenäht in seine Jacke, fand: „Feuer, Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs“, nicht der Philosophen und Gelehrten. Gewißheit, Gewißheit, Empfinden: Freude, Friede. Gott Jesu Christi. Deum meum et Deum vestrum...“

Was Thomas von Aquin identifiziert hatte, trennt Pascal mit Schärfe. Er widersetzt sich dem Anspruch, sich Gott mit der Kraft der Vernunft zu nahen. Er setzt auf den Glauben. Berühmt wie sein „Mémorial“ ist seine Wette, die er in den *Pensées* 233 anspricht: Wenn die Alternative lautet: Gott oder nichts, so kann, ja muß der Mensch auf Gott setzen; denn verlieren kann er „nichts“, gewinnen dafür alles.

H. Küngs Annäherung an die Gottesfrage in seinem letzten großen Werk „Existiert Gott?“ zeigt große Sympathie für die Pascalsche Wette.<sup>12)</sup> Der Sprung des Vertrauens bleibt sinnvoll, wo der Mensch alles gewinnen, aber „nichts“ verlieren kann.

#### 1.3.2. Heideggers „göttlicher Gott“

Einen Bundesgenossen findet Pascal in M. Heidegger, wenn dieser in seiner Schrift „Identität und Differenz“ den Gott der Philosophie vom Gott, zu dem der Mensch beten kann, abhebt: „... Causa sui. So lautet der sachgerechte Name für den Gott in der Philosophie. Zu diesem Gott kann der Mensch weder beten, noch kann er ihm opfern. Vor der Causa sui kann der Mensch weder aus Scheu ins Knie fallen, noch kann er vor diesem Gott musizieren und tanzen. – Demgemäß ist das gott-lose Denken, das den Gott der Philosophen, den Gott als Causa sui preisgeben muß, dem göttlichen Gott vielleicht näher.“<sup>13)</sup>

<sup>12)</sup> Vgl. H. Küng, a.a.O. 84f.

<sup>13)</sup> M. Heidegger, Identität und Differenz. Pfullingen 1957, 64f.

Auch diese Sätze, die an den alttestamentlichen Gott des Königs David erinnern, der vor der Bundeslade Jahwes tanzt und musiziert (vgl. 2 Sm 6), rufen nach einem Gott, dem der Mensch sich zuwenden und als ganzer mit Intellekt, Willen und seiner ganzen Emotionalität übereignen kann.<sup>14)</sup> Bei aller Schwierigkeit, die Menschen mit einem allzu anthropomorphem Gottesbild haben, wird hier die Rede von einem ansprechbaren, du-förmigen und damit personalen Gott wieder sinnvoll.

### 1.3.3. Die „Hand in den Wunden“

Das Verlangen nach Gotteserfahrung hat vielleicht seinen tiefsten Grund im bewußten oder unbewußten Rückgriff auf die christliche Grundüberzeugung von der Menschwerdung Gottes. Denn wo Gott als menschgewordener geglaubt und bekannt wird, wird er in seinem Menschsein greifbar. Die klassische Szene dieses Glaubens ist die nachösterliche Thomasszene. Der Apostel will die Auferstehung Jesu bzw. seine Erscheinung unter den Jüngern nur glauben, wenn er seine Hände in die Wunden Jesu legen darf und damit die Identität zwischen dem Erscheinen und dem vor seinem Tod Bekannten feststellen kann. Im Neuen Testament findet sich im Anschluß an diese unmittelbare Erfahrung des Apostels eine der wenigen ausgewiesenen Stellen, in denen Jesu als Gott angesprochen wird (vgl. Jo 20,28).

Auch wenn die Frage nach der Gotteserfahrung so eine eminent christliche zu sein scheint, so ist dennoch ihre Möglichkeit im Rahmen heutiger Weltenerfahrung zu prüfen. Es ist dann aber nicht zu übersehen, daß auf dem Weg zur Gotteserfahrung heute nichtchristliche Religionen mit größerer Unbekümmertheit von religiösen Erfahrungen zu sprechen begonnen haben und damit für Christen Hilfe und Herausforderung zugleich sind. Es braucht nur an die starken Meditationsbewegungen erinnert zu werden, die seit einer Reihe von Jahren in der abendländischen Welt festzustellen sind.<sup>15)</sup> Interessanterweise verbindet sich mit dem Stichwort „Meditation“ heute vorwiegend der Gedanke an asiatische Meditationsübungen, nicht die Erinnerung an die reiche christliche Meditationspraxis. Das aber verleiht der Frage nach Wegen der Gotteserfahrung eine zusätzliche Aktualität.

## 2. Zur Gotteserfahrung heute

Von K. Rahner stammt der Satz: „... der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird, die bisher übli-

<sup>14)</sup> Vgl. Offenbarungskonstitution „Dei Verbum“, n. 5.

<sup>15)</sup> Vgl. dazu H. Waldenfels, *Meditation – Ost und West*. Einsiedeln/Zürich/Köln 1975; ders. (Hrsg.), *Begegnung mit dem Zen-Buddhismus*. Düsseldorf 1981.

che religiöse Erziehung also nur noch eine sehr sekundäre Dressur für das religiös Institutionelle sein kann.“<sup>16)</sup>

Im zweiten Teil geht es nun um die Eröffnung von Wegen zur Gotteserfahrung heute. Eine Vorbedingung dazu ist die Klärung des Erfahrungsbegriffes.

## 2.1 „Erfahrung“

Die Begegnung mit Gott ist stets Begegnung in Geschichte. Damit stellt sich die Frage, wie die Geschichte zum Ort der Begegnung mit Gott wird, wenn die Geschichte als Geschichte der Welt – per definitionem – Ort des Geschöpflichen und damit des Nichtgöttlichen ist. In diesen Zusammenhang ist auch der Begriff der Erfahrung zu stellen.

### 2.1.1. *Erfahrung als neuzeitlicher Schlüsselbegriff*

„Erfahrung“ ist heute ein neuzeitlicher Schlüsselbegriff, der die Mächtigkeit und Fähigkeit des Menschen anspricht, die eigenen Grenzen ständig neu zu überschreiten und damit den eigenen Horizont zu erweitern. „Erfahrung“ ist in diesem Sinne Ausdruck eines emanzipatorischen Aufbruchs in eine selbstbestimmte Zukunft und verbindet häufig die Betonung der Eigenerfahrung mit der Kritik an die Bindung an Tradition, Autorität bzw. Fremderfahrung. „Erfahrung“ steht so zunächst für jene von mir selbst unmittelbar erworbene Erkenntnis, die sich gegenüber jeder Autoritätsbindung selbständiger Authentizität erfreut.

In diesem Sinne ist die Situation des zweifelnden Thomas exemplarisch. Er will nicht aufgrund des Wortes und Zeugnisses der anderen glauben, sondern aufgrund eigener Erfahrung wissen. Glaube erscheint hier für einen seiner Selbständigkeit bewußten Menschen als abgeleitete und damit verminderte Wissensform.<sup>17)</sup>

Diese Sicht der Dinge ist aber insofern bereits wieder überholt, als wir uns heute der Einseitigkeiten einer solchen Auffassung von „Erfahrung“, die der einzelne Mensch – aktiv – kraft eigener Verstandeskraft und Willensentscheidung macht, bewußt sind. Nur in einer überspitzt individualisierten Sicht des Menschen kann die Erfahrung als Eigenerfahrung gegen die Autoritätsbindung als Bindung an Fremderfahrung ausgespielt werden.

### 2.1.2. *Erfahrung im geschichtlichen Kontext*

Zwei ergänzende Beobachtungen müssen daher angeführt werden:

(1) Erfahrungen werden nicht nur von mir produziert, sondern geschehen an mir und widerfahren mir in dem Maße, als ich Dinge an mich heranlasse und auf mich einwirken lasse: „Omne quod recipitur in aliquo, recipitur per

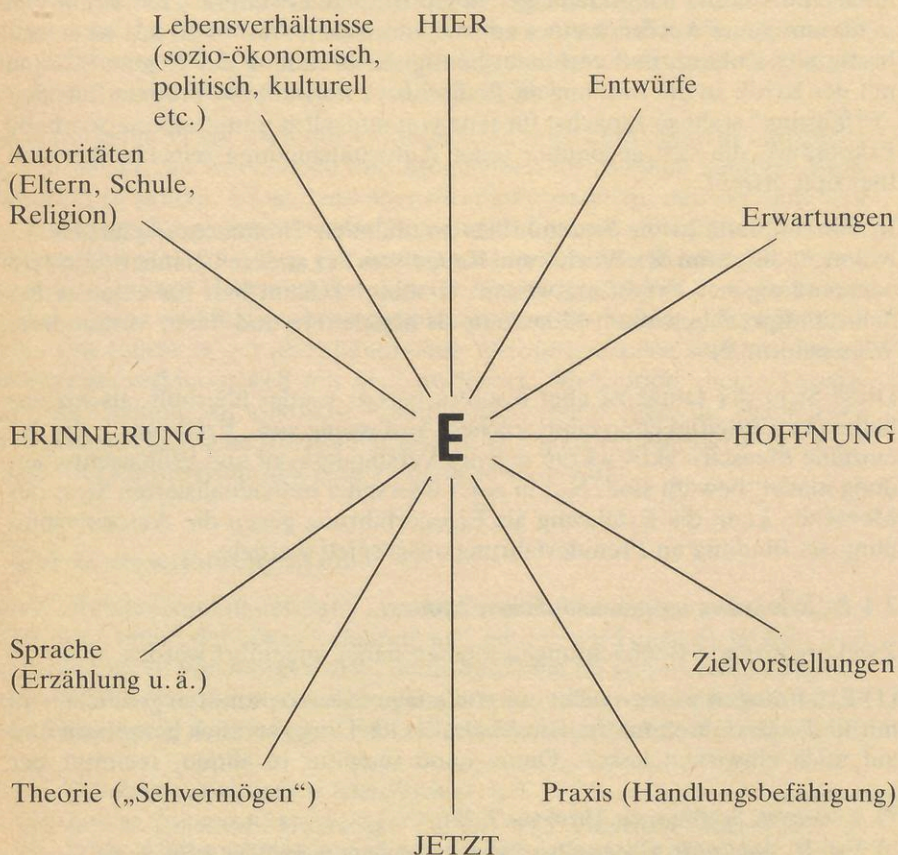
<sup>16)</sup> K. Rahner, Schriften zur Theologie 7, 22f.

<sup>17)</sup> Vgl. H. Waldenfels, Glauben hat Zukunft. Freiburg/Basel/Wien 1970, 9–35.

modum recipientis.“ (Vgl. Thomas v. A., S. Th. I 75,5 u. ö) „Erfahrung“ darf also nicht auf den Bereich des „Experimentes“ beschränkt werden, in dem der Mensch aktiv die Bedingungen festsetzt, unter denen ein Experiment gemacht und beobachtet werden soll.

(2) Erfahrungen werden unter den Bedingungen gemacht, unter denen menschliches Leben abläuft. Diese Bedingungen aber sind nicht nur allgemeiner, gleichsam geschichtsumgreifender Art, sondern immer auch konkreter, die jeweilige geschichtliche Raum-Zeit-Stelle des Menschen betreffender Art. In diesem Sinne sprechen wir heute vom „geschichtlichen Kontext“, in dem wir leben.

Der „geschichtliche Kontext“ beschreibt somit die Bedingungen bzw. das Koordinatensystem, in dem die einzelnen Erfahrungen des Menschen stehen (vgl. das Schaubild).



Dabei ist das Hier und Jetzt unseres Lebens einmal vorgeprägt von ungezählten Vergangenheitserinnerungen, die auf ihre Weise zusammen mit ihrer Verarbeitung in unserer Zeit und den neuen Erfahrungen, die wir heute machen, auch die Zukunft bestimmen. „Experienta fit ex multis memoriis“ (Thomas v. A., S. Th. I 54,5 obj. 2). Erinnerungen können verloren gehen, vergessen werden. Wer die Vergangenheit verleugnet, steht in der Gefahr, sie in unguter Weise zu wiederholen.

Zum Spannungsgefüge von Gegenwart–Vergangenheit–Zukunft, Erfahrung–Erinnerung–Hoffnung treten sodann als weitere Kontextfaktoren hinzu:

- die Lebensverhältnisse, der sozio-ökonomische, politische und kulturelle Kontext,
- die Autoritäten, Eltern, Pädagogen, religiöse und nichtreligiöse Autoritätsträger,
- die Sprache, die ein jeder als seine Muttersprache erlernt, und die Sprachen, die vielleicht hinzugelert werden,
- die Theorie der Wirklichkeit, das heißt, jenes „Sehvermögen“, das im Hinblick auf die Wirklichkeit aus den unterschiedlichen Kontextfaktoren gewonnen wird.

Dieses und als Gabe vorgegebene, aber vielfach auch als Fessel und Ballast empfundene Potential wirkt auf den Erfahrungsmodus, aber auch auf die darin geschehende Horizonteröffnung ein. Es trägt daher schließlich zusammen mit den gemachten Erfahrungen zur Ausbildung von Zukunftsentwürfen und Zukunftserwartungen, zur Entstehung der Zielvorstellungen und folglich zur Gestaltung der Lebenspraxis bei, indem all das jeden einzelnen zum Handeln befähigt.

Damit aber zeigt sich:

- (1) Erfahrung besteht niemals isoliert, sondern ist zumindest in ihrem Verstehen an Vergangenheitserinnerungen gebunden.
- (2) Erfahrung ist wesentlich unabgeschlossen und vergeht in neue Erfahrung hinein.
- (3) Erfahrung kann bestätigend, korrigierend und befreiend wirken.
- (4) Erfahrung wird wirksam, wo sie „zur Sprache“ gebracht wird.
- (5) Erfahrung schafft, so sie „zur Sprache“ gebracht, d. h., wo von ihr berichtet und erzählt wird und die Erzählung Hörer findet, Gemeinschaft.<sup>18)</sup>

<sup>18)</sup> Damit ergibt sich von der Erfahrungsanalyse her auch ein Zugang zur Bildung einer Erfahrungs- und Erfahrungsaustauschgemeinschaft, theologisch ein Zugang zur Kirche als Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaft.

Damit haben wir einen Erfahrungsbegriff gewonnen, der trotz der Betonung der Bedingtheit und damit der Begrenztheit menschlicher Erfahrung die Möglichkeit der Überwindung eigener Begrenztheit und die Eröffnung neuer Horizonte in sich birgt. Die Verheißung Jesu: „Selig, die nicht sehen und doch glauben“ (Jo 20,29) erhält damit neues Relief.

## 2.2 *Gotteserfahrung heute*

Gerade weil der moderne Mensch in vieler Hinsicht ein experimentierender und ausprobierender ist, sollen am Ende einige Beobachtungs- und Experimentiermöglichkeiten genannt werden, die den Raum für die Rede von Gott und Gotteserfahrung offenhalten. Daß die Rede von Gott heute verhaltener geführt wird, ist dann einmal ein Zeichen dafür, daß sie vor der Theodizeefrage bestehen muß, sodann auch ein Zeichen neuer Ehrfurcht vor Gott, dem unsagbaren und unbegreiflichen Geheimnis, das sich menschlicher Verfügung und Aussage immer neu entzieht.

Drei Erfahrungsreihen seien skizziert: a) die Erfahrungen von Aporien und Lösungen, b) die Eliaserfahrung als Nichtgott- und Verweiserfahrung, c) die Jesuserfahrung.

### 2.2.1. *Erfahrungen von Aporien und Lösungen*

Alle Erfahrungen der Welt und ihrer Geschichte sind eingebettet in den umfassenden Horizont von unumgänglicher Todeserwartung und unüberwindlicher Schuldverhaftung. Innerhalb dieses Horizontes macht der Mensch dann konkurrierende Erfahrungen:

Einerseits erfährt er Ungelöstes und Unlösbares, Unglück und Leid, Ungerechtigkeit und Mord, Ohnmacht und Verzweiflung.

Andererseits erfährt er auch Lösungen, Heilung, Wiedergutmachung, Vergebung, Liebe, ausgleichende Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Treue, Mut und Zuversicht.

Der Mensch stößt nicht nur auf Einsamkeit, Anonymität und Fremdheit, sondern auch auf neue Formen der Kommunikation, der Praxis, der Beheimatung. Es gibt Orientierungen an „nam“haften Persönlichkeiten, Zuwendung und Nachfolge.

Hier ist zu beachten: Wenn schon das Böse in der Welt letztendlich keinen Grund hat und gerade darum hoffnungszerstörend wirkt, dann sind Güte und selbstlose Hilfe ihrerseits grundlos; gerade darum müßten sie auf jeden, der sie erfährt, „ansteckend“ wirken.

### 2.2.2. *Die Eliaserfahrung*

Beispielhaft ist auch heute die Erfahrung des Elias. Obwohl er ein „erfolgreicher“ Prophet war, der in der Konkurrenz der Religionen mit Hilfe seines

Gottes Jahwe den Sieg über die Baalspriester davongetragen hat, trifft ihn die Drohung der Isebel tief. Ihn packt die Angst, er flieht, fühlt sich lebensmüde, leer. Die eigentümliche Gottesbegegnung auf dem Gottesberge Horeb aber lehrt ihn dann (Vgl. 1 Kg 19):

Welt und Natur können als gott-los erfahren werden. Die großen Ereignisse der Natur, Sturm, Erdbeben und Feuersglut, erweisen sich als Nichtgotterfahrung: „Jahwe war nicht in dem Sturm, ... im Erdbeben, ... im Feuer. (19,11f.) In diesem Sinne können Welt und Geschichte als „leer“, „lückenhaft“, „unheil“ und ungeborgen erfahren werden.

Doch dann kommt ein „leises, sanftes Säuseln“. In diesem Säuseln vernimmt Elias Jahwes Stimme, sein Wort und seine Weisung. Das Kleine, Unscheinbare wird für ihn zur Eröffnung eines „Ausweges“, schenkt ihm einen neuen Horizont. Hierin lernt er für seine Zeit, was Jesus seinen Zeitgenossen mit den Worten sagt: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ (Mt 18,3)

Das Unscheinbare der Natur ist, übertragen auf den Menschen, das Kind. Es offenbart dem erwachsenen, mündigen, emanzipierten Menschen alternative Züge, die für sein Leben und sein Selbstverständnis von durchlaufender Bedeutung bleiben: Der Mensch ist vor allem Handeln der Empfangende und Beschenkte. Er ist vor aller Liebeshingabe der Geliebte. Er ist in seinem Sinnen und Denken, seinem Reden und Handeln über sich hinaus und von sich weg verwiesen. Folglich erweist sich die Abkehr von sich selbst als Ausweg zur wahren Selbstfindung und Selbstverwirklichung.

### 2.2.3. *Die Jesuserfahrung in seinem und unserem Kontext*

Der Hinweis auf Jesus von Nazareth ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als die Rede von Gott für unseren Kulturraum bislang weithin als Jesu Gotteserfahrung und unsere Erfahrungen mit ihr gebunden blieb. K. Jaspers hat Jesus in seinem Werk „Die großen Philosophen“ neben Sokrates, Buddha und Konfuzius zu den maßgebenden Menschen gezählt.<sup>19)</sup> In den Religionen wie in den Ideologien gibt es heute mehr denn je eine deutliche Auseinandersetzung und Beschäftigung mit Jesu Gestalt und Anspruch.<sup>20)</sup> Dabei zeigt der Vergleich mit anderen maßgeblichen Gestalten ein auffallendes Ergebnis: In seinem Anspruch der Gottbeziehung und Gottnähe ist Jesus konkurrenzlos. Das aber zwingt den Christen, neu zu fragen: Ist das Leben von einem Gottesbild bestimmt, das den breiten Konsens zwischen allen Gottesbildern der

<sup>19)</sup> Vgl. K. Jaspers, *Die großen Philosophen I*. München 1959, 186–214.

<sup>20)</sup> Wir nennen für eine große Zahl von Einzeluntersuchungen die Sammeldarstellungen von F. J. Schierse (Hrsg.), *Jesus von Nazareth*. Mainz 1972; Th. Pröpper, *Der Jesus der Philosophen und der Jesus Glaubens*. Mainz 1976; K.-J. Kuschel, *Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Zürich-Köln/Gütersloh 1978.

Geschichte sucht, oder von einem Gottesbild, das aufgrund seiner einzigartigen Verwirklichung in der Weltgeschichte zum revolutionären Ereignis der Geschichte der Gotteserkenntnis und damit selbst zu einem bleibenden und prägenden Moment dieser selben Geschichte geworden ist?

Jesu Leben ist zu sehen im Kontext der jüdischen Religiösität seiner Zeit. Er selbst lebt in einer Zeit, in der Gott noch selbstverständlich-tragende Basis des Lebens ist, Schöpfer und Befreier, Begleiter der Geschichte seines Volkes, – treu zum Bund, den er mit seinem Volk geschlossen hat, treu auch in der Untreue des Volkes, gegenwärtig auch in den Leidenszeiten und in der Ohnmacht des Volkes; als solcher ist er durchtragende Gegenwart durch die Geschichte des jüdischen Volkes bis in die Grauen von Auschwitz und Buchenwald.

Die Gegenwart dieses Gottes findet in der Glaubensüberzeugung der Jesujünger ihre zugespitzte Gestalt in der Radikalität jesuanischer Proexistenz von Gott dem Vater her auf den die Menschen hin, – so sehr, daß Jesu Menschsein als die wahre Gestalt des Gottseins erscheint und umgekehrt das Menschsein Jesu als Menschsein erst dort seine vollendete Gestalt erreicht, wo er sich bis in den Tod hinein – in Leben und Tod – von Gott dem Vater her versteht und sich ihm ganz überläßt.

Die Kenose jesuanischen Lebens (vgl. Phil 2) wird zum Bild der Kenose Gottes; diese ist in ihrer leidend-mitleidenden Ohnmachtsgestalt Ausdruck des Geistes selbstvergessener Liebe, deren Wesen grundloses Sich-selbst-Verschenken ist.<sup>21)</sup> Das Wesen Gottes ist Liebe, nicht Macht. Die Einzigartigkeit des Verhältnisses von Gott und Mensch in Jesus Christus, in dem sich Schöpfer und Geschöpf, Gott und Mensch begegnen, eröffnet bzw. offenbart das Wesen Gottes in sich selbst als Liebesverhältnis, das als Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Geist angesprochen wird, und läßt uns Jesus Christus bekennen als „wahren Gott und wahren Menschen“, „in den zwei Naturen unvermischt, unverwandelt, ungetrennt und ungesondert“ (DS 301-303).

Das Revolutionäre dieses Gottesbildes besteht darin, daß Gott, der als allmächtiger Herr bekannt wird, sich in seiner Ohnmacht als in seiner Liebeshingabe allmächtigen Knecht und Diener aller offenbart. Die Rede vom „gekreuzigten Gott“ (J. Moltmann), aber auch die Rede vom „Tode Gottes“ (F. Nietzsche) bekommt angesichts der Geburt eines neuen Gottesbildes einen ganz neuen Klang und verliert doch nichts von der Radikalität, die dem Protest gegen den Tod, ja mehr noch den Mord als den ungerechtfertigten Tod all jener, deren Blut seit dem Mord an Abel zum Himmel schreit, innewohnt.

<sup>21)</sup> Vgl. H. Waldenfels, Das „Kenotische“ als Grundzug missionarischer Kommunikation, in *ders.* (Hrsg.), „...denn ich bin bei Euch“ (Mt 28.20). Perspektiven im christlichen Missionsbewußtsein heute. Zürich/Einsiedeln/Köln 1978, 327–338.

Für die Gegenwart aber ergibt sich die Frage: Wo wird der Geist der Selbstweggabe und der radikalen Dienstbereitschaft für andere sichtbar und wirksam? Tatsächlich gibt es aber heute darin eine auffallende Konkurrenz zwischen solchen, die sich zu einem menschgewordenen und mitleidenden Erlösergott in Jesus Christus bekennen, und solchen, die ihn nicht kennen und folglich auch nicht anerkennen. Wenn aber über den Kreis der Bekenner hinaus der Geist selbstloser Liebe und dienender Hingabe gelebt wird, dann stellt sich die Frage, ob nicht die Wirksamkeit dieses Gottes sich auch in heutiger Zeit als stärker erweist, als es das Bekenntnis ausdrücklicher Gotteserfahrung erlaubt. Umgekehrt aber läßt sich feststellen, daß die zuvor genannte Alternative zwischen einem allgemeingültigen, aber daher abstrakten Gottesbegriff und einem einzigartigen, aber daher sehr konkreten christlichen Gottesbegriff keine wirkliche Alternative darstellt. Denn wenn sich das, was sich an einer bestimmten Raum-Zeit-Stelle unserer Geschichte als Revolution der Gottesbilder erweist, weltweit in praktischen Lebensvollzügen der Treue, des Vertrauens, selbstlosen Dienstes, der Liebe und des Lebensmutes immer wieder – bewußt oder unbewußt – verwirklicht, dann erhält das jesuanische Gottesverhältnis eine Wirksamkeit, die es zumindest praktisch zu einem neuen Maßstab des Weltverhaltens werden läßt.

Die Konsequenzen, die sich aus einer solchen These für das Verhältnis zu anderen Religionen, aber auch zu atheistischen und areligiösen Ideologien ergeben, sind eigens zu überprüfen, stellen aber ein eigenes großes Thema dar, das in diesem Zusammenhang nur noch genannt werden kann.

# Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. September 1981)

## VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

### 1. Botschaft zum 90. Jahrestag der ersten Sozialenzyklika „Rerum novarum“

Der Papst stellte in seiner Botschaft einleitend fest, daß die Erinnerung an die erste Enzyklika vor 90 Jahren zugleich ein gemeinsames Bekenntnis zu deren richtungweisenden Aussagen sei. Ihre Anliegen müßten in Zusammenhang mit den anderen lehramtlichen Verlautbarungen zur Soziallehre der Kirche noch entschlossener fruchtbar gemacht werden für die Welt der Arbeit in unserer Zeit.

Vieles habe sich seither auch durch das Ringen der Kirche zum Besseren gewandelt. Trotzdem könne nicht behauptet werden, in der Welt regiere inzwischen soziale Gerechtigkeit. Der Papst prangerte dann verbliebene Irrtümer, Mängel und Nöte an.

Als skandalös bezeichnete er es, daß „Überfluß und Luxus Tür an Tür mit erniedrigender, ja lebensbedrohender Armut leben“. Er nannte Probleme beim Namen: Es fehle an ausreichendem Schutz für werdende Mütter, Arbeits- und Lebensbedingungen verletzen den Gleichheitsgrundsatz und veränderten sich „je nach Geschlecht sowie nach politischer und religiöser Überzeugung der Arbeitnehmer“. Er brandmarkte die menschenunwürdigen Lebensbedingungen in den Randgebieten der großen Städte ebenso wie den Ausschluß ganzer Bevölkerungsgruppen vom sozialen Fortschritt. Gewerkschaftlicher Zusammenschluß gelte zwar als Menschenrecht, trotzdem werde er oft politisch mißbraucht.

Weiter verwies der Papst auf die steigende Arbeitslosigkeit, die besonders unter den Jugendlichen „unverantwortliche psychologische und charakterliche Auswirkungen“ habe. Die Automatisierung lasse die Arbeitnehmer ganzer Industriezweige um ihren Arbeitsplatz bangen. Ausländische Arbeitnehmer seien gezwungen, ihre Familien- und Heimatbande zu lösen.

Der Kirche sei es aufgegeben, sich echt und engagiert mit der sozialen Frage auseinanderzusetzen. „Denn die Kirche hat ja die Würde des Menschen zu schützen. Versäumte sie das, würde sie ihre Pflicht verletzen und ihre Glaubwürdigkeit einbüßen bei der Verkündigung des Evangeliums und der Sorge um das ewige Heil.“

Einen breiten Raum nimmt die Besinnung auf die ethischen Werte ein. Niemand könne Fortschritt und Wohlstand verdammten. Wir alle verdanken ihnen viel. „Aber wenn sie zu Götzen werden, zeigen sie ihr dämonisches Gesicht.“ Die Zeit sei reif, von Gott als dem Schöpfer zu sprechen. Die Arbeiter sollten den Mut haben, von der zweifachen Dimension ihrer Existenz Zeugnis abzulegen, als Arbeiter und Christen (RB Nr. 24 v. 14. 6. 81, S. 19).

### 2. Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit

In der Ansprache zum 26. Juli 1981 sagte der Heilige Vater u. a.: „Wir wollen, wenn wir im Angelusgebet uns an den Augenblick der Verkündigung erinnern, darum beten, daß das Reich Gottes – das Himmelreich – ähnlich in unseren Herzen, unseren Familien, in unserem inneren Lebensbereich zu Hause sei. Beten wir auch für unsere Brüder und Schwestern, damit sie diesen Schatz, diese kostbare Perle, nicht ver-

achten, damit sie sie nicht aus gleich welchen Gründen verlieren, denn: ‚Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben einbüßt‘ (Mt. 16,26). Geliebte! ‚Euch muß es zuerst um das Reich Gottes gehen...‘ (Mt. 6,33) (OK n.31–32 v. 31.7.81).

## AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

### 1. Kongregation für den Klerus

Indult der Kongregation für den Klerus vom 10. März 1980 betreffend Beiträge der Geistlichen zum Diasporahilfswerk und zum Haushälterinnenhilfswerk (Amtsblatt Essen 1980, 115):

Durch ein Indult wird der Bischof von Essen für fünf Jahre ermächtigt, von den Geistlichen folgende Pflichtbeiträge zu verlangen:

3% für Diasporahilfswerk;

3% für das Haushälterinnenhilfswerk.

Das Indult geht über cc. 1504–1506 CIC hinaus.

### 2. Sacra Paenitentiarum

Durch Indult der Sacra Paenitentiarum vom 14. April 1980 wird den Bischöfen Deutschlands die Vollmacht erteilt, die Absolutionsvollmacht bei Zensuren aus can. 2314 CIC (Häresie, Schisma) zu delegieren (Amtsblatt Berlin 1980, 39).

### 3. Kongregation für das Katholische Bildungswesen

Kardinal William W. Baum, Präfekt der Kongregation für das Katholische Bildungswesen, richtete am 25. Mai 1981 einen Brief an P. Pedro Arrupe SJ (in seiner Eigenschaft als Präsident der Union der Generalobern). In dem Brief heißt es, er (der Kardinal) sei sich der Wichtigkeit der Arbeit, den die Orden und geistlichen Gemeinschaften im Bereich des katholischen

Bildungswesens leisten, voll bewußt. Mit diesem Schreiben wolle er seiner Wertschätzung für die Ordensleute Ausdruck verleihen; denn die Ordensmänner und -frauen seien mit höchster Hingabe an einem Dienst beteiligt, der vorrangig der apostolischen Sendung der Kirche diene. Insbesondere erwähnt wird das Engagement der Ordensleute im Schuldienst: ganze Generationen seien gemäß den Prinzipien des Evangeliums erzogen worden. In einer säkularisierten Welt sei die Arbeit im Bereich der katholischen Erziehung und Bildung dringender denn je.

## EUCHARISTISCHER WELTKONGRESS

### 1. Vorbereitung des Eucharistischen Weltkongresses in Lourdes

Mit dem 42. Eucharistischen Weltkongreß in Lourdes (16.–23. Juli 1981) haben die eucharistischen Weltkongresse ihren hundertsten Geburtstag gefeiert. Der Erste Eucharistische Weltkongreß fand 1881 in Lille statt. Zur Feier in Lourdes legten die französischen Gastgeber großen Wert darauf, daß durch zahlreiche Delegationen aus allen Ländern und Kontinenten der Kongreß wirklich ein Weltkongreß zur internationalen Begegnung engagierter Christen aus der Gesamtkirche wurde. Das Thema des 42. Eucharistischen Weltkongresses lautete: JESUS CHRISTUS – DAS BROT, GEBROCHEN FÜR EINE NEUE WELT. Papst Johannes Paul II. knüpfte große Hoffnungen an den Kongreß. In seinem Schreiben an Kardinal James Knox, den Präsidenten des Ständigen Komitees der Eucharistischen Weltkongresse, sagte er: „Der Eucharistische Weltkongreß, der im Jahre 1981 in Lourdes stattfindet, wird für die Kirche eine intensive Zeit des Gebetes und der geistlichen Erneuerung sein...“

Die Bischofskonferenzen der Welt waren von Frankreich gebeten worden, für jedes Land einen Nationaldelegierten zu bestellen, der die nationale Vorbereitung des Kongresses leiten sollte. Für Deutschland wurde der Bischof von Essen, Dr. Franz Hengsbach, mit dieser Aufgabe betraut.

## 2. Zur Geschichte der Eucharistischen Weltkongresse

Von Frankreich ausgehend, haben die Eucharistischen Kongresse Eingang in das Leben der Gesamtkirche gefunden. Sie haben im Laufe der letzten hundert Jahre eine immer größere Bedeutung erlangt. Ziel dieser internationalen Zusammenkünfte ist das Bemühen, das Geheimnis der Eucharistie unter bestimmten Gesichtspunkten tiefer zu erfassen und die Bedeutung des Sakramentes ins Licht zu rücken. Diese Kongresse führen Gläubige aus aller Welt zur Feier der Eucharistie zusammen und machen – über alle Grenzen, Schranken und Nationen hinweg – die Einheit der Kirche erfahrbar, die in den vielen Ortskirchen in Erscheinung tritt.

Mit der Feier und Verehrung der Eucharistie bringen die Weltkongresse die Universalität der Kirche zu Bewußtsein. Sie spiegeln seit Jahrzehnten eine entscheidende Erfahrung des 20. Jahrhunderts: Die katholische Kirche, die immer den Anspruch erhoben hat, universal – auf die ganze Welt ausgerichtet – zu sein, ist in unserem Jahrhundert tatsächlich Weltkirche geworden. Das ist nicht erst im Zweiten Vatikanischen Konzil sichtbar geworden, sondern auch schon durch die Eucharistischen Kongresse in Rom (1922), Amsterdam (1924), Chicago (1926), Sydney (1928), Karthago (1930), Dublin (1932), Buenos Aires (1934), Manila (1937) und Budapest (1938). Erst recht vermittelten die internationalen Versammlungen in Barcelona (1952), Rio de Janeiro (1955), München (1960), Bombay (1964), Bogotá (1968), Melbourne (1973) und Philadelphia (1976)

die Erfahrung der einen Kirche aus vielen Völkern der Erde.

Bis 1914 fanden die Eucharistischen Kongresse fast jährlich in verschiedenen Ländern Europas statt. Aber da gibt es bereits zwei Ausnahmen. Die erste ist der Kongreß in Jerusalem (1893), der schon auf eine Anregung Papst Leos XIII. (1878–1903) zurückgeht, die zweite der Kongreß in Montreal (Kanada) im Jahre 1910. In den ersten 33 Jahren der hundertjährigen Geschichte der Eucharistischen Weltkongresse wurden 25 von insgesamt 42 durchgeführt. Mit der wachsenden Bedeutung dieser internationalen Treffen sinkt ihre Häufigkeit. Bedeutsam für die weitere Entwicklung war der Kongreß in Jerusalem, bei dem sich Leo XIII. durch einen Legaten vertreten ließ. Auch für Lourdes (1899) und Namur (1902) wurden päpstliche Legaten ernannt. Seit 1906 wird diese Praxis zur Regel. Die Eucharistischen Kongresse werden seit Pius X. (1903–1914) im Namen des Papstes unter der Präsidentschaft eines Legaten gefeiert. In Bombay (1964) wird der Kongreß erstmals durch die Anwesenheit des Papstes (Paul VI.) ausgezeichnet.

Für den 42. Eucharistischen Weltkongreß in Lourdes hatte Papst Johannes Paul II. den afrikanischen Kurienkardinal Bernardin Gantin zum päpstlichen Legaten bestellt. Der Papst hatte seinem afrikanischen Vertreter den eigenen Hirtenstab mitgegeben.

Nach mehreren mißglückten Versuchen in Frankreich, Belgien und den Niederlanden kam 1881 der erste Kongreß in Lille zustande. Idee und Initiative gingen von Laien aus.

Bereits im Jahre 1874 hatte Frau Tamisier eine Wallfahrt nach Avignon zur Verehrung der Eucharistie in die Wege geleitet. Sie wollte der stillen Anbetung der Eucharistie, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts überall in Europa eine beachtliche Ausbreitung erfahren hatte, den Glanz

größerer Kundgebungen zur Seite stellen. Dieser Frau ist dann auch die Idee zu verdanken, die eucharistischen Wallfahrten durch Studientagungen zu erweitern und so zu Kongressen auszubauen, die nicht auf Frankreich beschränkt bleiben, sondern sich zu internationalen Versammlungen entfalten sollten.

Bescheiden waren die Anfänge. Als es Frau Tamisier mit Hilfe von Philibert Vrau gelungen war, mit offizieller Billigung Papst Leos XIII. dem ersten Kongreß in Lille den Weg zu bahnen, zählte man 363 Teilnehmer. Durch ausländische Delegationen war wenigstens symbolisch ein internationaler Charakter gegeben. Bei der Schlußprozession schlossen sich viele Katholiken aus Lille spontan den Kongreßteilnehmern an. Zusammenkünfte dieser Art wurden von nun an regelmäßig wiederholt.

„Welt-Fronleichnam“ – so ist 1912 in Wien der Eucharistische Kongreß genannt worden. Anbetung und Verehrung bestimmen bis Ende der dreißiger Jahre die Gestalt der Eucharistischen Weltkongresse. Höhepunkt ist die Prozession mit dem Allerheiligsten. Seit Barcelona (1952) und grundlegend seit München (1960) wandelt sich die Gestalt der Eucharistischen Weltkongresse. Darin dokumentiert sich ein vertieftes Eucharistie- und Kirchenverständnis. Seither steht die Feier der Eucharistie selbst im Mittelpunkt: Die Gläubigen verehren die Eucharistie nicht nur, sondern feiern sie vor allem; sie beten den Leib des Herrn nicht nur an, sondern bringen ihn vor allem dar und empfangen ihn. Die Gläubigen feiern die Eucharistie als Kirche und vollziehen den Auftrag des Herrn in Gemeinschaft.

Die Kirche lebt aus der Eucharistie. Sie ist eins durch die eine Eucharistiefeier. Gerade das erneuerte liturgische Leben macht bewußt, was Kirche ist: Kirche hier und jetzt, versammelt um einen Altar, Kirche an tausend Altären, Kirche getrennt und

verstreut über die ganze Erde hin, und doch wieder eins, so sehr, daß keine einzige Messe gefeiert wird ohne die Verbindung mit den Christen und Gemeinden in aller Welt, mit ihren Hirten und mit dem Bischof von Rom, dem Nachfolger des heiligen Petrus.

Seit München sind die Eucharistischen Weltkongresse zu Stationsfeiern der Gesamtkirche geworden. Der römische Gottesdienst, der Statio Urbis, wird zum Modell für die Statio Orbis. Um die Einheit von Bischof, Klerus und Volk innerhalb der einen Ortskirche sichtbar werden zu lassen, feiert der Bischof von Rom einen wandernden Gottesdienst. Ebenso macht der eucharistische Weltkongreß als Statio Orbis die Einheit der Gesamtkirche erlebbar. Die eine Kirche aus vielen Völkern, Rassen und Nationen, die – zerstreut über die ganze Erde – in vielen Ortskirchen lebt, kommt zusammen und feiert die Eucharistie als einende Mitte der einen Kirche Christi. Die Eucharistiefeier wird beim Eucharistischen Weltkongreß sichtbar zum Zeichen der Einheit: „Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (1. Kor 10,17) (RB n. 28 v. 12. 7. 81, S. 2).

### 3. Bischof Hengsbach zum Eucharistischen Weltkongreß in Lourdes

Die Feier der heiligen Eucharistie ist Auftrag und Vermächtnis des Herrn: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Sie ist unabhängig von der Zahl der Mitfeiernden und immer möglich, wo Christen in dieser Gesinnung um einen Priester versammelt sind. In gleicher Weise gilt dies für eine Eucharistiefeier im kleinsten Kreis wie für die Feier mit Hunderttausenden, wie beim Papstbesuch, bei Katholikentagen oder eucharistischen Kongressen.

Eine Gefährdung eucharistischer Frömmigkeit ist am wenigsten bei einem eucharistischen Kongreß zu erwarten, denn die

heilige Eucharistie selbst ist Thema und Mitte dieser Kongresse. Vorträge, Gespräche und Meditationen sollen zu ihrem vertieften Verständnis führen. In seiner Ansprache an die Nationaldelegierten, die im Dezember 1980 zur Vorbereitung des Kongresses in Rom zusammengekommen waren, sagte der Papst, die heilige Eucharistie solle beim kommenden Kongreß in ihrer vertikalen und horizontalen Dimension sichtbar werden.

Der Schrei nach einer neuen, besseren Welt ist heute unüberhörbar. Er charakterisiert geradezu unsere Zeit. Kein Tag vergeht, ohne daß wir von Hunger und Elend, Unfreiheit und Unterdrückung, Verfolgung und Flucht, von Revolutionen und kriegerischen Auseinandersetzungen hören. Sicherlich gibt es redliches Bemühen um Besserung der Verhältnisse, aber mehr noch zahllose Verführer mit Programmen und Methoden, die den Menschen nicht befreien.

Wir Christen können uns der Verpflichtung nicht entziehen, mit unserer ganzen Kraft an einer neuen, besseren Welt zu arbeiten. Das Neue und Bessere an dieser Welt ist, daß sie aufgebaut wird auf dem Grundriß des Kreuzes Christi, der sich für die Erlösung und für das Leben der Welt in seinem Todesgehorsam hingegeben hat. Christus liefert uns nicht nur den Grundriß für diese neue Welt, sondern er hat uns auch gesagt, daß er für uns Weg, Wahrheit und Leben und das Licht der Welt ist.

Ihn erfahren wir in unseren Erdentagen am dichtesten in der heiligen Eucharistie. Auf ihn setzen wir unsere ganze Hoffnung, denn wir haben sein Wort, wir haben ihn. Er wird bei seiner Wiederkunft alles zur Vollendung führen. Was bis dahin von uns zu leisten ist, bedeutet Teilhabe am Kreuz Christi und am Dienst Christi. Das bei der Eucharistiefeyer gebrochene Brot weist uns hin auf das Erlösungsoffer Christi und auf das Teilen des Brotes mit unseren Brüdern

und Schwestern. Hier ist auch der Bezug unserer Hilfswerke auf die Eucharistie zu erkennen. Mit jeder Eucharistiefeyer beginnt ein Stück neue Welt, die der Herr bei seiner Wiederkunft vollendet.

Wem es schwer wird, Marienfrömmigkeit und Christusfrömmigkeit miteinander in Einklang zu bringen, dem sollte man empfehlen, nach Lourdes zu wallfahren. Dort begegnet ihm eine Marienfrömmigkeit, die ganz auf Christus hinweist und zu ihm hinführt, wie es Maria bei der Hochzeit zu Kana tat: „Was er euch sagt, das tut!“ Bei den sakramentalen Prozessionen und der Segnung der Kranken mit dem Allerheiligsten und vor allem bei den zahlreichen und großen Eucharistiefiern in den Basiliken von Lourdes und vor der Grotte begegnet uns eucharistische Frömmigkeit in ihrer ganzen Breite und Tiefe. Was dabei den tiefsten Eindruck hinterläßt, ist die Begegnung mit Menschen, die ganz von Christus ergriffen sind: kranke Menschen, die ihre Hoffnung allein auf ihn setzen und gesunde Menschen, die Christi Wort ernst nehmen: „Was Ihr dem geringstem meiner Brüder tut, das habt Ihr mir getan.“

Der Eucharistische Weltkongreß in München – unweit dem Konzentrationslager Dachau – stand noch im Schatten des Zweiten Weltkrieges und des millionenfachen Mordens, das durch Angehörige unseres Volkes an zahllosen Menschen verübt wurde. Sein Leitwort: „Pro vita mundi – Für das Leben der Welt“ bedeutete ein Abrücken von diesem schrecklichen Geschehen und ein Bekenntnis zum Wert und zur Würde menschlichen Lebens. Es wies auf den Gekreuzigten hin, der alle menschliche Schuld und alles menschliche Versagen auf sich nahm und uns mit seiner Auferstehung den Zugang zum wahren Leben erschloß. Im eucharistischen Opfer und Mahl steht dieses Heilswirken mitten unter uns.

Der Eucharistische Weltkongreß in Lourdes – übrigens fand der erste Euchari-

stische Kongreß vor 100 Jahren auch in Frankreich statt, in Lille – will auf das Fragen und Suchen der Menschen unserer Tage Antwort geben, die von Nöten und Spannungen und ständiger Gefährdung des Friedens und des Lebens gekennzeichnet sind. Diese Antwort kann nur Jesus Christus sein: Das Brot, gebrochen für eine neue Welt. Der Weg zur neuen Welt führt sein Opfer und unsere Teilhabe an diesem Opfer und über sein Sichverschenken und unser Verschenken, unser Teilen mit den Brüdern und Schwestern, die in Not sind (RB n.27 v. 5.7.81, S.9).

Während des Kongresses hielt der Bischof von Essen, Dr. Franz Hengsbach, einen Gottesdienst. Zu dieser Eucharistiefeier auf der Altarinsel waren fast alle 3800 Teilnehmer aus Österreich, der Schweiz, der DDR, der Bundesrepublik sowie aus den anderen deutschsprachigen Regionen Europas gekommen. Der Bischof sprach gegen eine Aufweichung des Sonntagsgebotes. Eine Aufweichung der Pflicht, am Sonntag die heilige Messe zu besuchen, werde die freiwillige Teilnahme am Meßopfer nicht fördern. Ein erneuerter Sinn für die heilige Eucharistie werde die „Frucht eines lebendigeren Glaubens sein“. „Die endzeitliche Dynamik der heiligen Eucharistie darf uns in Erwartung des neuen Himmels und der neuen Erde nicht von den Aufgaben dieser uns anvertrauten Welt abwenden.“ Die Christen müßten mit der Welt, mit den Menschen, mit sich selbst, mit der ganzen Schöpfung so umgehen, „daß wir vor dem wiederkommenden Christus bestehen können“. Dieses Bewußtsein werde auch davor bewahren, aus dieser vergehenden Welt ein endgültiges Paradies machen zu wollen (OR Nr. 31–32 v. 31.7.81).

#### 4. Eindrücke vom Kongreß

In der ursprünglichen Planung war vorgesehen, daß Papst Johannes Paul II. drei Tage lang in Lourdes sein würde. Er wollte

namentlich zur Jugend der Welt sprechen und ihr Orientierung für den Glauben geben. Doch die Folgen des Attentates auf den Papst, ermöglichten ihm diese Teilnahme nicht.

Zu Beginn des eucharistischen Weltkongresses wurde der päpstliche Legat, Kardinal Bernardin Gantin, an der Erscheinungsgrotte begrüßt. Der Kardinal sprach während des Kongresses zum Thema „Christus hat uns hier versammelt“. Bei der Eucharistiefeier am 19. Juli sprach er vom Danken für die Gabe Gottes. Danken für die Geduld Gottes und für die Hoffnung, die Gott uns in seinem Sohn Jesus Christus, dem Erlöser der Welt, gibt. In der heutigen Welt wird das Danken bisweilen schwierig gemacht. Der Gläubige dankt vor allem für Christus und er dankt mit Christus. Ausdruck des Dankes ist die Treue, die nicht zuletzt in der regelmäßigen Teilnahme an der Sonntagsmesse in Erscheinung tritt. „Schätzen wir niemals die Gabe Gottes gering! Erkennen wir, daß sie für uns lebenswichtig ist wie Essen und Trinken, um aus dem Leben Gottes zu leben. Und blicken wir auch voll Liebe auf den, der uns dieses Geschenk macht. Jeden Sonntag werden wir von Gott eingeladen! Möge sein Geist uns zum Dank bewegen“ (L'Osservatore Romano v. 20./21.7.81).

Bei diesem Eucharistischen Weltkongreß wurde die Weltweite der Kirche sichtbar, das Teilen des Glaubens, das die Mauern zwischen den Rassen und Kontinenten durchbricht: Konturen einer neuen Welt.

Das Instrumentarium des Kongresses war so vielgestaltig wie seine Teilnehmer. Es gab große und kleine, konventionelle und mitreißende Gottesdienste, Gebetsstunden und Wortgottesdienste. Es fehlte nicht an geistreichen Vorträgen und besinnlichen musikalischen Feierstunden. Neben der traditionellen Lichterprozession gab es die großen Gesprächsrunden mit der ganzen Bandbreite der seelsorglichen Gegenwartsprobleme. Beeindruckend waren die

zwanglosen Begegnungen zwischen jung und alt, zwischen Bischöfen, Priestern und Laien. Eine junge Ordensschwester aus Trinidad sagte: „Ich habe im byzantinischen Gottesdienst in der hoffnungslos überfüllten oberen Basilika etwas vom Ende der Welt voraus erlebt; von jenem Tag, da alle Völker der Erde in eins zusammenströmen.“ Jesus Christus, das Brot, gebrochen für eine neue Welt: Das Thema war in den Tagen von Lourdes keine leere Formel. Wo Jesus im Brot nicht unbedacht gebrochen wird, da entsteht eine neue Welt. Ihr Wert ist das Kriterium unserer Lauterkeit. Wo diese Botschaft gelebt wird, bleibt Eucharistie keine vom Alltag abgeschnittene Sonderwelt. Sie wird zum Sauerteig, der alle und alles verwandelt (MKKZ n. 30 v. 26. 7. 81, S. 28).

#### 5. Aus der Botschaft des Heiligen Vaters an den Weltkongreß

Über den Rundfunk und das Fernsehen sandte Johannes Paul II. an den 42. Internationalen Eucharistischen Kongreß in Lourdes (21. Juli 1981) eine Botschaft. Er erwähnte, daß es sein glühender Wunsch gewesen sei, nach Lourdes zu kommen, „um mich der unermeßlichen Verehrung, die von der Marienstadt Lourdes zu Christus aufsteigt, anzuschließen“. „Aber die Vorsehung fordert von mir, das Opfer zu bringen wie viele andere kranke oder behinderte Menschen, und teilzunehmen, ohne euch zu sehen und zu hören...“ „Alle, die ich gerne mündlich begrüßt und ermutigt hätte, segne ich...: euch, Ordensmänner, Ordensfrauen und andere geweihte Personen, deren Lebensstand das Zeichen der ‚neuen Welt‘ ist.“ Die ‚neue Welt‘ könne keinen anderen Grundstein haben als Jesus Christus, den Sohn des Vaters, der aus Liebe unser menschlicher Bruder geworden ist. „Das wahre Brotbrechen, das für uns Christen grundlegend ist, ist nichts anderes als das Kreuzesopfer.“ „Das Kreuzesopfer ist für die Zukunft des Menschen

so entscheidend, daß Christus es erst dann vollzogen hat und erst dann zum Vater zurückgekehrt ist, nachdem er uns ein Mittel hinterlassen hat, daran teilzunehmen...“ „Deshalb hat sich Christus, ehe er nach Golgota ging, die Zeit genommen, in der heiligen Stille des Abendmahlsaaes in einem liturgischen Akt das Brechen des Brotes zu vollziehen: er feiert dieses Brotbrechen mit den Zwölfen und trägt ihnen auf, dies zu seinem Gedächtnis zu wiederholen bis zum Tag der Wiederkehr, an dem er die neue Welt einleiten wird. Über dem Brot und dem Kelch des ersten christlichen Pasaamahles machte er dann die Zeichen und sprach die Worte, die hier von euren Bischöfen als den Nachfolgern der Apostel und von den Priestern, ihren Mitarbeitern, wiederholt wurden, um euch Zugang zu schaffen zum Opfer Christi und durch ihn zur Auferstehung, die alle Dinge verändern wird.“ Die Eucharistiefeier füge dem Kreuzesopfer nichts hinzu, doch „die Messe und das Kreuz sind ein und dasselbe Opfer“. Das Brotbrechen in der Eucharistie habe die wesentliche Funktion, uns das Kreuzesopfer zugänglich zu machen. Er macht dieses Opfer unserer heutigen Generation gegenwärtig.“ Auf diese Weise könne die in diesem Opfer gegenwärtige Macht des Heiles jeder Epoche geschenkt werden. „Dank der apostolischen Sukzession und der Priesterweihe hat Christus den Einsetzungsworten seiner Eucharistie in Verbindung mit dem Wirken seines Geistes Kraft und Wirksamkeit verliehen bis zum Tag seiner Wiederkehr am Ende der Zeiten. Er ist es, der die Worte durch den Mund des Priesters spricht, der das Opfer feiert...“ Der Eucharistische Kongreß vermittelte ein besseres Verständnis der Rolle des Priesters. „Die Priester, die das Weisakrament empfangen haben, nehmen unter euch den Platz Christi, des Hauptes seiner Kirche, ein; ihr heiliger Dienst ist unerläßlich, um darauf hinzuweisen, daß das von ihnen vollzogene Brotbrechen eine von Christus empfangene Gabe ist, die die

Kraft und das Vermögen der hier Versammelten weit übersteigt; es ist unersetzlich für die gültige Verbindung der eucharistischen Konsekration mit dem Kreuzesopfer und dem Letzten Abendmahl... Es wird euch mehr und mehr darum zu tun sein, diesen Dienst mit Hochachtung und Dank zu empfangen und dafür zu beten, daß es der Kirche nie an Priestern, an heiligmäßigen Priestern, fehle.“ Diese theologische Betrachtung, in die das Wissen um das „priesterliche Volk“ mit einbezogen werden müsse, habe Auswirkungen brüderlicher Art. Bei der Betrachtung des eucharistischen Geheimnisses begegne man dem Blick Mariens. „Seid gewiß, daß sie für euch eintritt, um euch, um die Kirche zur Fülle des eucharistischen Glaubens und der geistlichen Erneuerung zu führen. Zum Abschluß dieser Botschaft wende ich mich mit ihr an den Herrn: O Christus, Erlöser, wir danken dir für dein Erlösungsopfer, das die einzige Hoffnung der Menschen ist! O Christus, Erlöser, wir danken dir für das Brotbrechen in der Eucharistie, die du eingesetzt hast, um deinen Brüdern im Laufe der Zeiten wirklich zu begegnen! O Christus, Erlöser, senke in das Herz der Getauften das Verlangen, sich mit dir zu opfern und für das Heil ihrer Brüder einzusetzen! Du, der du im heiligen Sakrament wirklich gegenwärtig bist, gieße reichlich deinen Segen aus über dein in Lourdes versammeltes Volk, auf daß dieser Kongreß wahrhaft ein Zeichen für die ‚neue Welt‘ bleibe!“ (L'Osservatore Romano v. 22.7.81).

#### AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

##### 1. Mitgliederversammlung der VDO

Vom 29. Juni bis 1. Juli 1981 fand im Exerzitienhaus Himmelsporten (Würzburg) die Mitgliederversammlung 1981 der VDO statt. Der Erste Vorsitzende der VDO,

Abt Dr. Anselm Schulz OSB, gab eine Einführung in die Thematik der Vollversammlung. Das Hauptreferat der Tagung hielt Abt Dr. Athanasius Polag OSB (Trier) zum Thema: „Der Auftrag der geistlichen Führung“ (Überlegungen zur Praxis geistlicher Führung in unseren Gemeinschaften). Die Arbeitskreise waren nach den spirituellen Grundausrichtungen gegliedert: Monastische Gemeinschaften (Abtpräses Laurentius Hoheisel OSB); Mendikanten: Augustinische und Franziskanische Gemeinschaften (Provinzial Hermann Schalück OFM); Ignatische Gemeinschaften (P. Vitus Seibel SJ); Neuere Gemeinschaften seit dem 19. Jahrhundert (Provinzial Fridolin Langenfeld SAC). Das Gespräch in den Arbeitskreisen bestand in einem Erfahrungsaustausch und beschränkte sich auf zwei Schwerpunkte: (1) Wie ist die Wirklichkeit in unseren Gemeinschaften? (2) Was kann man zum Besseren wenden? – Die Überlegungen in den Arbeitskreisen bezielten die Grundlagen der „spirituellen Situation“ in einer Gemeinschaft. In diesem Zusammenhang wurde die „Führung“ in den Lebens- und Arbeitsverhältnissen in einer Gemeinschaft als bedeutsam erachtet. Der Obere soll im Alltag der Gemeinschaft die Anliegen Jesu vertreten, eine Aufgabe, die nicht immer leicht ist. Sehr offen sprach man über das, was hemmend wirkt hinsichtlich der geistlichen Dynamik in den Gemeinschaften. Doch wurden auch Ansatzpunkte genannt für eine Verlebendigung der geistlichen Führung, wobei die Haltung und Initiative des Oberen eine besondere Rolle spielt. Der persönliche Lebensstil des Oberen hat einen nicht geringen Einfluß auf das geistliche Leben in der Gemeinschaft. Folglich war auch die Frage zu studieren, wie der Obere auf seine geistliche Aufgabe vorbereitet werden und aus welchen Quellen er selber den nötigen Rückhalt gewinnen kann. Auch die ekklesiologische Dimension der religiösen Gemeinschaft wurde in die Überlegungen einbezogen, und

half zur rechten Einordnung der gesamten Thematik. – Das Hauptthema hatte gleichzeitig Bedeutung für die Aufgaben, welche von den Kommissionen und Arbeitsgemeinschaften der VDO wahrgenommen werden. Das Hauptreferat und die Ergebnisse aus den Arbeitskreisen wurden in einem offenen Podiumsgespräch (mit dem Versuch einer Anwendung auf das konkrete Leben) vertieft. – Im Rahmen der Tagung erfolgte eine Berichterstattung aus den Arbeitskreisen. Berichte wurden vorgelegt von den VDO-Kommissionen „Pastoral“ (P. Hubertus Görge SDS), „Medien“ (P. Karl Borst CSSR) und „Weltkirche“ (P. Paul Zepp SVD). Weitere Berichte gaben die Arbeitsgemeinschaften der VDO: Vereinigung Deutscher Ordenschulen und Internate, Sektion Schule (P. Winfried Kämpfer OSB) und Sektion Internate (P. Franz Voith OP); Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen (P. Stephan Wisse OFMCap). Die Vollversammlung wurde unterrichtet über das Ergebnis der gemeinsamen Tagung der VDO-Kommission Bildung und Erziehung, der AGO-Leiter der Bildungsinstitute und der Ausbildungsleiter der Orden (P. Robert Anlauf SS.CC.). Die Versammlung hatte sich außerdem zu befassen mit dem Jahresbericht des „Instituts der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität“, mit Fragen, die die AGMO betreffen und schließlich auch mit dem Projekt einer Europäischen Ordensobervereinigung (wozu ein Statutenentwurf zu drei verschiedenen Hypothesen vorlag). Eine Vorüberlegung wurde getätigt zu Fragen, die den Katholikentag Düsseldorf 1982 betreffen.

## 2. Kloster auf Zeit

Tage der Besinnung, der Einkehr und Erholung im Kloster: Zu den Möglichkeiten „Kloster auf Zeit“ (in Männer- oder Frauenklöstern) im Jahr 1981 liegt eine ausführliche Zusammenstellung vor, die beim Sekretariat der VDO (Kieler Str. 35, 5000 Köln 80) erhältlich ist.

## 3. Tagung von Bischöfen und Ordensobern

Auf Einladung der Kardinäle Sebastiano Baggio und Eduardo Pironio versammelten sich vom 8.–11. Juni 1981 in Rom die Vorsitzenden der mittelamerikanischen Bischofskonferenzen (SEDAC), das Präsidium der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz (CELAM) und einige General- und Provinzialobere(innen) von Ordensgemeinschaften, die in Zentralamerika zahlenmäßig stark engagiert sind (Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner, Salesianer, Maristen-Brüder, Schwestern von Maryknoll und Merzedarierinnen von Berriz). Anwesend war auch der Vorsitzende der CLAR (Lateinamerikanische Ordensobervereinigung). Schwerpunktthemen der Tagung waren: Die Bedeutung einer objektiven und globalen Situationsanalyse für die Pastoral. Die Ausbildung des Klerus, der Ordensleute und der Laien für den pastoralen Einsatz. Die Verbesserung des Dialogs zwischen Bischöfen und Ordensleuten. Klärung des Begriffs „Option für die Armen“. Die Rolle der Katholischen Universitäten. Die Frage der Berufe. –

Die Beschlüsse, die hinsichtlich der oben genannten Themen gefaßt worden sind, wurden nicht veröffentlicht, sondern dem Heiligen Vater zur Gutheißung vorgelegt.

## VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

### 1. Kardinal Höffner – Das Glaubensbekenntnis von Nicäa/Konstantinopel

Im Namen der Deutschen Bischofskonferenz unterzeichnete der Erzbischof von Köln eine „Erklärung der christlichen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland anläßlich der 1600-Jahr-Feier der Verabschiedung des Glaubensbekenntnisses von Nicäa-Konstantinopel“. Die Erklärung, die das Datum vom 8. Mai 1981 trägt, unterstreicht das gemeinsame christliche

Glaubensgut. „Wir glauben an den einen Gott, den Vater, den Allmächtigen... und an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn,... Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott... und an den Heiligen Geist, der Herr ist und lebendig macht“. Dieses Bekenntnis zum dreieinigen Gott ist das einzige ökumenische Glaubensbekenntnis, das die östliche und die westliche, die römisch-katholische und die reformatorische Christenheit durch alle Trennungen hindurch verbindet... Die Kirche formuliert ihren Glauben immer dann in feierlichen Bekenntnissen, wenn sie die Wahrheit des Evangeliums und damit die Identität des Christentums gegen Unglauben, Irrglauben oder Aberglauben verteidigen muß... Mit dem Nizänischen Glaubensbekenntnis glauben und bekennen wir, daß der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, der von Ewigkeit her der Vater Jesu Christi ist, auch unser Vater ist... Mit dem Nizänischen Glaubensbekenntnis glauben und bekennen wir, daß in der Person Jesu Christi Gott selbst Mensch geworden und im Leben und Sterben dieses einen Menschen aus dem Volk Israel für alle Menschen da ist... Mit dem Nizänischen Glaubensbekenntnis glauben und bekennen wir, daß im Heiligen Geist Gott selbst in unsere Herzen kommt und in befreienden Worten und Taten unter uns wirkt... Die christliche Kirche hat seinerzeit in Nizäa und Konstantinopel mit dem trinitarischen Bekenntnis die Wahrheit des Evangeliums verteidigt. Wie damals, so legt die Kirche auch heute die Heilige Schrift aus, wenn sie Gott als Vater, Sohn und Heiligen Geist anbetet und verkündigt und ihre Gottesdienste im Namen des dreieinigen Gottes feiert... Wie vor 1600 Jahren das Nizänische Bekenntnis die zerstrittene Christenheit einte, so sollte es auch für uns Anlaß sein, dafür zu beten und zu arbeiten, daß die noch vorhandenen Kirchentrennungen überwunden werden...“ (Amtsblatt Köln 1981, 127).

## 2. Bischof Graber – An die Ordensleute

Beim „Tag der Orden“, den die Diözese Regensburg im Rahmen der Wolfgangswochen (Ende Juni 1981) feierte, sagte der Bischof:

Bei den Gesuchen um Dispens von den Gelübden überkommt mich immer wieder eine große Traurigkeit. Selbstverständlich hat die Kirche das Recht zu lösen, also auch Gelübde zu lösen, aber im Grund ist das doch eine sehr schmerzliche Sache, dieses Gott gegebene Versprechen, diese auf ewig versprochene Bindung zu zerschneiden und es denen gleich zu tun, die zuerst noch ihre Toten begraben wollen und obwohl sie die Hand an den Pflug gelegt haben, zurückschauen auf das, was hinter ihnen liegt. Andererseits aber muß auch dies gesagt werden: Haben all jene, die zur Leitung bestimmt sind, auch immer alles getan, um den jungen Menschen über ihre Schwierigkeiten hinweg zu helfen, daß sie eben nicht der Welt verfallen. Diese Verantwortung obliegt heute aber auch der ganzen Kirche. Das Mißverständnis des *aggiornamento* muß endlich beseitigt werden. Was Johannes XXIII. damit meinte, war nicht die Gleichschaltung und Anbiederung an die Welt, sondern einfach das Bemühen, die Frohbotschaft in jenen Formen und Methoden an die Welt heranzubringen, die sich heute am zweckmäßigsten und zugkräftigsten erweisen (RB Nr. 27 v. 5.7.81, S.4).

## 3. Bischof Wittler – Wiedervereinigung im Glauben

Der Osnabrücker Bischof erklärte anläßlich einer Bistumswallfahrt nach Schönstatt: „Ohne Maria wird es mit Sicherheit niemals eine Wiedervereinigung der getrennten Christen im Glauben geben, denn Christus und Maria sind so wenig voneinander zu trennen wie Christus und die Kirche. Das erkennen in unseren Tagen mehr

und mehr auch die evangelischen Christen“ (RB Nr. 25 v. 21. 6. 81, S. 6).

## AUS DEM BEREICH DER DEUTSCHEN DIÖZESEN

### 1. Nachweis der Taufe

Über den Nachweis der Taufe vor dem Erstempfang des Bußsakramentes und der Eucharistie ergingen Erlasse in den (Erz-) Diözesen Regensburg am 28. März 1980 (Amtsblatt 1980, 57), München-Freising am 20. März 1980 (Amtsblatt 1980, 95) und Augsburg am 10. April 1980 (Amtsblatt 1980, 102).

### 2. Sonntägliche Wortgottesdienste

Durch Erlaß des Erzbistums München-Freising vom 20. März 1980 wurde eine Verlängerung der vorläufigen Regelung für die Feier von sonntäglichen Wortgottesdiensten durch Diakone oder Laien verfügt (Amtsblatt München-Freising 1980, 95).

### 3. Krankenseelsorge

Im Bistum Rottenburg-Stuttgart wurde am 6. Februar 1980 eine Regelung getroffen für die Krankenseelsorge in den Gemeinden und Krankenhäusern (Amtsblatt Rottenburg-Stuttgart 1980, 343).

### 4. Ausländerseelsorge

Im Erzbistum Paderborn wurden am 12. Februar 1980 Missionen für Italiener, Kroaten, Portugiesen und Spanier errichtet; am 28. Mai 1980 erfolgte die Errichtung von Missionen für Polen (Amtsblatt Paderborn 1980, 56 und 87).

### 5. Geistliche Berufe

Im Bistum Regensburg erging am 8. März 1980 ein Aktionsplan für geistliche Berufe (Amtsblatt Regensburg 1980, 35–52).

### 6. Priester in Deutschland

Bei der Frühjahrskonferenz 1981 in Niederaltaich der Seminarsprecherkonferenzen (SSK) der Priesterseminare und Konvikte stand die Situation der Gemeinde und das Zusammenspiel von Priestern und hauptamtlichen pastoralen Mitarbeitern im Vordergrund. Die SSK sprach sich für einen verstärkten Einsatz von hauptamtlichen Laien in bestimmten Bereichen aus: in der zielgruppenorientierten Seelsorge, in der Bildung von Basisgemeinschaften und in der seelsorglichen Begleitung von Gruppen, die über die Grenze der Struktur einer klassischen Pfarrei hinausgehen (KNA).

### 7. Kirchenzeitung des Bistums Eichstätt

Das Tischgebet als gesundheitsfördernd empfiehlt die Eutrophologie, die Lehre vom bekömmlichen Essen, teilt Hermann J. Kreitmeir in der „Kirchenzeitung des Bistums Eichstätt“ mit. „Nachdem das gute alte Abendgebet als ‚Einschlafritual‘ zu hochaktuellen Illustriertenehren gekommen war, rückt nun das Tischgebet ins moderne Fitneßprogramm vor“, stellt Kreitmeir fest. „Jetzt fehlt nur noch, daß ein Professor die kreislaufanregende Wirkung des Morgengebets oder den streßmindernden Einfluß öfteren Beichtens entdeckt, dann haben wir wieder die ‚gute alte Zeit‘.“ Dem allen liege jedoch nur die späte Erkenntnis zugrunde, „daß der Mensch eben doch eine Einheit von Leib und Seele ist“ (KNA).

### 8. Konfessionsverschiedene Ehe

Das Generalvikariat Augsburg gab am 6. Mai 1981 eine Belehrung über das Vorgehen bei der Trauung konfessionsverschiedener Ehepaare. Die Belehrung enthält fünf Punkte: 1. Formen der Eheschließung zwischen Katholiken und nichtkatholischen Christen; 2. Dispensvollmachten; 3. Ehevorbereitung; 4. Kindererziehung;

5. Gültigmachung konfessionsverschiedener Ehen (Amtsblatt Augsburg 1981, 134).

## MISSION

### Afrika

Raphael Ndingi (50), Bischof von Nakuru/Kenia, erklärte, daß die Ehelosigkeit des Priesters der Hauptgrund für die schnelle Ausbreitung des Christentums in Afrika sei. Der zölibatäre Priester sei in Kenia und ganz Ostafrika geachtet, respektiert und bewundert. Kompromisse zugunsten der Dritten Welt lehnte Bischof Ndingi ab, da sie nicht weniger als die Kirche im Westen an die totale Hingabe an Jesus gebunden sei (KNA).

## ÖKUMENISMUS

### Deutscher Evangelischer Kirchentag

Der 19. Deutsche Evangelische Kirchentag vom 17. bis 21. Juni 1981 in Hamburg zog eine Rekordzahl von etwa 130000 Dauerteilnehmern, zum großen Teil Jugendliche, an, bot in seinen ca. 1500 Veranstaltungen die das Ereignis Kirchentag charakterisierende Mischung von Diskussion, Gottesdienst, Fest und Feier und hatte seinen eindeutigen inhaltlichen Schwerpunkt beim Thema Frieden auf dem Hintergrund der Auseinandersetzungen im deutschen Protestantismus und im Kontext der neuen Friedensbewegung. Unter dem Motto „Fürchte Dich nicht“, das man vor allem durch die Bibelarbeiten und durch die Arbeit in den vier Themenbereichen „Glauben finden“, „Gemeinschaft erfahren“, „Frieden schaffen“ und „Glaubwürdig leben“ zu konkretisieren suchte, wurde er zu einem Forum, auf dem in vielfältiger Weise Ängste artikuliert, nach Wegen aus der Bedrohung gesucht und nach der Tragweite

und Relevanz der christlichen Friedens- und Hoffnungsbotschaft gefragt wurde.

Ökumenische Fragen im engeren Sinn der Beziehungen zwischen den Konfessionen spielten eine ausgesprochene Nebenrolle. Bemängelt wurde etwa von einigen der über 25000 katholischen Teilnehmer, daß es am katholischen Feiertag Fronleichnam keinerlei Hinweise auf Gelegenheiten zum Besuch katholischer Gottesdienste in Hamburg gab.

Was das Thema Frieden anbelangt, so wurden in Hamburg eigentlich weder von Politikern noch von Kirchenvertretern oder Theologen neue Argumente eingebracht. Dafür bot sich hinreichend Gelegenheit, das Profil der kirchlichen Friedensbewegung deutlich in den Blick zu bekommen: Für sie ist charakteristisch das Ineinander von Berufung auf den christlichen Friedensauftrag, Artikulation verbreiteter Ängste und Unsicherheiten (teils in höchst demagogischer, teils auch in ehrlich-glaubhafter Weise) und Aufgreifen der ernst zu nehmenden Sachargumente gegen den NATO-Doppelbeschluß, die westliche Sicherheitspolitik, gegen Abschreckungsdenken und Rüstungswettlauf. Den Anliegen der Friedensbewegung wurde grundsätzlich während des Kirchentags kaum widersprochen; deren konkrete Forderungen bleiben nach wie vor heftig umstritten.

Von katholischer Seite waren unter den Sprechern des Kirchentages die Bischöfe Dr. Klaus Hemmerle (Aachen) und Dr. Paul-Werner Scheele (Würzburg) sowie Professor Dr. Karl Lehmann (Freiburg) (KNA).

## NACHRICHTEN AUS DEM AUSLAND

### 1. Spanien

CONFER, die Zeitschrift der Vereinigung der Höheren Ordensobern Spaniens, wid-

met die Nummer von April/Juni 1981 dem Thema „Die Motivationen für die Beharrlichkeit im Ordensstand“ (unter Mitarbeit verschiedener Autoren). Adresse: Nuñez de Balboa 99 y 115, Madrid 6.

## 2. Portugal

CNIR, die Vereinigung der Höheren Ordensobern Portugals, war am 16./17. Juni 1981 zu ihrer Generalversammlung zusammengetreten. Es wurde eine neue Direktion gewählt; Präsident der Vereinigung wurde P. Mateus da Cunha Cardoso Peres OP; Generalsekretär P. Joaquim Macedo Lima CSSp.

## 3. Schweiz

„Geistliches Leben und menschliche Reife“ war das Hauptthema der Tagung der Vereinigung der Höheren Ordensobern der Schweiz (30. Juni bis 2. Juli 1981). Prof. Dr. Klaus Rohr sprach zum Thema: „Das Ordensleben: Chance? Herausforderung? Gefahr? – Überlegungen eines Psychotherapeuten.“

## 4. England

Der Vorstand der Vereinigung der Höheren Ordensobern Englands traf sich kürzlich mit den Ordensvikaren der verschiedenen Bistümer. Die pastorale Aufgabe der Ordensvikare wurde folgendermaßen umschrieben: 1. Kennenlernen des Charismas der Ordensgemeinschaften und ihrer Bemühungen um eine echte Erneuerung. 2. Sich um die drängenden Probleme annehmen: die Zunahme der älteren Ordensleute und der Rückgang an Berufen. 3. Schaffung von Beratungsorganen.

## 5. Belgien

Vom 7.–9. April 1981 fand in Dedermonde die Tagung der Vereinigung der Höheren Ordensobern statt. Es ging um das Thema „Gehorsam–Autorität“. Vier Vorträge wurden gehalten: 1. Autorität und Gehor-

sam in Bewegung. 2. Typologie des kirchlichen und des ordensgemäßen Gehorsams (von der Bibel und Tradition zu einem monastischen und ordensgemäßen Gehorsam). 3. Die konkrete Auswirkung der Kultur. 4. Die Ausübung der Autorität (unter „Lesen der Zeichen der Zeit“).

## 6. Niederlande

Bei der Tagung der Vereinigung der Höheren Ordensobern (im März 1981) wurde ein gemeinsamer Brief an alle Ordensleute des Landes formuliert zum Thema: „Katholische Kirche, Atomare Bewaffnung und Abrüstung.“

## 7. Puerto Rico

Der Vorstand der Vereinigung der Höheren Ordensobern traf sich vom 27. bis 30. Mai 1981 mit den Bischöfen des Landes zu einem Gespräch über das Dokument „Mutuae Relationes“ sowie über die zwei neuen Dokumente der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute (Die Ordensleute und die integrale Entfaltung des Menschen; Die kontemplative Dimension des Ordenslebens).

## 8. Haiti

Unter Leitung von P. Segundo Galilea (aus Chile) bot die Vereinigung der Höheren Ordensobern im Juli 1981 zweimal je vier Studientage an zum Thema „Spiritualität und Pastoral“.

## 9. Guatemala

Mit Brief vom 22. Mai 1981 dankte der Vorstand der Vereinigung der Höheren Ordensobern der Bischofskonferenz für den Hirtenbrief vom 8. April 1981, der als richtungweisend empfunden wird.

## 10. El Salvador

Die Vereinigung der Höheren Ordensobern hält jeden letzten Samstag des Mo-

nats eine Tagung. Thema durch eine Reihe von Monaten waren die beiden Dokumente der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute vom 12. August 1980 (vgl. OK 22, 1981, 67). In El Salvador sind 43 verschiedene Ordensgemeinschaften tätig (15 Männer- und 28 Frauengemeinschaften).

#### 11. Panama

Die Vereinigung der Höheren Ordensobern organisierte vom 29. Juni bis 31. Juli 1981 einen Kurs über „Theologie und Ordensleben“. Hauptthemen des Kurses waren: Ekklesiologie; Charisma und Institution; Gotteserfahrung und Nachfolge Christi; Geschichte des Ordenslebens und Option für die Armen.

#### 12. Kolumbien

Bei der Generalversammlung der Vereinigung der Höheren Ordensobern im April 1981 wurden folgende Schwerpunkte formuliert: 1. Öffnung und Unterscheidung der Geister auf der Grundlage der Wirklichkeit, im Lichte der Pastoral und auf der Suche nach dem Willen Gottes. 2. Affektiver und effektiver Einsatz für die Armen im Kampf für die Gerechtigkeit als grundsätzliche Forderung des Glaubens. 3. Die Bewußtmachung unserer prophetischen Sendung. 4. Förderung und Erneuerung der Spiritualität mittels der Betrachtung der Inkarnation des Wortes Gottes in unserer Geschichte und mittels der Nachfolge Christi im Licht des Evangeliums.

#### 13. Ekuador

Die Vereinigung der Höheren Ordensobern hat im Februar/März 1981 ihr 25jähriges Bestehen gefeiert. Die Feierlichkeiten, an denen auch Kardinal Eduardo Pironio teilnahm, standen unter dem Thema „Vereint mit Christus bauen wir sein Reich“.

#### 14. Bolivien

Die Höheren Obern und Oberinnen trafen sich am 25. April 1981 mit dem für die Ordensleute Beauftragten der Bischofskonferenz, Bernardino Rivera OFM, Tit.-Bischof von Mutugenna und Weihbischof von Potosi. Es ging um Fragen der Zusammenarbeit. In Bolivien sind derzeit 1730 Ordensmänner und Schwestern tätig (18 Höhere Obere und 32 Höhere Oberinnen).

#### 15. Chile

Die Vereinigung der Höheren Ordensobern studierte im April 1981 die Dokumente der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute vom 12. August 1980 (OK 22, 1981, 67). Zum neuen Vorsitzenden der Vereinigung wurde P. Fernando Montes SJ gewählt.

#### 16. Brasilien

Convergencia, die Monatsschrift der Vereinigung der Höheren Ordensobern, bringt in der Nummer vom April 1981 einen Bericht über das Studium des Dokumentes über die bessere Verteilung des Klerus, welches im November 1980 Gegenstand der Beratung zwischen dem Vorstand der Vereinigung und Vertretern der Bischofskonferenz gewesen war (vgl. OK 21, 1980, 473).

#### 17. Zaire

Die Vereinigung der Höheren Ordensobern erarbeitete bei ihrer Tagung vom 26. April bis 2. Mai 1981 einen gemeinsamen Brief an die Ordensleute des Landes zum Thema: „Evangelische Armut in afrikanischen Verhältnissen.“

#### 18. Burundi

Gemäß einer Statistik, welche die Vereinigung der Höheren Ordensobern veröffentlichte, arbeiten derzeit in diesem Missionsland: 9 afrikanische und 166 nicht-afrikanische

sche Ordenspriester; 143 afrikanische und 41 nicht-afrikanische Ordensbrüder; 595 afrikanische und 293 nicht-afrikanische Ordensschwwestern.

#### 19. Indien

Die Vereinigung der Höheren Ordensobern faßte bei ihrer Frühjahrsversammlung 1981 in Bangalore eine Reihe von Beschlüssen zum Missionseinsatz indischer Ordensleute in Afrika. – Ein weiteres Hauptthema dieser Versammlung war das soziale Apostolat der Ordensleute in Indien.

#### 20. Philippinen

Die Vereinigung der Höheren Ordensobern beschloß die Gründung einer eigenen Kommission „Iustitia et Pax“.

#### 21. Taiwan

Das Schwerpunktthema der Versammlung der Vereinigung der Höheren Ordensobern vom 7.–9. April 1981 war das Apostolat der Ordensleute in den Pfarreien. Es wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, die den missionarischen Einsatz der Ordensgemeinschaften gemäß den heutigen Erfordernissen der Kirche in Taiwan studieren wird.

### STAAT UND KIRCHE

#### 1. Beschäftigung von Arbeitnehmern bei Körperschaften des öffentlichen Rechts

Beschluß des *Verwaltungsgerichts München* vom 17. Juli 1979 über die Beschäftigung von *Arbeitnehmern bei Körperschaften des öffentlichen Rechts* im Sinne der §§ 1, 171 des Gesetzes zur Verbesserung der betrieblichen Altersversorgung (BetrAVG) und die Verpflichtung der Körperschaften des öffentl. Rechts zur Insolvenzsicherung nach § 7 ff. BetrAVG (M 71 XII 78) (Bayer.

Verwaltungsblatt 111 [1980] 346–348. – Leitsätze:

1. Körperschaften des öffentlichen Rechts, die ihren Angestellten – hier Dienstordnungsangestellte i. S. d. §§ 351 ff. RVO – beamtenähnliche Grundversorgung gewährleisten, beschäftigen Arbeitnehmer im Sinne der §§ 1, 171 des Gesetzes zur Verbesserung der betrieblichen Altersversorgung vom 19. 12. 1974 – BetrAVG – und sind diesbezüglich der Insolvenzsicherungspflicht nach § 7 ff. BetrAVG unterworfen.

2. Die Konkursfestigkeit „sonstiger“ Körperschaften, Anstalten und Stiftungen des öffentlichen Rechts, d. h. außer des Bundes, eines Landes, einer Gemeinde oder -Verbandes nach Art. 10 BayAGZPOKO verstößt gegen Bundesrecht.

#### 2. Wirksamkeit von Prozeßhandlungen eines Rechtsanwalts

Urteil des *Verwaltungsgerichtshofs* der *Evangelischen Kirche der Union* vom 11. Dez. 1978 über die *Wirksamkeit von Prozeßhandlungen* eines Rechtsanwalts, die dieser vor der Zurückweisung als Prozeßbevollmächtigter vor einem kirchl. Gericht vorgenommen hat (VGH 25/78) (ZevKR 25 [1980] 83–86). – Leitsätze:

1. Prozeßhandlungen, die ein mangels Mitgliedschaft in einer evangelischen Kirche nicht als Vertreter zugelassener Rechtsanwalt im Verfahren vor dem kirchlichen Gericht vorgenommen hat, sind wirksam, wenn sie vor dessen Zurückweisung als Prozeßbevollmächtigter erfolgt sind.

2. Auch nach Erledigung eines Abberufungsbeschlusses durch Einführung in ein neues Pfarramt besteht ein berechtigtes Interesse des abberufenen Pfarrers an der alsbaldigen Feststellung der Rechtswidrigkeit des Abberufungsbeschlusses.

### 3. Entziehung des elterlichen Rechts

Beschluß des *Landgerichts Berlin* vom 20. Nov. 1979 zur Entziehung des *elterlichen Rechts*, über einen *Schwangerschaftsabbruch* und über den Abschluß entsprechender Arztverträge zu entscheiden (83 T 395/79) (FamRZ 27 [1980] 285–287). – Leitsatz:

Die Haltung der Eltern, sie könnten ihre Einwilligung zu einem Abbruch der Schwangerschaft bei ihrem Kinde aus moralischen Gründen nicht geben, ist eine beachtenswerte Grundhaltung, die jedoch nicht ohne elterliche Bemühungen um das künftige Wohl von Mutter und Kind und ohne Abwägung auch der für einen Schwangerschaftsabbruch sprechenden Gründe einfach zu einem unabänderlichen Dogma erstarren darf.

### 4. Störung des Urlaubsgenusses durch Schwerbehinderte

Urteil des *Landgerichts Frankfurt am Main* vom 25. Febr. 1980 über die *Störung des Urlaubsgenusses* durch eine im selben Hotel untergebrachte Gruppe von *Schwerbehinderten* (2/24 S 282/79) (Jz 35 [1980] 684f.; NJW33 [1980] 1169f.). – Aus den Gründen:

Es ist nicht zu verkennen, daß eine Gruppe von Schwerbehinderten bei empfindsamen Menschen eine Beeinträchtigung des Urlaubsgenusses darstellen kann. Dies gilt jedenfalls, wenn es sich um verunstaltete geistiggestörte Menschen handelt, die keiner Sprache mächtig sind, von denen einer oder der andere in unregelmäßigem Rhythmus unartikulierte Schreie ausstößt und gelegentlich Tobsuchtsanfälle bekommt. So wünschenswert die Integration von Schwerbehinderten in das normale tägliche Leben ist, kann sie durch einen Reiseveranstalter gegenüber seinen anderen Kunden sicher nicht erzwungen werden. Daß es Leid auf der Welt gibt, ist nicht zu ändern;

aber es kann der Klägerin nicht verwehrt werden, wenn sie es jedenfalls während des Urlaubs nicht sehen will.

### 5. Widerspruchsrecht der Eltern

Beschluß des *Landgerichts München I* vom 24. Juli 1978 über den *Widerspruch der Eltern* gegen *Schwangerschaftsabbruch* bei minderjähriger Tochter (13 T 8767/78) (NJW33 [1980] 646). – Leitsätze:

1. Eine Sechzehnjährige bedarf, sofern sie die Tragweite ihrer Entscheidung erfaßt, zum Abbruch einer Schwangerschaft aus sozialer Indikation nicht der Zustimmung ihrer gesetzlichen Vertreter.

2. Die Weigerung der Eltern, dem auf eine Abtreibung bei ihrer sechzehnjährigen Tochter abzielenden ärztlichen Behandlungsvertrag zuzustimmen, stellt sich nicht als Mißbrauch des Sorgerechts dar, wenn die Eltern ihre Entscheidung unter vernünftiger Abwägung der Argumente getroffen haben.

### 6. Kritik an dienstlichen Ereignissen

Urteil des *Verwaltungsgerichts Ansbach* vom 21. Mai 1980 über das Recht des Beamten, im Rahmen einer gewerkschaftlichen Tätigkeit *Kritik an dienstlichen Ereignissen* zu üben (AN 578 Ds 78) (Bayer. Verwaltungsbl. 111 [1980] 600f.). – Aus den Gründen:

Nach Art. 101 Abs. 2 BayBG darf der Beamte wegen Betätigung für seine Gewerkschaft oder seinen Berufsverband nicht dienstlich gemaßregelt, benachteiligt oder bevorzugt werden. Diese Bestimmung konkretisiert die Vorschrift des Art. 9 Abs. 3 Satz 2 GG für das Beamtenrecht. Der Beamte, der sich für gewerkschaftliche Ziele einsetzt, unterliegt danach den Grundbindungen, die für das Beamtenverhältnis als öffentlich-rechtliches Dienst- und Treueverhältnis unerläßlich sind. Ihm

ist aber nach Auffassung der Disziplinarkammer im Rahmen des Art. 64 Abs. 1 Satz 3 BayBG ein größerer Spielraum einzuräumen als einem sonstigen Beamten, der sich lediglich zum Vorkämpfer seiner eigenen rein privaten Interessen macht. Dies bedeutet für den Vertreter einer Gewerkschaft oder eines Berufsverbandes freilich nicht einen Freibrief. Auch dieser hat sich unqualifizierter Angriffe auf den Dienstherrn, auf Vorgesetzte und Kollegen zu enthalten. Andererseits fällt nicht alles, was bei einer überbetonten Einseitigkeit und Überschätzung des eigenen Standpunktes und durch uneinsichtiges Beharren in vorgefaßten Meinungen verstimmen mag, in den Bereich disziplinarrechtlicher Würdigung. Ein gewerkschaftlich tätiger Beamter ist auch nicht gehindert, den Dienstherrn aus seiner Sicht hart und nachdrücklich zu kritisieren, wobei ihm auch das Recht der ironisch-spöttischen Polemik offensteht. Ein offensichtlicher Witz – geäußert in der gewerkschaftlichen Tagesarbeit – kann nicht ohne weiteres als Dienstvergehen gewertet werden.

#### 7. Nachtarbeitsverbot für Frauen

Beschluß des *Verwaltungsgerichts Berlin* vom 19. Dez. 1979 über das *Nachtarbeitsverbot für Frauen* (4A 547/79 (NJW 33 [1980] 1066f.). – Leitsatz: Das Nachtarbeitsverbot für Frauen ist mit Art. 3 GG vereinbar, da nach den Ergebnissen der arbeitsmedizinischen Forschung Frauen aufgrund biologisch-konstitutioneller Besonderheiten durch Nachtarbeit gesundheitlich stärker als Männer gefährdet sind.

#### 8. Fachhochschullehrer

Beschluß des *Oberverwaltungsgerichts für das Land Nordrhein-Westfalen* vom 14. Dez. 1979 über die beamtenrechtliche Stellung der *Fachhochschullehrer* (VI B 1017/79) (JZ 35 [1980] 40\*). – Leitsatz: Fachhochschullehrer an einer Gesamthochschule sind nicht „Rechtslehrer an ei-

ner deutschen Hochschule“ i. S. des § 67 Abs. 1 VwGO.

#### 9. Veranstaltungen politischer Studentenvereinigungen

Urteil des *Bayer. Verwaltungsgerichtshofs* vom 9. Nov. 1979 über die Vergabe von Räumen der Universität für *Veranstaltungen politischer Studentenvereinigungen* (797 VII 78; rechtskräftig) (Bayer. Verwaltungsbl. 111 [1980] 300–302). – Leitsatz: Hat sich die Universität grundsätzlich für die Vergabe von Räumen für Veranstaltungen politischer Studentenvereinigungen entschieden, so steht diesen insoweit ein Anspruch auf fehlerfreie Ermessensentscheidung zu. Eine nicht verbotene Vereinigung darf nicht allein mit der Begründung abgewiesen werden, sie richte sich gegen die freiheitlich-demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes.

#### 10. Änderung des Ehenamens

Urteil des *Bayer. Verwaltungsgerichtshofs* vom 4. Dez. 1979 über das Erfordernis eines *gemeinschaftlichen Antrags auf Änderung des Ehenamens* (670 IX 76) (Bayer. Verwaltungsblatt 111 [1980] 596f.). – Leitsätze:

1. Ehegatten können nur gemeinschaftlich die Änderung ihres Ehenamens nach §§ 1, 3 NÄG beantragen.

2. Die vom Ehemann allein erhobene Verpflichtungsklage ist mangels alleiniger Prozeßführungsbefugnis unzulässig.

3. Das Fehlen der am Ehenamen mitberechtigten Ehefrau als (eigentliche) notwendige Streitgenossin auf der Seite der Klagepartei kann nicht durch deren Beiladung ersetzt werden.

#### 11. Vergabe einer Grabstätte

Urteil des *Bayer. Verwaltungsgerichtshofs* vom 12. Febr. 1980 über das Ermessen einer Gemeindebehörde bei der *Vergabe ei-*

nes *Wahlgrabes* (152 IV 77; rechtskräftig) (Bayer. Verwaltungsblatt 111 [1980] 689–691). – Leitsätze:

1. Das Ermessen einer Gemeinde bei der Verleihung eines Wahlgrabes bezieht sich auf das Ob der Gestattung, nicht aber auf die Gestaltung der Grabstätte, die ihre umfassende und zwingende Regelung im Bestattungsgesetz gefunden hat.

2. Das Verbot von Gestaltungsformen, die angesichts der örtlichen Gegebenheiten den Friedhofszweck nicht beeinträchtigen (hier: kleiner, rotbraun gesprenkelter, polierter Grabstein), ist nach dem Bestattungsgesetz wirksam, wenn Ausweichflächen auf einem Gemeindefriedhof im Gemeindegebiet zur Verfügung stehen.

#### 12. Registrierung dienstlicher Ferngespräche

Urteil des *Oberverwaltungsgerichts Bremen* vom 18. Dez. 1979 über die Zulässigkeit der *Registrierung dienstlicher Ferngespräche* eines Hochschullehrers (I BA 52/77) (JZ35 [1980] 405f.; NJW33 [1980] 606f.). – Leitsätze:

1. Eine auf Feststellung der Rechtswidrigkeit der Registrierung von dienstlichen Ferngesprächen eines Hochschullehrers der Universität Bremen gerichtete Klage ist eine Klage aus dem Beamtenverhältnis i.S. des §126I BRRG, die sich gegen den Dienstherrn richten muß.

2. Die Registrierung dienstlicher Ferngespräche eines Hochschullehrers nach der Telefonnummer des Angerufenen sowie nach Datum und Uhrzeit ist jedenfalls dann nicht rechtswidrig, wenn der Hochschullehrer die Registrierungspraxis bei Führung der Ferngespräche kannte.

3. Art. 10 GG ist bei der Registrierung dienstlicher Ferngespräche im Verhältnis des Beamten zu seinem Dienstherrn nicht anwendbar. Insoweit unterliegt auch der beamtete Hochschullehrer der Dienstaufsicht.

4. Das Grundrecht auf Unverletzbarkeit des Fernmeldegeheimnisses ist nicht unverzichtbar. Die Wirksamkeit des Verzichts hängt nicht vom gleichzeitigen Verzicht des Gesprächspartners ab.

#### 13. Rechtsstellung der Angestellten an Katholischen Fachhochschulen

Beschluß des *Oberverwaltungsgerichts Münster* vom 30. Okt. 1979 über die rechtliche Stellung der Angestellten von „*Katholischen Fachhochschulen*“ (XVI E 6/79) (JZ35 [1980] 2\*). – Leitsatz: Ein Angestellter der „*Katholischen Fachhochschule*“, einer von den fünf nordrhein-westfälischen Bistümern getragenen gemeinnützigen GmbH, ist nicht Angestellter im öffentlichen Dienst i.S.v. §22 Nr. 3 VwGO.

#### 14. Politische Betätigung von Medizinstudenten

Beschluß des *Verwaltungsgerichtshofs Kassel* vom 23. Juli 1979 über die *politische Betätigung von Medizinstudenten* auf Universitätsgelände (VI OE 69/78) (NJW 33 [1980] 661f.). – Leitsätze:

1. Die akademische Freiheit eines Medizinstudenten gibt diesem nicht das Recht, im Bereich des Universitätsklinikums parteipolitische Zeitschriften oder Flugblätter zu verteilen oder an beliebigen Orten zum Zwecke der politischen Werbung Informationsstände aufzustellen oder Plakatierungen vorzunehmen.

2. Tätigkeiten dieser Art konnte mit Maßnahmen des Hausrechts nach §30III Hess-UnivG i.d.F. vom 6. Dez. 1974 (GVBlI, 604) begegnet werden, und zwar unabhängig davon, ob und inwieweit durch die Aktivitäten des Studenten der Universitätsbetrieb tatsächlich gestört oder nachhaltig beeinträchtigt wurde.

#### 15. Urabstimmung durch eine Studentenschaft

Urteil des *Oberverwaltungsgerichts Lüneburg* vom 13. Dez. 1978 über die Unzulässigkeit der Durchführung einer *Urabstimmung* durch eine *Studentenschaft* einer Hochschule (10 OVGA 270/78 (JZ 35 [1980] 62\*)). – Leitsätze:

1. Die Durchführung einer Urabstimmung zur Willensbildung einer als Körperschaft des öffentlichen Rechts errichteten Studentenschaft einer Hochschule ist weder nach dem Hochschulgesetz des Landes Schleswig-Holstein zulässig noch kann sie auf das Grundrecht der Freiheit der Meinungsäußerung (Art. 5 Abs. 1 GG) gestützt werden.

2. Die Vollversammlung als zentrales Organ zur Wissensbildung einer Studentenschaft findet weder im Hochschulgesetz des Landes Schleswig-Holstein eine ausreichende Rechtsgrundlage noch kann ihre Zulässigkeit aus dem Grundrecht der Freiheit der Meinungsäußerung (Art. 5 Abs. 1 GG) hergeleitet werden.

#### 16. Überlassung von Behördenakten

Urteil des *Oberverwaltungsgerichts Münster* vom 3. Sept. 1979 über die Nichtgestattung der *Überlassung* von *Behördenakten* in Kanzlei des Anwalts (VI A 2223/78) (NJW33 [1980] 722f.). – Leitsatz: Es steht im pflichtgemäßen Ermessen der aktenführenden Behörde, inwieweit sie Personalakten des Beamten seinem Anwalt zur Einsichtnahme in der Kanzlei überläßt. Bei der Ausübung des Ermessens können nach Lage des Einzelfalles auch allgemeine Rücksichten auf den Schutz und die Funktionsfähigkeit der Personalakten bestimmend wirken.

#### 17. Benutzung öffentlicher Einrichtungen

Beschluß des *Oberverwaltungsgerichts Münster* vom 7. Sept. 1979 über die Benut-

zung öffentlicher Einrichtungen im Rahmen des Widmungszwecks (II B 1224/79) (NJW33 [1980] 901). – Aus den Gründen: Nach § 1 II PärtG vom 24. Juli 1967 (BGBl. I, 773) wirken die Parteien an der Bildung des politischen Willens des Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit, indem sie insbesondere auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung Einfluß nehmen. Da somit der politische Charakter bei Veranstaltungen von Parteien stets im Vordergrund steht, kommt es nicht auf die Unterscheidung zwischen der behaupteten Art der Benutzung (Kinderfest aus Anlaß des „Jahres des Kindes“) und der Person des Benutzers an. Daher kann die politische Partei die Bereitstellung des Schulhofs nicht verlangen.

#### 18. Subventionierung privater Schulen

Urteil des *Oberverwaltungsgerichts Münster* vom 14. Sept. 1979 über die Subventionierung *privater Schulen* (VA 1498/78 [VG Gelsenkirchen]) (NJW33 [1980] 469). – Leitsatz: Gemeinden sind nicht verpflichtet, private Ersatzschulen in eine den kommunalen Ganztagschulen gewährte Subventionierung der Mittagsmahlzeiten einzubeziehen.

#### 19. Elternbeiräte

Urteil des *Bayer. Verwaltungsgerichtshofs* vom 22. Okt. 1979 über den Anspruch von Eltern und *Elternbeiräten* auf die *Bildung* weiterer *Klassen* an Volksschulen (7. B-432/79; rechtskräftig) (Bayer. Verwaltungsbl. 111 [1980] 244–246). – Aus den Gründen: Die Klage des Elternbeirats ist unzulässig. Es mangelt ihm vorliegend an der Beteiligungsfähigkeit i. S. d. § 61 VwGO. Fähig, am Verfahren beteiligt zu sein, sind gemäß § 61 Nr. 1 VwGO zunächst juristische Personen. Diese Voraussetzung erfüllt der Elternbeirat nicht. Als Vertretung der Erziehungsberechtigten aller Schüler einer Volksschule ist er zwar ein

Organ der Schule. Obwohl er damit eine selbständige öffentlich-rechtliche Einrichtung ist, fehlt ihm die eigene Rechtspersönlichkeit; insbesondere ist er nicht einer juristischen Person gleichzusetzen. Die Fähigkeit, am Verfahren beteiligt zu sein, haben des weiteren Vereinigungen, soweit ihnen ein Recht zustehen kann. Ob der Elternbeirat nach dieser Bestimmung teilungsfähig ist, läßt sich nicht generell entscheiden, sondern richtet sich danach, ob er im konkreten Einzelfall Träger des geltend gemachten Rechts sein kann. Die Beteiligungsfähigkeit ist nicht gegeben, wenn eine solche Trägerschaft offensichtlich und eindeutig nach jeder denkbaren Betrachtungsweise unmöglich erscheint, d.h., wenn offensichtlich und eindeutig nach keiner Betrachtungsweise das behauptete Recht besteht oder dem Elternbeirat zustehen kann. Nicht ausreichend zur Bejahung der Beteiligungsfähigkeit ist schließlich, daß das in Frage kommende Recht den Schülereltern bzw. den Schülern zustehen kann; das behauptete Recht muß vielmehr dem Elternbeirat als solchem zustehen.

## PERSONALNACHRICHTEN

### 1. Neue Ordensobere

P. Lothar M. Rössler OSM wurde zum neuen Provinzial der Serviten in Deutschland gewählt. P. Rössler war bisher Pfarrer in Eilsbrunn (Regensburg) (RB Nr. 25 v. 21. 6. 81, S. 20).

Pater Dr. Ulrich Dobhan (36) wurde vom Wahlkapitel der deutschen Ordensprovinz der unbeschuheten Karmeliten zum neuen Provinzial gewählt (KNA).

Am 27. Juli 1981 wurde Fr. Ansgar Schmidt OSB auf 8 Jahre zum Abt der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier gewählt. Der neue Abt übernahm sein Amt am 3. September 1981, an dem die zwölfjährige Amtszeit von Abt Dr. Athanasius Polag OSB nach den Konstitutionen der

Abtei zu Ende ging. Abt Ansgar empfing am 25. Oktober 1981 die Abtsweihe.

Am 14. Mai 1981 wurde P. Fidelis Grabowski zum neuen Generalobern der Regularkleriker von der Unbefleckten Empfängnis Mariens gewählt. Die Ordensgemeinschaft, die im Jahre 1673 gegründet worden ist, zählt derzeit 320 Mitglieder.

Die Rosminianer wählten am 14. Mai 1981 P. Giambattista Zandeteschi zum neuen Generalobern. Die Ordensgemeinschaft wurde im Jahre 1828 gegründet und zählt 412 Mitglieder.

Die im Jahre 1901 in Kanada gegründete „Kongregation der priesterlichen Bruderschaft“ wählte am 14. Mai 1981 P. Gérard Monfette zum neuen Generalsuperior. Die Ordensgemeinschaft zählt 82 Mitglieder.

### 2. Berufungen und Ernennungen

Prof. Dr. Alfons Bechtel SJ (49), Rektor der Katholischen Fachhochschule für Sozialwesen in Saarbrücken, wurde zum neuen Präsidenten der Arbeitsgemeinschaft der Rektoren und Präsidenten der Katholischen Fachhochschulen der Bundesrepublik gewählt (KNA).

P. Norman J. Muckerman CSSR, Verleger der Redemptoristenzeitung „Liguorian Magazine“, wurde zum Präsidenten der US-amerikanischen Gesellschaft Katholische Presse (Catholic Press Association) gewählt (KNA).

Vom Rat der Union der Generalobern wurde P. Calisto Vendrame, Generalsuperior der Kamillianer, zum Vertreter der Union beim päpstlichen Rat COR UNUM gewählt. P. Vendrame wurde außerdem zum Mitglied der Kommission „Iustitia et Pax“ der Union der Generalobern ernannt.

Für die VI. Kommission der Union der Generalobern („Missionen“) wurde ein neues Präsidium gewählt: Vorsitz: P. Joseph

Hardy SMA (Generalsuperior der Missionsgesellschaft für Afrika); Stellvertretende Vorsitzende: P. Frans Timmermans CSSp (Generalsuperior der Spiritaner) und Sr. Marciana O'Keefe (Generaloberin der Kongregation Unserer Lieben Frau von den Aposteln); Ständiger Fachberater: P. Marcello Zago OMI; Sekretär: P. Leonhard Kaufmann WV.

P. John Long SJ wurde vom Heiligen Vater zum Konsultor des Sekretariates für die Einheit der Christen ernannt (L'Osservatore Romano n. 163 v. 18. 7. 81).

### 3. Jubiläum

Der Erste Vorsitzende der VDO, Abt Dr. Anselm Schulz OSB (Schweiklberg), konnte am 15. Juli 1981 sein Silbernes Priesterjubiläum feiern. Die OK mit all ihren Mitarbeitern gratuliert von Herzen und formuliert die besten Segenswünsche. Ad multos annos!

### 4. Heimgang

Am 9. Juli 1981 starb in Vallendar P. Wilhelm Moehler SAC. Der Verstorbene war von 1953 bis 1971 Generaloberer der Pallottiner. Während des zweiten Vatikanums, dem er als markanter Konzilsvater angehörte, wirkte er insbesondere in der Kommission für das Laienapostolat. Nach Abschluß des Konzils wurde er vom Papst zum theologischen Berater des Päpstlichen Rates für die Laien ernannt (L'Osservatore Romano n. 157 v. 11. 7. 81).

Im Alter von 83 Jahren starb am 20. Juni 1981 in Belley (Frankreich) Fr. Tarsicius Ducruet. Der Verstorbene war von 1947 bis 1959 Generalsuperior der Brüder-Kongregation von der Heiligen Familie.

## STATISTIK

Die Allensbacher Meinungsforscher stellen 1953 und 1979 die gleichen Fragen. Als im Bonner Wissenschaftszentrum bekannt-

gegeben wurde, wie sich die Antworten „eine Generation später“ von denen der bundesrepublikanischen Gründungsphase unterscheiden, gab es manche Überraschungen. Beispielsweise wurde selten so klar, wie sich die *Geschlechter* in ihren *Meinungen und Einstellungen* inzwischen *angeglichen* und wie sehr sich die *der Jungen und Alten* *voneinander entfernt* haben. Stoff zum Nachdenken liefert die Allensbacher Langzeit-Studie auch den Religionssoziologen und Kirchen. Schwarz auf weiß wird, anhand der *Häufigkeit des Kirchenbesuchs* – die Wissenschaftler sagen dazu „Frequenztest“ – die *Abwendung von der Kirche* deutlich. 1960 gingen noch 60 Prozent der Katholiken *regelmäßig zur Kirche*; 1979 waren es *nur noch 36 Prozent*. Unter den Männern sind noch 27 Prozent (1953: 55 Prozent) und unter den Frauen 44 Prozent (1953: 64 Prozent) *regelmäßige Kirchenbesucher*.

Auch bei den *Protestanten* ging der *regelmäßige Kirchenbesuch* zurück: von 18 auf neun Prozent. Während aber bei den *Protestanten* auch der „*unregelmäßige Kirchenbesuch*“ weiter zurückging, nämlich von 33 auf 22 Prozent, stieg er *bei den Katholiken* von 20 auf 22 Prozent an. Nie zur Kirche gehen 21 Prozent der *Protestanten* und 13 Prozent der *Katholiken*; 1953 waren es bei den *Protestanten* 13 und bei den *Katholiken* acht Prozent.

Interessanter als diese dürren Zahlen ist die Erkenntnis, daß diejenigen, die entgegen dem Zug der Zeit ihre *Anhänglichkeit an die Kirche* bewahren, sich *stärker gebunden* fühlen, als es die *Kirchgänger* von 1953 taten. In sehr viel größerer Zahl übernehmen sie *Laienaufgaben* und sind aktiv im *Dienst der Kirche* tätig. 1953 waren nur sieben Prozent der *regelmäßigen katholischen Kirchgänger im Pfarrdienst* tätig, 1979 waren es schon 17 Prozent. Auch in diesem Teil der Umfrage wird die *neue aktive Rolle der Frau* in unserer Gesellschaft (und Kirche) deutlich. 1953 gingen die

Frauen viel zahlreicher als die Männer in die Kirche, aber kirchliche Ämter hatten eher die Männer inne. 1979 hatten die Frauen die Männer bei der Besetzung der Ämter in Pfarr- oder Gemeindedienst überflügelt.

Nicht nur am Kirchenbesuch lesen die Meinungsforscher ab, daß *das Kirchliche generell an Interesse verliert* – ungeachtet der größeren Mitwirkung der Kirchentreuen. Gefragt, bei welchen Rundfunksendungen man *abstellen* oder auf einen anderen Sender drehen würde, nannten 1953 12 Prozent die *Radioübertragung eines Gottesdienstes* und 17 Prozent *kirchliche Nachrichten*. 1979 sagten 34 Prozent der Radiohörer, sie würden die Übertragung eines Gottesdienstes abdrehen und 31 Prozent würden bei kirchlichen Nachrichten abschalten. Bei *Parteisendungen* oder politischen Kommentaren hat sich eine genau entgegengesetzte Entwicklung vollzogen. Diese Sendungen waren 1953 häufiger (42 bzw. 34 Prozent) abgeschaltet worden als heutzutage (26 bzw. 21 Prozent). Daneben

finden die Soziologen in den Umfrageergebnissen auch ein *Verlöschen von religiös geprägten Einstellungen*, etwa bei der Frage der Ehescheidung. Der Gedanke der *Unauflöslichkeit der Ehe* ist 1953 noch zu 44 Prozent der Katholiken unterstützt worden; jetzt ist dieser Prozentsatz auf 12 Prozent geschrumpft. Allerdings meinen immer noch mehr Katholiken (33 Prozent) als Protestanten (26 Prozent), eine Ehescheidung solle „möglichst schwer“ sein.

Beim *Rückgang der Kirchlichkeit* fand die Allensbach-Chefin Prof. Dr. Elisabeth Noelle-Neumann im übrigen *historische Parallelen*. Um die Jahrhundertwende nämlich hatte B. Seebohm Rowntree die Ergebnisse einer Umfrage in der englischen Stadt York veröffentlicht, die er 36 Jahre später wiederholte, ähnlich wie 1979 die Allensbacher Umfrage aus dem Jahre 1953 wiederholt wurde. Rowntree bemerkte, der Einfluß der Kirche sei „*schwächer als zu irgendeiner Zeit, die den jetzt Lebenden noch im Gedächtnis haftet*“. Dies schrieb er im Jahre 1900 (KNA).

Joseph Pfab

# Neue Bücher

## Bericht

### Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft.

Eine enzyklopädische Bibliothek<sup>1</sup>) vorgestellt von Peter Lippert CSsR, Hennef (Sieg).

Dem Rez. liegt eine Reihe von Bänden einer „Enzyklopädischen Bibliothek in 30 Teilbänden“ vor. Vier Bände habe ich recht gründlich durchgesehen. Reihenfolge der Zusendung, aber auch thematische Interessen und Dringlichkeiten strukturierten die Lektüre. (Es handelt sich um die Bände 5, 10, 25 und 26.) Dabei sind Themen wie: Toleranz und Absolutheitsansprüche (L. Kolakowski), Christentum und Religionen der Welt (B. Welte), Judentum und Christentum (J. Maier, J. J. Petuchowski, Cl. Thoma), Erfahrung und Glaube (E. Schillebeeckx), Alltagserfahrung und Frömmigkeit (B. Casper), Religiöse Sozialisation (F. X. Kaufmann, G. Stachel), Trauer und Trost (F. Meerwein, R. Leuenberger), Tod und Auferstehung (G. Greshake). Wer solche Themenangaben und Autorennamen liest, dem wird, man verzeihe die banale Formel, das Wasser im Munde zusammenlaufen. Dabei gäbe es in den weiteren, inzwischen ausgelieferten Bänden (1, 8, 11, 12, 21) weitere Themen, die für unsere Leser sicher von hohem Interesse sind, z. B.: Schuld und Sühne (G. Condrau, F. Böckle), Werte und Normbegründung (F. Böckle), Dialog (E. Levinas), Kritik und Anerkennung (R. Schaeffler). Letztgenanntes Thema kann speziell für Ordensgemeinschaften wichtig sein, wie z. B. alle drei Themen von Band 11: Ordnung und Freiheit (I. Fetscher), Partizipation (G. Schwan), Planung – Verwaltung – Selbstbestimmung (F. Hegner). – Nachdem eine ganze Reihe von Beiträgen, deren Themen auch spirituell wichtig sind, von mir gelesen wurden, drängt sich mir immer stärker der Eindruck auf, daß man diesem umfangreichen Unternehmen, von dem dann immerhin erst ein Drittel erschienen ist, das aber in seinen Einzelbänden recht zügig erscheint, nicht mit dem Instrumentarium einer Rezension im üblichen Stil gerecht werden kann. Aber allmählich zeichnen sich gewisse Konturen ab, die ich hier recht skizzenhaft beschreiben möchte. Ein Erstes: die Auseinandersetzung mit dem modernen (und also vielfach nichtchristlichen oder gegenchristlichen Denken) wird auf einem hohen Anspruchsniveau geführt. Das hat als Positives zur Folge, daß hier der „christliche Glaube in moderner Gesellschaft“ nicht als ein etwas obskures Relikt der Vergangenheit erscheint, sondern als „ein Bewußtsein, aus dem man wirklich leben kann“ (so K. Rahner in dem aufwendig gestalteten, „Almanach“ genannten Verlagsprospekt von 96 Seiten). Der Almanach erlaubt übrigens über die erschienenen Bände hinaus einen Blick auf das Gesamtwerk und den Inhalt aller 30 Bände (a. a. O. 88–90). Er stellt eine Reihe der Mitarbeiter vor und läßt sie erzählen, was an Situationen und Überzeugungen hinter ihren Beiträgen steht. Der Almanach umschreibt auch Inhalte („Was bietet...“), Autorenkreis („Wer steht hinter...?“) und Eigenart („Was ist das Neue...“) der Sammlung. Hier setzt der Verlag sich selbst die Ziele, die zu Maßstäben in der Beurteilung werden können. Ein solches Ziel, die Auseinandersetzung, scheint also allen Ernstes angestrebt und geleistet. Dies freilich bringt für den Leser auch Nachteile. Sehr oft werden „Vorfragen“ und „Meta-Fragen“ abgehandelt, erst spät oder eher knapp zur Sache selbst gesprochen (am Beispiel des Beitrags „Leiden“ in Band 10: etwa auf ganzen 20 Seiten, nach fast ebensoviel Seiten Hinführung). Die Literaturhinweise sind z. T. ausführlich geraten (a. a. O., 47–50), aber was nützt dem Leser z. B. der Hinweis auf K. Rahner, Schriften zur Theologie I–XIV und seine „Worte vom Kreuz“, wenn der in beiden Titeln enthaltene Aufsatz „Warum läßt Gott uns leiden?“ nicht genannt wird?

Ein Zweites, und dies ist dem ersten Aspekt verbunden: die Hrsg. waren ganz offensichtlich darum bemüht, christlichen Glauben ins Gespräch mit außertheologischen Disziplinen zu bringen. Öfter wird interdisziplinär vorgegangen. Der Almanach hierzu: „Bei der Enzyklopädischen Bibliothek arbeiten über hundert Fachleute der verschiedenen Wissenschaftsgebiete zusammen: kath. und ev. Theologen, Mediziner, Biologen, Physiker, Psychologen... Philosophen“ (94). Die positive Folge: binnentheologische Engführung wird vermieden. Negative Folge: der religiös interessierte Leser wird sich in nicht wenigen Beiträgen einer Darstellungsweise gegenübersehen, die das, was er erwartet, z. T. unerwähnt läßt. Philosophische Darlegung nimmt einen vielleicht doch zu breiten Raum ein. Man vgl. z. B. die Gliederung des Beitrags „Aktion und Kontemplation“ (A. Halder) mit dem Artikel „Contemplation“ im Dictionnaire de la spiritualité – die tiefe Kluft zwischen beiden hätte man sich (abgesehen vom nicht einholbaren Umfang des französischen Beitrags) in einer Art Synthese gewünscht. Aber so, wie das hier abgehandelt wird, bleibt der Artikel doch wohl für viele eine Enttäuschung.

Eine solch abstrakte Betrachtungsweise kann dort, wo sie wenigstens knapp gehalten und gut gegliedert ist, einige Aufschlüsse zur behandelten Sache geben (z. B. „Arbeit“, G. Brakelmann in Band 8). Aber bezeichnend ist in diesem und mehreren anderen Beiträgen die gnadenlose Diagnostik des gegenwärtigen Zeitalters, die der Menschlichkeit des Menschen kaum noch eine Chance zu geben scheint. – Nach dem ersten Bemühen um Auseinandersetzung (erstes Merkmal mit seinen Vor- und Nachteilen) und der Interdisziplinarität als zweitem Charakterzug ergibt, im Zusammenhang mit dieser, ein drittes Merkmal: eine verhältnismäßig sparsame Mitwirkung der Theologie (abgesehen von solchen „echt theologischen“ und wenigstens theologisch und geistlich ergiebigen Beiträgen wie „Tod und Auferstehung“, G. Greshake). Selbst dann ist innertheologisch manches unbefriedigend. Dazu möchte ich die Art nennen, wie B. Welte den Dialog mit anderen Religionen vorstellt. Dies erscheint mir sowohl in der Darstellung anderer Religionen beschwichtigend als in der Methode fast naiv: es gibt eben auch dies, daß Entscheidungsansprüche kollidieren (können). – Sollten meine Beobachtungen nicht verzeichnet sein, dürften sie zur Folge haben, daß der Leserkreis nicht allzugroß werden wird. Man darf auch nicht ignorieren, daß der Subskriptionspreis des Werkes immerhin 850,- Mark beträgt. Große Bibliotheken werden den Ankauf vielleicht nicht scheuen, aber ein so breit angelegtes Werk, das so hohe Anforderungen an abstraktes Denken stellt und in dem stellenweise (ohne mir ersichtliche Quellenangabe) bereits Veröffentlichtes abgedruckt ist (Passagen aus F. X. Kaufmanns „Kirche begreifen“), wird nicht leicht seinen Markt finden. In kleineren Ordenshäusern wird man dasjenige, was wichtig und lesenswert ist, auf dem Weg der Ausleihe zu erreichen versuchen. Es wäre verständlich.

- 1) *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*. Enzyklopädische Bibliothek in 30 Teilbänden. Freiburg 1980ff.: Herder Verlag, geb., je Band ca. DM 26,-.
- Bd. 1: Robert SCHERER, Wirklichkeit – Erfahrung – Sprache. Emmanuel LEVINAS, Dialog. Henri BOUILLARD, Transzendenz und Gott des Glaubens. 1981. 136 S., DM 22,80.
- Bd. 5: Raphael SCHULTE, Leib und Seele. Gisbert GRESHAKE, Tod und Auferstehung. 1980. 133 S., DM 22,80.
- Bd. 8: Doris KNAB – Georg LANGEMEYER, Bildung. Heinrich ROMBACH, Leistung und Muße. Alois HALDER, Aktion und Kontemplation. Günter BRAKELMANN, Arbeit. 1980. 142 S., DM 24,50.
- Bd. 10: Johannes B. BRANTSCHEN – Heinrich SCHIPPERGES – Erwin RINGEL – Erich ZENGER, Leiden. Heinrich SCHIPPERGES, Gesundheit – Krankheit – Heilung.

- Gion CONDRAU – Paul SPORKEN, Sterben – Sterbebeistand. Fritz MEERWEIN – Robert LEUENBERGER, Trauer und Trost. 1980. 144 S., DM 24,50.
- Bd. 11: Iring FETSCHER, Ordnung und Freiheit. Gesine SCHWAN, Partizipation. Friedhart HEGNER, Planung – Verwaltung – Selbstbestimmung. 1981. 136 S., DM 22,80.
- Bd. 12: Gerhard OTTE, Recht und Moral. Franz BÖCKLE, Werte und Normbegründung. Gion CONDRAU – Franz BÖCKLE, Schuld und Sühne. Dietmar MIETH, Gewissen. 1981. 192 S., DM 32,50.
- Bd. 21: Max SECKLER, Aufklärung und Offenbarung. Bernhard WELTE, Ideologie und Religion. Richard SCHAEFFLER, Kritik und Anerkennung. 1980. 144 S., DM 24,50.
- Bd. 25: Edward SCHILLEBEECKX, Erfahrung und Glaube. Bernhard CASPER, Alltagserfahrung und Frömmigkeit. Franz Xaver KAUFMANN – Günter STACHEL, Religiöse Sozialisation. 1980. 168 S., DM 28,20.
- Bd. 26: Leszek KOLAKOWSKI, Toleranz und Absolutheitsansprüche. Bernhard WELTE, Christentum und Religionen der Welt. Johann MAIER – Clemens THOMA – Jakob J. PETUCHOWSKI, Judentum und Christentum. 1980. 175 S., DM 29,50.

## Besprechungen

BÜCHLER, Bernward: *Die Armut der Armen*. Über den ursprünglichen Sinn der mönchischen Armut. München 1980: Kösel Verlag. 166 S., kt., DM 48,-.

Das Buch ist eine gekürzte Fassung einer ursprünglich ausführlicheren Dissertation über eine Frage, die immer wieder in der Selbstbesinnung von Ordensleuten auftaucht, die aber auch als Frage vieler Laien an die Orden gestellt wird: was wollt ihr eigentlich mit dem, was ihr „Armut“ nennt? Dabei setzt Vf. beim Armutsverständnis des Begründers zönobitischen Lebens ein, bei Pachomius. Im Hauptteil des Buches („I. Teil. Auf der Suche nach dem Sinn der Armut“, 9–114) bietet er in fünf Kapiteln den Stoff der Abhandlung. Die Kapitel 6 und 7 bilden zusammen den „II. Teil. Quellenkritischer Anhang“ (115–167). Das Buch ist ein Musterbeispiel dafür, wie die scheinbar spröde historische Untersuchung zur lebendigen Botschaft werden kann. Vf. beschreibt im 1. Kapitel die „Situation“, d. h. die Geschichte der Pachomianer und den derzeitigen Forschungsstand. Das 2. Kapitel schildert das Aufkommen des Armutsstreites zwischen den pachomianischen Klöstern nach dem Tod des Gründers unter dessen Nachfolger Horsiese sowie das Eingreifen des Theodor, eines Pachomiuschülers, den der gemäßigte Horsiese zu Hilfe rufen mußte, als er selbst mit der Situation nicht fertig wurde. Kapitel 3 beschreibt die agierenden Personen, das 4. Kapitel Entwicklung, Formen, Motivierung der Armut bei den Beteiligten, im 5. Kapitel erfolgt das Resümee. Das Buch bietet Ergebnisse, die für die meisten Nichtfachleute neu sind, die für viele Ordensleute aber von hoher Bedeutung sein sollten: Armut wird bei Pachomius im Dienst der Gemeinschaft und des gemeinsamen Lebens gesehen („Koinonia“). Vor dem sozialen Hintergrund, der von früheren Autoren bereits erforscht und von Büchler nochmals vorgestellt wird, nämlich der fiskalischen Auspowerung Oberägyptens (in der Zeit vor Diokletian?), war ein christliches und nichtchristliches Asketentum entstanden. Pachomius, der selbst sieben Jahre beim Eremiten Palmon lebte, schlägt einen anderen Weg ein. Eine Vision führt ihn dazu, so zu leben, daß er den Menschen dient; er wird nicht nur Begründer des Zönobiums, sondern begründet auch die Armut vom gemeinsamen Leben her, also auf „neue“ Weise. Nur ist es eben diese neue Sicht, die mit der Wurzel des christlichen Ordenslebens verbunden ist. Dabei war der effektive Lebensstandard der Mönche nicht extrem niedrig; er lag sogar etwas über dem der armen Fellachen – von der Armutsbegründung her keine Aufweichung. Nur zeichnet sich schon damit das Problem nach der rechten Bezeichnung für diesen Aspekt der Koinonia ab. – Das Buch zeigt, daß es in der Tradition nicht nur eine einzige Form von Praxis und Begründung der Armut gibt, Horsiese, aber besonders Theodor dachten anders als „Vater Pachomius“. Diese Studie enthebt die Ordensgemeinschaften natürlich nicht heutiger Überlegungen (ein Beispiel für diese ist das Buch von A. Böckmann, *Prüfstein Armut*, Freiburg 1981). Aber die Ergebnisse Büchlers lassen von der Tradition her Freiheit, und als Zweites: sie lassen die Idee des Teilens (innerhalb der Gemeinschaft und nach außen) als einen auch traditionellen Zugang zur Armutsproblematik erscheinen. Zugleich erweist sich an den spirituellen Unterschieden zwischen Pachomius und Theodor, die Vielfalt der Tradition. Auch dies ist eine ermutigende Einsicht. Das gut verständliche Buch (alles „Schwierige“ findet sich in den Fußnoten) liest sich angenehm. Es sollte viel gelesen und beachtet werden. P. Lippert

BÖCKMANN, Aquinata: *Prüfstein der Armut*. Die Herausforderung des Ordenslebens heute. Freiburg 1981: Herder Verlag. 112 S., kt., DM 15,80.

Dies ist, um es vorweg zu sagen, eines der erfreulichsten Bücher zu Themen des Ordenslebens, das in letzter Zeit auf den „Markt“ kam. Die Vf., Missionsbenediktinerin, lehrt an der Benediktinerhochschule S. Anselmo und ist Kennerin der *Regula Benedicti* – sie hat das Problem, das vielen Ordensleuten Kopfzerbrechen macht (und das bei der Wortwahl beginnt), vor dem Hintergrund von Erfahrungen mit Dritter Welt geschrieben, wenn dies auch nur gelegentlich durch die Zeilen schimmert. Rez. machte sich Notizen zu den Negativa und den Positiva, denn bei jedem, auch guten, Buch gibt es natürlich beides. Zu den Negativa möchte ich zählen: die undifferenzierte Rede von der kollektiven Schuld (der reichen Länder), 85; auch die „vorrangige Option für die Armen“ kann, trotz der Aussage und Berufung auf das Evangelium (83, oben), zu neuen Parteiungen und Marginalisierungen führen – dies ist mir gerade im Gespräch mit Ordensleuten aus Lateinamerika deutlich geworden, die dieses Problem sehen (vgl. dazu jedoch S. 82); die Berufung auf Apg

2,42–47 unterschlägt den idealisierenden Charakter des Summariums – als Ziel, nicht als Zustandsschilderung ist es zu lesen –, auch die Berufung auf die Vorschrift Dt 15,4 ist in dieser Form vielleicht nicht stichhaltig, sie ist keine bloße „Verheißung“ (42). – Warum wird, wie auch sonst kaum, auch in diesem Buch zur Jüngerarmut nicht auch Lk 22,36 erwähnt? – Die Positiva: wichtig halte ich die Zusammenfassung, die einer grundsätzlichen Auseinanderreißung von „funktionalen“ und zeugnishaften Aspekten wehrt (man lese 104 bis 108 zusammen!). Auch halte ich für wichtig, daß deutlich gemacht wird, daß das Zeugnis durch das Leben „kein Ziel (ist), das wir anstreben können, sondern es ist eine Konsequenz unseres Lebens nach dem Evangelium“ (104). Gut wird der Unterschied zwischen urchristlicher und heutiger Armutspraxis dargestellt. Sehr hilfreich ist vor allem die zweistufige Darstellung der „traditionellen Materie“ des Gelübdes (55–64) und dessen Einsenkung in eine umfassende geistliche Haltung („Ausweitung der traditionellen Materie“): meine Erfahrungen sagen mir, daß gerade dieser Punkt (unmittelbarer Gegenstand des Gelübdes in seinem genauen Verhältnis zu geistlichen Grundhaltungen) gern Anlaß zu Mißverständnissen, Unzufriedenheiten und Unklarheiten gibt. Das Buch verbindet nicht nur Realismus mit Anspruch und Forderung – wer sich auskennt, weiß, daß dies gerade bei unserem Thema nicht leicht ist. Der Abschnitt „vier praktische Aspekte der Armut“ (67–108) zeigt die gute theologische Sicht in seinen Teilschritten: „Offenheit für Gott“; „Öffnung auf die Bruderschaft“; „Vorrangige Option für die Armen“; „Teilhabe an Christi Armut und Mitvollzug seines Heilsweges“. – Nicht jeder wird Zeit finden, das von uns ebenfalls besprochene Buch B. Büchlers über die Armut bei Pachomius zu lesen. Büchlers Buch stellt eine Vertiefung der Thematik von der Geschichte her dar. Aber es sollte eigentlich jeder Ordensmann, jede Ordensfrau sich Zeit nehmen, Böckmanns Buch zu lesen. Es wird kaum jemanden geben, der sagen muß: das Buch ist zu umfangreich, ist zu schwer geschrieben. Und wohl kaum jemand, der sagen müßte: das Buch hat mir nichts gegeben.

P. Lippert

*Zeugen christlicher Gotteserfahrung.* Hrsg. v. Josef SUDBRACK. Mainz 1981: Matthias-Grünewald-Verlag. 148 S., kt., DM 24,80.

Das Buch stellt, in sehr unterschiedlicher Form (vgl. J. Sudbrack, Zu den Beiträgen dieses Buches, S. 31 ff.) einige Große christlicher Spiritualität vor: Evagrius Ponticus und Pachomius (H. Bacht), Ignatius (P. Knauer), Meister Eckhard (W. Eckert), Teresa von Avila (J. Sudbrack), Thérèse von Lisieux (B. Albrecht), Charles de Foucauld (P. Hünermann). Im allgemeinen bringen die Beiträge einiges Biographische, wenigstens in Grundlinien (so zu den Mönchsvätern, zu Eckhart, Teresa, mehr noch zu Ch. de Foucauld). Einige Beiträge stellen den Versuch einer Systematisierung des geistlichen Profils der jeweils beschriebenen Gestalt dar (Teresa, Ignatius, Evagrius – Pachomius, auch Thérèse). Die Beiträge lesen sich insgesamt abwechslungsreich, eine, für mich bedauerliche Ausnahme bildet der Beitrag über Bernhard von Clairvaux (B. Schellenberger). Ich glaube nicht, daß eine solche Zusammenstellung von langen Zitaten einen Zugang zu dieser großen, aber auch problematischen Gestalt eröffnet, sicher nicht zu ihrer Größe. Denn vom Leben des Heiligen, der sich selbst die „Chimäre des Jahrhunderts“ genannt haben soll, findet man nichts, und das, was aus seinen Texten vorgelegt wird, ist eben sehr, sehr umsetzungsbedürftig. Solche Umsetzung – in anderen Beiträgen ist sie geleistet, und das macht ihre Qualität aus – fehlt hier völlig. Dabei kennt man vom Vf. andere, ansprechende und lebendige Beiträge – schade. Aber sonst ist das Buch ein Einstieg in das für viele Ordensleute unbekannt Land der großen geistlichen Traditionen – ich vermute, es wird vielen Lesern viel geben. Dies gilt auch für den Grundsatzbeitrag von J. Sudbrack (Zur christlichen Gotteserfahrung und Mystik), der in seiner Ausrichtung, in seiner Abgrenzung gegenüber heute gängigen Verzeichnungen nur Zustimmung verdient, und der für das Buch eine geeignete Einführung ist.

P. Lippert

WEISHEIPL, James A.: *Thomas von Aquin.* Sein Leben und seine Theologie. Graz, Wien, Köln 1980: Styria-Verlag. 391 S., Ln., DM 59,–.

Man darf es dankbar begrüßen, daß der Verlag mit der vorliegenden sehr ansprechenden Übersetzung dem deutschsprachigen Publikum ein Buch zugänglich macht, das die Aufmerksamkeit aller an Thomas von Aquin und seiner Lehre Interessierten auf sich ziehen sollte. Der Verfasser, ein amerikanischer Dominikaner, der am „Pontifical Institute of Mediaeval Studies“ in Toronto lehrt,

legt hier eine Thomasbiographie vor, die die Ergebnisse der Thomasforschung zusammenfaßt und zum Teil selbst bisher ungeklärte oder strittige Fragen entscheiden kann. In sieben Kapiteln werden die einzelnen Lebenssituationen des Thomas und die Nachwirkungen seiner Tätigkeit beschrieben: Sizilianische Kindheit und dominikanische Jugendjahre – „Sententiarus“ in der Stadt der Philosophen – Fungierender Magister der Theologie zu Paris – Magister der Theologie in der römischen Provinz – Fungierender Magister in Rom und Lektor zu Viterbo – Zweite Pariser Periode – Die letzten Jahre und danach. Lebensgang und Werk des Thomas werden dabei nicht isoliert gesehen, sondern immer auf dem Hintergrund der religiösen, kirchlichen und kirchenpolitischen Strömungen und Ereignisse betrachtet. So wird sein Werk, trotz seiner übergeschichtlichen Bedeutung, zugleich aus den geschichtlichen Bedingungen begriffen und verständlich gemacht. In dem durch den Lebensgang gegebenen Rahmen werden die einzelnen Werke und die doktrinalen Aspekte besprochen. So gerät die Lebensbeschreibung zu einer Einführung in die theologische Lehre des Thomas. Der Charakter als Einführungs- und Nachschlagwerk wird noch unterstrichen durch die Anhänge: eine Liste der Chronologie, ein Katalog der Schriften des Thomas mit Inhaltsangaben, Quellenverweisen und Anführung von Ausgaben, Quellenverzeichnis, Literaturliste, Personen- und Schriftenregister.

Es ist sicher nicht zu hoch gegriffen, wenn man dieses Buch als ein Standardwerk der Thomasliteratur bezeichnet, das die Fülle der bis jetzt erforschten geschichtlichen Fakten zu einer übersichtlichen und präzisen Gesamtdarstellung verarbeitet und zugleich dem Anfänger wie dem Fachmann Belehrung und Anregung geben kann.  
S. Hammer

BRUDER KLAUS VON FLÜE: *Rat aus der Tiefe*. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Anselm KEEL. Reihe: Klassiker der Meditation. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 191 S., kt., DM 12,80.

In der Einleitung wird die Persönlichkeit Nikolaus' von Flüe (1417–1487), Schweizer Nationalheiliger, anschaulich skizziert – Vater von zehn Kindern, Bauer und Ratsherr, Büber, Mystiker und Prophet. Er hat kaum eigene Schriften hinterlassen, doch gibt es zahlreiche schriftliche Überlieferungen von Zeitgenossen. Diese Quellschriften werden von Keel in einem Anhang vorgestellt, der außerdem kurze Kommentare zu den Visionen und den politisch-ethischen Briefen, zur Passionsmystik und zum Bruder-Klaus-Gebet enthält. – Der Versuch, das Gedanken- und Gebetsgut des Bruder Klaus in einem Meditationsbuch unter ausgewogener Quellenverarbeitung zugänglich zu machen, darf als gelungen bezeichnet werden. Die Anordnung erfolgt thematisch in sieben Kapiteln entsprechend den (abgebildeten) Medaillons seiner Meditationstafel (Misereor-Hungertuch) unter den Titeln: Verantwortete Schöpfung, Menschliche Schuld, Gleichklang mit Gott (Maria), Wir sind nur Gast auf Erden, Mit Christus leiden und sterben, In und aus der Kirche leben (Eucharistie), Das Geheimnis des Dreieinigen. Den Hauptteil machen jeweils die Quellentexte aus (Visionen, Sprüche, Gespräche, Werke der Barmherzigkeit, Gebete, Ratschläge), die nur durch wenige zeitnahe Meditationsanregungen Keels ergänzt werden. Es wird deutlich, daß Bruder Klaus auch für unsere Zeit aktuell ist. Er vermittelt ungekünstelte Verbundenheit mit Christus, Freude und Ansporn.  
K. H. Ossenbühl

*Wörterbuch der biblischen Botschaft*. Hrsg. v. Xavier LEON-DUFOUR. Sonderausgabe. Freiburg 1981: Herder Verlag. 852 S., kt., DM 38,—

Das Wörterbuch hat, wie der Verlag informiert, eine weite Verbreitung gefunden: seit seinem Erscheinen (1962 in frz., 1964 in der ersten dt. Übersetzung, 1967 in 2. Auflage) sind in den verschiedenen Sprachen insgesamt 120000 Exemplare verkauft worden. Es ist auch zutreffend, daß 300 wirkliche Kernbegriffe der Bibel behandelt werden, „in denen das Herz der Bibel schlägt“ (Verlagstext). Allerdings würde eine einläßlichere Analyse sicherlich auch gelegentliche Mängel feststellen (z. B. in „Bundeslade“ eine vereinfachende Darstellung, die vielen historisch interessierten Lesern ungenügend erscheinen wird, was ihren „Inhalt“ betrifft (90). Das wäre weiter nicht allzu gravierend, wird aber um so problematischer, als 18 Jahre exegetischer Arbeit für das Werk ausfallen, handelt es sich doch um einen unveränderten Neudruck. Inzwischen aber hat es Veränderungen und z. T. wirkliche neue Einsichten gegeben, die hier nicht vorkommen (nur als Beispiel: die Gleichnisforschung). – Man muß also wissen, daß man praktisch ein Buch von 1964 bzw. 1967 in

Händen hält – die vorgenommenen Stichproben deuten darauf hin, daß keine Überarbeitung erfolgt ist, ebenso das Fehlen eines neuen, eigenen Vorworts zum Sonderdruck und, was auch ärgerlich ist, die Beibehaltung der inzwischen in Liturgie und Einheitsübersetzung längst redivierten Formen der Eigennamen. Dennoch: zu einem sehr günstigen Preis („852 Seiten, nur DM38,-“) wird hier ein bibeltheologisches Lesebuch angeboten, das sehr vieles Wissenswerte, mehr noch: Beherzigenswerte, enthält, das dem Bibelleser sehr helfen kann. Die gute Einteilung der Stichworte ermöglicht ein vertieftes Eindringen in das, was die Bibel zu 300 (!) wichtigen Themen sagt, und so wird das Buch zweifellos eine Hilfe dafür sein, das Bibellesen fruchtbarer zu machen.

P. Lippert

*Jerusalem, du schöne* . . . Text v. Schlomo S. GAFNI, Fotos v. A. van der HEYDEN. Stuttgart 1978: Hänssler Verlag. 127 S. geb., DM 29,80.

Jerusalem gehört ohne Zweifel zu den geschichtsträchtigsten Städten der Welt. Als heilige Stadt dreier Weltreligionen nimmt sie seit Jahrhunderten in den Herzen vieler Menschen einen besonderen Platz ein und ist für Juden, Christen und Moslems zum Inbegriff ihres Glaubens und zum Symbol jenseitiger Herrlichkeit geworden. Jerusalem ist aber gleichzeitig auch eine ganz normale Stadt, lebendig, fortschrittlich und modern. Beides bezeugt der hier vorgestellte Bildband, der in Form eines bunten Bilderbogens die in die Gegenwart hineinreichende Vergangenheit beschreibt. Der einer alten Jerusalemer Familie entstammende Autor Schlomo Gafni gliedert den Stoff in eine lockere Folge thematisch bestimmter Kapitel, die sich weniger an der Geschichte als vielmehr an den verschiedenen architektonischen Formen orientieren.

Das erste Kapitel „Alle Wege führen nach Jerusalem“ beschreibt die Wege und Straßen aus alter und neuer Zeit, auf denen Menschen aller Generationen nach Jerusalem gezogen sind. Im zweiten Kapitel „Die Stadtmauer und ihre Tore“ erhält der Leser einen detaillierten Überblick über die Befestigungsanlagen mit ihren zahlreichen Toren, die noch heute die Altstadt umgeben. Das folgende Kapitel „Spuren des Zweiten Tempels“ macht mit den eindrucksvollen Überresten des Herodianischen Tempels bekannt, während das vierte Kapitel „Die Klagemauer“ einen Eindruck von der besonders den Juden teuren Westmauer vermittelt. Das Kapitel „Synagogen und das Viertel der Orthodoxen“ entwirft ein farbiges Bild vom Leben der strenggläubigen Juden in Jerusalem. Die unzähligen Friedhöfe, Grabanlagen und Gedächtnisstätten in und um Jerusalem werden im nächsten Kapitel „Gräber und Denkmäler“ vorgestellt mit Ausnahme der mit der Passion Jesu verbundenen Straßen und Plätze, wie der Via dolorosa, der Grabeskirche und des Gartengrabes, die in den drei folgenden Kapiteln ausführlich beschrieben werden. Zwei weitere umfangreiche Kapitel gelten den Kirchen von Jerusalem und dem Tempelberg mit seinen Moscheen. Die auch für eine moderne Stadt lebenswichtige Wasserversorgung kommt in dem Kapitel „Die Wasserquellen Jerusalems“ zur Sprache, während weitere Kapitel von den Türmen Zions, den Märkten und Basaren sowie den Fenstern und Gassen der Stadt handeln. Mit den Zeugen aus der Kunst aus alter und jüngerer Vergangenheit beschäftigen sich die beiden folgenden Kapitel „Ornamente“ und „Museen“, und den Abschluß bildet schließlich ein Kapitel über „Das moderne Jerusalem“. Wer die Geschichte des Hl. Landes kennt, weiß, wie oft die drei großen Religionen dort gegeneinanderstanden, wie selten selbst der Glaube an den einen Gott zusammengeführt hat. Man muß dem Autor bescheinigen, daß man nichts von diesen Rivalitäten in seinen Texten wiederfindet. Es ist ihm gelungen, mit bemerkenswerter Unvoreingenommenheit die Rolle und den Anteil der verschiedenen Religionsgemeinschaften in und an der Geschichte dieser Stadt zu beschreiben, ohne Partei zu ergreifen.

Ein Wort muß noch zu den Bildern gesagt werden, die der holländische Hobbyphotograph A. A. M. van der Heyden beigesteuert hat. Die über 350 Farbaufnahmen geben dem Text eine Anschaulichkeit, die er durch das Wort allein nicht hätte. Ein Großteil dieser Photos sind Nahaufnahmen, die die Vielfältigkeit dieser Stadt in einer Weise wiedergeben, wie sie das bloße Auge kaum erfassen kann. Ihre Qualität ist ausgezeichnet, auch wenn man das kleine Format gelegentlich bedauern wird. Der Text hätte an manchen Stellen sicher noch an Klarheit gewinnen können, wenn ihm einige Übersichten und Lageskizzen beigegeben worden wären. Warum sich in die Abfolge der Kapitel auch ein Abschnitt über Bethlehem eingeschlichen hat, ist nicht ganz zu verstehen, zumal der Verlag vor einiger Zeit vom gleichen Autor auch einen eigenen Band über diese Stadt heraus-

gegeben hat, der in seiner äußeren Gestaltung dem vorliegenden Band gleicht. Die Übersetzung aus dem Englischen liest sich gut; Unebenheiten im Stil und störende Druckfehler finden sich nur in der Danksagung vor dem Inhaltsverzeichnis. Diese Mängel mindern freilich kaum den Wert des Buches, das Kenner Jerusalems zur Auffrischung alter Erinnerungen sicher gern in die Hand nehmen, und das auch all denen empfohlen werden kann, die sich noch auf ihre erste Reise nach Jerusalem vorbereiten.

F. K. Heinemann

*Werden und Wirken des Alten Testaments.* Festschrift für Claus WESTERMANN zum 70. Geburtstag. Hrsg. v. Rainer ALBERTZ, Hans-Peter MÜLLER, Hans Walter WOLFF u. Walther ZIMMERLI. Göttingen 1980: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, 481 S., geb., DM 110,-.

Claus Westermann hat in einer langen, fruchtbaren Forschertätigkeit der Wissenschaft vom Alten Testament zahlreiche neue Einsichten vermittelt, die die Arbeit an der Bibel noch lange befruchten werden. Drei Gebiete sind es vor allem, die den Gelehrten zeitlebens beschäftigt haben: die Genesis, die Propheten und die Psalmen. Von daher ist es nur sinnvoll, daß die ihm zu seinem 70. Geburtstag gewidmete Festschrift vor allem solche Beiträge aufgenommen hat, die sich mit diesen drei Themenkreisen befassen. Schaut man sich die lange Liste der Mitarbeiter an, fällt auf, daß hier nicht nur Fachvertreter zu Wort kommen, sondern auch Leute, die in erster Linie in der praktischen Seelsorge tätig sind. Das spiegelt zweifellos die Absichten und die Wirksamkeit des Gelehrten wider, der selbst lange im Pfarrdienst gestanden hat.

Es ist an dieser Stelle kaum möglich, alle 28 Beiträge zu würdigen oder auch nur aufzuzählen; doch sollen wenigstens jene Titel genannt werden, die nach subjektiver Einschätzung des Rezensenten für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Wert sind. Zum Themenkreis des Pentateuch, besonders der Genesis gehören: Rainer Albertz, Die Kulturarbeit im Atramhasis-Epos im Vergleich zur biblischen Urgeschichte. Friedemann W. Golka, Keine Gnade für Kain. Rolf Rendtorff, Genesis 15 im Rahmen der theologischen Bearbeitung der Vätergeschichten. Johannes Kühlewein, Gotteserfahrung und Reifungsgeschichte in der Jakob-Esau-Erzählung. Hans Walter Wolff, Predigt: Sodom und Gomorrha. Mit dem Prophetismus Israels befassen sich u. a. die Aufsätze von: Dieter Vetter, Satzformen prophetischer Rede. Ilse von Löwenclau, Der Prophet Nathan im Zwielficht von theologischer Deutung und Historie. Walther Zimmerli, Das Gottesrecht bei den Propheten Amos, Hosea und Jesaja. Jürgen Kegler, Das Leid des Nachbarvolkes. Beobachtungen zu den Fremdvölkersprüchen Jeremias. Der Deutung der Weisheit und der Psalmen Israels gelten vor allem die Untersuchungen von: Odil Hannes Steck, Bemerkungen zur thematischen Einheit von Psalm 19,2–7. Christian Macholz, Psalm 29 und 1 Kön 19. Frank Crüsemann, Hiob und Kohelet. Daß Westermann über den Kreis der Alttestamentler hinaus Ansehen genießt, zeigen die Meditation und die Artikel über neutestamentliche Texte von Kristlieb Adloff, Peter Stuhlmacher und Dieter Lührmann sowie die beiden Beiträge von Frank Schnutenhaus, Der Sitz des Alten Testaments im Leben der Gemeindeglieder, und von Herbert Breit, Die Sinndeutung des Todes im Alten Testament und bei Karl Marx. In der ausgewählten Bibliographie Claus Westermanns konnten sich die Herausgeber auf die Zeit von 1974–1979 beschränken, da alle anderen Veröffentlichungen des Gelehrten bis 1974 bereits früher erfaßt worden sind. (Vgl. Cl. Westermann, Forschung am Alten Testament, Gesammelte Studien II. Theologische Bibliothek, Bd. 55. München 1974, S. 319–326.) Ein Abkürzungsverzeichnis und ein Register mit allen wichtigen Bibelstellen, Worten, Namen und Sachen beschließt die eindrucksvolle Festgabe, die auch für den Nichtfachmann manch wertvolle Untersuchung enthält. Viele Leser würden es sicher begrüßt haben, wenn auch Person und Werk der Mitarbeiter dieser Festschrift wenigstens kurz vorgestellt worden wären. Dem gefeierten Gelehrten möge es vergönnt sein, noch weitere Jahre erfolgreich die Schätze des Alten Testaments Menschen von heute zu erschließen.

F. K. Heinemann

HAAG, Herbert: *Das Buch des Bundes.* Aufsätze zur Bibel und zu ihrer Welt. Hrsg. v. Bernhard LANG. Düsseldorf 1980: Patmos Verlag. 315 S., geb., DM 32,80.

Herbert Haag zählt spätestens seit der 2. Auflage des berühmten Bibel-Lexikons (1968) zu den auch einer größeren Öffentlichkeit bekannten renommierten Bibelgelehrten. In den sechziger und

siebziger Jahren wurde er sogar zu einem der meistzitierten und vielgelesenen katholischen Theologen. Seine Bücher „Biblische Schöpfungslehre und kirchliche Erbsündenlehre“ (1966), „Abschied vom Teufel“ (1969), „Teufelsglaube“ (1974) und „Vor dem Bösen ratlos?“ (1978) erzielten eine unerwartete Resonanz, die sich kaum zehn Jahre später auch in der dogmatischen Theologie, in der Liturgiewissenschaft und nicht zuletzt in der Dämonologie auszuwirken beginnt. Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, wenn anlässlich des 65. Geburtstages des Gelehrten (1980) sein ehemaliger Schüler und heutiger Kollege Bernhard Lang eine Auswahl aus dem Werk Haags vorlegt, die nicht nur das breite Spektrum der wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch das weitgespannte seelsorgerlich-theologische Interesse des Schweizer Gelehrten dokumentiert.

Da stehen neben Beiträgen über das Alte und Neue Testament auch Aufsätze über Judentum und Archäologie, über Geschichte und dogmatische Theologie, neben wissenschaftlichen Abhandlungen und Artikeln auch leicht verständliche Radiovorträge und bisher nicht veröffentlichte Manuskripte. Unsere Leser werden sich in erster Linie für die bibeltheologischen Beiträge interessieren: „Offenbaren“ in der hebräischen Bibel (73–78), Die Themata der Sündenfall-Geschichte (79–87), Der „Urstand“ nach dem Zeugnis der Bibel (172–179), Glaube und Dogma im Alten Testament und im Judentum (187–193), Das christliche Pascha (201–209), Das Bild als Gefahr für den Glauben (261–274), Die Auferstehung Israels und der christliche Glaube (275–288) und Das Plus des Alten Testaments (289–306). Diese und andere Aufsätze zeigen, daß Haag keineswegs von rationalistischer Neuerungssucht befallen ist, wie gelegentlich behauptet wird, sondern sich auch als wissenschaftlicher Theologe stets von den Ansprüchen und Bedürfnissen der Glaubensverkündigung leiten läßt. Zu den archäologisch-historisch geprägten Aufsätzen gehören: Erwägungen über Beer-Seba (37–45), Ebed-Jahwe-Forschung 1948–58 (46–72), Die biblischen Wurzeln des Minjan (88–93), Der gegenwärtige Stand der Erforschung der Beziehungen zwischen Homer und dem Alten Testament (109–118), Das liturgische Leben der Qumrangemeinde (119–149), Gideon-Jerubbaal-Abimelek (150–158), Gad und Nathan (194–200) und Jerusalemer Profanbauten in den Psalmen (250–260). Ergänzt wird die umfangreiche Sammlung von Arbeiten Haags durch einen Essay, in dem Bernhard Lang eine erste Würdigung von Person und Werk seines Lehrers zu geben versucht (9–15), und durch einen Anhang mit Notizen, der mit sachlichen und bibliographischen Hinweisen den Band auch für die Forschung brauchbar und nützlich macht.

Der Herausgeber beschreibt das Ziel, dem Haags Lebensarbeit seit wenigstens drei Jahrzehnten gilt, am Ende seines Essays mit den Worten: „das Alte Testament attraktiver zu machen, seine Schätze zu erschließen und durch die Begegnung mit der Bibel zu einem reicheren und kritischen, zu einem heute lesbaren Gottesglauben zu führen“ (15). Wenn man sich die zahlreichen Hörer, Schüler, Freunde und Leser Haags vor Augen hält, scheint dieses Ziel bereits verwirklicht. Blicke nur noch zu wünschen, daß die von ihm angestoßene, gewiß nicht immer bequeme Diskussion theologischer Fragen eine für Wissenschaft und Glaubenspraxis gleichermaßen fruchtbare Fortsetzung finden möge. Das wäre sicher im Sinne des geehrten Wissenschaftlers. F. K. Heinemann

KRINETZKI, Günter: *Jakob und wir*. Exegetische und motivgeschichtliche Beobachtungen zu den wichtigsten Texten der Jakobsgeschichte. Reihe: Schlüssel zur Bibel. Regensburg 1979: Verlag Fr. Pustet. 109 S., kt., DM 12,80.

Das Buch unternimmt den interessanten Versuch, Bibelwissenschaft und motivgeschichtliche Methode zur Erschließung einiger markanter Texte aus dem Jakobszyklus der Genesis so heranzuziehen, daß der Praktiker und theologische Laie daraus für das Verständnis der biblischen Texte und für sein Leben Nutzen ziehen kann. Es ging den beiden Autoren aus Regensburg, dem Alttestamentler G. Krinetzki und dem praktischen Theologen W. Kettler, darum, die ausgewählten Texte – die Geburt Jakobs und Esaus; der Verkauf des Erstgeburtsrechts durch Esau; der Traum Jakobs in Bet-El; Jakobs Kampf mit Gott und Jakobs Versöhnung mit Esau – von Christus und unserer christlichen Existenz her und auf diese hin zu interpretieren, ohne diese Texte in ihrem eigenen – historisch bedingten – Aussagewert zu vergewaltigen. Entsprechend dieser Zielsetzung folgt auf den abgedruckten biblischen Text eine exegetische Erklärung, motivgeschichtliche Parallelen und Bemerkungen zur Aktualität des Textes. Die besonders an der Tiefenpsychologie C. G. Jungs orientierte motivgeschichtliche Methode führt in diesem Fall unbestreitbar zu neuartigen und un-

gewöhnlichen Erkenntnissen, deren Richtigkeit allerdings vom Laien schwer nachzuprüfen ist. Gelegentlich erscheint die angewandte Methode überstrapaziert, nämlich dann, wenn vage Deutungsmöglichkeiten als Lösungen suggeriert und aus der Tiefenpsychologie stammende Denkmuster und Bilder vorschnell dem Text unterschoben werden. Außerdem bleibt die Frage, ob diese Methode auch bei weniger alten Überlieferungen erfolversprechend eingesetzt werden kann.

F. K. Heinemann

*Die Stimme vom Sinai.* Ein rabbinisches Lesebuch zu den Zehn Geboten. Aus den hebräischen und aramäischen Schriften übersetzt u. hrsg. v. Jakob J. PETUCHOWSKI. Freiburg 1981: Verlag Herder. 125 S., geb., DM 18,80.

Der inzwischen auch in Deutschland bekannte jüdische Gelehrte Jakob J. Petuchowski läßt seinen beiden Büchern „Es lehrten unsere Meister...“ und „Ferner lehrten unsere Meister...“, die eine Auswahl aus der erzählenden Theologie der alten Rabbinen (= Aggadah) boten, nun eine Zusammenstellung aus der rabbinischen Auslegung der Zehn Gebote, also gesetzlicher Perikopen der jüdischen Bibel (= Halakha), folgen. In der Einleitung spricht Petuchowski zunächst von der Bedeutung, Einschätzung und Sichtweise der Zehn Gebote im Judentum, die sich in mancherlei Hinsicht von der christlichen Beurteilung unterscheidet. Besonders genannt seien die andere Zählweise der Gebote und die ungewöhnliche Deutung des Verhältnisses der einzelnen Gebote zueinander. Die in den folgenden Kapiteln den Zehn Geboten zugeordneten rabbinischen Texte stammen zum großen Teil aus den ersten sechs Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung (= tannaitisches und amoräisches Zeitalter), wobei zwei Quellen bevorzugt zitiert werden: die Mekhilta und die Pessigta Rabbathi. Da das Buch in erster Linie für interessierte Laien gedacht ist, verzichtet Petuchowski auf solche Texte, die eine schulmäßige Vorbereitung, die Kenntnis anderer Teile der rabbinischen Theologie oder gar die Beherrschung der hebräischen Sprache voraussetzen. Trotzdem ist eine Auswahl zustande gekommen, die wegen der Vielseitigkeit und der Tiefe der Gedanken überrascht. Bei der Eigenart der rabbinischen Theologie darf man allerdings nicht erwarten, etwas über die historische Entstehung der Zehn Gebote zu erfahren. Dem christlichen Leser werden aber kostbare Gedanken und Einsichten vermittelt, die die Bedeutung der Zehn Gebote auch für unsere Zeit in eindrucksvoller Weise illustrieren.

F. K. Heinemann

NÜTZEL, Johannes M.: *Jesus als Offenbarer Gottes nach den lukanischen Schriften.* Reihe: Forschung zur Bibel, Bd. 39. Würzburg 1980: Echter-Verlag. 312 S., br., DM 48,-.

In seiner Freiburger Habilitationsschrift geht es N. um die Kontinuität der Christologie in der urchristlichen Verkündigung. Zu diesem Zweck untersucht er die evangelische Überlieferung, wie sie in den lukanischen Schriften faßbar ist. Die Christologie des Lukas – wie jede andere Christologie – hat nur dann eine Legitimation, wenn sie sich in den Erfahrungen mit dem vor- und nachösterlichen Jesus verankern läßt. Die Untersuchungen beschränken sich auf das Wirken Jesu, das als Aktionseinheit mit dem Vater zu begreifen ist, während das Geschick Jesu keine Berücksichtigung findet.

Besondere Bedeutung hat in diesem Zusammenhang Lk 10,22, wonach der Sohn Offenbarer des Vaters ist. N. sieht hier wie auch im Gleichnis von den „Verlorenen und Wiedergefundenen“ Lk 15 die Übertragung der Eikon-Vorstellung am Werk. Ob Jesu Handeln als sichtbare Darstellung von Gottes Handeln im größeren Ausmaß gelten kann, ist Gegenstand der vorliegenden Arbeit.

So legt N. in seinem ersten Kapitel dar, wie Lukas das Wirken Jesu charakterisiert. Jesu Handeln erweist sich in der lukanischen Darstellung als Erfüllung der Zusage Gottes an die Väter, indem er durch sein Wirken dem Menschen das Heil anbietet, das Ausdruck der gegenwärtigen Gottesherrschaft ist. Dazu ist Jesus vom Heiligen Geist ausgerüstet, so daß er das Reich Satans überwinden kann. Das Heil wird in betonter Weise im Begriff der Gottesherrschaft dargestellt. Das so dargestellte Heil kann nach lukanischer Auffassung schon im Leben und Wirken Jesu erfahren werden. Diese Erfahrung setzt sich in der nachösterlichen Verkündigung fort. Dabei ist allerdings zu beachten, daß die christlichen Boten ihre Vollmacht zu solcher Heilsmittlung von Jesus erhalten. Da Jesu Handeln Gottes Handeln erfahrbar macht und durch ihn die nachösterlichen Gesandten zu gleichem Tun bevollmächtigt werden, erweist sich Jesus in betonter Weise als Offenbarer Gottes.

Besondere Aufmerksamkeit verwendet N. dann auf das sog. johanneische Logion Lk 10,22 in seinem Kontext. Jesus zeigt sich hier als der einzige Erkenntnis-Zugang zum Vater. Im Wirken des Sohnes wird erfahrbar, wer der Vater ist und was er für den Menschen bedeutet. Das Wirken der Sendboten wird dabei eng zusammengesehen mit dem Wirken Jesu, die so – wenn auch auf abgeleitete Weise – Offenbarer Gottes werden.

Das Heil wird konkret erfahrbar in der Begegnung Jesu mit den Menschen: als Krankenheilung, als Befreiung von dämonischer Macht, als Sündenvergebung. In seiner Wunderüberlieferung zeigt Lukas, daß die Heilserfahrung sich in der Erfahrung der Gottesherrschaft verwirklicht. Auch in der Gleichnisüberlieferung wird deutlich, daß Jesus sich als Offenbarer Gottes versteht. Denn in den Gleichnissen wird das Handeln Jesu als Aktionseinheit mit Gott erklärt.

Dem Vf. gelingt es, überzeugend darzutun, daß Jesus in seinem Wirken und in seiner Verkündigung als der Offenbarer Gottes erscheint. Die übrigen Sendboten können Gott nur offenbaren, weil sie von Jesus dazu bevollmächtigt sind. Die Untersuchung zeigt zugleich die Bedeutung des vorösterlichen Jesus für die neutestamentliche Christologie. Ohne eine Verankerung der Christologie im Leben Jesu fehlt dieser jedes Fundament. H. Giesen

UNTERGASSMAIR, Franz Georg: *Kreuzweg und Kreuzigung Jesu*. Ein Beitrag zur lukanischen Redaktionsgeschichte. Reihe: Paderborner theologische Studien, Bd. 10. Paderborn 1980: Verlag F. Schöningh. 237 S., kt., DM 48,-.

In seiner Paderborner Habilitationsschrift geht es U. um das lukanische Verständnis der Kreuzigungsperikope. Besonderes Interesse kommt dabei den theologischen und soteriologischen Aussagen der lukanischen Redaktion zu. Zu Beginn stehen zwei textkritische Entscheidungen zu Lk 23,34a und 23,42.43. Eine eingehende literarkritische sowie traditions- und motivgeschichtliche Untersuchung von Lk 23,26–49 kommt zu dem überzeugenden Ergebnis, daß der dritte Evangelist nur die Passionsgeschichte des Markusevangeliums als Vorlage benutzt, die er in seinem Sinne interpretiert. Einen Protolukas lehnt er mit Recht ab. Dadurch, daß U. sich nicht damit begnügt, die lukanische mit der markinischen Passionsgeschichte zu vergleichen, sondern die nicht aus Markus ableitbaren Verse und Versteile mit dem Ganzen des dritten Evangeliums vergleicht, erhält seine Argumentation ihre Überzeugungskraft. Nicht wenige Motive sind von Lukas dem Alten Testament entnommen.

Ein kurzer Abschnitt ist auch der Frage nach der formkritischen Bestimmung gewidmet. Ohne die formale Ähnlichkeit mit Martyrervorstellungen leugnen zu wollen, stellt U. jedoch die Frage, ob die verwendete Martyrertopik schon als eine bewußte Darstellung der Kreuzigungsperikope als Martyrium gelten könne, zumal der Martyriumsgedanke auch sonst im Lukasevangelium begegne.

Im abschließenden Abschnitt sucht U. die lukanische Aussageabsicht herauszustellen, die die Passionsgeschichte bestimmt. Im Rahmen unserer Inhaltsübersicht können nur einige wenige Punkte genannt werden. Mit Recht stellt der Vf. fest, daß Simon von Kyrene als Idealgestalt des Jesusjüngers gezeichnet wird, insofern er Jesus nachfolgt. Ihm wird die Jesus einfach nachlaufende Volksmenge gegenübergestellt; sie bringt anders als Simon nicht die Kraft auf, für Jesus zu handeln. Lukas betont ausdrücklich die Verbundenheit Jesu mit dem Vater. In ergebungsvoller Verbundenheit mit ihm stirbt Jesus. Seine Vergebungsbereitschaft (23,34a) den Todfeinden gegenüber steht ebenfalls im Zusammenhang mit dieser Gemeinschaft mit dem Vater. Zu dieser Gemeinschaft lädt Jesus ein und führt zu ihr hin. In dem Bewußtsein, „Führender“ zu sein, stirbt er mit Gott „versöhnt“. Indem Jesus den Spott der Leute schweigend zurückweist und seinen Auftrag, alle Hilfebedürftigen und -suchenden zu retten, keinen Augenblick vergißt, zeigt er, daß er den Beweis für seine Messianität darin sieht, daß er den Tod erduldet. Die Begnadung des umkehrwilligen Schächers ist ein herausragendes Beispiel christlicher Soteriologie. Denn da dieser aus der Erfahrung der Schicksalsgemeinschaft mit Jesus sich vom Bösen abwendet und sich Jesus anschließt, bezeugt er seine Hoffnung auf ein künftiges Weiterleben. Es zeigt sich hier brennpunktartig, was auch sonst in soteriologischen Aussagen des Evangelisten zu beobachten ist, nämlich „daß die Nähe, Anwesenheit und Gemeinschaft Jesu heilswirksam werden, wenn sie vom Menschen bewußt wahrgenommen und akzeptiert werden. Mit Jesus bewußt leben, mit Jesus bewußt leiden, mit Jesus bewußt sterben: das ist der Weg, der zum Heile führt“ (190). Der Tod Jesu selbst muß als Proklama-

tion der Einheit zwischen Vater und Sohn betrachtet werden. Das wird deutlich, wenn Jesus sich seinem Vater sterbend empfiehlt: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“; denn dieser Ruf beweist, daß Jesus im Tod keine Gefahr mehr erblickt. Der lobpreisende Bekenntnissatz des Hauptmannes bestätigt das in dieser Haltung Jesu zum Ausdruck kommende Vertrauen zum Vater. In der Radikalität seines Gehorsams gegenüber dem Vater erweist sich Jesus als der Messias Gottes. Wer das erkennt und sich dazu bekennt, wie der Hauptmann, ist gerettet. Wenn die Volksmenge, die zunächst wie zu einem „Schauspiel“ gekommen war, letztlich aufgrund der geschauten Geschehnisse in sich geht, so befindet auch sie sich auf dem Weg des Heils. Die Jünger bleiben, selbst schwach geworden, Zeugen, auch wenn sie als die Bekannten Jesu furchtsam weit entfernt dastanden.

In seiner Ergebniszusammenfassung trägt der Vf. die wichtigsten theologischen Aspekte der Kreuzigungsperiscope zusammen. Dabei wird nochmals deutlich, daß die Soteriologie anthropologisch ansetzt, zugleich aber die vertikale Perspektive aufrecht erhalten ist: durch das göttliche „Müssen“, das das ganze Leben Jesu bis in den Tod bestimmt, und durch die Gemeinschaft zwischen Vater und Sohn, die eine Gemeinschaft ist, die den Tod überdauert. Wer in die Gemeinschaft mit Jesus tritt, der hat teil an seiner Dauergemeinschaft mit dem Vater, die todüberwindend ist.

Die sorgfältig argumentierende Studie führt uns in die Arbeitsweise des Lukas ein und vermag zu zeigen, wie Lukas sein zur Verfügung stehendes Material verwendete, um seine Theologie, insbesondere seine Soteriologie, des „Mit-Jesus-Sein“ entwickelt. Sie ist ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der lukanischen Theologie.

H. Giesen

RIDEZ, Louis: *Die Bergpredigt*. Mensch sein nach Jesus. Reihe: Glaubens-Seminar, Bd. 1. Zürich, Köln 1979: Benziger Verlag, 235 S., br., DM 26,-.

Mit dem hier angezeigten Buch wird eine neue Reihe eröffnet, die es sich zum Ziel gesetzt hat, der Bibelarbeit in der Gemeinde neue Impulse zu geben. Der erste Band gilt der Bergpredigt, also einem zentralen Text neutestamentlicher Botschaft.

Die Einführung erläutert ausführlich Zielsetzung und Eigenart dieser als Werkbuch gestalteten Neuerscheinung und skizziert sorgfältig die Gliederung und theologische Bedeutung der Bergpredigt. Diese übersichtlichen und verständlich formulierten Ausführungen sind für das Verständnis der folgenden Einheiten, die sechs Themen der Bergpredigt aufgreifen, unabdingbar. Die erste Einheit behandelt unter dem Stichwort „Mensch sein wie Jesus in der Offenheit für das Reich Gottes“ die Humanität der Bergpredigt. Die zweite Einheit „Wort und Tat“ geht dem Verhältnis von Bergpredigt und Veränderung der Welt nach, während die dritte Einheit „Christsein als radikales Menschsein in der Art Jesu“ zu beschreiben versucht. Die vierte Einheit „Ehe in der Bergpredigt“ arbeitet den Unterschied von Gesetzes- und Liebesethik heraus, und die fünfte Einheit zeigt, daß in der Kraft der Vergebung die eigentliche Revolution der Bergpredigt liegt. Die letzte und sechste Einheit unternimmt es, unter der etwas verschwommen wirkenden Überschrift „Einsatz und Gelassenheit. Das Fest der Danksagung“ weitere Bestimmungen des „Mensch sein nach Jesus“ vorzustellen.

Was hier nur kurz in Stichworten angedeutet wurde, wird in den einzelnen Einheiten mit Hilfe eines durchdachten Schemas ausführlich entfaltet. In einer *Übersicht* (U) werden die Verlaufphasen mit der möglichen Dauer, die Titel der Hinweise für den Referenten, die Titel der ergänzenden Texte für den Referenten und die Titel des Materials für die Teilnehmer angeführt. Die *Einführung* (E) nennt das Thema des Abends, die These, die Intention der Einheit, die behandelten Texte der Bergpredigt und die möglichen Lernschritte. Darauf folgen die *Hinweise* (H) und die ergänzenden *Texte* (T) für den Referenten. Ein *Predigtvorschlag* (P) bietet dann in knapper Form eine stärker spirituell betonte Sicht der Schwerpunkte der Einheit. Am Schluß des Buches findet sich schließlich für alle sechs Einheiten das *Material für die Teilnehmer* (M), das verschiedene Unterlagen für Gespräche in Kleingruppen und persönliche Vertiefung bereitstellt.

Das auf diese Weise erschlossene Material wurde bereits in mehr als 40 Pfarreien erfolgreich erprobt. Trotzdem sollte man sich nicht sklavisches an den vorgegebenen Aufbau halten, weil erfahrungsgemäß die Arbeitsbedingungen und Arbeitsmöglichkeiten von Ort zu Ort und von Gruppe

zu Gruppe verschieden sind, so daß sich Änderungen unter Umständen als notwendig erweisen. Der in Frankreich geborene und in München arbeitende Autor ist ein erfahrener Seelsorger und offensichtlich in der Gruppenarbeit und in religiöser Erwachsenenbildung bewandert. Jeder, der sich seiner kundigen Führung anvertraut, wird das Buch recht bald als wertvolle Hilfe für die eigene Arbeit zu schätzen lernen.

F. K. Heinemann

BUSCH, Christiane: *Gemeinde gemeinsam entdecken*. Bilder, Texte, Gedanken zur Offenbarung Johannes. Reihe: Lese-Zeichen. Stuttgart 1980: Calwer Verlag. 148 S., Ln., DM 24,-.

Die Offenbarung des Johannes zeigt in einer aus verschiedenen Bildern zusammengestellten Folge das Wachstum der christlichen Gemeinden auf eine Gemeinschaft hin – die Stadt Gottes – und eignet sich darum besonders, die Kirche von heute und ihre Geschichte in der Welt an den Erkenntnissen zu messen, die sie darstellen. Das vorliegende Buch will dazu anregen, diese Bilderfolgen in einem Rundgespräch zu betrachten und zu erklären, um mit ihrer Hilfe den gemeinsamen Standort und den gemeinsamen Weg genauer zu beschreiben. Ausgangspunkt bilden die elf Bilder einer mittelalterlichen Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, denen der entsprechende Text der Offenbarung und eine Bilderklärung an die Seite gestellt ist. Daneben lassen weitere Texte oder nachgezählte Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament Motive, Sprachbilder und Gedanken lebendig werden, die zur Offenbarung hinführen. Je ein Abschnitt bringt dann knappe Auszüge aus Apokalypsekommentaren evangelischer Autoren, die den biblischen Text verstehen helfen. Unter der Überschrift „Nach-Denken“ schließt jedes Kapitel mit einer Besinnung, gedanklichen Anstößen oder einer Geschichte. Die vielfältigen Anregungen können in einem gemeinsamen Bibelgespräch besonders genutzt und durch eigene Gedanken weiter vertieft werden, sofern ein geschickter Gesprächsleiter die Interessen und Möglichkeiten der Teilnehmer richtig einzuschätzen versteht. Im Hinblick auf die gemeinsame Arbeit wäre es freilich hilfreicher gewesen, die elf aussagestarken Bilder als Dias dem Buch beizugeben.

F. K. Heinemann

HÄRING, Hermann: *Was bedeutet Himmel?* Reihe: Theologische Meditationen, Bd. 55. Zürich, Köln 1980: Benziger Verlag. 90 S., br., DM 9,80.

In der bekannten Reihe mit ihren sehr verschiedenartigen Beiträgen denkt der Verfasser (Professor für Dogmatische Theologie an der Katholischen Universität Nijmegen) über den zentralen Inhalt christlicher Hoffnung nach, den der Begriff Himmel meint.

Er unternimmt den tiefgreifenden und dabei ausgewogen bleibenden Versuch, den Glaubensinhalt Himmel so zu begreifen, daß er nicht von vornherein als „Metapher der Verlegenheit und Weltferne“ (9) nichts mit unserem Leben zu tun hat. „Wer vom Himmel reden will, muß eine an irdische Erwartungen gereifte Sprache haben“ (34), und so entfaltet H. in einer fünffachen Konfrontation mit irdischer Wirklichkeit die Dimension dieser geglaubten Vollendung: In Konfrontation mit dem Tod wird der Himmel zum Zeichen der Hoffnung, in Konfrontation mit dem Leben zum Zeichen der Erfüllung, in Konfrontation mit der Geschichte zum Zeichen einer brüderlichen Zukunft und in Konfrontation mit der menschlichen Freiheit zum Zeichen der Versöhnung (so in den ersten vier Abschnitten), während die Konfrontation mit den Grenzen der Welt einen fünften Abschnitt bedingt, der über Symbol und Wirklichkeit nachdenkt, wobei „Symbol“ auf die Festbindung der Vollendung an eine kosmische Wirklichkeit (eben den Himmel) verweist, während „Wirklichkeit“ eben diese nur im Glauben anzunehmende, in ihm aber wirkliche Vollendung meint.

Manche Einzelheit befriedigt nicht und bleibt fragwürdig (so etwa die Behauptung, die christliche Tradition habe das Jenseits in Himmel und Hölle verdoppelt, 67), manche kritische Bemerkung erscheint recht unkritisch. Insgesamt aber ein positiver, gläubige Überzeugung atmender, der Tradition verpflichteter Versuch, in verständlicher Sprache, die menschlicher Erfahrung entspricht, von der geglaubten Vollendung zu reden. Überlegungen, die vor allem dem Theologen hilfreich sein werden und den Namen Meditation verdienen; auch wenn sie nach Sachauskunft Suchenden vielleicht manchmal fragen lassen werden, ob es nun den christlichen Himmel wirklich gibt, der Verfasser glaubt ihn (und der Rezensent auch).

V. Hahn

WALTER, Peter: *Die Frage der Glaubensbegründung aus innerer Erfahrung auf dem I. Vatikanum*. Die Stellungnahme des Konzils vor dem Hintergrund der zeitgenössischen römischen Theologie. Reihe: Tübinger theologische Studien, Bd. 16. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 288 S., kt., DM 42,-.

Die Frage der Glaubensbegründung ist bei allem Wandel in Fragestellung und Perspektive von grundsätzlicher Bedeutung für Theologie und Verkündigung. Der Erfahrungsbegriff ist in diesem Zusammenhang nicht erst in und seit der Modernismuskrise relevant. Bereits das Erste Vatikanische Konzil verwendet im 3. Kanon zum dritten Kapitel der dogmatischen Konstitution „*Dei Filius*“ den Ausdruck „*experientia*“.

Dem Vf. vorliegender Arbeit geht es darum, diesen Konzilstext von seinem näheren und weiteren Kontext her zu würdigen und von daher die Frage der „Erfahrung“ im Zusammenhang mit der Glaubwürdigkeit der Offenbarung zu behandeln.

Ausgehend von der Problematik der „*experientia interna*“ am Collegium Romanum vor dem Ersten Vatikanischen Konzil, das der Vf. vor allem im Denken von Giovanni Perrone (1794–1876), Valeriano Cardella (1820–1891), Clemens Schrader (1820–1875) und Joh. Bapt. Franzelin (1816–1886) repräsentiert sieht, und auf dem Hintergrund der Auseinandersetzung Franzelins mit dem Tübinger Joh. Evang. Kuhn, wird die Problematik der „*experientia interna*“ auf dem Ersten Vatikanischen Konzil dargestellt und erörtert.

Das Konzil wies eine rein innerliche, gefühlshafte Glaubensbegründung ab und votierte für eine rational verantwortete Glaubensentscheidung mit objektiven Kriterien. Damit sollte freilich nicht so sehr eine abgeschlossene Doktrin der Glaubensbegründung vorgelegt werden; ... gerade weil die Aussage über die ‚*experientia*‘ so eng und weit in einem ist (eng in der präzisen Ablehnung, weit im Offenlassen von positiven Möglichkeiten)“, vermag sie „auch die heutige Diskussion zu befruchten, indem sie den Blick auf Elemente lenkt, die zu berücksichtigen sind, wie die *rationabilitas fidei*, den Öffentlichkeitscharakter, die Mittelbarkeit und Kirchlichkeit des Glaubens“ (270f.).  
P. Revermann

DEUSER, Hermann: *Dialektische Theologie*. Studien zu Adornos Metaphysik und zum Spätwerk Kierkegaards. Reihe: Gesellschaft und Theologie. Fundamentaltheologische Studien Nr. 1. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag i. Gem. m. d. Chr. Kaiser Verlag, München. 336 S., kt., DM 39,-.

Der Autor dieser Habilitationsschrift sieht die neuzeitliche Theologie gekennzeichnet durch ihren Zwang zur Reflexion, die als Gegenreaktion den Griff nach der Unmittelbarkeit hervorruft. Will man das Verhältnis von Reflexion und Unmittelbarkeit bestimmen, will man dabei nicht eines dieser Momente auf Kosten des anderen zum Prinzip machen, will man vielmehr beide in ihrer Eigenständigkeit bewahrt wissen, dann kann die angezielte Verhältnisbestimmung nur dialektisch ausfallen, es entsteht die Aufgabe, eine dialektische Theologie zu begründen. Kierkegaard und Adorno werden entscheidende Gesprächspartner bei der Lösung dieser Aufgabe; der eine, weil er der einzige konsequente Dialektiker unter den Theologen ist, der andere, weil er ein Dialektiker gleichen Ranges ist, der insbesondere zu den von Kierkegaard nicht thematisierten erkenntnistheoretischen Fragen seinen Beitrag leisten kann, der vor allem auch die Aktualisierung Kierkegaards in der veränderten Situation der Industriegesellschaft möglich macht.

Nach der Einleitung, die die Frage nach dem Verhältnis des Allgemeinen und Besonderen stellt, entfaltet der Autor sein Thema in vier Abschnitten. Der erste Abschnitt stellt das Spätwerk Kierkegaards vor, das hauptsächlich als Grundlage der Beschäftigung mit Kierkegaard dient. Der zweite Abschnitt zeichnet die Konzeption Adornos nach, vornehmlich die der „negativen Dialektik“. Der dritte Abschnitt dient einer ausführlichen Beschreibung der dialektischen Verhältnisse (mit Themen wie Subjekt und Objekt, Nichtidentität und Existenzdialektik, Theorie und Praxis, Ideologiekritik usw.). Der vierte Abschnitt entwickelt Grundprobleme und Grundzüge einer dialektischen Theologie, wobei die Korrekturen herausgearbeitet werden, die das Denken Kierkegaards an den Auffassungen

Luthers anbringt. Angeschnitten werden hier Fragen wie die nach Wille und Freiheit, Gesetz und Gnade, Vorbild und Versöhnung, und schließlich die Frage, wie Gott zu denken sei, eine Frage, die unter dem Titel der „Selbstkonstitution Gottes“ Gegenstand der Überlegungen wird. Was dialektische Theologie deutlich machen kann, sei mit den Worten des Verfassers gesagt: „Christlicher Glaube ist die Erfahrung der Trennung in ihrer Überwindung, das aktive und alternative Leben dem eigenen Gegenteil zum Trotz, an dem es sich durchsetzt“ (295).  
S. Hammer

GRÜNDEL, Johannes: *Normen im Wandel*. Eine Orientierungshilfe für christliches Leben heute. München 1980: Don Bosco Verlag. 246 S., br., DM 26,-.

Zwar hat man in letzter Zeit mit Recht in der Moraltheologie kritisiert, daß die Grundlagenüberlegung nach dem Sittlichen eingeengt werde, wo nur nach dem sittlich Richtigen, nach der Begründung und Legitimierung sittlicher Normen gefragt wird (vgl. das Buch von Ph. Schmitz in der gleichen Reihe wie das hier besprochene Werk von Gründel). Zwar haben sich insbesondere die Vertreter des Autonomiegedankens in der Begründung ethisch-theologischer Normen den Zorn (weniger kann man es nicht nennen), auch wohl die Beschuldigung schwerer Art einiger Autoren zugezogen (R. Spaemann, B. Stoockle), christliche Ethik zu verraten; zwar reicht der Unmut, wie man hört, auch in kirchenamtliche Kreise hinein. Doch bewegt in einer Zeit zunehmenden Pluralismus die Frage eben doch sehr viele Gemüter, auch im „Kirchenvolk“, in der Jugend, kurz: weiterhin: wie kann ich denn überhaupt erkennen, was richtig ist, was ich tun muß? Der Vf., der sich bereits früher mit ähnlichen Fragen auseinandergesetzt hatte, möchte hierzu „eine Orientierungshilfe für christliches Leben heute“ vorlegen (Untertitel des Buches). Er gliedert seinen Stoff in drei „Kapitel“: Freiheit und Verantwortung (11–55); Sittliche Normen und ihr Wandel (56–202); Wandel sittlicher Normen, dargestellt am Toleranzethos (203–230). Wie man aus der Länge ersieht, liegt der Akzent auf dem zweiten Teil. In ihm ist die Rede von: Theologische(r) Ethik und Strukturalismus; der Bedeutung sittlicher Handlungsregeln; Erfahrung und Rationalität als Gestaltungsprinzipien; Begründung sittlicher Handlungsnormen; Reichweite und Grenzen der Vernunftargumentation; dem Übergang „von einer Gesetzesmoral zu einer Verantwortungsethik“. Begrüßenswert und über frühere Darlegungen des Vf. hinausgehend ist insbes. der Abschnitt über die Erfahrung und Rationalität sowie die Reichweite und Grenzen der Argumentation. Was Vf. über die verlebendigende Kraft des strukturalen Ansatzes sagt, wird dem Nichtfachmann wohl eher dunkel bleiben. Überhaupt leidet das Buch m. E. an der Schwäche, daß es recht theoretisch geschrieben ist. Man braucht Vorkenntnisse, wenigstens allgemeiner Art, mindestens Geduld und Fähigkeit, abstrakten Gedankengängen zu folgen. So wird das Buch vielleicht manchen Leser überfordern, dem es doch Orientierungshilfe geben wollte...  
P. Lippert

BOMMER, Josef: *Versöhnung als Befreiung*. Arbeitsmaterialien zur Buß- und Beichtpraxis. Zürich, Einsiedeln, Köln 1980: Benziger Verlag. 112 S., br., DM 14,80.

Als vor über zehn Jahren der Brauch aufkam, Bußfeiern zu begehen, wurde dies von vielen Katholiken als Befreiung erlebt. Die Zahl der Teilnehmer an Bußgottesdiensten war unerwartet hoch. Inzwischen scheint sich – wenn auch langsam – die Einsicht oder das Empfinden durchzusetzen, daß der Trend von der Einzelbeichte zur Bußfeier nur eine neue Einseitigkeit gebracht hat, die den Erfordernissen der Umkehr und der Buße ebenfalls nicht gerecht wird.

J. Bommer zeigt im einführenden Teil seines Buches auf, daß es verschiedene Wege der Versöhnung gibt, von denen der einzelne Gläubige je nach seiner Situation Gebrauch machen sollte. Nur derjenige, der den ihm gegenwärtig angemessenen Weg wählt, wird Umkehr und Buße als Befreiung erleben.

Im ersten Hauptteil bietet dann J. Bommer Predigtskizzen zu den Themen „Befreiung“ und „Versöhnung“. Im zweiten Hauptteil folgen Modelle für Bußgottesdienste. Im Anhang ist ein Vorschlag für eine Bußfeier in der kleinen Gruppe oder in der Familie beigegeben.

Durch die Verbindung von theoretischen und praktischen Ausführungen stellt das Buch eine gute Handreichung dar, die dazu beitragen kann, vielfältige Formen der Umkehr und Buße, vor allem

verschiedene Formen der Feier des Bußsakramentes, in den Gemeinden und Gemeinschaften heimisch werden zu lassen.

J. Schmitz

SCHOBEL, Paul: *Dem Fließband ausgeliefert*. Ein Seelsorger erfährt die Arbeitswelt. Reihe: Gesellschaft und Theologie. Abt. Sozialethik Nr. 12. München 1981: Chr. Kaiser Verlag i. Gem. m. d. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz. 152 S., kt., DM 16,80.

Schobel berichtet als Betriebsseelsorger für das Industriegebiet Böblingen/Sindelfingen anschaulich, ungeschminkt, selbstkritisch und teils in salopper Form über seine überwiegend negativen Erfahrungen, die er in den Jahren 1973, 1974 und 1979 bei längeren Arbeitseinsätzen an Fließbändern in der Autofabrikation gesammelt hat. Er bringt „Kunde aus einer anderen Welt“ (46), in der die Arbeit zwar körperlich leichter, aber durch erhöhtes Tempo nervlich belastender geworden ist. 25 Seiten Berichte von Arbeitern selbst bringen dies gleichfalls zum Ausdruck. Der Fließband-Arbeiter leidet an Monotonie, starrem Tempo, Isolation und Beraubung fast jeglicher Eigeninitiative; er ist bloßer „Maschinen-Bediener“ (66). Zusätzlich sind die Belastungen aus der Schichtarbeit zu tragen. Auch wenn man die besonderen physischen und psychischen Probleme eines Akademikers in dieser für ihn ungewohnten Arbeitsstellung berücksichtigt, verbleibt der Eindruck, daß eine „Humanisierung der Arbeit“ bei dieser Produktionsweise noch in den Anfängen steckt, sie jedoch aus gesundheitlichen, psychologischen, familiären und religiösen Gründen als dringend geboten erscheint. Verschiedene Ansätze dazu werden im mehr systematischen Teil „Impressionen und Impulse“ aufgezeigt. In diesem Teil wird zugleich der tiefreichende Einfluß der Arbeitsform auf das gesamte Arbeiterleben dargestellt. Gewerkschaften und Betriebsräte tun sich anscheinend schwer, dem einzelnen Arbeiter bei der Bewältigung seiner Probleme behilflich zu sein. – Die bewundernswerten Bemühungen Schobels sind von der Seelsorge bestimmt, von der Sorge um den ganzen Menschen. Er leidet an dem „fortwirkenden Skandal“ kirchlichen Versagens gegenüber der Arbeiterschaft und setzt sich für eine „prophetische“ und „solidarisch-missionarische Kirche der Arbeiter“ ein. Er wirft der Kirche überstarkes Verharren im karitativen Bereich und prinzipielle Reserviertheit gegenüber gewerkschaftlicher Selbsthilfe vor. Statt dessen fordert er ihre „Parteinahme“ für die Arbeiter, z. B. durch die Verurteilung ungerechter Sozialstrukturen und die Mitwirkung der Gewerkschaften bei der Gestaltung kirchlicher Arbeitsverhältnisse – ein Hinweis auf die Problematik fehlt. Nach Ansicht Schobels hat sich die Distanz zwischen Kirche und Arbeiterschaft in letzter Zeit weiter verstärkt. Die von ihm unter größtem Einsatz begründete Basisgruppe „Daimler-Treff für Schicht- und Akkordarbeiter/innen“ verdeutlicht, wie schwierig es ist, als Priester mit Arbeitern überhaupt ins Gespräch zu kommen. Schobels Buch bietet sich zu Information und Reflexion an.

K. H. Ossenbühl

SARTORY, Gertrude und Thomas: *Wenn Himmel und Erde sich begegnen*. Feste und Zeiten im Jahreskreis. Freiburg 1979: Herder-Verlag. 136 S., kt., DM 16,80.

Die Autoren wollen mit ihren Beiträgen der „Freude des Heiles“ dienen, indem sie dem Geheimnis wieder genügend Zeit einräumen möchten, auf uns zu wirken. Damit treffen sie sicherlich ein wichtiges Thema heutiger Seelsorge. Die christlichen Feste wollen die großen Heilsgeheimnisse als gegenwärtig feiern, weil es bei diesen Festen um „Ereignis-Wahrheit“ geht, weil die Feste im „Schnittpunkt zwischen Himmel und Erde“ angesiedelt sind, weil ihre Bedeutsamkeit die Zeit übergreift.

Vorliegende Betrachtungen zu Festen und Zeiten des Jahreskreises möchten helfen, daß sich der Christ in die Feier der Feste mit seiner Lebenswirklichkeit einbezogen weiß, indem er sich dem die Zeit übergreifenden Geheimnis der Heilswirklichkeit Gottes anvertraut. Der äußere Zugang wird vor allem in der Erschließung der Bild- und Symbolwelt des liturgischen Geschehens sowie der liturgischen und der biblischen Sprache gesehen. Dabei kommt für die Autoren der Byzantinischen Liturgie besondere Bedeutung zu, die sie regelmäßig in den Gottesdiensten der Benediktinermönche der Byzantinischen Dekanie zu Niederaltaich mitfeiern. Das Buch vermittelt m. E. wichtige Impulse für die existentielle Mitfeier der liturgischen Feste und Zeiten. Es empfiehlt sich als dementsprechendes Meditationsbuch. Nicht zuletzt wird der Prediger aus der Betrachtung dieses Textes wertvolle Anregungen für die Verkündigung der großen Festtage des Kirchenjahres bekommen.

K. Jockwig

WEIDINGER, Gertrud und Norbert: *Gesten, Zeichen und Symbole im Gottesdienst*. Handbuch für die Ministranten- und Jugendarbeit. München 1980: Kösel-Verlag. 176 S., kt., DM 19,80.

WEIDINGER, Gertrud und Norbert: *Gesten, Zeichen und Symbole im Gottesdienst*. Didaktisch-methodische Hinführung. 32 Dias mit Anregungen zu den einzelnen Motiven. München 1981: Kösel-Verlag. Ringbuch mit 67 S., DM 58,-.

Im Zusammenhang mit Fest und Feier sind auch Zeichen und Symbole wiederentdeckt worden. Immer stärker hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß die liturgische Feier, wenn sie gelingen soll, über das Wort hinaus weiterer sinnhafter Elemente bedarf. Nur so kann sich nämlich die Begegnung der Gläubigen mit Christus und untereinander ganzheitlich vollziehen.

Das vorliegende Buch dient zur Erschließung der wichtigsten liturgischen Symbole. Zunächst werden Wesen und Erscheinungsformen der Symbole sowie die Voraussetzungen auf Seiten vor allem der jüngeren Ministranten für das Symbolverständnis dargestellt. Dann werden Möglichkeiten der Erschließung liturgischer Symbole aufgezeigt. Schließlich folgt ein Materialteil mit Arbeitsblättern und ein Medienteil.

Als Ergänzung zum Handbuch ist eine Diareihe mit Motiven zu den Symbolen Licht/Feuer, Wasser, Brot, Wein, Kreuz und Öl erschienen. Die beigelegten Erläuterungen bieten jeweils Informationen und Gedanken zum Bild, methodisch-didaktische Hinweise für die Kinderstufen- und Jugendarbeit sowie für Erwachsenenbildung. Außerdem finden sich weitere Anregungen wie z. B. Hinweise auf Bibelstellen, liturgische Texte, Lieder.

Die beiden Publikationen bilden zusammen wohl die beste Handreichung für eine Symbolunterweisung, die derzeit erhältlich ist. Zwar nennt sich die Monographie „Handbuch für die Ministranten- und Jugendarbeit“, doch kann sie wie die Diareihe auch als Grundlage für die theologische Erwachsenenbildung dienen.  
J. Schmitz

FRIEMEL, Franz Georg: *Fürbitten*. In den Anliegen der Menschen, nach 200 Themen alphabetisch geordnet. Freiburg 1980: Herder Verlag. 224 S., kt., DM 22,80.

Mit diesem Buch ergänzt F. G. Friemel das Kapitel „Tage und Themen“ in dem Band „Das Gebet der Gläubigen“. Er bietet hier Bittgebete zu 200 Themen, die alphabetisch von Abend bis Zweifel angeordnet sind. In einem Anhang hat er Vorschläge für Variationen in der Antwort der Gemeinde und für Singweisen zu den Fürbitten sowie ein Verzeichnis von Schriftstellen, die zu den Fürbitten passen, beigelegt.

Das Buch vermittelt zwar manch gute Anregung für Gottesdienste bei bestimmten Anlässen, doch ist es nur begrenzt empfehlenswert. Zahlreiche Formulare weisen einen schwerwiegenden Mangel auf: es fehlt ihnen der für das Allgemeine Gebet bezeichnende universale Charakter. In vielen Fällen handelt es sich noch nicht einmal um Fürbitten (vgl. z. B. Abend I, Alltag, Beruf, Brot, Bußandacht, Buße, Christ in der Welt, Einfachheit, Eucharistie II, Ferien, Nachbarschaft, Nachfolge, Sterbestunde, Stille). Das bedeutet, daß bei einer Verwendung solcher Texte in der Meßfeier der Sinn des Fürbittgebetes verfehlt wird. Ihn umschreibt das Römische Meßbuch nämlich folgendermaßen: „In den Fürbitten übt die Gemeinde durch ihr Beten für alle Menschen ihr priesterliches Amt aus“ (Allgemeine Einführung Nr. 45).  
J. Schmitz

HÜNERMANN, Peter: *Wort in Worten*. Predigten zum Kirchenjahr. Freiburg 1979: Verlag Herder. 224 S., kt., DM 26,-.

Der Autor, Professor für Dogmatik, veröffentlicht hier Predigten zum Kirchenjahr, die er in der katholischen Universitätskirche zu Münster hielt. Die Auswahl der Perikopen entspricht nicht der Leseordnung, sondern ist durch besondere Anlässe sowie durch Gespräche mit Gemeindemitgliedern bestimmt. Hünermann geht in seinen Predigten den jeweiligen biblischen Texten nach. Die Bibel gibt ihm nicht nur bestimmte „Stichworte“, die er dann, mehr oder weniger abseits der Bibel, aus seiner eigenen Spiritualität heraus entwickelt, der Verf. bleibt demgegenüber wirklich am

Text, und zwar nicht in Form einer exegetischen Vorlesung, sondern im Stil einer den Hörer ansprechenden Predigt.

Es gelingt Hünermann, den Hörer daraufhin aufmerksam zu machen, daß die biblischen Texte gerade als Glaubensdeutung bestimmter geschichtlicher Situationen ebenfalls heutige Lebensfragen hörbar machen und glaubwürdig beantworten können. Der Verf. zeigt in der Auslegung der biblischen Texte die fruchtbare Spannung zwischen gestern und heute auf. Dabei werden dem Hörer nicht nur Lösungen vorgegeben, er wird vielmehr selbst in diese Spannung hineingestellt, d. h. er wird auf die eigene Verantwortung vor dem Wort Gottes hingewiesen, die ihm kein Prediger abnehmen kann.

Unter den vielen Predigtbüchern, bei denen es heute leider wieder nicht wenige gibt, die aus einem falschen Verständnis des Narrativen und Meditativen in eine „religiöse Traktätchenliteratur“ abrutschen, bietet vorliegendes Buch Beispiele hervorragender biblischer Verkündigung. Dabei beweist Hünermann, daß auch Professoren mit Sprache nicht nur als Medium wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern auch als Medium zwischenmenschlicher Verständigung umgehen können.

K. Jockwig

BUNGERT, Alfons: *50mal angesprochen*. Ansprachen zu Jubiläen, Einweihungen, kirchlichen Feiern und Gedenktagen, Würzburg 1980: Seelsorge Verlag Echter. 156 S., kt., DM 18,-.

Eine Fülle von Themen werden in diesem Predigtbuch angesprochen: Jubiläen verschiedenster Art, seien es Orts-, Vereins- oder Standesjubiläen; Einweihung eines Kindergartens, einer Schule, eines Jugend- und eines Altenheimes; kirchliches Brauchtum im Verlauf eines Kirchenjahres; Themen, die an einem bestimmten Sonntag behandelt werden, wie am Familien-, Diaspora-, Missions- oder Erntedanksonntag, und nicht zuletzt die Feier der einzelnen Sakramente. Man ist erstaunt, wie mannigfaltig kirchliches Leben ist oder sein könnte, was alles bedacht, mitverantwortet und unterstützt werden muß.

Für all diese vielen Gelegenheiten erhält der Prediger in diesem Buch Hinweise darauf, was aus der Sicht des Glaubens heraus gesagt werden könnte. Und damit ist die Problematik eines solchen Buches auch schon genannt: Einerseits ist es gut und wichtig, daß in der Verkündigung das Leben der Menschen in der Mannigfaltigkeit der Beziehungen, Verflechtungen, Abhängigkeiten und Verantwortung angesprochen wird, andererseits ist es aber sehr schwer geworden, sachgerecht zu bestimmten Problemkreisen sich zu äußern. Vorliegendes Buch leidet stark unter dieser Problematik. Der Pfarrer kann heute weniger denn je Fachmann in den vielen Lebensbereichen und Problemfeldern sein, mit denen er als Pfarrer in Berührung kommt. Das sollte er auch offen und ehrlich in seinen Predigten zugeben. Ein Pfarrer braucht nicht über alles Bescheid zu wissen. Wenn er sich aber zu einem Thema äußert, dann sollte er sich nicht in Allgemeinplätzen bewegen. Leider sind einige der hier vorgelegten Predigten dieser Gefahr erlegen. Was z. B. für den Mediensonntag als Predigtvorschlag veröffentlicht wird, ist derart unzureichend, daß sich der Hörer infantilisiert vorkommen muß.

Weniger an Themen wäre dem Buch besser bekommen.

Im allgemeinen sind die Predigten leider auch mit theologischen Lehraussagen überfrachtet, und zwar weithin in einer Sprache, in der sich viele Hörer mit ihren Lebenserfahrungen einfach nicht wiederfinden können. Das Buch ist auf weite Strecken eher eine Stoffsammlung als eine praktische Predigthilfe.

K. Jockwig

*Leges Ecclesiae post Codicem iuris canonici editae*. Collegit, digessit notisque ornavit Xaverius OCHOA. Volumen V: *Leges annis 1973–1978 editae*. Roma 1980: *Commentarium pro Religiosis*. Sp. 6359–7500, kt., Preis nicht mitgeteilt.

Es ist erfreulich, daß Ochoas Quellensammlung (mit den Dokumenten in der Originalsprache) fortgeführt wird, anders als die Reihe „Nachkonziliare Dokumentation“, die 1977 mit dem Index-

band abgeschlossen hat. Bereits 1966 erschien Bd. I mit den *Leges Ecclesiae* der Jahre 1917–1941; 1969 dann Bd. II mit den Gesetzen der Jahre 1942–1958; 1972 der Bd. III mit Gesetzen der Jahre 1959–1968 und schließlich 1974 Bd. IV mit den *Leges Ecclesiae* der Jahre 1969–1972 und einem *Index Analyticus titulorum legum quattuor priorum voluminum*. Die im nunmehr V. Bd. gesammelten Gesetze der Jahre 1973–1978 umfassen den wichtigen Zeitraum der Spätphase der Nachkonziliaren Zeit, somit das gesamte *Corpus Legum Pauli VI.* in Ausführung des II. Vaticanums. Dem sind zunächst einige Dokumente aus den Jahren 1932–1972 vorgeschaltet, die in den ersten vier Bänden nicht berücksichtigt worden sind, etwa das „*Quaestionarium cum normis ad processus des sacerdotibus lapsis apparandos*“ des damaligen HI. Offiziums vom 2. 2. 1964. In den Zeitraum von 1973–1978 fallen so wichtige Dokumente wie beispielsweise „*Mysterium Ecclesiae*“, die Declaration über die kath. Lehre von der Kirche (1973), „*Cum matrimonialium*“, das östliche Gegenstück zu „*Causas matrimoniales*“, das Apostol. Mahnschreiben „*Marialis cultus*“ aus dem Jahre 1974. Aus den genannten Beispielen wird auch ersichtlich, daß der Begriff „*Leges*“ bei dieser Quellensammlung nicht im rechtstechnischen Sinn gemeint ist. Es sind vielmehr „*leges... quae vi aliquo saltem modo praeceptiva, sive stricte iuridica, sive doctrinali, morali, liturgica, sive paedagogica vel sociali, praeditae sunt*“ (Vorwort von Ochoa). Es wird sich somit nicht nur der Kanonist über das Erscheinen dieses V. Bandes freuen. Wie schon bei den ersten vier Bänden, so ist auch in Bd. V nach dem Abdruck des Dokumentes am Ende jeweils der ursprüngliche Fundort angeführt. – Der Band schließt mit einem chronologischen Index der Dokumente, woran sich ein weiterer Index der Textanfänge und der Diözesen sowie ein analytischer Index der Titel der Gesetze des vorliegenden V. Bandes anschließt.

R. Henseler

BOEKOLT, Peter: *Das Geheimnis der Eucharistie in der kirchlichen Rechtsordnung*. Grundriß der partikularen Gesetzgebung für die Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Reihe: *Biblioteca di scienze religiose*, Bd. 36. Roma 1981: Libreria Ateneo Salesiano. 192 S., kt., DM 29,50.

Die kirchenrechtliche Arbeit des Verf., die in engster Beziehung zur Liturgiewissenschaft und somit – wie es in Bertones Vorwort heißt – „im Geiste des interdisziplinären Dialogs“ steht, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die partikulare Gesetzgebung der deutschen Diözesen in bezug auf das Sakrament der Eucharistie darzustellen. Bei der großen Zahl der nach dem II. Vaticanum diesbezüglich erlassenen Normen ist ein solches Vorhaben nicht leicht. Dem Autor geht es weniger darum, „eine möglichst vollständige Zusammenstellung der einzelnen... Gesetze zu erbringen, als vielmehr um das Bemühen, die Normen für die einzelnen Diözesen zu untersuchen, die den ausdrücklichen pastoralen Auftrag des II. Vat. Konzils und Paul VI. besonders erfüllen“ (S. 18). Dabei versteht der Verf. das Kirchenrecht als ein *Ius Sacrum*, „weil es dem sakramentalen Leben der Kirche zutiefst verbunden ist und Anteil an dem sakramentalen Wesen der Kirche hat“ (S. 179). Er geht von der These aus: „Die Verwesentlichung der Seelsorge geschieht durch das kanonische Recht“, eine sicher nicht unumstrittene, aber mutige These, der der Rez. zustimmen vermag.

Der Verf. führt seine Untersuchung in vier Abschnitten: der erste untersucht die Frage, inwieweit in den einzelnen deutschen Diözesen der Geist der Neuordnung des Gottesdienstes Platz gefunden hat (z. B. Ort und Zeit der Meßfeier, Verwendung der Muttersprache, Meßstipendien, Sonntagspflicht, Gruppen- und Kindermessen). Der zweite Abschnitt wendet sich den mit der Kommunionfeier zusammenhängenden Fragen zu (z. B. eucharistische Nüchternheit, Empfang der hl. Kommunion, Reihenfolge von Erstbeichte und Erstkommunion, Eucharistie und Ökumene, Zulassung ungültig Verheirateter und wiederverheirateter Geschiedener zur Eucharistie). In einem dritten Abschnitt wird die Liturgiereform in der partikularen Gesetzgebung der deutschen Diözesen kritisch beleuchtet. Der vierte Abschnitt bringt eine abschließende Reflexion, wobei sowohl Gefahren und Gewinne der Reformbeschlüsse als auch Desiderate für die weitere Reform zur Sprache kommen.

Hervorgehoben verdient die Feststellung des Verf., daß die von den kompetenten Autoritäten festgesetzte Neuordnung des Gottesdienstes keine Willkür zuläßt, und daß „Experimente, die möglich waren in Vorbereitung auf die Reform, nunmehr verboten“ sind (S. 36). „Nur durch die

treue Befolgung der allgemeinen und vernünftigen Regeln im Gottesdienst kann die Einheit des Volkes Gottes sichtbar werden“ (ebd.).

Hier und da hätte man sich vom Verf. etwas weniger Zurückhaltung gewünscht. Warum keine Bemerkung etwa zur Regelung der Diözese Hildesheim, „daß dann, wenn das Ministrieren der Mädchen Ärgernis erregt, die Zelebration ohne diese Ministration vorzuziehen ist“ (S. 63)? Zwar plädiert Verf. allgemein für eine größere Flexibilität in der Ministrantenfrage, aber eine mutigere Stellungnahme hätte auch nicht geschadet.

Insgesamt ein verdienstvolles Buch, vom Charakter her eben ein „Grundriß“. R. Henseler

LARSEN, Egon: *Amnesty International*. Im Namen der Menschenrechte. München 1980: Kindler-Verlag. 239 S., kt., DM 24,80.

Ein aufrüttelnder Zeitungsartikel des britischen konvertierten Rechtsanwalts Peter Benenson vom 28. 5. 1961 gilt als Gründung von „amnesty international (ai)“ (Schreibweise in der Bundesrepublik entsprechend dem neuen ai-Emblem). Seitdem ist die unparteiische Bürgerinitiative ai mit etwa 250000 Mitgliedern und 2500 Adoptionsgruppen (Bundesrepublik Deutschland 1981: 650) in 130 Staaten zur einflußreichsten Hilfsorganisation der Welt für die Befreiung solcher Glaubens- und Gewissensgefangener angewachsen, die weder Gewalt angewendet, noch zu gewalttätigem Verhalten aufgerufen haben. Jährlich wird inzwischen für rund 1500 Adoptierte die Freilassung erreicht – für 15000 seit 1961! – Larsen, geboren in München, lebt seit 1939 in London, wo 1978 die Originalausgabe (*A Flame in Barbed Wire*) erschien. Er schildert anschaulich Entwicklung, Zielsetzung und Arbeitsweise von ai; Auseinandersetzungen und Angriffe werden nicht verschwiegen. – Als gleichbedeutende Aufgabenbereiche von ai kamen im Laufe der Jahre die Kampagnen gegen die Folter und die Todesstrafe hinzu. Das Warum der Folter und der Folterer sowie das Für und Wider der Todesstrafe werden in nüchterner, abgewogener Weise dargestellt. Die Folter zieht sich wie ein roter Faden durch die Beschreibung der Zustände in den einzelnen Staaten, in denen ai gewaltlos für die Befreiung von – meist gefolterten – Gefangenen kämpft (S. 45–185). Die Verdienste von ai sind 1977 durch die Verleihung des Friedensnobelpreises und 1978 durch den Preis der UNO für „hervorragende Leistung auf dem Gebiet der Menschenrechte“ gewürdigt worden. – Das Buch ist nicht systematisch geordnet, das Inhaltsverzeichnis nur von begrenztem Wert, doch verweist ein Register auf Staaten und Personen. Der Anhang enthält außer einem Stück der Internationalen Satzung von ai (nur „Ziele“ 1. a)–c)!) die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (1948) und Anschriften von ai in der Bundesrepublik, Österreich und der Schweiz. – Dem Leser wird bewußt: Hilfe ist möglich; jeder kann mitwirken. Das Buch ist als Informationsquelle und zur persönlichen Motivation nachdrücklich zu empfehlen. K. H. Ossenbühl

SENGE, Stephan Reimund: *Vorhut des Preisens*. Reihe: Zeuge und Zeichen. Himmeroder Buchreihe 13. Himmerod 1979: Verlag Himmerod Drucke. 94 S., kt., DM 11,80.–

Seit einigen Jahren schon ist in kirchlichen Kreisen die Diskussion wieder im Gange über das Verhältnis von Kirche und Kunst, über Notwendigkeit und Möglichkeiten einer neuen christlichen Literatur. Und zugleich meldet sich eine immer größer werdende Zahl jüngerer Autoren zu Wort, die schreiben aus dem religiös bestimmten Bewußtsein der Zuständigkeit für das, was sich ereignet in der Welt und zwischen den Menschen, die fragen, ob und wie Gott dabei ist bei alledem. Einer der bekanntesten ist der Himmeroder Mönch Stephan Reimund Senge. In seiner Lyrik wie in der meist auf Kurzgeschichte und meditative Szenen beschränkten Prosa, die in ihrer oft spröden, zwischen Klarheit und verschlungener Metaphorik wechselnden Sprachgestaltung treffend als „Kommunikationswagnis“ (Inge Meidiger-Geise) charakterisiert wird, will sich dieser Dichtermöch einreihen unter die „Verwundeten, die Gezeichneten, die Widersprechenden, die Ergriffenen, die Bewässerer, die Mutmachenden“ (Äußerung über sich selbst, in: *Christ in der Gegenwart* Nr. 17, 24. 4. 1980).

In dem vorliegenden Prosaband geht es um Erlebnisse, Erfahrungen, Erkenntnisse, vor allem um Fragen und die ganzen Fragwürdigkeiten, die verbunden sein können mit dem Leben als Mönch und Ordensmann. Fragen, aber auch widerfahrene, oft erst errungene Antworten, literarisch ar-

tikuliert, – nicht jeder Leser wird etwas damit anfangen können. Das jedoch wollen diese Beiträge auch nicht sein: Gebrauchstexte, allgemein verwendbare Aufklärungs- und Rechtfertigungsstücke zur Aktualisierung des Klosterlebens in unserer Zeit. Der Leser, zumal der Ordenschrist, wird bei manchen Szenen und Reflektionen Berührungspunkte zu seinem eigenen Dasein finden, wird vielleicht sogar Eigenes erst in neuem Licht betrachten lernen. Manches ist Zeugnis, manches steht zeichenhaft. Da lassen sich Impulse ausmachen für die Überprüfung des eigenen Selbstverständnisses und dafür, sich wieder auf das Hören, Sehen, Warten, Wagen, Bejahen einzulassen in einem Leben vor Gott.

Aufgeschlossene Christen müßten aufmerksam werden, wenn heute wieder mit neuen Zungen Religiöse in der Literatur gesagt und geschrieben wird. Daß unter diesen Schreibenden auch Mönche zu finden sind wie Stephan Reimund Senge, sollte gerade unter Ordenschristen vermerkt werden. M. Hugoth

*Erfahrungsbezogene Ethik.* Festschrift für Johannes Messner zum 90. Geburtstag. Hrsg. v. Valentin ZSIFKOVITS u. Rudolf WEILER. Berlin 1981: Duncker & Humblot. 430 S., Ln., DM 136,-.

Diese Festschrift, zum 90. Geburtstag des bekannten Naturrechtlers und Kulturphilosophen Johannes Messner verfaßt, besteht aus den Artikeln von zwölf verschiedenen Autoren, zwei Beiträgen aus der Feder des Jubilars selbst und einer Bibliographie von dessen zahlreichen Veröffentlichungen: einem Nachtrag zur bisherigen Bibliographie bis 1975, einer weiterführenden seit 1975 und Schriften über Messner. Einige Artikel sind Referate, die 1980, anläßlich eines zu Ehren Messners veranstalteten Symposions, vorgetragen wurden.

In der Festschrift wird ein Erster und Zweiter Teil unterschieden, ohne daß ein Grund dafür angegeben würde oder einsichtig wäre. Wohl befassen sich einige der Artikel des ersten Teiles mit dieser oder jener Frage aus der Ethik Messners.

Man sollte meinen, eine „erfahrungsbezogene Ethik“, eine Ethik, die bei der Formulierung und Motivierung ihrer Aussagen erfahrungsbezogen ist, sei so selbstverständlich, daß man das in einem Buchtitel nicht eigens anzugeben brauche. Doch ist erstens zu bedenken, daß es verschiedene Auffassungen über die Art des Erfahrungsbezugs der Ethik gibt und zweitens, daß Messner für seine Ethik die „existentiellen Zwecke“ – das sind die den „Trieben“ des Menschen innewohnenden Zwecke – als „Grundbegriff“ betrachtet (Das Naturrecht, Innsbruck <sup>5</sup>1966, 42). Damit richtet er sich gegen eine Ethik, die den Menschen „nur als abstraktes Vernunftwesen“ kennt (Naturrecht, 46). – Allerdings gibt es kaum noch einen katholischen Ethiker, der das täte, der den Menschen nicht als Leib-Geist- und als „Geschichtswesen“ verstände. –

Von dieser seiner Sicht aus betont Messner die Bedeutung der zuständigen Erfahrungswissenschaften für die Ethik, sofern sie die „Triebwirklichkeit“ des Menschen auf induktivem Weg, dem der Erfahrung, untersuchen. Es ist nicht möglich, hier auf die von den erwähnten zwölf Autoren behandelten Fragen einzugehen. Wer sich mit ihren Artikeln befaßt, kommt zu dem Endurteil: Sie leisten einen dankenswerten Beitrag, daß die Forderung Messner sich erfülle, keine Wissenschaft, auch die Naturrechtslehre nicht, dürfe auf der Stelle treten, sondern müsse „mehr und einsichtiger Wahrheit erarbeiten“ (Erfahrungsbezogene Ethik, 10). J. Endres

## Hinweise

*Miserere*. Meditationen von Ambrosius Karl RUF zu Holzschnitten von Walter HABDANK. Freiburg 1980: Verlag Herder. 53 S., kt.-lam., DM 22,80.

In den zehn Holzschnitten des Malers Walter Habdank erscheinen Menschen, die heil werden, weil sie glaubten und hofften. Der Künstler hat diese Bilder aus dem Hören auf das biblische Wort geschaffen und sie so sehr auf das Wesentliche verdichtet, daß sich der Betrachter unmittelbar berührt fühlt. Die den Bildern beigegebenen Meditationen des Dominikaners Ambrosius Karl Ruf kreisen um das Thema „Die Wege des Menschen“. Sie fragen nach dem Ursprung der menschlichen Unheilssituation, der Erfahrung und Überwindung des Unheils und führen schließlich zu dem, der selbst in alle menschliche Not hineingeht, um sie aufzuheben und zu verwandeln. Der aufmerksame Leser wird sich von Seite zu Seite mehr bewußt, daß er beim Meditieren der Texte und bei der Betrachtung der Bilder in die Tiefe seines eigenen Lebens sieht.

GRUBER, Elmar: *Jahr und Tag*. Besinnungen zum Leben. München 1979: Don Bosco-Verlag. 95 S., kt., DM 10,80.

In drei Zyklen, die einen Tag, ein Jahr und schließlich einige besondere Feste umfassen, stellt Gruber seine Besinnungen an. Jeder der Texte geht von einem alltäglichen Bild oder Erlebnis aus, das Anlaß wird zum Nachdenken über den Menschen und sein Leben. Die aufgehende Sonne und das Meer, Arbeit und Daheimsein werden zu „Erfahrungen mit Gott“, für die Gruber den Blick schärfen will. „Besinnung“ meint hier das Erschließen des Sinnes, der den Alltag trägt. Gruber arbeitet vielfach mit einem solchen Neu-Bedenken geläufiger Worte. Die Texte dieses schmalen Buches sind in einer einfachen Sprache geschrieben und übersichtlich gedruckt. Lesern, die bereit sind, sich auf die Gedanken einzulassen, können sie eine gute Anleitung zur Meditation sein.

STECHER, Reinhold: *Liebe ohne Widerruf*. Betrachtungen. 2. verb. Aufl., Innsbruck 1981: Tyrolia-Verlag. 60 S., Snolin, DM 14,80.

Der Vf. dieses Betrachtungsbüchleins, das zum ersten Mal 1965 unter dem Titel „Begegnung auf Mittelwelle“ erschien, war früher Religionspädagoge und ist seit Anfang des Jahres Bischof der Diözese Innsbruck. Neuauflagen eines Buches aufgrund der neuen Popularität des Autors machen skeptisch, und auch diese kurzen Meditationen wären wohl normalerweise in der Flut der Betrachtungsliteratur untergegangen. So aber geben sie die Möglichkeit, die Spiritualität des Innsbrucker Oberhirten etwas kennenzulernen. S. geht es nicht um seine eigenen Worte, sondern um die Begegnung des Lesers mit Gott. Er nimmt dazu Zitate aus der Passionsgeschichte auf, wie sie von Johannes überliefert ist. Über allem steht als Leitmotiv der Titel des Buches: „Liebe ohne Widerruf“. Es ist von dem Gott die Rede, der die Distanz zum Menschen überbrückt und der selbst das Dunkel des Karfreitags aufhellt durch seine Vergebung. Als Anregung zum eigenen Gebet ist dieses Buch besonders für die Karwoche zu empfehlen.

BRANTSCHEN, Johannes B.: *Gott ist größer als unser Herz*. Freiburg 1981: Herder Verlag. 80 S., kt., DM 8,80.

Die Predigten dieses Dominikaners, der als Professor für Fundamentaldogmatik in Fribourg doziert, wurden in der Karwoche 1979 in Luzern gehalten und sind sicher zu Recht auf Drängen eines Lektors des Herder-Verlages in Buchform erschienen. Die Sprache, die in manchen Passagen einigen Lesern vielleicht etwas salopp erscheinen mag, ist frisch und direkt und läßt den Predigtcharakter deutlich durchscheinen. Gerade aber einseitige Formulierungen, wie sie dem gesprochenen, situationsgebundenen Wort eigen sind, haben dem Vf. wohl die Entscheidung für eine Drucklegung, für „die bleierne Objektivität der Schrift“, nicht leicht gemacht. B. kreist in seinen Ansprachen um die „verrückte“ Liebe Gottes zu uns Menschen, besonders um die Ohnmacht der Liebe des Vaters im Gleichnis vom verlorenen Sohn, und führt uns dann zur ohnmächtigen Liebe des Gekreuzigten. Ohne die Realitäten unseres Lebens zu verleugnen, verkündet er die Auferste-

hungsbotschaft. „Daß der Mensch glücklich sei, ist im Plan der Schöpfung nicht enthalten“ – so sagt S. Freud. B. dagegen spricht von dem Recht, auch unter Tränen zu lachen. Für Christen, die die Bedeutung von Leid und Auferstehung Jesu für uns neu überdenken wollen, ist dieses Buch ein sehr guter Führer.

ZVERINA, Josef: *Ich habe mich entschieden*. Mut zum Glauben. Freiburg 1980: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Das Buch von Josef Zverina legt Zeugnis ab von den Leiden und Schwierigkeiten der Kirche, die einer massiven Unterdrückung und Verfolgung ausgesetzt ist. Außerhalb der Sowjetunion ist die Kirche in der Tschechoslowakei derzeit die am meisten unterdrückte und verfolgte Kirche des Ostblocks. Dieses Buch legt aber auch Zeugnis von der Kraft des Glaubens ab, der sich durch die vielfältigen Leiden nicht einschüchtern läßt, sondern unerschrocken den Mut gibt, Kirche zu sein (Titel der italienischen Erstausgabe). Ein Zeugnis auch für unsere westliche Welt, der es trotz fehlender äußerer Bedrohung oft an dem Mut zum Glauben fehlt.

*Zeugen des Glaubens in Lateinamerika*. Von der Entdeckung bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Emil L. STEHLE. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag. 122 S., Ln., DM 29,80.

Die Lebensbilder von rund zwanzig dynamischen Christen (überwiegend Ordensleute), die je zur Hälfte von etwa 1500–1600 und ab 1900 wirkten, zeigen Beispiele kompromißlosen Einsatzes für die Ausbreitung des Evangeliums und im allgemeinen zugleich für soziale Gerechtigkeit angesichts krasser Ausbeutung von Indianern, Sklaven und Landarbeitern. Christenverfolgung in Lateinamerika gibt es nicht erst seit unserer Zeit. In nüchterner, offener Art und unter Einbeziehung der kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse wird u. a. über Christoph Columbus, Bartholomé de las Casas, José de Anchieta, Francisco Solano, Rosa von Lima, Roque Gonzáles de Santa Cruz, Martin Porres, Mariana de Jesus, Peter Claver, Mutter Laura, Sebastian Englert, Hector Gallego, Mechtildis Knoop, Rudolf Lunkenbein und Oscar Romero berichtet.

*Der Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi*. Mit Meditationen von Paolo BRENNI und dem italienischen Urtext, Illustrationen v. Robert Wyß. Luzern, Stuttgart 1980: Rex-Verlag. 47 S., geb., DM 13,80.

Einige Monate vor dem diesjährigen Franziskus-Jubiläum erschien diese Ausgabe des berühmten Sonnengesanges. Sie umfaßt dankenswerterweise sowohl den italienischen Urtext wie eine deutsche Übersetzung (von P. Dr. L. Singer OFMCap), beide großzügig und übersichtlich gedruckt. Die holzschnittartigen, schwarz-weißen Illustrationen von R. Wyß entsprechen in ihrer Einfachheit sicher dem Wesen des Poverello aus Assisi. Ein ganz anderes Element – Gedanken zu diesem alten Text aus heutiger Sicht – stellen die Meditationen P. Brenniss dar. Auch wenn sie nicht die Gedanken eines jeden Betrachters des Sonnengesanges sein müssen, fordern sie doch alle auf, sich heutigen Fragen zu stellen: Glaubensproblemen wie sozialen Fehlentwicklungen, ökologischen Fragen wie der Unfähigkeit zum Frieden. Letztlich münden die Texte in das persönliche Gebet für die drängenden Anliegen unserer Zeit, und von hier aus kann dann der Sonnengesang neu Ausdruck der berechtigten Hoffnung des Christen sein und Lob des Schöpfergottes. Zur eigenen Betrachtung und als Geschenk ist dieses Büchlein gut geeignet.

SERROU, Robert: *Mutter Teresa*. Eine Bildbiographie. Freiburg 1980: Herder Verlag. 128 S., geb., DM 29,80.

Serrou, langjähriger Mitarbeiter von Paris Match und Verfasser mehrerer ausführlicher Artikel über Mutter Teresa, stellt in ansprechender Weise ihren Lebensweg von der Geburt im seinerzeit noch türkischen Skopje bis zum Katholikentag 1980 in Berlin sowie die schnelle weltweite Verbreitung der von ihr gegründeten Ordensgemeinschaften der Missionarinnen und der Missionare der Nächstenliebe dar. Die rund 160, teils farbigen Fotos zeigen vor allem Mutter Teresa im Alltag un-

ter den Ärmsten, aber auch auf Reisen und bei Ehrungen. Nüchtern und zugleich mit Sympathie wird diese ungewöhnliche Ordensfrau vorgestellt und ein Stück ihrer Anziehungskraft vermittelt. Ihre Worte und ihr Tun kommen klar zum Ausdruck und bilden eine Herausforderung auch an alle Ordensleute.

*Bilder der Kunst zur Bibel.* Eine Dia-Serie mit 48 Motiven aus der christlichen Tradition. München 1980: Kösel-Verlag. DM 48,-.

Die Mappe enthält eine Dia-Serie mit 31 Motiven der 1979 von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen „Schulbibel“ (für 10- bis 14-jährige) sowie 17 weitere Motive, die Ergänzungen, Kontraste oder Details bieten und den Bildern der Schulbibel thematisch zugeordnet sind. Den Dias ist ein Begleitheft beigegeben, dessen Erläuterungen sich jedoch lediglich auf die neu hinzugekommenen Motive beziehen, oder auf solche Details von Schulbibelbildern, die nur im Dia zu sehen sind. Im übrigen wird jeweils auf die Kurz-Kommentare der Schulbibel verwiesen. Ausführliche Informationen und didaktische Anregungen für sämtliche Motive sollen in dem geplanten Lehrerkommentar geboten werden.

Die Dia-Serie stellt ein eigenständiges Medium dar, mit dem der Bibelunterricht nicht nur verlebendigt, sondern auch vertieft und bereichert werden kann. Vor allem ermöglichen die Motive, die Wirkungsgeschichte der Bibel anschaulich darzustellen. Darüber hinaus eignen sich zahlreiche Bilder auch für Gottesdienst und Meditation.

RIEBL, Maria – STIGLMAIR, Arnold: *Kleine Bibelkunde zum Alten Testament.* Innsbruck, Wien, München 1980: Tyrolia-Verlag. 168 S., kt., DM 16,80.

Vorliegende Neuerscheinung – Frucht mehrjähriger Arbeit der Wiener theologischen Kurse und der theologischen Erwachsenenbildung Südtirols – will dem christlichen Leser das Alte Testament als zeitlos gültige Lebens- und Glaubenshilfe nahebringen. Grundlage bildet die Botschaft von der Gottesherrschaft, die beiden Testamenten als zentrale Erfahrung gemeinsam ist. Das Anfangskapitel weist Wege zum Verstehen des Alten Testaments, indem es das AT als Heilige Schrift der Kirche vorstellt, seinen Werdegang und die Methoden moderner Bibelauslegung beschreibt sowie den zeitgeschichtlichen Hintergrund der Entstehungszeit darstellt. In den folgenden Kapiteln werden die wichtigsten Etappen der Geschichte Israels behandelt – die normgebenden Anfänge, die Staatenbildung und frühe Königszeit, die Propheten in Israel und Juda, das babylonische Exil und die Spätzeit des ATs –, wobei besonders herausgearbeitet wird, wie das Gottesvolk in immer neuer und anderer Weise Gottes Wirken an Mensch und Welt erfuhrt und was der Glaube an ihn in der Praxis bedeutete. Das abschließende Kapitel zeigt in einer Art Zusammenschau, wie Menschen nach dem Zeugnis des ATs glauben. In einem Anhang werden noch verschiedene Kartenskizzen, eine Zeittafel, Literaturhinweise und weiteres Arbeitsmaterial geboten, die die Weiterbeschäftigung mit einzelnen Themen erleichtern. Das Buch ist eine gediegene, auf der Höhe der Zeit stehende Zusammenfassung exegetischer Einsichten der letzten Jahrzehnte, die gerade im Rahmen theologischer Erwachsenenbildung sinnvoll eingesetzt werden kann.

MOSIS; Rudolf: *Ich lege mein Wort in deinen Mund.* Geistliche Impulse aus Jeremia. Freiburg 1979: Verlag Herder. 102 S., kt., DM 10,80.

Propheten sehen die Dinge dieser Welt, wie sie von Gottes Seite aus gesehen sind, sie sehen ihre Wahrheit. Sie nennen die Dinge beim Namen und öffnen die Augen dafür, wie es mit dem Menschen und seiner Welt wirklich steht. Schon daraus ergibt sich die Notwendigkeit und Aktualität eines Büchleins wie des hier angezeigten. Der Verfasser wählt zehn Abschnitte aus dem Buch des Propheten Jeremia aus und erschließt in einfühlsamer Weise den Sinn ihrer Botschaft. Daß es sich dabei nicht um überholte und nebensächliche Themen handelt, verraten schon die Überschriften: Berufung, Unvernunft des Abfalls, eine Bußandacht, mein Haus – eine Räuberhöhle?, Brunnenvergiftung, in Lebensgefahr, Klage aus der Gottesfinsternis, erneuerte Berufung, aufbauen und einpflanzen, der König nach dem Herzen Gottes und eine neue Schöpfung. Der Verfasser schreibt

einen erfreulich einfachen Stil, gliedert seine Gedanken durch Zwischenüberschriften und versteht es immer wieder, die Brücke zum Neuen Testament zu schlagen, so daß dem Leser vielfältige geistliche Impulse geboten werden. Die dem Alttestamentler Prof. Deissler zum 65. Geburtstag gewidmete Schrift ist ein Musterbeispiel fruchtbarer Bibelmeditation.

*Der Prophet Amos.* Texte und Meditationen. Tonkassette. Klosterneuburg 1979: Verlag Österreichisches kath. Bibelwerk. DM 21,50.

Ein origineller Versuch, mit Hilfe einer Tonkassette dem modernen Menschen Texte des Alten Testaments nahezubringen. Die Wahl fiel hier auf den Propheten Amos, der mit seiner aggressiven Redeweise und seiner überraschend aktuell anmutenden Thematik auch heutige Hörer anspricht. Der Text wurde geringfügig gekürzt und auf acht Abschnitte aufgeteilt, die ein Wiener Burgschauspieler überzeugend vorträgt. In einer Einleitung beschreibt ein zweiter Sprecher das Wesen der atl. Prophetie, schildert die Entstehung des Prophetenbuches und vermittelt einen Einblick in die Umwelt und Situation des Amos. Die zwischen die einzelnen Schrifttexte eingefügten Meditationen schlagen eine Brücke von der Botschaft des Propheten zu den Problemen der heutigen Zeit und erweisen einmal mehr die staunenswerte Aktualität dieses atl. Buches. Die von N. Höslinger stammenden Einleitungs- und Meditationstexte stellen eine gediegene Verstehenshilfe dar und tun dem biblischen Text niemals Gewalt an: Etwas dürftig und wenig geschmackvoll wirkt dagegen die eingelebete Musik. Dennoch: Kassetten von dieser Qualität stellen eine echte Bereicherung dar; sie dienen nicht nur der persönlichen Betrachtung und der Arbeit in Bibelkreisen, sie sind auch eine willkommene Hilfe für alte und sehbehinderte Menschen.

*Das Buch Hiob.* Illustrationen von Hans FRONIUS, Einleitung von Johannes MARBÖCK. Klosterneuburg 1980: Verlag Österreichisches kath. Bibelwerk. 103 S., Ln., DM 42,40.

Hiob ist, als Inbegriff des leidenden Menschen, ein Archetypus, der die Künstler aller Richtungen, Dichter, Maler, Bildhauer und Musiker stets neu beschäftigt hat. Auch im künstlerischen Werk des Malers und Graphikers Hans Fronius kehrt das Bild von Hiob immer wieder, zuletzt in dem 1980 entstandenen und hier vorgestellten Hiob-Zyklus, der dem biblischen Buch in seinen Abläufen und Entwicklungen folgt. Die zwölf Kaltadelradierungen sind von starker Aussagekraft und lassen den Betrachter in den seelischen Grund des leidenden Hiob eindringen, der anklagend vor Gott hintritt, um schließlich vor ihm zu verstummen. Es ist sehr zu begrüßen, daß neben den Bildern der ganze biblische Text ungekürzt wiedergegeben wurde und Johannes Marböck Text und Bild eine sachkundige Einführung vorangestellt hat, die das literarische Werk „Hiob“ in die Geschichte der Menschheit hineinstellt. So ist zu hoffen, daß Wort und Bild dazu beitragen, dieses ungemein tiefe und schwierige Buch ein wenig besser zu verstehen.

KRETZ, Louis: *Witz, Humor und Ironie bei Jesus.* Olten 1981: Walter Verlag. 148 S., kt., DM 18,-.

Schon der Titel des Buches ist verheißungsvoll, und auch wenn der Vf. bisher ein Unbekannter ist, kann er doch quasi als Visitenkarte des Jesuiten Mario von Galli vorweisen, der das Vorwort schrieb und darin die vorliegende Arbeit geradezu enthusiastisch mit der Schwalbe des Noah vergleicht, die diesem die Befreiung aus der Arche anzeigt. K. entdeckt – als Altphilologe mit dem Urtext der Evangelien vertraut – Jesus als einen Mann voll Humor und Witz. Gemeint sind damit vor allem Geistesgegenwart und erfindungsreiche Formulierungen, kontrastreiche Bilder (z. B. vom Balken im Auge; Mt 7) wie entwaffnende Antworten (die überraschende Lösung des Problems der Kaisersteuer; Mt 22). Dabei ist im Gegensatz zu den Abschnitten aus den Evangelien der Vf. in seinen Formulierungen eher trocken und umständlich. Daß aber die Gestalt Jesu auf neue Art lebendig werden kann, ist sicher ein Verdienst dieses Buches.

So weit, so gut. Leider aber schießt dann der Vf. deutlich über das Ziel hinaus. So glaubt er beispielsweise die Spuren einer Kindheitserinnerung Jesu entdecken zu können (die er dann genau

rekonstruiert; Lk 7), Jesus spielt bei der Beantwortung der Frage nach der Kaisersteuer Theater (in der Rolle des weltfremden Toren; Mt 22), und die Rede des liebenden Vaters zum daheimgebliebenen Sohn (Gleichnis vom verlorenen Sohn; Lk 15) wird zur Spottrede über die Pharisäer. Unterstützt wird dies durch die Imagination des Lesers, der sich die blitzenden Augen und das leichte Lächeln Jesu vorstellen muß. Ob der Enthusiasmus des Vorwortes berechtigt ist, mag dahingestellt bleiben.

BOMAN, Thorleif: *Einer namens Jesus*. Wie ihn die Jünger erlebt haben. Reihe: Herderbücherei, Bd. 842. Freiburg 1981: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 6,90.

Von dem bekannten norwegischen Forscher liegt uns nun in deutscher Übersetzung ein Jesusbuch vor. In eingängiger Sprache versteht es der Vf., heutigen Lesern vor Augen zu führen, wie Jesus von seinen Jüngern erfahren wurde. Dabei wird der Leser über den jüdischen Hintergrund für das Verstehen Jesu ebenso in Kenntnis gesetzt wie über die Art und Weise seines Auftretens. Warum Jesus angenommen, aber auch warum er auf Ablehnung stieß und hingerichtet wurde, macht B. durch seine überzeugenden Darlegungen verständlich.

SCHLATTER, Adolf: *Kennen wir Jesus?* Ein Gang durch ein Jahr im Gespräch mit ihm. Stuttgart 1980: Calwer Verlag. 527 S., Ln., DM 24,-.

„Kennen wir Jesus?“ ist das letzte Buch aus dem reichen Schaffen A. Schlatters, das er 85jährig in schwieriger Zeit (1937) publizierte. Das Buch bietet für jeden Tag des Jahres eine Lesung, die nicht selten die Schwierigkeiten widerspiegelt, die der Nationalsozialismus den Christen machte. H. Stroh erhellet dankenswerterweise den historischen Hintergrund zur Zeit der Entstehung des Buches und verdeutlicht sein besonderes Anliegen. Das für weite Kreise geschriebene Buch wird auch heute den Christen helfen können, Jesus besser kennenzulernen und durch ihn ihr Leben bestimmen zu lassen.

KNOCH, Otto: *Menschsein in Freude*. Leben nach der Weisung Jesu. Freiburg 1980: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 16,80.

Immer wieder wird von einem alternativen Leben gesprochen. K. zeigt in seinem Buch auf, daß der moderne Mensch in Jesus die Alternative für seinen Lebensstil finden kann. Leben wird sinnvoll, wenn es der Weisung Jesu folgt, wie sie vor allem in der Bergpredigt erkennbar wird. Die einfache Sprache sowie der Großdruck helfen dem Leser bei der Lektüre des Buches, das wesentliche Inhalte der christlichen Botschaft in seiner Bedeutung für das Leben des Christen erschließt.

GUARDINI, Romano: *Johanneische Botschaft*. Meditationen über Worte aus den Abschiedsreden und dem Ersten Johannesbrief. Reihe: Herderbücherei, Bd. 886. Freiburg 1981: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 5,90.

Die „Meditationen über Worte aus den Abschiedsreden und dem Ersten Johannesbrief“ erschienen zum erstenmal 1962. Es ist zu begrüßen, daß die gediegenen und anregenden Überlegungen R. Guardinis in einem preiswerten Taschenbuch einem breiten Publikum angeboten werden; denn die Sprache Guardinis vermag auch den heutigen Leser noch anzusprechen und durch seine Gedankentiefe zur geistigen Orientierung zu werden.

FISCHER-WOLLPERT, Rudolf: *Wissen Sie Bescheid?* Lexikon religiöser und weltanschaulicher Fragen. Regensburg 1980: Verlag Fr. Pustet. 648 S., geb., DM 29,80.

Der im Jahr 1950 erstmals erschienene „Rathgeber“, ein Lexikon religiöser und weltanschaulicher Fragen, fand in der Folgezeit so großen Anklang, daß er bis 1964 vierzehn Auflagen erlebte. Seitdem vollzog sich innerhalb der Kirche eine so schnelle Entwicklung, daß sich zahlreiche Christen verunsichert fühlten. Das II. Vatikanische Konzil und die „Gemeinsame Synode der Bistümer in

der Bundesrepublik Deutschland“ setzten neue Akzente für den Heildienst und die Sendung der Kirche in der heutigen Zeit, so daß eine völlig neue Bearbeitung des bewährten Lexikons wünschenswert erschien. R. Fischer-Wollpert hat sich dankenswerterweise dieser Aufgabe angenommen, die einzelnen Stichwörter überprüft und ergänzt und vor allem alle wichtigen Aussagen des Konzils und der Synode eingearbeitet. Das Ergebnis ist ein auf der Höhe der Zeit stehendes neues Lexikon religiöser und weltanschaulicher Fragen, das dem suchenden Menschen unserer Tage reiche Informationen an die Hand gibt, dank derer er sein eigenes begründetes Urteil finden kann.

MÜLLER, Gerhard Ludwig: *Für andere da. Christus – Kirche – Gott in Bonhoeffers Sicht der mündig gewordenen Welt.* Reihe: Konfessionskundliche und kontroverstheologische Studien, Bd. 44. Paderborn 1980: Verlag Bonifacius-Druckerei. 259 S., Ln., DM 26,-.

Die Theologie D. Bonhoeffers ist der auch heute noch anregende Versuch, die christliche Botschaft vor dem geistigen Selbstverständnis unserer Zeit verständlich zu machen, deren „Mündigkeit“ den Weg zu Gott nicht mehr gehen läßt. In Konsequenz versucht Bonhoeffer den Weg Gottes in diese Welt sichtbar zu machen, der in sie geht, in ihr lebt und stirbt und sie so von sich aus in die Dimension Gottes einbezieht. Der Verfasser analysiert und interpretiert diese Theologie im Blick auf die Konzentrationspunkte „Christus und die mündig gewordene Welt“ (Kap. 2), „Kirche im weltlichen Christentum“ (Kap. 3) und „Jesus Christus als Seinsgrund und Lebensprinzip der Kirche“ (Kap. 4), denen er eine Stellungnahme „Zur Problematik der Bonhoeffer-Interpretation“ (Kap. 1) vorausschickt.

VORGRIMLER, Herbert: *Hoffnung auf Vollendung. Aufriß der Eschatologie.* Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 90. Freiburg 1980: Herder Verlag. 176 S., kt.-lam., DM 25,80.

Nachdem in letzter Zeit Einzelthemen der Eschatologie behandelt und diskutiert wurden (Naherwartung, Auferstehung und Unsterblichkeit bei G. Greshake und G. Lohfink, Tod und ewiges Leben bei J. Ratzinger), will die vorliegende Untersuchung in einer umfassenden Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Diskussionen eine Lücke füllen und damit eine Einführung in die Probleme der Eschatologie geben.

Der ausführliche erste Teil bietet eine „Rückfrage nach der biblischen Eschatologie“, wobei besonderes Gewicht auf die Lehre Jesu und die Entwicklung der neutestamentlichen Theologie gelegt wird. Der zweite Teil referiert „Systematische Grundpositionen zur Eschatologie“ und darin Probleme der Hermeneutik eschatologischer Aussagen sowie eschatologische Entwürfe. Der dritte Teil behandelt „Die eschatologische Einzelthematik“ und darin die Fragen nach Tod, Reichenschaft und Vollendung.

Ob der exegetische Befund und die vorgestellten Theologen in allem richtig wiedergegeben sind und wie weit die Glaubensüberzeugung der Kirche in den einzelnen Interpretationen wirklich getroffen ist, wird der Fachdisput erweisen müssen. Eine gute und hilfreiche Hinführung zum Problem, eine erste Konfrontation mit dem gegenwärtigen Diskussionsstand und von daher Ausgangspunkt für weiteres Nachstudium im Ganzen wie in Einzelfragen ist dieser Aufriß, den Theologen und an Theologie fachkundig Interessierte dem Verfasser danken werden.

SCHULZ, Hans-Joachim: *Wiedervereinigung mit der Orthodoxie? Bedingungen und Chancen des neuen Dialogs.* Sonderdruck aus *Catholica* 33 Jg. (1979) Heft 3. Münster 1980: Verlag Aschendorff. 25 S., geh., DM 2,40.

Dieser Sonderdruck aus der Zeitschrift „Catholica“ (dort 1979 erschienen) versucht anhand der Begegnung zwischen Paul VI. und Patriarch Athenagoras und dessen Nachfolger die Bedingungen und Chancen eines Dialogs mit der Orthodoxie zu kennzeichnen. Dabei streicht der Autor zwei Grundbedingungen heraus: die Anerkennung des gleichen ekklesialen Status der beiden Kirchen, d. h., daß es sich auch bei der Orthodoxie um die Ganzheit der Kirche Christi handelt. Zweitens:

die Koexistenz der östlichen und westlichen Glaubensüberlieferung als zweier Ausdrucksformen der Kirche Jesu Christi.

Allerdings zeigen sich auch in diesem kurzen Beitrag die Schwierigkeiten, die auf dem Weg der Einheit noch überwunden werden müssen: die Frage nach der Stellung von Papst und Bischöfen, die Beurteilung der unterschiedlichen dogmatischen und kirchenrechtlichen Entwicklung.

Jedenfalls macht der Beitrag deutlich, daß eine theologische Einigung ohne die Fortsetzung des Dialogs der Liebe, wie er mit der Begegnung der beiden Kirchenführer, Paul VI. und Athenagoras, begonnen hat, nicht zu erreichen ist, – war das Fehlen eines solchen Dialogs doch auch ein Grund für das Scheitern der Unionsverhandlungen auf dem Konzil von Florenz.

BERGSON, Henri: *Die beiden Quellen der Moral und Religion*. Olten 1980. Walter-Verlag. 318 S., Ln., DM 36,-.

Der schon zu Lebzeiten anerkannte und gefeierte französische Philosoph Henri Bergson (1859–1941) hat sein Lebenswerk mit einer Untersuchung über die beiden Quellen der Moral und Religion (1932) abgeschlossen. Nach fast 50 Jahren wird die erste deutsche Übersetzung neu aufgelegt. Vielleicht stehen die Bergson damals beschäftigenden Fragen heute nicht mehr so im Mittelpunkt des Interesses, aber trotzdem bleiben sie bedeutsam. Schade, daß der Übersetzung keine Einleitung vorgegeben wurde.

SCHMITZ, Philipp: *Menschsein und sittliches Handeln*. Vernachlässigte Begriffe in der Moraltheologie. Würzburg 1980: Echter Verlag. 148 S., br., DM 15,80.

Das Buch möchte einigen Kategorien von Ethos und Ethik nachgehen, die, wie Vf. zu Recht vermutet, in der augenblicklichen Moraltheologie über dem Disput um die Legitimierung sittlicher Normen etwas vergessen worden sind. Da es aber immer auch darum gehen muß, nicht nur das sittliche Richtige, sondern das sittlich Gute aufzuweisen, handelt Vf. in verschiedenen langen Kapiteln über: Das sittliche Tun; Gewissen; Autorität (das längste Kapitel); das sittlich Böse; Tugend. – Besonders der Abschnitt über das sittlich Böse macht in einer doch nachdenklich machenden Weise auf Verharmlosungen und Schwachstellen heutigen, auch landläufig-christlichen Denkens aufmerksam. Insgesamt aber ist das Buch auf einem so hohen Abstraktionsgrad geschrieben, daß es sich wohl nur als Lektüre für Fachleute eignet; schon derjenige, der „nur“ auf ein volles theologisches „Normalstudium“ zurückblicken kann, dürfte sich hier leider überfordert fühlen.

EMEIS, Dieter – SCHMITT, Karl Heinz: *Grundkurs Sakramentenkatechese*. Freiburg 1980: Verlag Herder. 288 S., kat., DM 29,80.

In diesem Buch wird erstmals eine einheitlich konzipierte umfassende Handreichung für die Sakramentenkatechese geboten. Sein Inhalt besteht aus acht Teilen. Der erste enthält grundlegende Erläuterungen: Anthropologische Erschließung; Christologische Begründung; Ekklesiologische Zusammenhänge; Eschatologische Dimension; Die Kirche und ihre Sakramente als Zeichen des Heiles in Geschichte und Gesellschaft; Allgemeine Konsequenzen für die Sakramentenkatechese. Die folgenden Teile sind jeweils einem der sieben Sakramente gewidmet und gliedern sich in vier Abschnitte: Zur gegenwärtigen Situation; Inhalte der Katechese; Ziele der Katechese und Konkretes Zielspektrum.

Das Buch bildet eine ausgezeichnete Hilfe für die Hinführung zu einem personalen Verständnis der Sakramente als Begegnung mit Christus durch die Kirche.

OTT, Rudi: *Buße und Eucharistie*. Ein Buch für Eltern und Katecheten. München 1980: Kösel-Verlag. 264 S., kt., DM 26,80.

Eltern und Katecheten bietet das Buch eine willkommene Handreichung, die es ihnen ermöglicht, Kindern im Grundschulalter die Botschaft Jesu so zu vermitteln, „daß sie darin eine Grundorien-

tierung für ihr Leben gewinnen“. Dabei werden Eucharistie und Buße als Anlaß gesehen, „das Kind in neuer, seiner Entwicklung gemäßen Weise mit den grundlegenden Wahrheiten der christlichen Botschaft vertraut zu machen und es in die Grundformen christlichen Lebens einzuführen“. Der Inhalt des Buches ist deshalb erheblich umfangreicher, als der Titel vermuten läßt. Er umfaßt neben den Themen „Buße“ und „Eucharistie“ die wichtigsten Aspekte religiöser und sittlicher Erziehung. Geboten werden Anregungen zur Meditation, Anstöße zu erzieherischem Handeln, Bibeltexte, theologische Erläuterungen, Skizzen, Collagen, Erzählungen u. a.

Als Verwendungsmöglichkeiten des Buches kommen in Frage: private Lektüre der Eltern und Katecheten, das Gespräch der Gruppenleiter, das Gespräch mit Kindern, Elternabende in Pfarrgemeinde und Schule, Beratungen des Pfarrgemeinderates, Veranstaltungen der theologischen Erwachsenenbildung.

AUFDERBECK, Hugo: *Volk Gottes auf dem Weg*. Pastorale Erfahrungen und Hilfen. Freiburg 1979: Herder Verlag. 304 S., kt., DM 29,80.

Aus diesen Predigten, Ansprachen, Meditationen und Briefen des verstorbenen Bischofs von Erfurt spricht ein erfahrener, von tiefer Sorge um den Menschen erfüllter Seelsorger. Er versteht es, in einfacher, bilderreicher und tiefgreifender Weise das Evangelium als Botschaft der Ermutigung und Zuversicht und Freude zeitnah zu verkünden. Wer auch immer die Adressaten der einzelnen Beiträge sein mögen: Kinder, Jugendliche und Alte, Frauen und Männer, Gesunde und Kranke, Priester und Laien, Gemeinden in der Diaspora und in katholischer Umwelt, alle weiß er anzusprechen. Wer selbst in der Glaubensverkündigung steht, wird aus der Fülle dieser Beispiele lebendiger Wortverkündigung in hohem Maße Anregungen und Orientierungen gewinnen.

MEVES, Christa: *Kleines ABC für Seelenhelfer*. Grundregeln für die Begegnung mit Rat-suchenden und Patienten. Reihe: Herderbücherei, Bd. 810. Freiburg 1980: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 6,90.

Allen denen, die Menschen in seelischer Not helfen möchten, bietet die bekannte Psychagogin und Autorin hiermit eine Elementarlehre der Seelenheilkunde an, in der sie wissenschaftliche Erkenntnis und ihre reiche Erfahrung aus der urmenschlichen Heilkraft der Zuwendung und Liebe zusammenfaßt. Ohne diese Grundhaltungen stoßen alle Methoden letztlich ins Leere. In 25 Artikeln (von „Anhören“ bis „Zweisamkeit schenken“) zeigt M. in eindrucksvoller, durch viele Beispiele illustrierter Darstellung, was dies für die Praxis bedeuten kann.

GÜLDEN, Josef: *In den Tagen des Alters*. Gebet und Leben. 4., neu bearbeitete Auflage. Regensburg 1980: Verlag Fr. Pustet. 419 S., Ln., DM 14,80.

Die Pastoral hat in letzter Zeit verstärkt den alternden Menschen entdeckt. Das bestätigt einmal mehr das ausgezeichnete Buch von Josef Gülden, das nicht nur ein Gebetbuch, sondern auch ein Lese- und Betrachtungsbuch darstellt. Bereits vor Beginn des II. Vatikanischen Konzils zum ersten Mal erschienen, berücksichtigt es jetzt in seiner vierten Auflage die gewandelte Sprache unserer Zeit und die Erkenntnisse der Gerontologie.

Am Beginn stehen Texte und Betrachtungen zur Pflege und Vertiefung der Grund- und Hauptgebete des Christen, der täglichen Gebete, der Feier des Sonntags und der Eucharistie, der Mitfeier des Kirchenjahres, der Heiligenfeste und der Sakramente. Es folgen weitere Abschnitte über die Psalmen und das Stundengebet, wertvolle Volksandachten und Hinweise auf einfache Betrachtungsmethoden. Daran schließen sich Gebetsbeispiele zur Bewältigung des Alters, ein Kapitel mit Krankengebeten und ein weiteres mit Gedanken und Gebeten zur Vorbereitung auf den Tod. Eine Besinnung für ältere und alte Menschen wird dem ganzen vorausgeschickt. Selbstverständlich werden alle liturgischen Texte entsprechend der Liturgiereform und den neuen ökumenischen Fassungen dargeboten. Ausführliche Quellen-, Namen- und Sachverzeichnisse sowie ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis beschließen das reichhaltige Buch, dem man auch in seiner neuen Auflage viele Benutzer wünscht.

HEUSSEN, Gregor A.: *Wenn wir zusammen sind*. Gebete in Gemeinschaft. Mainz 1980: Matthias-Grünewald-Verlag. 64 S., Kst., DM 9,80.

55 kurze Gebete im Anschluß an Psalmverse formuliert und für das seltener gewordene gemeinsame Tischgebet vor oder nach dem Essen gedacht, bietet das kleine Buch. Der Verfasser meint, das Tischgebet sei heute weniger ein Gebet übers Essen als ein Gebet, bei dem die Familie beisammen ist. Folgerichtig steht nicht der Gedanke an Speise und Trank im Vordergrund, sondern der der Freude und des Dankens. Gerade deswegen eignet sich das kleine Gebetbuch aber auch für andere Gelegenheiten, z. B. für das Gebet im Religionsunterricht.

EXELER, Adolf: *Zu diesem Leben ermutigen*. Betrachtungen zu den Festen im Kirchenjahr. Freiburg 1981: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 14,-.

In diesem Buch sind 19 Predigten A. Exelers gesammelt, des Münsteraner Professors für Pastoraltheologie und Katechetik. Gehalten wurden sie im Laufe mehrerer Jahre vor verschiedensten Gemeinden. Das ganze Kirchenjahr wird durchschritten, und der Vf. hat dabei auch Ansprachen aufgenommen, die nicht eigentlich einem Festtag zugeordnet sind, wie eine Predigt zum Abschluß des 40stündigen Gebetes der Karnevalstage oder eine aus Anlaß des Weltmissionssonntages. Der Titel des Buches steht als Leitwort über den Gedanken zum Fest Christi Himmelfahrt. E. geht es immer wieder darum, aufzuweisen, daß der Glaube nicht das Leben behindert, sondern Befreiung bedeutet, die Erlaubnis gibt zum Feiern (S. 128), daß er jeden dazu führt, sich für Gott und für die Menschen etwas Gutes einfallen zu lassen (S. 47). Auch aufgrund der gut verständlichen Sprache eignet sich dieses Buch deshalb sowohl für die persönliche Betrachtung als auch zur Anregung für Prediger.

*Altspanische Gebete zum Kirchenjahr*. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Anton THALER. Zürich, Köln 1980: Benziger Verlag. 128 S., br., DM 16,80.

Weithin herrscht die Vorstellung, im Westen gebe es nur eine einzige lateinische Liturgie, nämlich die römische. In Wirklichkeit ist die römische Liturgie nur eine unter mehreren. So lebt z. B. neben dem mailändischen Ritus die sog. altspanische Liturgie, deren Wurzeln wohl bis ins 3./4. Jahrhundert zurückreichen. Sie wird heute noch in Toledo, Montserrat, einigen Kirchen der Diözese Toledo sowie von Priestern mit Sondererlaubnis gefeiert.

Da die liturgischen Bücher der altspanischen Liturgie bislang nur in lateinischer Sprache vorliegen, ist es zu begrüßen, daß A. Thaler wenigstens einige Gebete übersetzt und kommentiert hat, um sie einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Die Zusammenstellung der Texte folgt dem Kirchenjahr, dessen Mitfeier durch die Meditation der Gebete neue Anregungen erfahren kann. Vielleicht gelingt es der Sammlung ferner, ein tieferes Verständnis für die mögliche Vielfalt in der Einheit zu wecken, das in den vergangenen Jahrhunderten verloren gegangen ist.

*Stichwortregister zum Stammteil des Einheitsgesangbuches Gotteslob*. Hrsg. v. Paul NORDHUES u. Alois WAGNER. Paderborn 1980: Verlag Bonifacius-Druckerei. 107 S., geb., DM 12,80.

Beim ersten Betrachten des Buchs drängt sich leicht die Frage auf: Was soll ein solch schmächtiges Bändchen neben den umfangreichen Registern „Der große Themenschlüssel zum Gotteslob“ von Xavier Moll und „Konkordanz zum Gotteslob“, herausgegeben vom Bischöflichen Ordinariat Limburg? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Von den beiden anderen Verzeichnissen hebt sich das Bändchen u. a. dadurch ab, daß Stichwörter angeführt sind, die sich dort nicht finden, und daß die Erläuterungen bzw. katechetischen Texte mit berücksichtigt sind. Gegenüber dem Werk von Xavier Moll zeichnet sich das „Stichwortregister“ ferner dadurch aus, daß neben den Gesängen auch die Gebete und Andachten aufgeschlüsselt sind. Diese Eigenschaft hat das „Stichwortregister“ mit der „Konkordanz“ gemeinsam. Der Unterschied besteht in diesem Punkt lediglich darin, daß im „Stichwortregister“ Gebete und Andachten klar voneinander abgehoben sind. Als besonderer Vorzug des „Stichwortregisters“ darf dessen Handlichkeit gelten, die aus ihm ein praktisches Hilfsmittel für Reisen macht.

*Der Himmel geht über allen auf.* Beispiele der Verkündigung angesichts des Todes. Hrsg. von Klemens RICHTER. Freiburg 1980: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

„Der Himmel geht über allen auf.“ Dieses Lied sang Almut Richter gern, sie sang es noch kurz vor ihrem Tod, als sie mit acht Jahren bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam. Almut war der Mittelpunkt der Familie. Um so schwerer war das Leid der Hinterbliebenen.

Der Vater, Dr. theol. Klemens Richter, geb. 1940, Akademischer Oberrat für praktische Theologie und Liturgiewissenschaft am Fachbereich kath. Theologie der Universität Münster, hat den schweren Verlust zum Anlaß genommen, Predigten zu sammeln und zu veröffentlichen, die von namhaften Bischöfen, Professoren, Pfarrern und Laien bei Gelegenheit einer Beerdigung gehalten wurden. Es sind Ansprachen, die von persönlicher Betroffenheit zeugen und auch dort noch ein Licht anzünden, wo in der Dunkelheit des Lebens der Mensch verstummt und zu verzweifeln droht. So wird das Werk zu einer Quelle, aus der man in tiefem Glauben echten Trost schöpfen und weitergeben kann.

Zur persönlichen Meditation wie auch als Predigthilfe kann das Buch nur bestens empfohlen werden.

TÉVOÉDJRÈ, Albert: *Armut – Reichtum der Völker.* Wuppertal 1980: Jugenddienst-Verlag. 215 S., kt., DM 12,80.

Der Verfasser des 1977 in Französisch abgeschlossenen Buches wurde 1929 im westafrikanischen Benin (früher Dahomey) geboren und ist heute Direktor des Internationalen Instituts für Sozialstudien und stellv. Generaldirektor der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf. Er beschönigt keineswegs das Elend breiter Bevölkerungsschichten in der Dritten Welt; vielmehr plädiert er gerade zu dessen Überwindung für ein allgemeines Einverständnis mit der Armut im Sinne eines einfachen Lebensstils. Angesprochen sind zwar alle Staaten, vor allem jedoch die Entwicklungsländer; ihnen soll deutlich gemacht werden, daß eine Lösung ihrer Probleme nicht durch eine Nachahmung des Konsumstils der Industrieländer erfolgen kann, sondern nur durch eine solidarische Entwicklung der Gesamtbevölkerung unter Wahrung der eigenen Kultur und mit vorrangiger Befriedigung der Grundbedürfnisse. Für die Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen wird dem Abschluß von Solidaritätsverträgen entscheidende Bedeutung beigemessen. Der Text ist fachkundig, anregend und gut verständlich abgefaßt.

FREIRE, Paulo: *Dialog als Prinzip.* Erwachsenenalphabetisierung in Guinea Bissau. Wuppertal 1980: Jugenddienst-Verlag. 175 S., kt., DM 18,80.

In den frühen 60er Jahren entwickelte Freire in Nordostbrasilien eine pädagogisch erfolgreiche Methode für den Lese- und Schreibunterricht, die er „Concientização“, „Bewußtmachung“, nannte. Der Analphabet erlernt das Lesen und Schreiben in sehr kurzer Zeit aufgrund der Motivation durch Themen, die seinen gesellschaftlichen Alltag betreffen und sein politisches Bewußtsein entfalten. Die damit verbundene Erziehung zu politischer Aktivität zwang Freire bald zum Exil. Das vorliegende Buch enthält erstens seinen Bericht über die von ihm 1975/76 eingeleitete Alphabetisierung im Sinne der sozialistischen Regierung des westafrikanischen Staates Guinea Bissau nach Erlangung der Unabhängigkeit (1974) und zweitens die begleitenden Briefe, die er zwischen den Aufenthalten im Lande von Genf aus schrieb.

*Cubanisches Glaubensbekenntnis.* Einführung, Text, Interpretation. Hrsg. v. Konrad STOCK. Reihe: Gesellschaft und Theologie, Forum Politische Theologie Nr. 2. Mainz 1980: Matthias-Grünwald-Verlag i. Gem. m. d. Chr. Kaiser-Verlag, München. 112 S., kt., DM 10,50.

Die kleine selbständige Presbyterianisch-Reformierte Kirche von Kuba hat 1977 ein „Glaubensbekenntnis“ (S. 47–80) angenommen, das den veränderten gesellschaftspolitischen Verhältnissen

Rechnung tragen will. Der Marxismus-Leninismus wird bejaht und in die eigene theologische Tradition eingearbeitet. Die Analyse dieses bemerkenswerten Versuchs ist das Ergebnis von Tübinger Diskussionen unter der Leitung von Jürgen Moltmann.

ABEL, Eduard – JESSE, Peter: *In die Welt hinaustreten*. Texte, Fakten, Fotos zum Thema der Weltmissionskonferenz Melbourne. Basel 1981: Basileia Verlag. 64 S., kt., DM 12,-.

Ein indischer Metropolit sagte auf der Weltmissionskonferenz des Ökumenischen Rates der Kirchen im Mai 1980 im australischen Melbourne: „Wir beten ‚Dein Reich komme. Dein Wille geschehe...‘ und leben nach dem Motto ‚Mein Reich komme, mein Wille geschehe...‘ ... Wenn wir überhaupt einen gekreuzigten Christus predigen, dann ist er ein gezähmter Christus, der unserem luxuriösen Lebensstil, dem gleichgültigen Spießbürgertum ... kein Hindernis in den Weg stellt.“ Bilder und Texte von guter Qualität geben als Streiflichter der Hinreise über Japan, Hongkong, Taiwan und Neuguinea Anstöße zum Nachdenken im Sinne der Kampfansage in Melbourne an christliche Bequemlichkeit angesichts weltweiter Not.

*DGB – Grundsatzprogramm '81*. Beiträge zur Diskussion. Hrsg. v. Werner KRÄMER. Reihe: Arbeiterbewegung und Kirche Nr. 2. Mainz 1981: Matthias-Grünwald-Verlag. 128 S., kt., DM 9,80.

Zur Fortschreibung des Grundsatzprogramms von 1963 hat der DGB-Bundesvorstand einen Entwurf (S. 91–125) mit umfassendem wirtschafts- und gesellschaftspolitischem Mitbestimmungsanspruch vorgelegt (Verabschiedung im März 1981), der von einem Kreis katholischer Sozialethiker (u. a. O. von Nell-Breuning SJ und F. Hengsbach SJ) diskutiert worden ist. Ihre fundierten Stellungnahmen gelten den Themen Einheitsgewerkschaft, Humanisierung der Arbeit, Situation der Frauen, Wirtschaftswachstum und Vollbeschäftigung, Wirtschaftsplanung, Umweltschutz und internationale Sozialpolitik. Wünschenswert wäre auch eine Gesamtbeurteilung gewesen. Das Vorwort gibt nur einen kurzen Überblick und weist auf die wesentlichen neuen Teile des Entwurfs hin, die außer den genannten Themen soziale Grundrechte, Kontrolle wirtschaftlicher Macht, soziale Sicherung der Familien und Alterssicherung betreffen.

*Aussperrung und Streik – ungleiche Mittel*. Hrsg. v. Friedhelm HENGSBACH. Reihe: Arbeiterbewegung und Kirche Nr. 1. Mainz 1981: Matthias-Grünwald-Verlag. 174 S., kt., DM 12,80.

Der Sammelband enthält zum einen die Leitsätze der Entscheidung des Bundesarbeitsgerichts und gekürzte Fassungen der drei Urteile vom 10. 6. 1980 sowie zwei erste Stellungnahmen durch O. von Nell-Breuning SJ und Ch. Müller. Zum anderen vereinigt er aus der voraufgegangenen öffentlichen Auseinandersetzung ein Dutzend zumeist bereits 1979/80 veröffentlichter Beiträge vor allem katholischer, aber auch evangelischer Sozialwissenschaftler (u. a. O. von Nell-Breuning, F. Hengsbach SJ, H.-J. Wallraff SJ, A. Burger [KAB]) und Aktionsgruppen. Die Beurteilung der Aussperrung reicht nur von stark eingeschränkter Zustimmung bis zur vollen Ablehnung. Die Einleitung vermittelt einen hilfreichen Überblick.

*Domlandschaften*. Der Kölner Dom in ungewöhnlichen Bildern von Winfried KRÄLISCH mit Texten von Dieter RONTE. Köln 1980: Wienand. 120 S., Ln., DM 48,-.

Wer in der Nähe wohnt, ist gewiß schon hundertmal am Kölner Dom vorübergelaufen, hat ihn bei jedem Wetter und unterschiedlichen Lichtverhältnissen gesehen. Was ihm aber in diesem Buch geboten wird, erscheint tatsächlich neu und ungewöhnlich. Der Fotograf hat das Bauwerk bestiegen wie einen Berg, die Kamera mal nach oben, mal nach unten und mal zur Seite gehalten und dabei

Bilder eingefangen, die das menschliche Auge in dieser Weise wohl nie sieht. Das Bauwerk, eine gewaltige Baumasse, bietet sich mit seinen zarten Gliederungen, kühnen Linien und strengen Symmetrien immer wieder neu dar. Die zahlreichen Strebepfeiler, Fialen, Spitzbögen und Türme, die sich in den Himmel recken, bilden eine phantastische Landschaft. Ein ausgezeichnetes Buch, nicht nur für Kunstfreunde, das durch die kenntnisreiche Einführung und Interpretation D. Rontes noch gewinnt.

EXELER, Adolf: *Gott, der uns entgegenkommt*. Worte zum Advent. Freiburg 1980: Herder-Verlag. 80 S., kt., DM 9,80.

Das Buch bietet drei Adventspredigten, die in der Studentengemeinde Münster gehalten wurden. Ihr Thema:

„Das Abenteuer unseres Lebens und das Entgegenkommen Gottes“. Beide Aspekte sind im Wort Advent enthalten. In allen drei Predigten versucht der Autor sie aufzuzeigen. Auf diese Weise wird deutlich, was Advent für den einzelnen, für die Kirche und für unsere Gesellschaft bedeutet: Weil Gott als menschenfreundlicher Gott in unsere Geschichte eingetreten ist, kann menschliche Not verwandelt werden. Die Kirche, die immer auf dem Weg ist, lebt von dem stets neuen Wagnis, sich ganz auf den entgegenkommenden Christus zu verlassen. Die Solidarität der Christen mit allen Menschen ist die Dynamik, die unsere weithin unmenschliche Gesellschaft verwandeln kann. Dieses Buch ist mehr als nur eine Besinnung zum Advent. Es regt vielmehr dazu an, einmal ohne Resignation über die Probleme in Kirche und Gesellschaft nachzudenken.

ALBRECHT, Barbara: *Gebet – gelebter Glaube*. Reihe: Theologie und Leben Nr. 60/61. Freising 1980: Kyrios Verlag Meitingen. 112 S., kt., DM 12,50.

Viele Christen leiden darunter, daß sie nicht mehr richtig beten können. Gebet und Glaube aber bilden eine unaufgebbare Einheit. Aus dieser Tatsache heraus sieht die Autorin das Beten als ein In-Beziehung-Treten zu Gott. Das Gebet steht aber nicht isoliert im Alltag, sondern auch Gebet und Arbeit bilden eine untrennbare Einheit. Mit Gedanken über das Beten in Gemeinschaft und für die Gemeinschaft wird ein besonderer Akzent gesetzt. Die Betrachtung zum Vaterunser am Schluß zeigt, wie das vorher theologisch Bedachte sich in der Praxis entfalten läßt. Alles in allem: Eine Besinnung auf das „Gebet als Ernstfall des Glaubens“ und eine Hinführung und Ermutigung zum Gebet.

SUDBRACK, Josef: *Wir bilden eine Kette*. Rosenkranzbeten mit dem Papst. Würzburg 1980: Echter Verlag. 32 S., 15 Bildseiten, br., DM 1,20.

In seiner Antrittszyklika *Redemptor Hominis* entwirft Papst Johannes Paul II. ein Programm für die Kirche von heute und von morgen. Am Schluß lädt er alle Menschen ein, „daß man in diesem Gebet verharret, vereint mit Maria, der Mutter Jesu, so wie die Apostel und die Jünger des Herrn im Abendmahlssaal verharreten“. Unser Gebet soll geformt sein von den Anliegen, die unseren Papst bewegen, und zwar in der Form des Rosenkranzgebetes. Drei Themenkreise werden dem Beter zur Meditation angeboten: Glaube an Jesus Christus – Hoffen und Sorgen für den Menschen – Liebe zur Kirche. Einige praktische Hinweise am Schluß des Büchleins können helfen, diesen Rosenkranz so zu beten, daß sie mit dem Papst eine Kette in den Anliegen unserer Zeit bilden. Empfehlenswert für alle Gemeinschaften, in denen regelmäßig der Rosenkranz gebetet wird.

*Christsein als Beruf*. Von Berufs wegen im Dienst der Kirche. Hrsg. v. Norbert GREINACHER. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 140 S., br., DM 17,80.

Das Buch will zeigen, wie Männer und Frauen heute versuchen, Christsein als Beruf zu verwirklichen. Die Beiträge verstehen sich als Versuch, konkrete Möglichkeiten des Dienstes in der Kirche

auf der Grundlage persönlicher Erfahrungen darzustellen. So berichtet zunächst Birgit Droesser über ihre Erfahrungen als Pastoralreferentin. Urs Baumann analysiert die Probleme, die sich für diesen Beruf ergeben und eröffnet einige Zukunftsperspektiven. Helmut Kurz schildert die Schwierigkeiten, die sich heute einem Religionslehrer stellen. Norbert Greinacher beschreibt schließlich in einem ersten Beitrag den Übergang vom traditionellen Priesterdienst zum ordinierten Leiter einer christlichen Gemeinde. Dann begründet er in einem „biographischen Essay“, warum er katholischer Theologieprofessor ist. Im Anhang ist schließlich noch der „Brief der Arbeitsgemeinschaft Rottenburg an alle Kollegen im priesterlichen Amt“ abgedruckt.

VOLK, Hermann: *Formen christlicher Existenz*. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 102. Mainz 1980: Matthias-Grünewald-Verlag. 116 S., kt., DM 8,80.

In der Kirche gibt es verschiedene Formen des Dienstes. Bisweilen können sich aus der Zuordnung der unterschiedlichen Ämter und Dienste Probleme ergeben. Kardinal Volk rechtfertigt die Neuordnung der pastoralen Dienste von den in der Schrift bezugten verschiedenen Formen des Dienstes und den unterschiedlichen Gaben des Geistes her, die es in der Kirche gibt. In diesem Band sind dazu Predigten und Vorträge des Kardinals zusammengestellt. Die einzelnen Themen lauten: Der Dienst des Bischofs; Glaubensverkündigung und Seelsorge; Ehe und Priestertum; Der priesterliche Dienst und die neuen Dienste.

BUCHER, Kurt: *Kurze Geschichten als Predigthilfen*. Luzern, Stuttgart 1980: Rex-Verlag. 155 S., br., DM 19,80.

Dieses Buch enthält thematische Betrachtungen zu Kurzgeschichten. Jede Betrachtungseinheit setzt sich aus fünf Elementen zusammen. Grundlage ist eine kurze Geschichte, Legende oder Fabel. Im Rahmen einer Betrachtung wird zunächst die Geschichte gedeutet und auf das menschliche Leben übertragen. Als weiteres Element folgen Zitate von Dichtern, Theologen, Philosophen und Abschnitte aus der Heiligen Schrift, die in engem Zusammenhang mit der Kernaussage der Geschichte stehen. Die einzelnen Kapitel schließen jeweils mit einem zusammenfassenden Gebet. Die Geschichten eignen sich gut als Einstiegselemente zu Gesprächen, für Betrachtungen, aber auch als Predigthilfe für den Seelsorger.

WALLNER, Leo – KARNER, Peter: *Ökumene zum Weitergeben*. Ökumenische Morgenfeier im ORF. Innsbruck 1980: Tyrolia-Verlag. 160 S., Snolin, DM 16,80.

Im Jahre 1968 begann das ORF in seinem Hörfunkprogramm mit einer ökumenischen Rundfunksendung. Im Rahmen einer Morgenfeier werden theologische Fragen aufgegriffen. Vertreter der verschiedenen Religionsgemeinschaften versuchen, sie von ihrem Glauben her zu beantworten und für ihren Standpunkt um Verständnis zu werben. Von den mehr als 700 bisher ausgestrahlten Sendungen wurden 18 in diesem Buch zusammengestellt. Die einzelnen Kapitel eignen sich auch gut als Predigtvorlage oder als Diskussionsbasis in Gesprächskreisen.

SCHNEGG, Matthias: *Damit es Freude macht*. 68 Spielmodelle für Kindergottesdienste an Sonn- und Festtagen und für verschiedene Anlässe. Freiburg 1980: Herder-Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Dieses Buch möchte mit dazu beitragen, daß Kinder die frohe Botschaft in Symbolen und Spielen selbst erleben können. Das Besondere an diesem Buch besteht außerdem darin, daß es zu den biblischen Lesungen aller drei Lesejahre und zu besonderen Anlässen Modelle in verschiedenen Spielformen bietet: z. B. biblische Spiele, Predigterzählungen, Singspiele und Pantomimen. Dabei verstehen sich die Spiele nicht als fertige Rezepte, sondern als Anregung zum Selbermachen, als Gestaltungsmöglichkeiten für die Eucharistiefeier, für Wortgottesdienst und für den Religionsunterricht. Allen, die für das Spiel in der Liturgie Verständnis haben, wird dieses Buch mit seinen Anregungen viel Freude bereiten.

## Eingesandte Bücher

*Unverlangt eingesandte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.*

ABDULLAH, Muhammad S.: *Geschichte des Islams in Deutschland*. Reihe: Islam und westliche Welt, Bd. 5. Graz 1981: Styria-Verlag. 220 S., geb. DM 29,80.

BADEN, Hans Jürgen: *Das einfache Leben aus dem Geist des Christentums*. Reihe: Herderbücherei, Bd. 898. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 176 S., kt., DM 7,90.

BARTH, Gerhard: *Die Taufe in frühchristlicher Zeit*. Reihe: Biblisch-theologische Studien, Bd. 4. Neukirchen-Vluyn 1981: Neukirchener Verlag. 151 S., Pb., DM 18,-.

BROCKMANN, M. Dorothea: *Meitinger Scherenschnitt-Kalender 1982*. Freising 1981: Kyrios Verlag. 25 Scherenschnittkarten. DM 6,50.

BÜHLMANN, Walbert: *Wenn Gott zu allen Menschen geht*. Für eine neue Erfahrung der Auserwählung. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 292 S., kt., DM 29,80.

*Chorsätze zum Gotteslob für gemischte Stimmen*. Heft 9: Lob und Dank. Hrsg. v. Bischöfl. Institut für Kirchenmusik, Mainz. Paderborn 1981: Verlag Bonifacius-Druckerei. 36 S., kt., DM 6,50.

DAVID, Magdalene: *Du bist mir zum Retter geworden*. Mein Aufbruch zur Kirche. Mainz 1981: Matthias-Grünewald-Verlag. 136 S., kt., DM 16,80.

*Den Glauben neu verstehen*. Beiträge zu einer asiatischen Theologie. Reihe: Theologie der Dritten Welt, Bd. 1. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 150 S., kt., DM 27,50.

ELLUL, Jacques: *Apokalypse*. Die Offenbarung des Johannes – Enthüllung der Wirklichkeit. Neukirchen-Vluyn 1981: Neukirchener Verlag. 263 S., Pb., DM 38,-.

*Evangelisation in der Dritten Welt*. Anstöße für Europa. Reihe: Theologie der Dritten Welt, Bd. 2. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 128 S., kt., DM 22,-.

FOUCAULD, Charles de: *Entschlüsse aus der Stille*. Persönliche Aufzeichnungen aus den Exerzitien in den Jahren 1900–1909. München 1981: Verlag Neue Stadt. 216 S., kt., DM 25,80.

FRÜCHTEL, Ursula – LORKOWSKI, Klaus: *Religion im 7. und 8. Schuljahr*. 116 Stundenentwürfe mit 96 Kopiervorlagen. Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 464 S., br., DM 48,-.

FUNK, Aloys: *Status und Rollen in den Paulusbriefen*. Eine inhaltsanalytische Untersuchung zur Religionssoziologie. Reihe: Innsbrucker theol. Studien, Bd. 7. Innsbruck 1981: Tyrolia-Verlag. 224 S., kt., DM 38,-.

FUX, Ildefons: *Don Bosco*. Wien 1981: Salterrae Schriftenapostolat, Maria Roggendorf. 44 S., kt., öS 8,-.

HÖRMANN, Karl: *Atomenergie*. Im Widerstreit von Politik, Ökologie und Ethik. Innsbruck 1981: Tyrolia-Verlag. 196 S., Snolin, DM 29,-.

HOLTZ, Leonhard: *Die Mitte des Menschen*. Herz-Jesu-Meditation in Geschichte und Gegenwart. Trier 1981: Paulinus-Verlag. 224 S., kt., DM 29,80.

*Jahr des Herrn 1982*. Freising 1981: Kyrios Verlag. 25 zweifarbige Spruchkarten. DM 6,50.

*Kirchen kämpfen mit*. Die VFW-Fokker-Aktion zur Erhaltung der Arbeitsplätze. Hrsg. v. Heinrich LUDWIG. Reihe: Arbeiterbewegung und Kirche, Bd. 3. Mainz 1981: Matthias-Grünewald-Verlag. 108 S., kt., DM 9,80.

KLOSTERMANN, Ferdinand: *Gemeinde ohne Priester*. Ist der Zölibat eine Ursache? Mainz 1981: Matthias-Grünewald-Verlag. 104 S., kt., DM 13,80.

KÖCK, Ilona – SCHOISSWOHL, Veronika: *Begegnungen in der Gemeinde*. Handreichung zur Weiterführung von Firmgruppen. München 1981: Kösel-Verlag i. Gem. m. d. Benziger Verlag, Zürich, Köln. 88 S., br., DM 18,50.

LECHNER, Odilo: *Geschenke für den Tag*. Meditationen. Graz, Wien, Köln 1981: Styria-Verlag. 155 S., kt., DM 17,80.

*Meißinger Blumenkalender 1982*. Freising 1981: Kyrios Verlag. 13 farbige Aquarelle. DM 9,80.

MÖLLER, Joseph: *Tractatus ontologicus*. Prolegomena zu einer Metaphysik der Freiheit. Düsseldorf 1981: Patmos-Verlag. 116 S., kt., DM 16,80.

*Neue Calwer Predigthilfen*. Hrsg. v. Hans BORNHÄUSER u. a. 3. Jahrgang, Bd. B: Exaudi bis Ende des Kirchenjahres. Stuttgart 1981: Calwer-Verlag. 279 S., kt., DM 28,-.

*Neue Calwer Predigthilfen*. Württembergische Marginalreihe. Hrsg. v. Gerhard HENNIG u. Theo SORG. Bd. B: Exaudi bis Ende des Kirchenjahres. Stuttgart 1981: Calwer Verlag. 316 S., kt., DM 28,-.

NIGG, Walter: *Lehrmeister der Christenheit in verwirrter Zeit*. Benedikt von Nursia und Katharina von Siena. Reihe: Herderbücherei, Bd. 871. Freiburg 1979/80: Herder-Verlag. 144 S., kt., DM 6,90.

„Nun breite deine Hände aus“. *Lourdes*. Mit einem Anhang über den Eucharistischen Weltkongreß. Text: Alfred LÄPPLE. Fotos: Hans Günter NUMBERGER u. Peter ARDEL. Aschaffenburg 1981: Pattloch-Verlag. 144 S., br., DM 19,80; geb., DM 25,-.

RUF, Gerhard: *Das Grab des Hl. Franziskus*. Die Fresken der Unterkirche von Assisi. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 200 S., 73 Farbbilder, geb., DM 68,-.

RUMMEL, A. Gerhard – HAERST, Leopold: *Kinder- und Familiengottesdienst*. Kurs zur Ausbildung von Mitarbeitern im Kindergottesdienst. München 1981: Kösel-Verlag i. Gem. m. d. Benziger Verlag, Zürich, Köln. 196 S., br., DM 29,80.

SARTORY, Gertrude und Thomas: *Benedikt von Nursia – Weisheit des Maßes*. Reihe: Herderbücherei, Bd. 884. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 141 S., kt., DM 6,90.

SCHRUERS, Paul: *Kleine Glaubensschule für junge Leute*, Spiritualität, Hilfen zum christlichen Leben, Augsburg 1981, Neue Stadt. 149 S., kart., DM 15,80.

SIX, Jean-François: *Ich preise dich, Vater*. Jesusgebete. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 144 S., kart., DM 14,80.

SMET, Joachim / DOBHAN, Ulrich: *Die Karmeliten*. Eine Geschichte der Brüder U. L. Frau vom Berge Karmel. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 464 S., gebunden, DM 58,-.

*Sonntag für Kinder*. Kindergottesdienste für jeden Sonn- und Feiertag im Kirchenjahr. Hrsg. v. Winfried BLASIG. Heft 9: Vom 17. Sonntag im Jahreskreis bis zum Christkönigs-sonntag, Lesejahr A. Zürich, Einsiedeln, Köln 1981: Benziger Verlag. 128 S., br., DM 12,-.

SPAEMANN, Heinrich: *Stärker als Not, Krankheit und Tod*. Besinnung und Zuspruch. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 128 S., kt., DM 14,80.

SPIECKER, Kyrilla: *Markierungen*. Einsichten und Weghilfen. Würzburg 1981: Echter-Verlag. 102 S., kart., DM 10,80.

STEBLER, Vinzenz: *Du deckst mir den Tisch*. Tischgebete aus den Psalmen. Freiburg 1981: Verlag Herder. 64 S., kart., DM 6,80.

*Stuttgarter Bibelkalender 1982*, Heilige begleiten durch das Jahr. Zwölf vierfarbige Kalenderblätter und ein vierfarbiges Deckblatt, Kalendarium mit Kirchenfesten und Tagesheiligen, Verlag Kath. Bibelwerk GmbH, Stuttgart, DM 19,80.

SUDBRACK, Josef: *Beten ist menschlich*. Aus der Erfahrung unseres Lebens mit Gott sprechen. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 272 S., kt., DM 28,-.

SUDBRACK, Josef: *Geistliche Führung*. Große Meditationsreihe, Freiburg 1981, Herder-Verlag. 126 S., kart., DM 12,80.

*Synoptisches Arbeitsbuch zu den Evangelien*. Bd. 5: Synopse nach Johannes. Mit einer Auswahlkonkordanz. Bearb. u. konkordant übersetzt v. Rudolf PESCH. Zürich, Einsiedeln, Köln 1981: Benziger Verlag. 88 S., br., DM 19,80.

THALMANN, Richard: *Signale Gottes*. Bildmeditationen zum Schöpfungsbericht. Reihe: Offene Zeit Nr. 11. Freising 1981: Kyrios-Verlag. 48 S., kart., DM 9,80.

Theologie der Dritten Welt – Band 1: *Den Glauben neu verstehen*, Beiträge zu einer asiatischen Theologie, Freiburg 1981, Herder-Verlag. 150 S., kart., DM 27,50.

Theologie der Dritten Welt – Band 2: *Evangelisation in der Dritten Welt*, Anstöße für Europa, Freiburg 1981, Herder-Verlag. 128 S., kart., DM 22,-.

TIMMERMANN, Joseph: *Suche die Freiheit*. Texte zur Meditation. Reihe: Theologie und Leben Nr. 65. Freising 1981: Kyrios-Verlag. 56 S., kart., DM 6,50.

TRAUTMANN, Franz: *Das Weihnachtsfest als religionspädagogisches Problem*, Analyse didaktischer Grundschulmaterialien und Aufarbeitung fachwissenschaftlicher Inhalte (1967–1980), Zürich–Einsiedeln–Köln 1981, Benziger-Verlag, 432 S., broschiert, DM 42,-.

UTTERS, Erwin: *Fixpunkte*. Betrachtungen zum Kirchenjahr. Düsseldorf 1981: Patmos-Verlag. 148 S., kt., DM 17,80.

UTTERS, Erwin: *Mach mit*. Kindergottesdienste. Düsseldorf 1981: Patmos-Verlag. 140 S., kt., DM 14,80.

*Volkskirche – Gemeindekirche – Parakirche*. Reihe: Theologische Berichte 10. Zürich/Einsiedeln/Köln 1981: Benziger Verlag. 137 S., kart., DM 32,80.

VORGRIMMLER, Herbert: *Wir werden auferstehen*. Bd. 888, Reihe: Worauf es ankommt. Freiburg 1981: Herder-Verlag. 200 S., kart., DM 7,90

*Vom Advent zum Advent*. Wegweiser durch das katholische Kirchenjahr 1981/82. Freising 1981: Kyrios Verlag. 60 Bildtafeln, davon 12 vierfarbig, DM 11,80.

*Vom Ende der Zukunft*. Eschatologische Verkündigung. Hrsg. v. Horst WICKING u. Günther WIED. Reihe: Dienst am Wort, Bd. 40. Göttingen 1981: Ehrenfried Klotz Verlag im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 166 S., kt., DM 19,80.

WEDER, Hans: *Das Kreuz Jesu bei Paulus*. Ein Versuch über den Geschichtsbezug des christlichen Glaubens nachzudenken. Reihe: Forschungen zur Religion u. Literatur des Alten u. Neuen Testaments, Bd. 125. Göttingen 1981: Vandenhoeck & Ruprecht. 274 S., kt., DM 38,-.

WERNER, Ernst: *Die Taufe in der Gemeinde*. Handreichung für Taufgespräche mit Eltern. Reihe: Praxis Gemeindekatechese. München 1981: Kösel Verlag, Zürich, Köln 1981: Benziger Verlag. 86 S., kart., DM 18,50.

*Zeitgeschichte in Lebensbildern*. Hrsg. J. ARETZ, R. MORSEY, A. RAUSCHER, Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, Mainz 1980, Grünewald-Verlag, 288 S., Ln., DM 38,50.



15. März 1983

